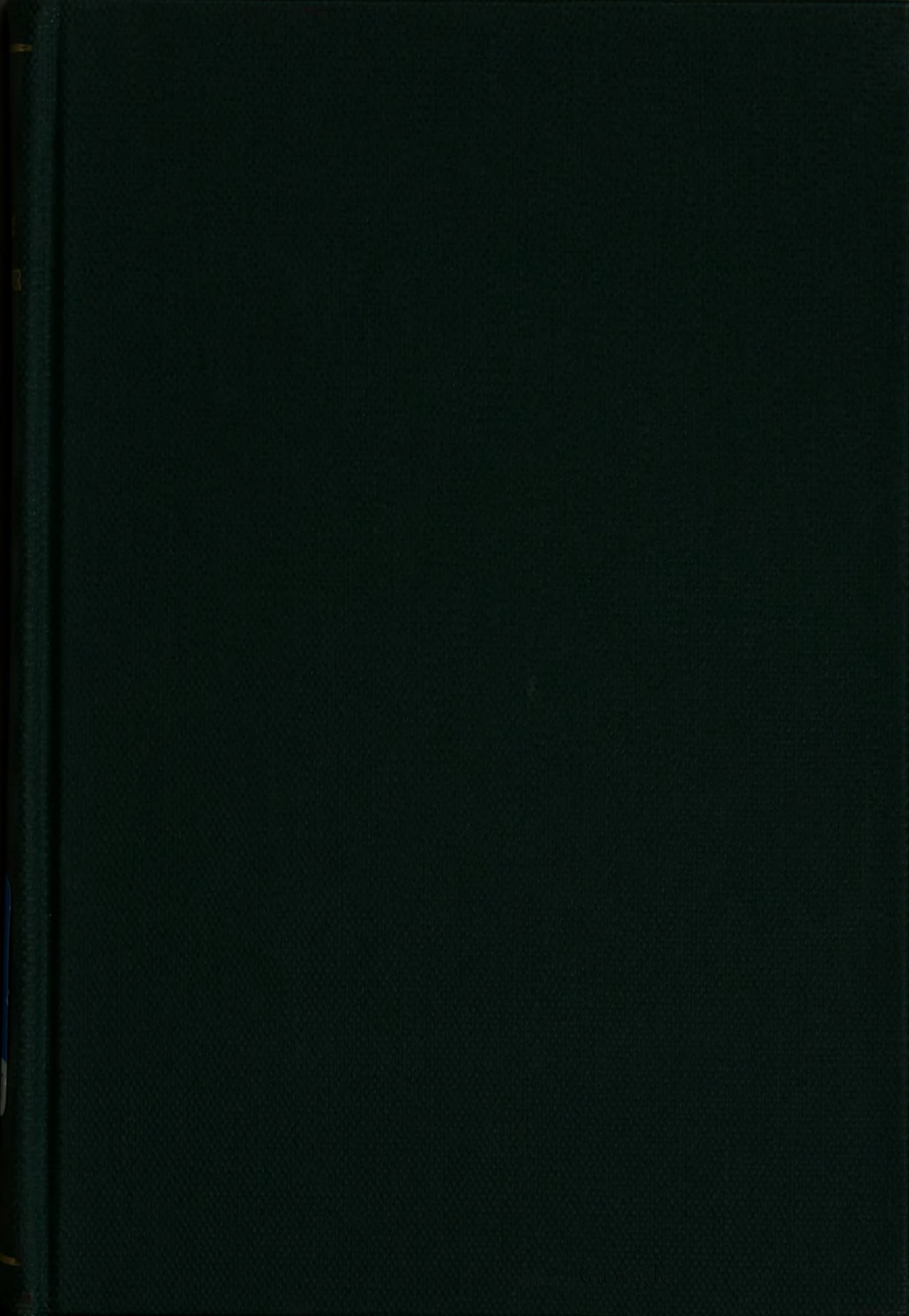
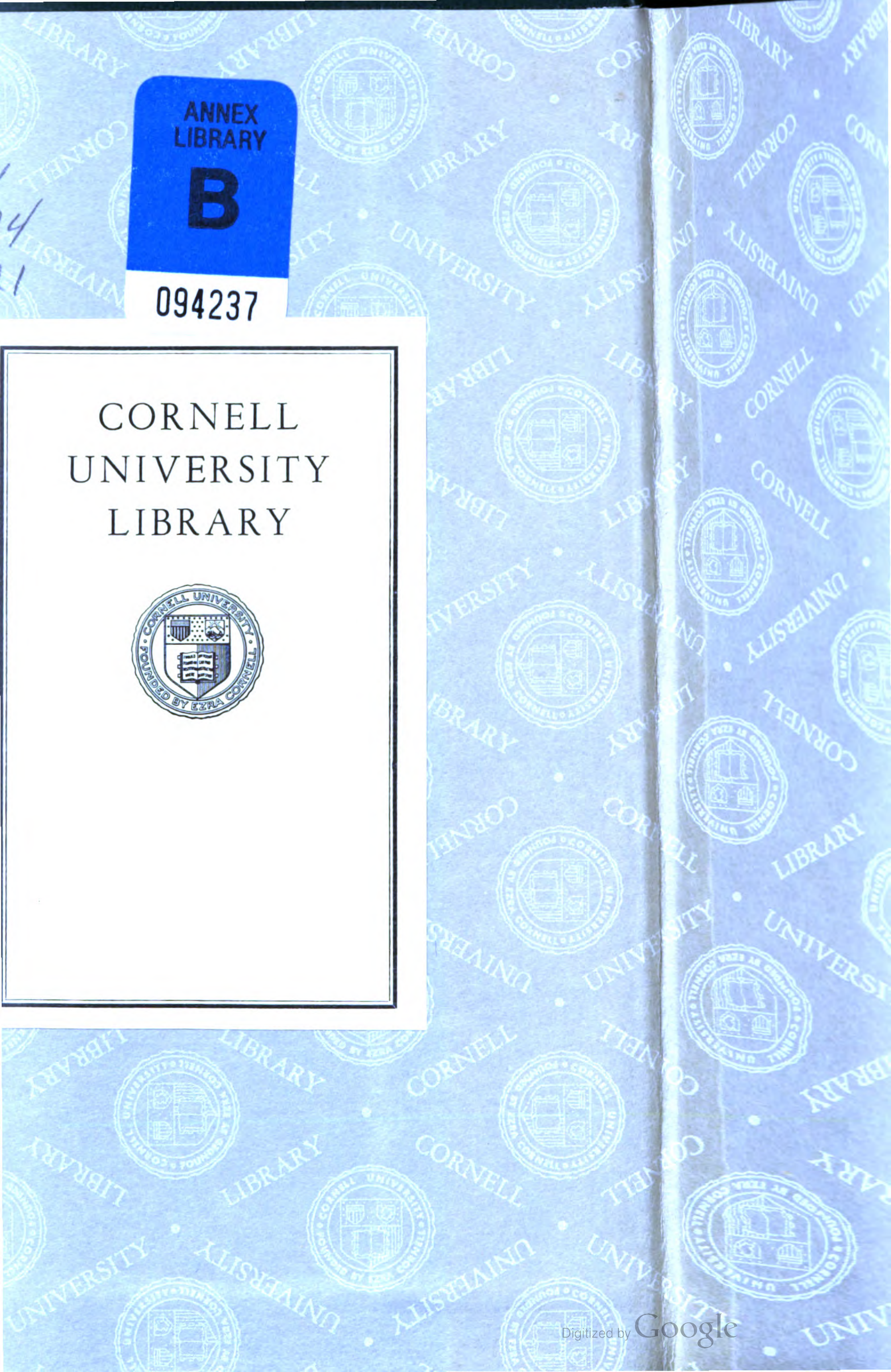





ANNEX
LIBRARY
B
094237
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
Digitized by Google



Hannoversche Geschichtsblätter.

Veröffentlichungen

aus dem

Archive, der Bibliothek, dem Kestner-Museum und dem Vaterländischen Museum der Stadt Hannover. Zeitschrift des Vereins für Geschichte der Stadt Hannover, der Geographischen Gesellschaft und des Vereins für neuere Sprachen.

21. Jahrgang.

1918.

Hannover.
Druck und Verlag von Th. Schäfer.
1918.

Inhaltsverzeichnis.

Landesgeschichte und Geschichte der Stadt Hannover.

Verzeichnis der Abbildungen.

Marschner-Erinnerungen.

Nach Handschriften im Vaterländischen Museum der Stadt Hannover.

Von Dr. med. Georg Fischer,
Hannover.

Leipzig, 29. Februar 1828.

Liebreichster Herr Saphir!

Bemerken Sie gefälligst das Datum des heutigen Schreibens, und es wird Ihnen mit mir die außerordentliche Gefährlichkeit dieses Tages aufs Herz fallen! Gott weiß, welch Messer für mich geschliffen, heute irgendwo an einem Haar von Feindeshand aufgehangen worden ist, um den Schrecklichen, der Alles bemerkt, auf eine unbegreifliche Art (das wäre fad-dumm) so aus dieser Welt zu expedieren. Wenigstens gehe ich heute nicht ins Theater, wo man schon angefangen hat, an ganz ordinären Tagen mit Messern zu spielen; was könnte nun erst heute geschehen! Was es mit der Messerspielerei für eine Bewandtnis hat, sollen Sie weiter unten erfahren. Da man seinem Schicksale aber nicht entlaufen kann, dasselbe mich jedoch bis diesen Augenblick noch nicht erwischt hat, so benutze ich die mir gegönnte Freiheit noch, um Ihnen in Kürze teils meine Erfahrungen bis heute nebst Bemerkungen mitzuteilen, teils aber auch den gerührtesten Dank für Ihren liebreichen und herzlabenden Brief zu entrichten. Ich kann Ihnen wohl sagen, daß dieses Ihr Sendschreiben an mich, das Andere aber viel eher gelesen haben als ich, viele recht sehr und auf recht verschiedene Art gerührt hat. Aber es ist schön von Ihnen und wahrhaftig außerordentlich redakteurlich gehandelt, sich in gleiches Renommee mit mir gesetzt zu haben; geht's dann an ein Köpfen, Hängen usw., so geschieht's doch gesellschaftlicherweise, denn das muß ich Ihnen nun sagen, daß ich nicht willens bin, Ihrem Edelmute nachzustehen. Denn, kommen Sie wieder einmal her und laufen den Karaiben [indianische Menschenfresser] so gleichsam selber in die Hände, um sich lebendig braten zu lassen,

so laß ich meine Hülle auch fahren und stelle mich zur Begleitung als Freiwilliger; obgleich ich das nicht nötig hätte, da ich für meine Wahrheitsliebe schon mehr als Tod gelitten — oh! oh! oh! — die „Sonnenmänner" gesehen — oh! oh! oh! — und auch — oh! oh! oh! — gehört habe [Oper von Ed. Genast zum ersten Mal]. Wahrhaftig, ich glaubte schon, da der Eingang zum Parterre von lauter Sonnenmännern gesperrt war, die Niemand vor dem Ende hinausließen, es würde diesen Abend mein letztes Stündlein kommen; aber Gott sei Dank! meine Natur war stärker, als diese Oper, ich habe sie nicht nur überstanden, sondern auch überlebt. Es war aber auch ein Kampf auf Tod und Leben, eins von beiden mußte ins Gras beißen, ich oder sie. Wer aber nun in solches gebissen, werden Sie, als ein so scharfsinniger Mann, leicht erraten, wenn Sie erwägen, daß besagter Kampf am 13. Februar stattfand und ich heute, den 29. Februar, darüber berichte. Doch, Ruhe ihrer Asche, sie ging nicht wie sie kam, ihr Leben war wirklich nur ein Traum, und auch so kurz. Aber Ehre, dem Ehre gebühret, ihr Vater hat weder die zärtlichste Sorgfalt noch Kosten gespart, ihr Leben zu verlängern; aber wer nicht nach Hufeland lebt, dem kann er auch nicht helfen. Sic transeat gloria mundi. Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Was hat Ihnen aber unser, nach Justus dem famösen, unübertrefflicher Don Juan zu leide getan, daß sie ihm so ganz und gar den Garaus machen? Haben Sie etwa in Berlin einen besseren Don Juan, der besser singt und besser spielt? Wird der Don Juan etwa nicht überall (in Deutschland wenigstens) schlecht gespielt? Und ist unser Don Juan unter diesen schlechten etwa der schlechteste? Ihr Don Juan wird applaudiert und nach der Höllenfahrt vom mitleidsvollen Publikum wieder aus der Hölle gerufen, unserer auch. Folglich gefällt Ihrem Publikum sein Don Juan, und dem unseren der seinige. Das ist ja aber die Hauptsache, denn gefiele so ein Don Juan dem Publikum nicht besser als den Kennern, so würde bald geschrieben stehen zu lesen, daß aus es ist mit allem Theaterwesen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß, sowie Gottsched einst den Hanswurst, Sie den Don Juan von hiesiger Bühne vertrieben haben, d. h. nicht etwa den Mozartschen, sondern nur den Genastschen. Herr Genast ist nämlich nach Magdeburg gegangen, um sich für das dortige Theater gewinnen zu lassen. Wer wird

wohl da gewinnen? Dubiose Frage, auf jeden Fall die Magdeburger! Dadurch wird nun wahrscheinlich das Mecksche Ehepaar vertrieben, und man kann billig fragen, wen werden die wieder treiben? So treibt ein Keil den anderen, könnte man hier sprichwörtlich bemerken, aber ich unterlasse es lieber, um alles Anstößige zu vermeiden.

Das Referat über das erste Gastspiel der Birch-Pfeiffer, in welchem sie wieder Jungfrau, d. h. die von Orléans war, haben Sie mir auch weggeschnappt, und doch wäre es das fetteste, d. h. das längste und folglich auch das einträglichste gewesen. Es sei aber, da Sie mir doch etwas zu berichten übrig gelassen haben, nämlich, daß es nicht sowohl auf den Brettern, als auch vor denselben ungemein hitzig hergegangen ist. Unser Publikum wollte diese Jungfrau nämlich durchaus nicht für eine ächte nehmen, bis sie mit dem Zerreißen der Ketten nicht sowohl ihre getrübt erschienene Unschuld dokumentierte, sondern auch die Anerkenntnis ihrer Kraft damit an sich riß. Soviel zur Ergänzung Ihres Referats.

In der „Maria Stuart" gab sie die Elisabeth. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die Auffassung dieser Rolle nicht nur falsch, sondern auch etwas widerlich erschien. Sie gab diese Königin wie einen eingefleischten Teufel, in dessen Herzen kein anderes Gefühl als das für Rache und Blut Raum zu haben schien. Dieses Bild ermangelte aller Wirklichkeit, und die Art und Weise, wie sie das Todesurteil unterzeichnete, war wirklich so kraß, daß das oben gebrauchte Gleichnis vom eingefleischten Teufel, so unedel es auch klingt, als das passendste und bezeichnendste sich von selbst darbot. Die Schröder gibt diese Szene ganz anders, und wenn ich sage, ganz anders, so verstehe ich darunter: ganz richtig; denn wenn sie (die Schröder nämlich) diese Szene spielt, so wird dem Zuschauer dadurch klar, daß dieser Blutbefehl nur von einem vor Zorn außer sich seiendem Weibe, dessen unermessene Eitelkeit soeben von der Nebenbuhlerin den Todesstreich erhalten hat, gegeben wird, wodurch es geschieht, daß bei allem Schreck vor dieser Handlung sich in das Gemüt des Zuschauers ein gewisses Mitleid mit der nahen Reue der aus ihrem Fieber bald erwachenden Mörderin einschleicht. Das Verfehlte der Birch-Pfeifferschen Leistung fühlte das Publikum auch und gab der, das Gemüt mehr ansprechenden, Maria (Mad. Genast)

weit mehr Beweise von Beifall als der Elisabeth. Daß man aber beim Erscheinen der beiden gerufenen Königinnen nur der Maria entgegenjubelte, schien mir nicht zart gehandelt. Zu was hatten einige denn den Gast mitgerufen? Die Gastfreundschaft, diese heilige Pflicht, ist bei uns ganz außer Kurs gekommen.

Unser Gast trat ferner auf als Gräfin Orsina (soll noch ihre beste Leistung gewesen sein, die ich aber nicht Zeit hatte zu sehen), als Lady Macbeth und Zarewna Sophia in den „Chamansky". Lassen Sie mich von dem Macbeth ganz schweigen, es war eine grausenvolle Vorstellung, wovon Sie sich selbst mit Ihrer heißen Phantasie keine Vorstellung machen können. Die Zarewna Sophia aber sollte, wie man verbreitet hatte, die beste Leistung der Mad. Birch sein. Das Gerücht schien jedoch wenig Glauben gefunden zu haben, da das Haus trotz der Ankündigung, es sei die letzte Rolle der Mad. B., fast ganz leer geblieben war. Mad. B. liebt es, milde und schroffe Charaktere darzustellen und das Gräßliche mit so grellen Farben auszumalen, daß es der zarteren Weiblichkeit unmöglich wird, auch nur momentan durchzuschimmern. Mit einem Wort, ich habe in den Leistungen dieser Künstlerin das Gemüt durchaus vermißt. Das Herabstimmen und Weicherwerden des starken Redetons macht es nicht und erscheint als Affektation die den Zuschauer nur noch kälter macht. Jedoch kann ich nicht leugnen, daß eine gewisse Konsequenz in Durchführung des einmal also aufgefaßten Charakters der Künstlerin durchaus nicht abzusprechen ist, die auch hier von Wirkung gewesen wäre, hätte wiederum ihre etwas fremdartige Aussprache, z. B. in den Worten Weib, Freude, meine usw., die wie Wei—ib, Freu—ide, mei—ine klangen, nicht gestört. Kurz, so konsequent Mad. B.-P. auch die Sophia spielte, so frappante Stellungen sie annahm, und so sehr sie auch auf Effekte hinarbeitete, es war vergebens, sie konnte das im großen Hause einsam sitzende Publikum nicht erwärmen, das lieber vor Kälte erstarrte, als sich selbst durch Hand- oder Fußbewegungen warm zu machen. So schied diese große Künstlerin von uns, um ihren europäischen Ruf in Deutschland weiter zu verbreiten!

Auch ein Löwe von Mannheim, einst ein beliebtes Mitglied der hiesigen Bühne, betrat als Ferdinand in „Kabale und Liebe" (worin nur Kabale gespielt wurde), als Baron

von Wiburg in „Stille Wasser sind tief“ (hierin wurde er gerufen) und als Egmont unser Theater. Er hat eine schöne Figur, ein mittelmäßiges Organ und eine schlechte Manier. So oft er spielte, nahmen die Damen $3\frac{1}{2}$ Viertel der Plätze ein, weshalb der Beifall auch nur dünn klang, da es hier nicht Sitte ist, daß Damen applaudieren. Die Vorstellung des Egmont wurde dadurch interessant, daß sich zwei Herren im Parkett, ein Doktor und ein Tabakshändler, in die Haare kamen. Letzterer hielt die langen Haare des ersteren (wahrscheinlich in einer Art von Vision) für langgeschnittenen Knaster und griff nach seinem Eigentum. Der Doktor aber, als Arzt seiner Ehre, greift nach seinem Messer (was Andere für ein Stilet ansahen) und sticht weidlich auf den Rücken des auf Knaster versessenen Tabakshändler los, so den Beweis führend, daß seine Haare wirkliche Haare und kein Knaster sind. Zweimal wurden die Umarmten getrennt, und zweimal umarmten sich die Treuen aufs neue mit unendlichem Hasse. Dank sei es den Vernunftgründen ad hominem der Polizei, durch welche bewogen die Erpichten sich mit unendlicher Wehmut fahren ließen, und die sich in Sicherheit zurückgezogenen Sperrsitzer und Musikanten ihre bestimmten Plätze wieder einnehmen konnten. Die Vorstellung des „Egmont“ aber ging ruhig zu Ende. Ehe ich aber meinen Bericht ende, erlauben Sie mir nur noch die Mad. G e n a st als Clärchen, d. h. im ersten Teil ihrer Rolle rühmlichst zu erwähnen. Ihre Persönlichkeit, ihr fast in allen Rollen hinderlich, paßte sehr gut zu dieser Rolle, und das gemütlich-naive Clärchen kann in diesen ersten Szenen nicht liebreicher repräsentiert werden, als von Mad. G. Zum Unglück für Mad. G. wird aber dieses Clärchen später eine Art von Heldin, und da reichen ihre Kräfte nirgends aus, so daß sie nur zur Hälfte lobenswert sein kann. Uebrigens soll diese Künstlerin eine sehr gebildete Frau und mit sehr richtigen Ansichten über Kunst begabt sein; ein seltener Fall bei Theaterkünstlerinnen, die Theorie und Wissen gewöhnlich nur durch Talent und — wie soll ich sagen — durch eine gewisse Art von feinem Instinkt für das Passende ersetzen. Schade deshalb, daß es Mad. G. an den nötigen Mitteln gebricht, ihre höheren Ansichten uns, dem Publikum, sozusagen weiß zu machen.

Zum Schluß muß ich Ihnen doch noch erzählen, daß Ihr Brief an mich doch Einigen Freude gemacht hat, deren

Name Sie darin haben mit abdrucken lassen. Es sind dies . . . . ., die darüber eine kindische Freude gehabt haben sollen, da ihre Namen noch nirgends gedruckt zu lesen gewesen sind als auf den Theaterzetteln. So eine gute Tat macht hundert andere schlimme vergessen. (Abgeschickt am 11. März.)

* * *

Eine Theaterkritik von Heinrich Marschner unvermittelt an der Spitze dieser Erinnerungen? Damit soll seine, wegen fehlender Namensunterschrift fast unbekannt gebliebene Tätigkeit als Schriftsteller in überraschend helles Licht gesetzt werden. Geld verdienen war der Grund, denn er mußte von früher Jugend an seine Mutter unterstützen. Seine Feder war gewandt, mitunter von bandwurmartigem Periodenbau, wie er selbst zugab; aber in Witz getaucht und wohlwollend gegenüber den Kunstgenossen. Die Handschrift klein und sehr fein. Verstimmt über das Todschweigen seiner Werke, besprach er einmal selbst die Komposition seines „Hans Heiling“; und mit dem Schalk im Nacken steckte er sich sogar in die Verkleidung einer Frau. Nicht genug damit: als Henry Marschner empfahl er sein Rondo scherzando à quatre mains mit scherzhafter Selbstkritik: „. . . Drum herbei, schöne Damen und Herren! Kauft! Kauft! Die Ware ist gut.“

Das hiesige Vaterländische Museum besitzt mehr als 200 Handschriften, welche Marschners Lebensgeschichte ergänzen: Briefe von ihm, — an ihn, — Berichte aus seiner Feder über Opern, Konzerte, sogar Schauspiel u. a. Die Sachen sind mir gütigst zur Bearbeitung überlassen.

1 Die älteste Erinnerung fällt in das Jahr **1813**, als Marschner, 18 Jahre alt, der Rekrutierung wegen einen Abstecher nach Böhmen machte. Fünfzehn Jahre später hielt er darüber in Leipzig einen Vortrag in dem humoristischen Verein „Tunnel an der Pleiße“, dessen Mitglieder bei Bier und Tabak dem höheren Blödsinn huldigten, ihre Vorträge „Späne“ nannten und sich als „würdige Makulaturen“ anredeten:

„Das Jahr 1813 brachte uns Zittauern nebst mehreren 1000 in Rußland krank und invalide gewordenen Sachsen,

Bayern, Württembergern usw. auch die schönsten Nervenfieber und andere pestartigen Seuchen, die das liebe, höchst freundlich gelegene Zittau in kurzer Zeit zu einem wahren Leichenfelde umzuwandeln drohten. Wie alles in der Welt zwei Seiten, eine böse und auch eine bessere hat, so wurden diese ansteckenden Krankheiten für die wenigen Aerzte daselbst zu wahrem Segen, und wer sollte es glauben, auch für die studierende Jugend; denn wie ein Gewächse treibendes Mistbeet trieb das unselige Gewandhaus, in dem die Ursachen dieser Verderben bringenden Krankheiten ein- und aufeinander geschachtelt lagen, auch unser geringes Wissen zur üppigen Blüte, sodaß wir uns Ostern 1813 reif genug fühlten, uns zu fernerem Gedeihen den Leipziger geistigen Ziergärtnern der Universität zu weiterer Pflege überliefern zu können. So zogen wir, ein rüstiges Fähnlein von 18 Mann, gen Leipzig und nahmen größtenteils in dem weiten Schosse der Apelei Quartier. Nichts von unseren ersten Einrichtungen, Studien und Fuchsstreichen; es war eine Zeit, die oft genug den fuchsichsten Fuchs in kurzer Zeit zur greisesten Muse machte. Wenn ich aber sage, daß wenig studiert, destomehr aber suitisiert wurde, so glaubt Ihr mir das erst aus eigenen früheren oder späteren Erfahrungen, ohne daß ich erst nötig hätte, auch Lützens Kanonendonner, die schmähliche Retirade der Russen und Preußen und das muntere Vordringen der jungen Gallier ins Gedächtnis zurückzurufen; Ursachen genug, die redseligsten Kathederredner zum Schweigen zu bringen und uns zum Schwänzen zu nötigen.

Das Vorrücken der Armeen in die Lausitz verursachte bald die fürchterlichsten Gerüchte von schrecklichen Gewalttaten der bärtigen Kosaken an unseren Lausitzer Landsleuten und Verwandten. Sie mehrten sich von Tag zu Tag und wurden immer gräßlicher. Da schlugen unsere echt patriotischen Herzen nicht nur in banger Besorgnis, sie flammten auch auf in jugendlichem Fuchsmut, und es wurde in der Apelei, der Lausitzer Herberge, beschlossen, daheim zu kehren, schon verübte Greuel zu rächen, oder Mütter, Schwestern Verwandte und Geliebte davor zu wahren. Hatten wir auch in der kurzen Zeit unseres Aufenthalts auf der Akademie noch nichts von fakultätischer Weisheit genossen, so wird man uns doch keineswegs abstreiten können, daß wir es im

Mut, für nicht von uns bedrängte Unschuld zu kämpfen, weit genug gebracht hatten. Auch waren wir nicht unbesonnen. Es blieb uns nicht verborgen, daß, blieben und rückten wir vereint in unsere Heimat, leicht einer von den verschiedenen Truppenführern hätte Lust nach unseren jugendlichkräftigen Armen bekommen können. Deshalb wurde beschlossen, vereinzelt durch die Armeen zu dringen, um uns, glücklich ans Ziel gelangt, desto sicherer zur Vernichtung des Feindes wieder vereinen zu können. Gesagt, getan.

Am 2. Juni 1813 rückte unser Rachechor aus. Ich selbst hatte beschlossen, den geraden Weg, den ich stets für den besten hielt (was mich aber schon oft getäuscht hat), zu gehen. Unversehrt kam ich, teilweise durch Leiterwagen befördert, nach Dresden und von da auf den „Fuchs", ein Wirtshaus hinter der Dresdener Heide und nur 4 Stunden von Bischoffswerda entfernt. Hier wurde es schon durch französische Nachzügler, Marodeurs usw. lebhafter; doch gelang es mir, mein Mittagsbrot, bestehend in Rindfleisch und Reis mit großen Rosinen (ein Mahl, welches seit 30 Jahren tagtäglich Reisenden hier aufgetischt wird) in Ruhe genießen zu können. Da ich außer einem tüchtigen Ziegenhainer und meiner Inskription nichts von Geld oder Wert bei mir trug, so setzte ich meinen Weg furchtlos fort. Schon lag Bischoffswerda vor mir und die Hoffnung, beim Fleischermeister Wünsche, auch ein Lands- oder Vaterstadtsmann von mir, eine gemächliche Nacht zuzubringen, als ich von einem französischen Gendarmen angehalten und auf mein „non" auf sein „parlez-vous français?" mit einem Fußtritt auf den Hinteren beehrt wurde, dem ein „Marsch fort, Canaille" selbst folgte. Da ich mich selbst für keine Unschuld hielt, so konnte ich hier mein Rächeramt noch nicht beginnen, und es gelang mir trefflich, meinen innern Ingrimm hinter einer verblüfften Miene listig zu verstecken. Man brachte mich vor den Kommandanten der Stadt, der aber in anderweitigen Geschäften abwesend war. O wie schmerzlich ward mein Inneres von Zorn und Wehmut bewegt, als ich mich bis zu seiner Zurückkunft unter anderwärts aufgegriffenem Gesindel von Landstreichern usw. gestoßen sah. Wie trauerte da mein Herz über mein unglückliches Vaterland, wie zärtlich gedachte ich erst meines Freundes Wünsche, wie sehnte ich mich nach ihm und seinem weichen Bett! Doch, dank meiner Phantasie

und diesen stillen Betrachtungen, sie ließen mich das verworfenste und niederträchtigste Gewäsch meiner Mitgefangenen überhören. Endlich, nachts 1 Uhr, kam der ersehnte Kommandant zurück und uns die Deutung, vor ihm zu erscheinen. Doch erlitt ich auch hier, wie später noch oftmals die Kränkung, daß mir die niederträchtigsten Spitzbuben vorgezogen wurden. Endlich kam auch ich an die Reihe. Aber wie ward mir, als ich in meinem Richter den mir längst geneigten und wohlwollenden Oberstleutnant Richaud erkannte, der, als er einst bei uns zwei Monate lang in Quartier lag, sich oft an meinem Klavierspiel erfreut hatte. Nie in meinem Leben hat mir ein Wiedersehen wohler getan. Da er ziemlich geläufig Deutsch und ich sehr ungeläufig Französisch sprach, so verständigten wir uns sehr bald. Er lachte, nötigte mich zu einer mir freilich sehr nötigen Kollation, beorderte zu meiner größeren Sicherheit in der Person desselben Gendarmen, der mich auffing, eine Eskorte und entließ mich unter herzlichsten Umarmungen, mir glückliche Reise wünschend. So schied ich gerührt von einem Manne, den ich zum letzten Mal gesehen haben sollte, denn er blieb später in der Schlacht bei Bautzen, wo er tapfer fechtend für seine Sache, von einer Stückkugel tödlich verwundet ward. Da es bis zu dem Ort, wohin mich der Treffliche außer den Bereich der russischen Vorposten geleiten ließ, ziemlich weit war (der Name des wendischen Dorfs ist mir entfallen), so hatte er der Eskorte noch ein Pferd für mich anvertraut. In der herrlichen Reitkunst gänzlich unerfahren, machte mir die wilde Bestie ziemlich viel zu tun. Doch die Fürsehung hatte meinen Untergang, wie bis jetzt, noch nicht beschlossen, und so erreichten wir glücklich den Ort unserer Bestimmung, wo ich von meinem Begleiter mit einem warmen Händedruck schied und mich glücklich pries, in einer Bauernhütte ein Strohlager zu finden, auf dem sich meine vom Ritt erschöpften Glieder wieder erholen konnten. Nichts Böses ahnend, fiel ich bald in tiefen Schlaf, aus dem mich erst ein kalt unter die Nase wehendes Morgenlüftchen weckte. Schaudernd vor Frost raffte ich mich auf und begriff nicht, wie ich, der ich mich doch in einer Stube auf eine Streu zum Schlafen geworfen, unter Gottes freiem Himmel erwachen konnte. Zum völligen Besinnen kam es auch nicht gleich. Denn kaum hatte ich mich ermunternd bewegt, als auch schon einige rüstige

Fäuste emsig bemüht waren, mir den Rücken zu färben. Mein Erstbeginnen war eilige Flucht, und da meine Füße wenigstens ebenso beflügelt waren, als früher der rohen Wenden Fäuste, so sah ich mich bald von diesen befreit, und erst auf einem grünen, zum Ausruhen einladenden Haine überließ ich mich einem ruhigeren, ernsten Nachdenken über die eben erlittene, auffallende Begebenheit. Wahrscheinlich hatten diese, den Russen sprach- und sinnverwandten Wenden mich selbst etwa für einen maroden Franzosen gehalten und mich nur solange bei sich geduldet, als sie meine militärische Begleitung in der Nähe vermutet, dann aber mich eigenhändig vor die Türe gebettet. Warum sie aber zur Bearbeitung meines Körpers erst mein oder des Tages Erwachen abgewartet, ist mir selbst heute noch ein Rätsel. Es wäre denn, sie hätten mich im Schlafe zu prügeln für eine Art „Meichelprügeln" gehalten, was mir noch am glaubhaftesten vorkommt. Dem sei, wie ihm wolle, die Prügel hatte ich und auch daraus die Lehre gezogen: mich so bald als möglich und auf die schnellste Weise in meine eigentliche Heimat zu begeben, dorthin, wo man menschlicher fühlt, auch ja zuweilen menschlicher prügelt oder geprügelt wird. Nach diesen vernünftigen Morgenbetrachtungen und bei nun eingetretener völliger Beleuchtung der mir jetzt ganz bekannten Gegend machte ich mich eiligst auf den Weg und schritt so hastig zu, daß ich schon nach drei Stunden das kleine, aber nette Löbau vor mir liegen sah.

Löbau, die freundliche Wiege meiner guten Mutter, der Wohnsitz meiner lieben Großeltern und so manchen Freundes! Wie stärkte mich dein Anblick oder — aufrichtig zu sein — diesmal wenigstens die Hoffnung auf ein gutes Frühstück! Aber, was sind des Menschen Pläne und Hoffnungen für Truggestalten! Kein Sieger sollte auf seine vor der Schlacht entworfenen Pläne stolz sein! Wie oft scheitern die kühnsten und wohlberechnetsten so oft durch die unbedeutendsten Zufälligkeiten. Auch mein Plan, in Löbau zu frühstücken, wurde vereitelt. Nicht nur die Wohnungen meiner lieben Verwandten standen verlassen und verödet, die ganze Stadt war es. Wo waren die freundlichen Gesichter am Fenster hin, die mir, dem netten Primaner, früher so oft, so ungemein freundlich zugenickt hatten? Wart ihr gestorben? oder hatten euch die bärtigen Söhne des Nordens als gute Prise weg-

gekapert? — Ach nein! ich sollte euch alle auf meiner Tour nach Herrenhut und Zittau mit euren gebeugten Vätern, jammernden Müttern und weinenden kleinen Geschwistern auf dem Rücken nebst wenigen Habseligkeiten und Lebensmitteln in dem verrufenen „Totenbusche“ finden, eine wahre Reprise der hebräischen Auszügler aus Aegypten. So weit (eigentlich war dieser Totenbusch von Löbau nur zwei Stunden entfernt), aber dennoch: so weit war es mit euch armen, guten, lieben Menschen gekommen, so arg hatten es die garstigen Kosaken mit euch getrieben, daß ihr Haus und Hof im Stich lassend, euch hierher rettetet, um euch vor den wilden Begierden jener bärtigen Krieger sicher zu stellen?

Über diesem großartigen Elend vergaß ich mein eigenes Trösten. Rache verheißend, flog ich von einem zum andern, obgleich ich mit Schmerz bemerkte, daß mein aufrichtiges Bemühen auch kein einziges Lächeln der Ermutigung hervorzuzaubern vermögend war. Da mein Wirken vergebens, auch hier kein befriedigendes Frühstück zu erlangen war, so eilte ich nach Herrenhut, wo ich zwar Verwirrung genug, aber auch Ueberfluß an Nahrungsmitteln fand. Durch letztere neu gekräftigt, eilte ich ohne Ruh und Rast nach dem noch friedlichen Tale, in dessen Schoße mein freundlicher Geburtsort steht. Nichts von Schmerz und Lust bewegten Szenen des Wiedersehens nach elfwöchentlicher schmerzlicher Trennung. Jeder Tag brachte einen oder mehrere unseres Bundes zurück, nur einer blieb auf unbegreiflicher Weise aus, und erst nach langer Zeit erfuhren wir, daß Flamminger, so heißt der Vermißte, auf seiner Reise durch Böhmen in Kommotau von der Tochter eines Stärkefabrikanten auf ewig gefesselt und Teilhaber an des Vaters Geschäften geworden war. Sein Abgang wurde mehrfach ersetzt.

Da wurde plötzlich ein preußisches Korps nach der Bautzener Schlacht nach Zittau hin versprengt, welches einen gewaltsamen Durchmarsch durch das neutrale Böhmen erzwang, um sich sicherer und auf kürzerem Wege mit den übrigen preußischen Truppen in Schlesien in Verbindung zu setzen. Vorher aber beabsichtigte der Führer dieses Korps dasselbe durch die junge Mannschaft in Zittau und der Umgegend zu ergänzen, von welchem geheimen Plan der Sohn des Bürgermeisters uns noch zeitig genug unterrichtete, um ihn zu vereiteln. Die Glieder des Bundes kamen eiligst zusammen,

und es wurde einstimmig beschlossen, daß, da mit Gewalt nichts durchzusetzen sei, die Rache noch verschoben werden, und jeder, der seinem Könige treu, sich durch schnelle Flucht in Sicherheit setzen müsse.

Ich entschied mich mit noch zwei Anderen für Prag. Vier Stunden darauf hatten wir schon den sagenreichen Oybin hinter uns. Nun noch den Hochwald überschritten, und Böhmens Grenze befreite uns von jeder persönlichen Gefahr. Der Führer, welchen wir, des ferneren Wegs ganz Unkundigen, in dem Dörflein Oybin aufgenommen hatten, frug vorsichtig noch vor dem Betreten des böhmischen Gebiets nach unseren Pässen. Ein Donnerschlag aus heiterer Luft hätte uns nicht mehr bestürzen können, als diese einfache und natürliche Frage, denn die Eile der Flucht und unsere sonstige Unkunde mit dem Lauf der Dinge hatte uns auf diese notwendigen Zeugen unserer Unschuld gänzlich vergessen lassen. Was war zu tun? Der Rücktritt war uns ebenso wohl wie der Vortritt verschlossen. Zum Glück hatte uns der Himmel in unserem Führer durch die böhmischen Wälder auch einen geistigen finden lassen, der imstande war, an unserer Statt zu denken und zu handeln. Er führte uns etwas tiefer in den Hochwald an einen verborgenen Platz, hieß den Sohn des Bürgermeisters an seinen Vater einige Zeilen schreiben, entfernte sich mit denselben und versprach, in möglichst kurzer Zeit mit den Instrumenten zurückzukehren, die allein imstande seien, uns über die Grenze zu helfen.

Nur, wer wie ich, einmal in einer finsteren, regnerischen Nacht in einem großen, dichten Walde gleichsam auf verbotenem Wege wandelte oder saß, kann ganz unseren damaligen Gemütszustand ermessen. Jedes Rascheln der Blätter, jeder Tropfen, der auf unsere Nase fiel, erschreckte unsere tapferen Gemüter, die unerschrocken in wohlverwahrtem Zimmer beim Bierkrug den kühnen Plan entworfen hatten, Deutschland vom Tyrannen zu befreien. Hier rührte sich keiner, und kein anderer Gedanke belebte uns, als die Furcht vor Räubern oder wilden Tieren, welche mit der Idee von böhmischen Wäldern junger Leihbibliothekenfresser unzertrennlich zu sein pflegen.

Von dem langen Hinausstarren in die Nacht und nach Gefahren ermatteten unsere Augen und schlossen sich, als die des jungen Tages sich zu öffnen begannen. Mit dem ersten

Strahl des Morgenlichtes erwacht auch in dem verzagtesten Gemüt ein kühnerer Mut — und so schliefen wir mutig ein. Wer weiß, wie lange wir geschlafen hätten, hätte uns der mit Pässen versehene Bote nicht zum Weitermarsch aufgerüttelt. Mit ihm kam nicht nur Ruhe und Fröhlichkeit in unser Herz, sondern auch Brot, Wurst und Schnaps in unseren verödeten Magen. Also gestärkt, schritten wir rasch vorwärts, erreichten in einer kleinen Stunde die Granitz und so völlige Sicherheit für unsere angenehme Persönlichkeit. Die schönen Täler und oft ganz allein stehende, zum Himmel ragende Berge zu beschreiben oder zu nennen, würde viel zu weitläufig sein, hätten sich ihre Namen auch ohnedies nach so langer Zeit in meinem Gedächtnis nicht gänzlich verwischt. Nur des unbeschreiblich reizenden Anblickes des von der Elbe und Moldau prachtvoll umfluteten und herben Weins reichen Bergstädtchen Melnik kann ich bis heute noch nicht vergessen. Der Anblick war so bezaubernd schön, daß ich, seit ich in Böhmen war, zum ersten Male frei atmete, denn der besonders in den Provinzen Böhmens sich besonders finster gestaltende Katholizismus hatte bisher wie ein Alp auf meiner Brust gelegen. Der Ritus der katholischen Kirche mit seinem Prunk, seinen Prozessionen usw. pflegt sonst gewöhnlich auf junge, phantastische Leute nicht zum Vorteil des Protestantismus zu wirken. Die finsteren, sauertöpfigen Gesichter der Böhmen und selbst die der hübschesten Mädchen, an denen übrigens Böhmen sehr reich ist, ließen uns jedoch zu keinem unbedingten Glauben kommen. Melniks Umgebungen aber verwischten all die bisher gehabten unangenehmen Eindrücke und wirkten, wie gesagt, so zauberisch auf uns, daß selbst der dem Vitriol zu vergleichende Melniker Wein bis auf diesen Tag die Erinnerung daran nicht auszuätzen vermochte.

Wie es lebhaft bewegten Menschen eigen zu sein pflegt, vor Erreichung des vorgesteckten Zieles zu keiner Ruhe kommen zu können, so naschten auch wir gleichsam nur im Vorüberfluge von den herrlichen Reizen der schönen Natur und eilten, soweit es die Blasen an unseren Füßen nur immer zuließen, unaufhaltsam der alten Königstadt Prag zu, von deren Größe, Pracht, Lebhaftigkeit usw. wir Wunderdinge geträumt hatten.

Endlich am dritten Tage erreichten wir den Berg, von welchem einst der große Fritze auf seine Armeen gesehen und

die berühmte Prager Schlacht dirigiert hatte. Auch wir standen nun da, auf demselben Flecke, aber ohne eine Armee zu sehen, oder irgend in der Welt etwas zu dirigieren zu haben. Das große, hier unübersehbare Prag aber, mit seinen Hunderten von Türmen, seinen schönen Bergen und Landhäusern, die Moldau mit ihren grünen, gastfreundlichen Inseln und die von Menschen und Vieh in rasendem Treiben belebten Straßen sahen wir. Die Augen starrten, der Mund öffnete sich weit, ohne daß vor fröhlichem Erstaunen die gefesselte Zunge einen Laut der Bewunderung zu stammeln vermocht hätte. Ach, zum ersten Male priesen wir uns, als das erste Verblüfftsein vorüber war, glücklich, geborene Kleinstädter zu sein. Wir waren ja um e i n schönes Gefühl, um e i n e n schönen Eindruck in dieser Welt glücklicher als Tausende von jenen Großstädtern, die bestimmt sind, die in großen wie in kleinen Städten sich stets gleichbleibenden Mühen und Sorgen dieses Lebens mit uns zu teilen, ohne je einen Augenblick eines so schönen und reinen Genusses gewinnen zu können. —

— — Sind gleich, meine sehr würdigen Makulaturen, in letzter Zeit Ihnen gewisse unendliche, gleichsam bandwurmartig sich fortspinnende Lebensläufe von großem Interesse vor der Nase und noch v o r gewünschtem Ende abgeschnitten worden, und sehe ich Sie deshalb auch in tiefer Trauer wahrhaft aufgelöst vor mir sitzen, so können Sie sich doch einigermaßen in etwas fassen, denn was Ihnen auch an beschreibenden Fortsetzungen von außerordentlichem Heldenmut und Liebenswürdigkeit verloren ging, es soll Ihnen durch mich, gegenwärtig unwürdigstes Tunnelglied, durch anderseitige Fortsetzungen meiner, durch jene bekannten, von Heldentaten strotzenden Lebensläufe unterbrochenen Skizze einiger, wenn auch nur schwacher Ersatz geleistet werden . . . .

Haben Sie, meine würdigen Freunde! Gedächtnis, so schmeichele ich mir, daß Sie sich der interessanten Beschreibung meines Einzugs in P r a g noch lebhaft erinnern. Der Himmel selbst schien durch Aushängung der schönsten blauen Decke und unendlich warmen Sonnenschein unseren Einzug zu verherrlichen, was uns auch hinlänglich für die gänzliche Nichtbeachtung der kaiserlichen Beamten und sonstigen Erdenwürmer entschädigte. Durch die Verwendung eines Freundes meines Reisegefährten gelangten wir bald zu

dem Besitz einer Aufenthaltskarte und eines recht freundlichen Dachquartiers beineben des Kaffeehauses, genannt „zur Traube“. Die Nähe besagten Kaffeehauses, des Theaters, die Nachbarschaft eines lederbebeinten Prager Juristen (der uns über alles treulich Auskunft gab), die Aussicht auf die nicht übelaussehende, stets am Fenster sitzende Tochter eines Handschuhmachers, der süße im Hause für Geld zu habende Liqueur — alles das und noch mehr — was ich jetzt nun klüglich verschweige — gewährte uns unser, monatlich nur 12 Fl. kostendes Quartierchen unterm Dach. Die alte, prächtige Hauptstadt der Tschechen gewährte damals im Jahre 1813 mit seinem in ihr von den Mächtigen Europas gehaltenen Kongreß, mit dem darin zahlreich versammelten Militär und dem in der Nähe aufgeschlagenen Hauptquartier Schwarzenbergs, wovon die Häupter alle in Prag waren, für eine junge, ausgewanderte Muse einen über alle Beschreibung erhabenen Genuß, die freilich sich quasi nur mit dem Geruch von all den seltenen Herrlichkeiten begnügen mußte, demohngeachtet aber dadurch schon berauscht genug war, so daß sie, jetzt nach Verlauf von 15 Jahren, an der Erinnerung noch so viel zu zehren hat, daß sie imstande ist, die Zweckmäßigkeit des Instituts eines Pariser Restaurateurs, der die Leute mit Dampf füttert, sich recht wohl vorstellen zu können.

Die Beschreibung unserer Tafel-, Becher- und sonstigen Freuden erlassen Sie mir wohl um so eher, als die Beweibten unter uns wenigstens einsehen werden, wie gewagt es sein möchte, gewisse zarte Verhältnisse dem Papier oder der Eselshaut anzuvertrauen. Nur des näheren Verhältnisses mit dem böhmischen Komponisten Tomaschek, der als Theoretiker wenigstens an der Spitze aller Musiker zu setzen ist, werde hier insofern gedacht, als er es war, der mir den ersten Impuls gab, mich künftighin der Musik allein nur zu widmen. Seinen lehrreichen Gesprächen verdanke ich viel Licht über Gegenstände der Kunst, in der ich damals noch ein großer Finsterling war. Seiner Verwendung dankte ich auch noch ein mir sehr nötiges Honorar für die Komposition der Schillerschen Ballade „Die Kindesmörderin“, welche ein Herr (?) herausgab, worauf er auch bald Bankerott machte, und weshalb von dieser Jugendsünde zu meiner jetzigen großen Freude keine Spur mehr zu finden ist. Weber, der damals

auch in Prag war und die Oper dirigierte, war nie bei sich, d. h. nur bei Dem. Brandt zu finden, denn er liebte sie sehr und heiratete sie auch später. Deshalb lernte ich ihn damals noch nicht persönlich kennen, obgleich ich es sehr wünschte, weil ich den Mann durch seine herrlichen Lieder außerordentlich lieb gewonnen hatte. So verstrich bei wenig Studium und viel Zerstreuung die Zeit, und es war am 6. oder 7. August abends 11 Uhr, daß uns unsere Wirtin vom „süßen Liqueur" (so nannten wir sie) die Nachricht gab, wir seien durch einen Polizeier eingeladen worden, uns des anderen Morgens um 9 Uhr auf der Stadthauptmannschaft gefälligst einzufinden. Was mag wohl die Ursache davon sein? Unsere Aufenthaltskarte ist doch noch nicht abgelaufen! — Hast du dich etwa unvorsichtig geäußert? — Ich? Na! — Aber du? — Ich? — Ich och nicht! — Nun, da mag der Teufel wissen, was sie wollen. — Und somit legten wir uns auf die Seite und schnarchten bis zum hellen Morgen, mit ruhigem Gewissen die Dinge abwartend, die da kommen sollten. Der erste, welcher uns beim Ausgehen begegnete, war der lederbebeinte Jurist. — Guten Morgen, Hepanik! Wie gehts? — „Adieu!" — Wie so? Sie verstehen wohl nicht, wir frugen, wie's ginge? — „Adieu!" war nochmals die hohnlachende Antwort, die er mit einer Bewegung der Hand, nach dem Tore deutend, begleitete. „Wunderbar, wunderbar!" riefen wir gleich Ritter Albrecht im „Donauweibchen" und eilten auf die Stadthauptmannschaft, wo wir bald Aufschluß über jenes sonderbare „Adieu" erhalten sollten. Der Platz um das Gebäude der Stadthauptmannschaft war mit unzähligen Menschen besetzt, die gleich uns dahin eingeladen worden waren. Als es uns gelungen war, durch die Menge in das Innere einer Expedition zu dringen, erhielten wir unsere Pässe mit der schriftlichen Bemerkung zurück, „uns binnen 24 Stunden aus der Stadt und in den nächsten 48 Stunden aus dem Lande zu machen". Als Ursache dieses Gebots gab man uns, deren Landesvater ein Alliierter Napoleons war, den nahen Ausbruch des Krieges Oesterreichs mit dem Frankenkaiser an. Sowie uns Sachsen, ging es auch den in Oesterreich sich aufhaltenden Bayern, Württembergern usw. Da galt kein Zaudern noch Appellieren, eiligst mußte gepackt und nach Gelegenheit gesucht werden, denn es war vorauszusehen, daß die Konkurrenz letztere

ebenso selten als teuer machen würde. Aber trotz unserer Vorsicht kamen wir überall, sowohl auf der Post als bei den Landkutschern zu spät, und die Forderungen der Fiaker überstiegen alle Kräfte unserer Börse. Es blieb uns nichts übrig, als unser Bündel zu schnüren, es auf den Rücken zu nehmen und per pedes die Granitz zu rechter Zeit suchen zu gewinnen. So eilig nun auch alles besorgt ward, ohne einige wenige Abschiedsbesuche zu machen, konnten wir doch nicht fort, weswegen es am andern Morgen auch etwas spät wurde, ehe wir unserer süßen Wirtin das letzte Adieu sagen konnten. Als dies eben geschehen sollte, drückte ein ziemlich robustes Küchenmädchen, das an der Haustür lauschte, so geheim als es ihr möglich war, meinem Freunde noch ein Billett folgenden Inhaltes in die Hand:

„O Sie!

Die Nachricht von Ihrer Abreise ist mir erst heute bewußtlos zu Ohren gekommen, und ich kann mich noch nicht fassen. Schon daraus, daß keines Ihrer Augen mir heute früh entgegenblickte, wie doch bis jetzt täglich sich dasselbe ereignete, schloß ich auf ein trübes Ereignis, das mich nun zu Boden drücken soll. Aber ich will es mutig ertragen, der Krieg kann ja nicht ewig dauern, und dann kehren Sie gewiß in mein Wisawie zurück, wohin ich jetzt gewiß nicht ohne Tränen blicken werde, besonders da ich nichts dort sehen würde, als den fatalen Herrn von Hepanik, der mir gestern brieflich seine Liebe gestand. Aber er ist ein Mensch voller Tücke und gar nicht im Vergleich zu Ihnen. Denken Sie, er zog mich darin mit Ihnen auf und nannte Sie — Seele meines Lebens! Ich kann Ihnen das nicht wieder sagen. Er meinte, Sie wären ein Windbeutel, der mich nur küssen, aber niemals heiraten würde! Fritz, bei der schönen mondhellen Nacht, wo ich Dir im Laden meines Vaters das erste Mal Liebe schwur, bei dieser schönen, heiligen Handlung beschwöre ich Dich, Fritz, sei ein Mann! Schönere kannst du wohl finden, aber keine bessere als mich, und was ist in dieser schnöden Welt wohl ein größerer Triumph als ein gutes Herz! Und solltest Du auch in dieser großen Verwirrung menschlicher Verhältnisse nicht ausstudieren können (man sagt, Zittau, der Geburtsort Deiner Entstehung, sei durch die Folgen einer polnischen Entzündung eingeäschert), so weißt Du ja — ach Gott! Da steht nun auf einmal das Du, um das

Du so lange batest und ich Dir immer entzog — ja, so weißt Du, daß ich als einziges Kind alles über meinen Vater vermag, der Dich gewiß in sein einträgliches Geschäft aufnehmen wird, ohne daß Du selbst mitzuarbeiten nötig hast, solange der gute Alte nämlich lebt. Und dann ist es ja nicht so schwer das Handschuhmachen, Du brauchst nur zuschneiden zu lernen, ich nähe. Oder Du hältst Dir einen Obergesellen und lebst mit Deiner Nanny ein freudig Leben durch den Gewinn Deiner Tätigkeit. O seliger Gedanke an diese schöne Zukunft! Aber ach, fast scheint es, als sei es noch fern das schöne Ziel. Sie werden ihn aber schon bändigen, den Störer aller vaterländischen Interessen und jetzt auch unserer Liebe. Und so lebe und reise wohl. Nimm Dich aber auch recht in acht, besonders in dieser Hitze, wo man sich gar leicht erkälten kann. Mein Vater, ist er recht erhitzt, trinkt immer erst einen Sliwowitz, ehe er sich setzt, und bekommt deshalb nie Kolik. Tue das auch, mein Fritz, und lebe ewig wohl. Bis in den Tod Deine unvergeßliche Nanny. P. S. Das schöne Lied „Ich war wenn ich erwachte", was Dein Freund alle Abende zur Guitarre sang, werde ich immer, Dein gedenkend, singen. Ewig Deine Nanny."

Das trübselig lächelnde Gesicht meines Freundes beim Lesen dieser Zeilen machte mich lachen, aber ein gewisser leidender Zug darin ließ es mich unterdrücken. Mit Besorgnis ergriff ich seine Hand und mahnte zum Aufbruch, allein er fühlte sich so angegriffen und fast krank, daß wir nur mit Mühe bis zum Invalidenhause kamen, auf welchem Wege er mir den Inhalt des Briefes, sein Verhältnis zu jenem Handschuhmachermädchen und den Entschluß mitteilte, wieder umzukehren, da er sich zum Weitergehen viel zu schwach, ja fast fieberisch fühle. Ein eben vorbei rollender Landwagen nahm den Müden auf, und ich überließ ihn seinem Schicksal, der Nanny und dem Fieber, meinen Wanderstab mutig weiter fortsetzend. Die Hitze war zu groß, als daß ich trotz aller eingeschlagenen Fußsteige Brandeis eher als vor Mittag erreicht hätte. Aber in demselben Moment, wo ich die Kaiserstraße wieder gewinne, begegne ich der Diligence, auf die ich auch sogleich Jagd zu machen beschloß. Sie verweilte etwa eine Stunde in Brandeis, um ab- und aufzuladen und den zahlreichen Passagieren Zeit zum Mittagessen zu lassen. Ich bemeisterte mich sogleich des Kondukteurs, bot ihm neun

der neuesten Kopfstücke, ihm am Ende der Fahrt noch einmal so viel versprechend, wenn er mich blind mitnehmen wollte. Kopfstücke sind doch von gar zauberischer Kraft; mich vermochten sie in meiner Jugend zum Fleiß, und den Kondukteur zur Einwilligung. Da das Innere der Diligence aber zum Ersticken voll war, so ward mir der Platz oben auf dem Deckel der Kutsche, wo ich nebst mehreren Frachtstücken die schönste Aussicht auf die oft sehr angenehme Landschaft genoß, angewiesen. War die Hitze des Tages groß gewesen, so wurde die Kühle des späten Abends in dieser gebirgigten Gegend um so fühlbarer, und mir um so mehr, da ich mich zum Marsch nur sehr leicht gekleidet hatte. Doch ein Gott, oder vielmehr eine recht hübsche Deutschböhmin fühlte ein göttlich Erbarmen mit meinem Zustande und vermochte die andere Gesellschaft, in lauter Damen und nur einem Herrn bestehend, mich in die Arche aufzunehmen. . . . ." [Schluß fehlt.]

Im Winter 1813 begann Marschner in Leipzig seine juristischen und musikalischen Studien; letztere unter J. G. Schicht, welcher „mir nicht nur ein gründlicher Lehrer, sondern auch ein treuer Rater und Helfer in jedem Betracht war" und ihn ebenfalls veranlaßte, sich ganz der Musik zu widmen. Er lernte Hofmeister, seinen späteren Verleger und Freund, kennen und komponierte u. a. die große Sonate op. 6, in welcher die Allg. mus. Ztg. (1816) ihn als Mann von wahrem Talent und, was jetzt so selten sei, von Eigentümlichkeit in der Erfindung erkannte. — **1815** unternahm er seine erste Kunstreise als Klaviervirtuos nach Karlsbad, wo er von dem ungarischen Grafen Amadée, einem ausgezeichneten Pianisten, nach Wien eingeladen wurde. Dann trat er in den Dienst des Grafen Zichy in Preßburg (Frühjahr **1816**). Aus dieser Zeit stammen die ersten Briefe unserer Sammlung.

Marschners Briefe sind sehr ungleich. Wenn er für wichtige Mitteilungen, um mit Bismarck zu reden, eine Art von geistigem Sonntagsrock anzog, dann zeigte er sich, unterstützt von schlagfertigem Witz, als vorzüglicher Briefschreiber, wie viele unserer hervorragendsten Tonsetzer. Aber seinen alltäglichen Auslassungen einen unmittelbaren Reiz zu verleihen, vermochte er nicht immer. Seine Briefe sind im allgemeinen nicht so vollwertig, als die mancher Fach-

genossen, weil er vor allem sich zu wenig darin über Musik und Kunst ausgesprochen hat. Marschners Interessen waren, zumal in späteren Jahren, begrenzt: er lebte fast nur für seine, Mozarts und Webers Opern, Beethovensche Symphonien und erwärmte sich bei seiner konservativen Richtung nicht für neue Werke und die Fortschritte der Musik. Von R. Schumanns goldener Lebensregel: „Ehre das Alter hoch, bringe aber auch dem Neuen ein warmes Herz entgegen; gegen dir unbekannte Namen hege kein Vorurteil", beachtete er nur das erstere. Infolgedessen stand er mit hervorragenden Kollegen nur selten in Verbindung, wich ihnen aus, wie sie ihm. Auch machte sein Sarkasmus manchen an ihm irre. Obschon bei einigen Briefen die Adresse fehlt, konnte doch meistens der Empfänger aus dem Inhalt festgestellt werden.

2 Marschner übergab eine vom Grafen Amadée verfaßte Sonate für zwei Klaviere dem Bureau de musique von Peters in Leipzig zum Stich und schrieb sehr wahrscheinlich an Schicht:

Preßburg, 8. April 1816.

Hochverehrtester Herr Musikdirektor!

Obschon ich in Leipzig nicht oft so glücklich war, in Ihrer Gesellschaft zu sein, so haben sich doch die wenigen Male so tief in mein Gedächtnis geprägt, und sie sind für mich so entscheidend gewesen, daß ich mich jetzt noch mit dem lebhaftesten Dank daran erinnere und mich bewogen fühle, Ihnen nicht sowohl Nachrichten von mir zu geben, als auch durch beifolgende „Phantasie", die ich Ihnen, Herr Musikdirektor, aus wahrer Verehrung widme, meine Achtung gegen Sie an den Tag zu legen. Kommt die Tat auch dem Willen nicht gleich, so verschmähen Sie letzteren wenigstens nicht, und haben Sie den nur erkannt, dann ist mein Wunsch erreicht.

Ich bin jetzt in Preßburg bei Graf Zichy als sogenannter Kapellmeister angestellt, habe wöchentlich ein Konzert zu arrangieren und zu dirigieren und eine Lektion täglich zu geben, habe einen passablen Gehalt, den Tisch mit dem Grafen und übrigens alles frei. Ich lebe also auf eine sehr zufriedene Art. Einige Monate bringen wir hier, einige in Wien und einige Sommermonate auf den Gütern zu; so verstreicht die Zeit mir nicht für die

Zeit sehr angenehm, sondern ich habe recht viel Gelegenheit, der Kunst ganz zu leben, die ich über alles liebe, und der ich mich ganz zu weihen beschlossen habe. Ob ich glücklich oder nicht gewählt habe, das wird die Folge lehren, ob ich dazu berufen bin.

Sollten Sie die Phantasie und die Variationen des Stiches wert halten, so empfehle ich sie in Ihren Schutz, und es würde mir lieb sein, wenn H. Peters oder H. Härtel sie gegen ein billiges Honorar übernehmen wollte. Ich bin überzeugt, daß es nicht fehlen kann, wenn Sie sich dieser meiner unschuldigen Kinder annehmen wollen. Jedoch muß es mir wünschenswert sein, daß die Phantasie sowohl wie die Variationen sobald als möglich gestochen werden, und ich bitte Sie recht dringend, darauf ein wenig mit zu sehen. Ich fürchte nicht, Sie durch diese Zumutung zu beleidigen, da ich mich Ihrer Aeußerung noch wohl erinnere, daß es Ihnen eine Freude sei, junge Talente zu unterstützen. Ich freue mich recht herzlich auf eine baldige Antwort; hoffentlich werden Sie mir Ihr gerades Urteil über die Sachen nicht verschweigen, da jeder Tadel für mich eine Lehre ist.

Ich bitte nochmals um Entschuldigung und versichere Sie meiner innigsten Hochachtung.

Ihr ganz ergebenster
Heinrich Marschner.

Er bat Peters um die ausgemachten Exemplare seiner 3
„Lyra", in deren sechs Liedern obige Musikzeitung ein beachtenswertes Talent zur Erfindung eigener, ansprechender Melodien, eine gute Kenntnis der Harmonie fand, auch anerkannte, daß überall der Ausdruck der Gedichte im ganzen getroffen sei.

Im November 1816 komponierte er in 14 Tagen eine einaktige Oper, „Der Kyffhäuser Berg", welche in Privatkreisen viel Beifall hatte, und bat einen ungenannten
Grafen [Amadée?] um Unterstützung für eine Aufführung: 4

„Ew. Exzellenz!
Hochgeborner Herr Graf!

Wenn ich mich unterstehe, Ew. Exzellenz untertänigst zu bitten, mir doch nächstens die versprochene Nachricht

wegen meines „Kyffhäuser Berg“ gnädigst zukommen zu lassen, so kann ich mich nur mit der zwar verzeihlichen Vaterliebe gegen meinen in die Welt geschickten Erstling entschuldigen. Erachten nun Ew. Exzellenz, wie viel Unruh diese Ungewißheit über das mir Freud und Leid bringende Kind mein väterliches Herz notwendig quälen muß, so hoffe ich um so eher auf eine baldige Antwort und nähere Erklärung sowohl, als auch auf die Originalpartitur. Vergessen Ew. Exzellenz einen jungen Mann nicht, dessen ganzes Glück in Ihren Händen liegt, und der fest auf die Gnade und Versicherung Ew. Exzellenz vertraut. Schwerlich möcht es mir gelingen, ohne die besondere Protektion Ew. Exzellenz zu reussiren und durch andere Kompositeurs bang gemacht, fleh' ich nochmals selbe an. Kurz nachdem ich die Ehre hatte, Ew. Exzellenz mein Opuschen selbst zu überreichen, erschien eine Bekanntmachung der Hoftheater-Direktion durch Herrn Stegmair [Chordirektor Stegmayer] Partituren usw. betreffend; sollte auch mich diese schon betreffen, so würde ich bei Ew. Exzellenz ebenfalls untertänigst um eine Zurechtweisung bitten; sehnsuchtsvoll aber seh' ich der baldigen Aufführung entgegen, und fleißig studiere ich schon die Theater-Annoncen. Indem ich aber untertänigst um Nachricht bitte, habe ich die Ehre mich zu nennen Ew. Exzellenz untertänigster Diener Heinrich Marschner.“ Trotz mehrfach beschworener Exzellenz kam eine öffentliche Aufführung nicht zustande.

5 Marschner bei Beethoven. Nach der Einladung des Grafen Amadée schrieb Marschner in seiner ersten Autobiographie (1818):

„Dies war mir genug, um den schon längst gefaßten Entschluß und meine heiße Sehnsucht Wien zu sehen, zu befriedigen. 1816 im Januar ging ich nach Wien. Hier tat sich meiner Phantasie eine neue Welt auf, und ich schwelgte in Kunstgenüssen, obwohl ich das im allgemeinen nur in Hinsicht der Menge verstanden wissen möchte, denn in mancher Hinsicht waren meine Erwartungen nicht übertroffen worden, da die Oper eben nicht im glücklichsten Zustande war, obwohl Wild noch da war.“ In einer späteren Autobiographie (1844) hieß es: „Zu Ende des Jahres 1816 ward mir eine günstige Gelegenheit, Wien kennen zu lernen, Wien, wo Beethoven lebte und wirkte! So etwa, wie einem schlichten, aber gemütvollen und sinnigen Landbewohner, der außer

seinen Dorfhütten nichts anderes gesehen hat, zu Mut sein mag, wenn er sich plötzlich vor Cölns majestätischem Dom in Staunen, Bewunderung und Andacht versetzt sieht, so fühlte auch ich, als ich mich dem Gewaltigen nahen sollte. Ehrfurchtsvolle Scheu, Demut und Bangen ließen mich wohl zehnmal wieder umkehren, ehe ich's wagte, vor ihn zu treten. Und als ich es denn endlich gewagt und (in glücklicher Stunde) seine Freundlichkeit und Milde all mein Bangen und Zagen in herzinnige Zutraulichkeit umgewandelt hatte, da jauchzte und jubelte mein Herz im höchsten Dank und schwur ihm ewige Liebe und Treue. Meine Leipziger Briefe hatten gut auf ihn gewirkt, und meine später ihm vorgelegten Versuche schwächten glücklicherweise den ersten guten Eindruck nicht. Ach, diese schöne Zeit des Strebens und Hoffens auf „einst" war die beseligendste während meiner ganzen Künstlerlaufbahn!" Die Empfehlungsbriefe waren von Schicht und dem Redakteur der Allg. mus. Ztg. Rochlitz. Neuerdings hat P. Bekker diesen Besuch in den Sommer 1817 verlegt.

Bei der Benutzung von Marschners Autobiographien ist Vorsicht nötig; über jeder könnte als Motto sein Bekenntnis stehen: „Meine Schwäche ist ein sehr flüchtiges Gedächtnis". Besonders für Zahlen und Zeitangaben, welche oft durcheinander gekugelt werden. Sogar mit seinem Geburtsjahre, der Zahl der Kinder, dem vierten Hochzeitstage schwankte er hin und her. Dennoch ist es unfaßbar, daß ein 23jähriger, kunstbegeisterter Tonsetzer seinen erst zwei Jahre zurückliegenden Besuch bei Beethoven in der ersten Skizze nicht erwähnt hat. Diese ist in Nagy-Láng, einem Gute des Grafen Zichy, bei Stuhlweissenburg am 10. August 1818 geschrieben und an einen Ungenannten gerichtet. Die zweite, unter dem Titel „Kurzer Abriß aus meinem Leben", schließt im September 1824, fällt daher mit seiner Anstellung als Musikdirektor der Hofoper in Dresden zusammen. Die dritte (1844) ist zweifellos auf seine Verhandlungen mit der Intendanz in Hannover über Gehaltserhöhung und lebenslängliche Anstellung zurückzuführen. Schließlich hatte die im Bremer Beobachter (April 1852) veröffentlichte Skizze wohl den Zweck, bei den für die Eröffnung des neuen Hoftheaters in Aussicht gestellten Veränderungen seine Stellung zu verbessern.

1817. 1818. 1821.

6 Aus der ersten verdient noch erwähnt zu werden, daß Marschner „den Winken und lehrreichen Gesprächen Schichts gar vieles verdankte, ich möchte sagen — alles; denn da wurde es auf einmal in mir heller, und die dunklen Bilder fingen an, hervor ins klare Bewußtsein zu treten . . . . Der liebenswürdige Dichter Heinrich Alberti (nur ein fingierter Name) [Dr. med. Hornbostel] übergab mir, als ich im Mai **1817** auf die Güter des Grafen Zichy ging, seine Oper „Heinrich IV.“, die ich in der traurigsten Einöde auf einer Pußta schrieb. Aber ich arbeitete mit großer Liebe daran, denn — ich liebte, und in der Marie wollte ich ganz meine Emilie ausdrücken. So ward sie. Doch die Ouvertüre schrieb ich erst im März **1818**. Als ich vom Lande wieder nach Preßburg kam, ward Emilie [von Cerva] meine Gattin, und ich lebte ein behagliches Leben. Doch ach! im fünften Monate meines Glückes erkrankte meine Gattin, und alle angewandte Hilfe konnte nicht helfen. Da starb sie, ein Engel, und mit ihr mein Glück. In dieser Zeit schrieb ich die Ouverture zu „Heinrich“. Jetzt, da ich wieder auf dem Lande bin, schreibe ich eine neue Oper „Saidar“, von eben dem Dichter. Ich schreibe an dem letzten Akte schon, und gelingt mir meine Musik, wie dem Dichter sein Werk, so kommt etwas Vorzügliches zustande; ich halte sie für eine der schönsten Opern, die in neuerer Zeit geschrieben worden. Bin ich damit fertig, und bleibt mir noch Kraft dazu, so liegt schon wieder ein vorzügliches Werk „Das stille Volk“ zur Bearbeitung vor. Soviel kann ich Ihnen über mein bisheriges Tun und Wirken schreiben. Was künftig geschieht, weiß Gott; Sie aber sollen, wenn Sie es wollen, jederzeit von mir erfahren.“

7 Im Jahre **1821** brachte Marschner anonym einen Aufsatz „Ueber den Zustand der Musik in Ungarn“ in der Allg. mus. Ztg. (S. 296, 308), welchen auch sein Biograph Münzer eingesehen hat. [Uebrigens enthält dessen Zitat „1816, S. 137“ nur einen kurzen Artikel von Fuß über Preßburg.] Hinzugefügt sei folgendes: Marschner beklagte den Mangel an guter Kirchenmusik; selbst der Fürst-Primas unterhalte zu diesem Zwecke keine Kapelle. Nur in Eisenstadt, der Residenz des Fürsten Esterhazy, bestand noch ein Rest der ehemals unter Haydn so glänzenden Kapelle. Deutsche Theater gab es nur in Pesth mit den Kapellmeistern Kleinheinz und Tuczek und sehr

gutem Orchester, und in Preßburg mit Kapellmeister Eckschlager. Das Gesangpersonal bei den Bühnen war minderwertig, und der Chor bestand aus lauter Naturkindern. In den Konzerten spielte man außer Modeouvertüren, Variationen, Potpourris, meist nur ohrenkitzelnde Melodien und süßes Einerlei von Rossini. Als Komponisten rühmte er Prof. Klein in Preßburg wegen seiner schönen Messen, die sich durch Reinheit des Satzes und wahrhaften Kirchenstil auszeichneten, sodann Johann Fuß, dessen letzte Oper „Romulus und Remus" eigentlich für das Hofoperntheater in Wien geschrieben, in Pesth einige Male gegeben wurde. [Auch Beethoven wollte 1815 diesen Text bearbeiten: „ich schreibe Romulus und werde dieser Tage anfangen", allein die Ausführung wurde verhindert, da Fuß ältere kontraktliche Ansprüche an das Buch geltend machte. Beethoven verlor dann die Lust zur Komposition.] Als Fuß gefährlich erkrankte, fand Marschner ihn im Bett sitzend, bei gänzlicher Entkräftung, an einer Messe arbeitend. Zu seiner Genesung schrieb Marschner ein Lied „Des Sängers Genesen", welches der Selige oft mit Tränen, noch kurz vor seinem Tode sang. Ich teile es den Freunden seiner Muse mit Vergnügen in dieser Zeitung mit, als Erinnerung an einen Künstler, der weniger bekannt ist, als er es zu sein verdient. Er war ein edler gefälliger Mensch, ein treuer Freund und ein bescheidener Künstler, der unverdrossen, nicht der Mode huldigend, eifrig die steile Bahn der Wahrheit zu erklimmen bemüht war." Unter den vorzüglichen Virtuosen am Klavier nannte er auch seine zweite Gattin, Frau Eugenie Marschner, geb. Jaeggi, und mehrere Adlige. Die Leistungen mancher besseren Zigeunerbande wären oft sehr charakteristisch und könnten selbst von gebildeten Virtuosen nicht nachgeahmt werden. — Wenn gegen Schluß des gedruckten Artikels ziemlich ausführlich über Marschner berichtet wird, was in der Handschrift fehlt, so spricht das nicht gegen seine Autorschaft; wir werden noch öfter sehen, mit welcher Ungeniertheit Marschner sich in Artikeln über das „große Talent Marschners" ausspricht.

Nach der günstigen Aufnahme seiner Oper „Heinrich IV. und d'Aubigny" in Dresden unter Weber verließ er 1821 Ungarn und ließ sich in Dresden nieder, ohne in den nächsten Jahren eine Anstellung zu finden. Dreiviertel Jahre nach

8 dem Erscheinen des „Freischütz“ schrieb er in „Kunstgeschichtlichen Bemerkungen und Ideen“ (31. März **1822**): Betrachtet man den Zustand der *jetzigen italienischen Musik* und denkt dabei zurück an das wahrhaft goldene Zeitalter der Musik vor etwa 300 Jahren, so findet man bestätigt, was die Geschichte von jeher lehrte, daß sich nichts auf der Welt auf der höchsten Stufe irgendeiner Vollkommenheit erhält und halten kann. Was wurde aus Roms Weltherrschaft, was aus Griechenlands Künsten und Wissenschaften? Andere Völker gingen zu ihnen in die Schule, vernichteten erstere mit ihren eigenen Lehren und Waffen und bauten auf der letzteren Künste und Wissenschaften neue Weisheitstempel. Und so ging's auch mit der Musik der Italiener. Italiens Bewohner sind, will man sich so ausdrücken, Lieblinge der Götter, denn die Natur beschenkte sie mit Talenten für alles. Es gibt nichts, worin nicht irgend einmal den Italienern die Meisterschaft zuerkannt worden wäre, aber in welchem Lichte erscheinen sie in diesem Jahrhundert? In was zeichnen sie sich jetzt aus? Es müßte denn in Feigheit, Heuchelei und Niederträchtigkeit aller Art sein. Da es mit ihren politischen Intriguen so erbärmlich geendet, zu deren Ausführung sie keinen Mut hatten, so scheint es, als hätten sie sich (da nun einmal irgend etwas Gutes, Sachmäßiges zu morden, fixe Idee bei ihnen geworden ist) gegen deutsche Künste verschworen; und man muß sich billig wundern, wie gerade diejenige Regierung (die mit soviel Energie sich ihren politischen Umtrieben entgegensetzte und sie vernichtete) hierzu zuerst und so willig die Hand bot. Mich dünkt, auch hierin sollte man konsequent verfahren, denn bei Verfechtung aller Legitimität müssen auch die Rechte *wahrer Kunst* und Wissenschaft standhaft verteidigt und erhalten werden, ohne dem man den Vorwurf der Inkonsequenz, ja selbst der Ungerechtigkeit nicht entgehen kann. Aber freilich ist die Kunst keine personifizierte Majestät, die ihre Ansprüche auf irgendeinem Kongreß oder Bundestage geltend machen und allenfalls mit dreimalhunderttausend Mann hinlänglich unterstützen könnte. Sie wird nur als ein imaginäres Wesen betrachtet, dem man alles bieten kann, ohne Ahndung fürchten zu dürfen. Aber hierin irrt man doch, denn müde der vielen Mißhandlungen, wird sie sich, obwohl weinend, in irgend-

ein ruhiges Asyl flüchten; und wo sie einmal flieht, da kehrt sie nimmer wieder.

Auf also, ihr deutschen Künstler! Rüstet euch mit Mut und Standhaftigkeit zum Kampfe, der Sieg wird nicht fehlen, die Wahrheit ist auf unserer Seite, und der Nebel der Lüge muß vor ihren Strahlen weichen. Aber hütet euch auch vor Blößen und entsagt zuvörderst dem Fratzendienst der Künstelei, der ebenfalls auch zur Lüge und ins Verderben führt. Einfachheit ist der Stempel der Natur, Einfachheit das Merkmal jedes Meisterwerks, drum sei sie euer Ziel. Ist sie errungen, dann Viktoria!, ist die Göttliche versöhnt."

Im Juli **1823** zeigte er die Herausgabe eines Taschen- 9
buchs an, um bei der überhand nehmenden Vorliebe für Operngesänge den zahlreichen Privatvereinen alljährlich eine Operette zur Darstellung geselliger Unterhaltung als Neujahrsgeschenk anzubieten. Er vereinigte sich mit Fr. Kind, welcher den Text zum ersten Jahrgang versprach. Die Aufführung der Oper solle leicht sein, und die Begleitung könne jeder nur mittelmäßige Klavierspieler auf einem starktönenden Pianoforte ausführen. — An Kind schickte er auch ein Lied zu dessen neuen Roman, „wobei es nicht ganz leicht war, durch die untergelegte Harmonie jenen gewissen altertümlichen Ton hervorzubringen." Dann bat er ihn, den Rest von 12 Thl. für ihre gemeinsame Arbeit „Schön Ella" zu schicken, da er sehr notwendig Geld brauche.

Ueber die in Dresden lebenden Ton- 10
dichter und Mitglieder der deutschen und italienischen Oper berichtete er in einem Aufsatz, welcher im Oktober 1823 geschrieben sein muß: „Zunächst wie billig das kleine Verzeichnis der Tondichter. An ihrer Spitze

1. Carl Maria von Weber, Königl. Kapellmeister und Direktor der Deutschen Oper. Europa kennt bereits seinen Wert, und er bedarf unseres besonderen Lobes nicht. Nur sei bemerkt, daß seine neue, für Wien geschriebene Oper „Euryanthe" wahrhaft groß und wieder voll neuer genialer Züge sein soll, obwohl sich auch darin wieder ein Jägerchor, wiewohl von ganz anderer Art, vorfindet. Sobald er von Wien, wo er sie selbst zur Aufführung bringt, zu uns zurückgekehrt sein wird, soll sie auch uns zu Gehör gebracht werden.

1823.

2. August Klengel, Hoforganist. Jeder solide Klavierspieler kennt seine vielen Klavierkompositionen, die zwar ohne Genialität, doch alle mehr oder weniger nicht ohne Kunstwert sind. Er ist ein Schüler Clementis und verleugnet auch in seinen Kompositionen dessen Schule nicht.

3. F. Schubert, Kgl. Kirchenkomponist und Musikmeister. Er hat viele Kirchenkompositionen verfaßt, in welchen Gründlichkeit und angemessene Würde nicht zu verkennen ist, obwohl auch in ihnen ein höherer Genius nicht sichtbar ist. Seine Kompositionen zu Th. Hells aus dem Französischen übertragenen Drama „Die Galeerensklaven", welches hier sehr gefiel, sind zu weitschweifig und ohne theatralische Wirkung. Die Musik zu den von Herrn Gärtner arrangierten Tänzen war besser und gefiel auch.

4. Heinrich Marschner. Dieser junge Mann (von noch nicht 30 Jahren) hat seit zwei Jahren entschiedene Beweise seines eminenten Talents für Theaterkomposition gegeben. Seine Oper „Heinrich IV." (wovon jedoch der Text nicht gefiel) hat freilich der Verstöße gegen die Regeln dramatischer Musik noch viele aufzuweisen, die aber meist nur darin bestehen, daß er nicht zu rechter Zeit aufzuhören weiß usw. Dagegen aber zeigt er stets eine blühende Phantasie, und seinen lieblichen, neuen Melodien liegt immer eine reiche (nur oft zu reiche) Harmonie zugrunde. Seine imposante Musik zum „Prinz von Homburg" ist eine so herrliche Folie des Stücks, daß auch wohl ihr ein Teil des Lorbeers, den das Stück sich durch eine klassische Aufführung erwarb, gebührt. Seine neueste Musik zu einem aus dem Französischen übertragenen dramatisierten Märchen von Th. Hell „Ali Baba, oder die vierzig Räuber", hat so viele geniale Züge, und die Lieder der Zutulla, das Melodram, das Ballett und vorzüglich die Ouvertüre (die auch seltenerweise applaudiert wurde) enthalten soviel Reiz der Melodie und Harmonie, daß wir wünschten, einen ebensogut arrangierten Klavierauszug davon zu erhalten, wie von seiner „Schön Ella", aus welcher Musikfreunde die Bestätigung unseres Urteils sich erholen können.

5. Dotzauer. Dieser bekannte Virtuos schreibt nur für sein Instrument und das gut, wie alle Violoncello-Spieler wissen werden.



1823.

6. Ritter Morlacchi, Kgl. Kapellmeister und Direktor der italienischen Oper. Auch dieser Komponist ist hinlänglich bekannt und ist wohl mit Recht unter die ersten jetzt lebenden Tonsetzer Italiens zu rechnen. Daß seine Kompositionen hier und in Deutschland überhaupt wenig Glück machen, ist wohl natürlich, da er, nicht ganz Italiener bleibend, zu oft deutsche Gründlichkeit mit italienischer Leichtfertigkeit mischend, auf diese Art und ohne besondere Originalität selten und fast nie ein ganzes Kunstwerk in irgendeinem Stil zustande bringen kann, ihm auch nicht selten Reminiszenzen vorzuwerfen sind. Es wird eine neue Oper von ihm einstudiert, welche zur Eröffnung der Wintervorstellungen zu Michaelis gegeben werden soll. Uebrigens verlautet sonst noch nichts von ihr.

7. Joseph Rastrelli, ein junger Mann von 22 Jahren, reist jetzt auf königliche Kosten in Italien, sich zu bilden. Er hat mehrere Opern seiner Erfindung zur Aufführung gebracht, z. B. „le donne curiose". Er ist ein sehr fleißiger, bescheidener junger Mann, der aber durch die Aufnahme seiner letzten Oper, die gänzlich durchfiel, wohl belehrt worden sein wird, daß Zuvielschreiben, ohne gehörige Ausbildung, oft zu Schlechtschreiben verleitet. Möge er das beherzigen, fleißig ältere Partituren studieren und dann einmal ein besseres Buch bearbeiten. Vielleicht gelingt es ihm dann in seinem Vaterlande besser.

Bestand der deutschen Oper.

Sängerinnen:

1. Mad. Devrient, geb. Schröder, ist eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen jetziger Zeit, und dies wohl meist deshalb, weil sie nebst guter Singmethode auch ein höchst ausgezeichnetes und gebildetes Darstellungsvermögen besitzt. Doch gelingen ihr tragische Partien am meisten, z. B. Fidelio, Cordelia, Pamina usw. Ihr Organ ist kräftig und klangvoll; auch bemerkt man bei ihrem jedesmaligen Auftreten Streben nach Vollendung, so daß sie einst, geht sie anders diesen Weg fort, ebenso einzig in ihrer Art dastehen kann, wie ihre unvergleichliche Mutter.

2. Dem. Veltheim ist seit dem Abgang von Dem. Willmann in deren Rollenfach getreten, wiewohl gezwungen,

da vor der Hand keine andere Bravoursängerin zu finden war. Ihre Stimme ist schwach, aber klangvoll und beweglich; auch hat sie in der Schule des Herrn Micksch gute Fortschritte gemacht, so daß sie sich an alles wagt. Gelingt ihr auch noch nicht alles, und hört man ihren Passagen auch noch das Schülerhafte an, so kann man doch von ihr erwarten, daß sie einst eine kunstgerechte Konzertsängerin werden wird. Zum Dramatischen fehlt ihr alles Darstellungsvermögen.

3. Mad. Haase, geb. Zucker, ist in naiven Singpartieen wie Rosalieb, Aennchen usw., ein Liebling des Publikums, und das mit Recht, da ihr ganzes niedliches Figürchen von einem Liebreiz umgeben ist, dem niemand so leicht widerstehen kann. Ihr Spiel ist stets zierlich und angemessen, die Stimme aber scheint leider seit einiger Zeit etwas angegriffen, woran ihre häufigen Kränklichkeiten wohl teilhaben mögen.

4. Dem. Müller, welche bisweilen Mad. Haase substituiert. Kleine, runde Figur, hübsche, volle und klangvolle Stimme und — Bescheidenheit sind ihre Vorzüge; sonst noch unbedeutend, läßt aber bei der Jugend noch hoffen.

Sänger:

1. Bergmann, erster Tenor. Schöne Stimme, doch leider von keinem großen Umfang (von kleinem E bis zum einmalgestrichenen G). Seine vorzüglichsten Leistungen im Gesange sind Tamino, Max, Murnay, Joseph usw. Doch fehlt auch ihm alles Darstellungsvermögen und auch — Kehlfertigkeit, die bei fortgesetztem Fleiß doch eher zu erlangen gewesen wäre.

2. Tourny, ebenfalls Tenor. Er hat erst zweimal als Johann von Paris und in „Il matrimonio segreto" italienisch debütiert. Er ist noch ganz Anfänger, hat aber eine gute, nur etwas bedeckte, umfangreiche Stimme und zeigte Feuer im Vortrage und viel guten Willen. Das Publikum ermunterte ihn.

3. Wilhelm, weder Sänger noch Schauspieler. Doch mußten wir ihn mit anführen, da er oft als Johann von Paris, Graf Roderich in „Rothkäppchen" usw. auftritt und — ausgelacht wird.

4. Siebert, 1. Bassist. Er ist durch seine häufigen Reisen samt seinen Tugenden und Fehlern und durch oft sich

sehr widersprechende Berichte bekannt. Seine Stimme ist schön und umfaßt mehr als 2 Oktaven; sie reicht vom großen C bis zum einmalgestrichenen F. Er besitzt auch ziemlich viel Fertigkeit, der jedoch die gute Schule gebricht, die er aber nur allzuhäufig und fast immer am unrechten Orte anbringt. Auch tenorisiert er fleißig, wodurch er sich jedoch sehr schadet. Seinen Darstellungen klebt immer etwas Gemeines an, woher es denn kommt, daß er sich nicht in der Gunst des Publikums feststellen konnte und uns nächsten Oktober wieder verlassen wird. An seiner Stelle erhalten wir Herrn A. Meyer, der sich vorteilhaft von ihm unterscheidet; nur wäre ihm deutlichere Aussprache und mehr Uebung im Vokalisieren zu wünschen.

5. Risse, ein noch sehr junger Mann mit schöner, voller Baßstimme. Er ist aber noch Anfänger und studiert bei Herrn Miksch, der sich überhaupt um die Bildung verschiedener Sänger und Sängerinnen sehr verdient macht; auch verdanken wir ihm den ziemlich guten Zustand unseres Singchors. [Risse war der erste Daland in „Der fliegende Holländer"].

6. Heller, mehr Bariton, ist nur in komischen Partien als Sänger zu hören, und seine Hauptstärke besteht in seiner trefflichen Fistel, die er dann als falsche Catalani zu benutzen und damit zu effektuieren versteht.

7. Unzelmann ist als Tenor anzuführen, da er Abu Hassan, Gulistan usw. gibt, aber wohl nur aus Mangel an einem Tenor, der diese Rollen auch so, wie er, zu spielen versteht. Er detoniert nun wohl zwar nicht selten, doch hat er eine recht niedliche Methode, und ob seines Spiels verzeiht das Publikum gern alle Sünden."

Aus dem Bericht über das italienische Opernpersonal sei nur hervorgehoben, daß Miksch zweite Partien sang, ohne viel Stimme, aber mit viel Methode.

Um dieselbe Zeit, als Weber wegen Kränklichkeit und Ueberhäufung der Geschäfte die Anstellung eines Musikdirektors vorgeschlagen hatte, erhielt Marschner einen Ruf als Kapellmeister nach Amsterdam. Er schrieb an Hof- 11
meister, aus dessen vor Jahren von mir benutzten Korrespondenz ich noch manches einschalte: „mein Aufenthalt allhier hängt an einem Haar. Will man mich hier nicht, nun so folge ich dem Rufe." Rechte Lust hatte er aber nicht wegen der

langwierigen Unterhandlungen, Schwangerschaft seiner Frau und der beschwerlichen Reise; nur im Notfalle wollte er die Stelle annehmen. Gleichzeitig schickte er an Hofmeister die versprochene, auf Webersche Melodien gebaute Phantasie: „ich habe mich vor allen Vorwürfen der Abschreiberei zu verwahren gesucht“. (19. November, 1. Dezember 1823.)

Marschner wurde nun probeweise als Musikdirektor in Dresden angestellt und wohnte Am See Nr. 54. Am 30. Mai **1824** leitete er zum ersten Mal die Oper, und zwar „Wie
12 gerufen“ von Paer. Handschriftlich stellte er seine Leitungen vom 2. Juni bis 29. September zusammen: Wie gerufen (4 mal), Pumpernickel (3), Rotkappe (4), Freischütz (1), Cordelia, Der Unsichtbare, Das unterbrochene Opferfest (2), Nachtigall und Rabe, Zauberflöte (3), Fidelio (am 10. August), Galeerensklave, Zinngießer, Donauweibchen (4), Schnee (2 mit 17 Proben), Preziosa am 12. August mit Dem. Wagner [Rosalie, einer Schwester Richard Wagners] und am 19. August mit Mad. Schröder-Devrient [zum ersten Mal, mit ihrem Gatten Karl als Alonzo]. Er schrieb an Hofmeister (16. August), daß er entsetzlich viel zu tun habe, da die ganze Oper seit Juni nur auf ihm allein ruhe, denn Weber würde schwerlich vor Michaelis wieder dienstfähig sein. Am 11. September wurde Marschner Direktor der deutschen und italienischen Oper mit 500 Talern. Auch Morlacchi war wegen Krankheit noch immer dienstunfähig, und die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit nicht vorauszusehen, während Rastrellis Unfähigkeit sich gleich nach seiner Anstellung kundgetan hatte.

13 In diesem oder einem der nächsten Jahre kam am 2. Oktober Catels komische Oper „Die vornehmen Wirte“ heraus; ohne ein Zeichen des Wohlwollens im Publikum. Der junge Marschner rief den Künstlern die Worte zu: „Solche französische Lustspiele mit Gesang erfordern aber nicht nur taktfeste Sänger, sondern auch sehr gewandte Schauspieler, und da, wir wissen es nur zu gut, drückt uns eben der Schuh. Die deutschen Sänger haben sich durch die neuesten italienischen Opern nur zu sehr überreden lassen, Spiel sei höchstens eine angenehme Zugabe, Kehlfertigkeit aber, mit einigen stereotypen Schmachtblicken begleitet, die einzige billige Forderung, die an sie gemacht werden könne. Zum Glück beginnen die

Deutschen sich nun wieder allmählich nach etwas derberer Kost zu sehnen, d. h. die neuesten deutschen Opern „Freischütz“, „Jessonda“ mit ihren edlen, das innerste Gefühl anregenden, stets der Situation angemessenen Melodien, auf tiefe kunstgemäße Harmonie gebaut, haben ihnen begreiflich gemacht, daß Seifenblasen — nun eben nichts anderes sind als Seifenblasen. Gewinnen nun aber dergleichen wahrhaft dramatische Opern immer mehr Eingang, wie es nicht anders kommen kann, so werden auch sämtliche deutsche Opernsänger nicht länger tieferes Studium ihrer Rollen verabsäumen dürfen, wofür ihnen aber auch länger grünende Lorbeeren erblühen werden, als sie jetzt um ihre Häupter zu winden haben. Solange aber unser Opernrepertoir nicht mit lauter deutschen Produkten besetzt werden kann, wollen wir den besseren französischen Opern, von denen die meisten sich doch auch einer ziemlich verständigen Handlung erfreuen, den Eingang nicht versagen.“ Nach einer Besprechung der Oper hieß es: „In der Eröffnungsmusik zum 3. Akt bezauberte Herr Steudel durch ein bedeutendes, mit herrlichem Ton und höchster Vollendung vorgetragenes Flötensolo das an diesem Abend nicht sehr lebhafte Publikum so, daß es ihm einzig und allein nur rauschenden Beifall zollte. [Auch Meyerbeers Flötensolo in der Eröffnungsmusik im 2. Akt der „Hugenotten“ wurde in Hannover jahrzehntelang, von Heinemeyer gespielt, jedesmal stark applaudiert.]

Ebenfalls ohne Jahresangabe, aber der mitwirkenden Künstler wegen in diese Zeit fallend, liegt ein Bericht von
Marschner (5. Oktober) über „Der Doktor und Apotheker“ 14
von Dittersdorf vor: „Ach mein Gott, wie gemein“, lispelte eine Schöne, und — „wie kann man nur eine so göttlich schöne Arie von Rossini zwischen solch altes, abgeschmacktes Zeug einstreuen, der Abstieg wird dadurch doch gar zu groß“, seufzte ein verbildeter, Musikkenntnis verratenwollender Zierbengel, während beide sich doch durch die Macht des Komischen, mit welcher dieses Stück seit 40 Jahren auf Hypochondristen und Fatalisten gleich stark wirkte, zum wieherndsten Gelächter hinreißen ließen. Die beste Kritik. Unsere Komponisten würden für solche Texte Gott auf den Knien danken; aber unsere heutigen Dichter scheinen in Erfindung trauriger Stoffe reicher zu sein, als in Auffindung komischer Situationen. Und würden sich auch viele Tondichter finden, die es unserm,

durch rege Kunstliebe der biederen Deutschen beinahe verhungerten Dittersdorf gleichzutun vermöchten? Schwerlich! Wie einfach schön ist die Introduktion, wie ergreifend die Arie Leonores (die jener Gebildete für Rossinische hielt), wie komisch das Terzett, wie originell die Arie des Hauptmanns, das romanzenartige Duettino der beiden Mädchen und das ganze Finale des 1. Aktes. Wahrhaftig, es wäre uns ein kleines, aus jeder Nummer dieser in ihrer Art klassischen Oper dem verehrlichen Publiko darzutun, wie gar viele jetzt beliebte Komponisten daraus geborgt (gestohlen) und ein verehrliches, gern vergessendes Publikum damit vexiert haben. Doch wir wollen mit denen, die aus eigener Armut solche Goldkörner sammeln, weniger eifern, als mit denen, welche die jetzt modernen Goldpapier-Schnitzel zusammenzuleimen so gar sehr bemüht sind."

Im November 1824 kam unter Marschner „l'Italiana in Algeri" von Rossini heraus. In seinem Bericht (19. November) freute er sich, Rossini einmal in seiner eigentlichen Sphäre, dem Komischen, sich bewegen zu sehen, weil dieser ihm schon früher durch seinen wahrhaft köstlichen „Barbier", der hier leider aus bekannten Ursachen keine Kondition findet [Weber wollte von Rossini nichts wissen], hinlängliche Beweise dafür gegeben hatte. Auch, sei es offen gestanden, freute sich Ref. im voraus auf die in der Musik sehr leicht zu bezeichnenden Kontraste des italienischen und türkischen Musikgenre. Aber o weh! Damit war's nichts. Die Türken sangen wie die Wälschen und die Wälschen wie die Türken, d. h. man verstehe mich ja nicht falsch — sie mußten alle auf gewohnte Rossinische Weise singen. Damit ist nun zugleich bezeichnet, daß man recht hübsche Melodien, in jeder Nummer das bekannte zweimal sich wiederholende Crescendo, tüchtige Modulationen aus a nach x, angenehme Quintenläufe, ein wunderlich komisch sein sollendes Finale (worunter die Laute verschiedener Tiere, das Knallen der Kanonen, das Knarren des Peletonfeuers usw. nachgeahmt wurde), zärtliche Arietten, langweilige Rezitative usw. usw. zu hören bekam. Das wäre nun freilich für eine zufriedene Seele genug für 16 Groschen gewesen; aber wir mit unserer Neugierde auf die verwünschten Kontraste waren doch einmal ganz unerwünscht getäuscht. Die ehemaligen Kennzeichen und Begleiter türkischer Musik, große Trommel, Becken,

kleine Flöten usw. fehlten zwar nicht, aber welcher Opernbesucher weiß nicht, daß Rossini alle Welt, Christen, Juden und Heiden, jetzt mit solcher Begleitung singen läßt? — Nun, es ist nicht zu ändern und Rossini nicht zu bessern; wir unsererseits haben uns nun aber fest vorgenommen, uns künftighin aller, ja auch der bescheidensten Erwartungen zu enthalten, und so hoffen wir in der Folge auch nicht so ganz leer auszugehen, könnten wir uns nur auch der stets rege bleibenden Furcht vor dem entsetzlich langen, bloß vom Baß begleiteten Rezitative enthalten. Aber dieser Kampf erneuert sich bei jeder Wiederholung einer italienischen Oper. Ist denn etwa das Holterpolter der Sänger, das entsetzliche Anstreichen des Violons, das Phantasieren auf dem Cello, das Klavierhämmern des Kapellmeisters nicht ein ganz furchtbares Durcheinander für ein nicht gewöhntes Ohr? Nun, wir beneiden keinen der Gläubigen, denen das ein Ohrenschmaus ist. Die Darstellung schien uns gelungen.

Marschner ließ damals einen „Papillon caprice" 16
über das Klavier fliegen. In der Berliner Allg. Ztg., 22. September 1824 hieß es: „Leicht und luftig, keck gleich anfangs mit der rythmischen Ordnung umspringend, bricht das Thema los, bald humoristisch von einer Baßfigur in Achteln begleitet, verirrt sich stürmend in die letzte Tiefe des Instruments und hebt sich ebenso unerwartet hinauf . . . Bald umschlingen sich beide Stimmen recht ausgelassen; leichtfüßig gleitet selbst über empfindungsvolle Anklänge der Scherz und flattert recht schmetterlingsartig eilig und zart dahin . . . Einen bedeutenden geistigen Einfluß scheint C. M. von Weber auf unseren Komponisten ausgeübt zu haben. Ohne ihm eine absichtliche Entlehnung Schuld zu geben, weht doch ein Hauch von Weber durch sein Saitenspiel. Es gibt eine Periode in der Entwicklung des Künstlers, wo ein solcher geistiger Einfluß schwer zu vermeiden ist, ohne daß man daraus Mangel an Originalität folgern könnte."

Auch **1825** gab es viel Arbeit. „Ich mache alles für Weber und Morlacchi, welche deshalb selbst nichts zu machen nötig haben" (an Hofmeister, 18. Juni). In Mor- 17
lacchis Oper „Tebaldo und Isolina", welche mit großem Beifall gegeben und fünfmal bei stets vollem Hause wiederholt wurde, fand er die Musik voll blühender, ja oft reizenden Melodien, die oft treffend den Sinn der Worte ausdrückten,

im übrigen aber so unzusammenhängend konstruiert waren, daß man oft ganz den Faden verlor und er sich eingestehen müsse, Ariadnes Faden noch nicht gefunden zu haben.

18 Die Erstaufführung von „Jessonda“ mit der Schröder-Devrient hatte sich verzögert, so daß ihr Gatte Karl Devrient energisch dafür eintrat, worauf die Oper vier Wochen später herauskam (30. November 1824). Bei der Wiederholung im Mai 1825 entschuldigte Marschner den nicht ganz genügenden Gesang der Schröder-Devrient mit ihrer weit vorgeschrittenen Schwangerschaft [?, ihre Tochter Sophie war am 6. März dieses Jahres geboren], rühmte den Gesang von Bergmann (Nadori), wobei man aber, um mit dem Merkur zu reden, mit den Ohren die Augen zuhalten müsse und freute sich über den neu engagierten Baritonisten Hauser mit schöner Stimme und routiniertem Darstellungstalent. „Die Tempi zu Anfang der Ouvertüre und einige andere in der Oper schienen uns, nachdem wir sie unter des Komponisten Leitung in Leipzig gehört hatten, in etwas verfehlt. So bleibt z. B. in der Ouvertüre die Bewegung der Viertel laut Angabe des Komponisten (vide Klavierauszug) immer dieselbe, und sonach hätten die Zwischensätze im Anfang der Ouvertüre noch einmal so schnell gehen müssen, als sie gingen. Herr v. Weber wird diese Bemerkung entschuldigen, da wir der Meinung sind, daß — irren menschlich ist und der Hochmeister deutscher Opernkomponisten zur Vermeidung falscher Urteile um so mehr bemüht sein muß, die Werke anderer Meister im Sinne der Komponisten aufzuführen.“ — Auf eine Klage, daß Jessonda in Dresden nur geringe Wirkung hervorgebracht habe, was mit der wütenden Parteilichkeit für Weber und Rossini, außer denen nichts aufkommen könne, erklärt wurde, antwortete Marschner, „ein Opernkompositeur muß vor allen Dingen jenes universelle Gefühlsvermögen besitzen, die Eigenheit jedes Charakters, jeder Empfindung auffassen und durch Töne wiedergeben zu können, ohne irgendeinem Charakter seine ihm eigentümliche individuelle Art zu fühlen, zu empfinden mitzuteilen. Dieses „aus sich selbst Herausgehen“ ist es nun, was Weber und Spohr scharf voneinander scheidet. Während Weber in seinen Opern „Freischütz“, „Euryanthe“, ja in den früheren Opern selbst „Sylvana“, „Abu Hassan“

eine ganze Galerie verschiedener Charaktere, d. h. von dramatischen, ganz auf verschiedene Art fühlenden und handelnden Personen aufgestellt und sich so unter den neuen Komponisten wohl als den stärksten Charakteristiker, d. h. als einen Tondichter gezeigt hat, der die in einem zu komponierenden Gedichte enthaltenen Gefühle in seinem Innern aufzunehmen und durch Töne wiederzugeben weiß, — hat Spohr in allen seinen Opern die unwiderlegbarsten Beweise gegeben, daß er in alle von ihm komponierten Gedichte sein individuelles, sich überall wehmütig aussprechendes Gefühl übertragen hat, woraus nicht nur hervorgeht, daß Weber als dramatischer Tondichter weit über Spohr hervorragt, sondern daß des letzteren Kompositionen dadurch auch eine gewisse Monotonie (Einförmigkeit des Gefühls) erhalten, die zuletzt unwillkürlich das Interesse ermatten, das man an den in ihrer elegischen Eigentümlichkeit interessanten Melodien, an der trefflichen Konstruktion und an dem überaus schönen Satze, welcher bisweilen nur durch zu häufige und schnelle Modulation etwas zu unruhig wird, zu nehmen gezwungen ist. Vergleicht man nach obigem die Webersche Opernmusik mit der Spohrschen, so nimmt einem die schnelle und allgemeine Verbreitung der ersteren, zu deren Charakteristik noch geniale Erfindung der Melodie sich triumphierend beigesellt, nicht Wunder; ja es muß so kommen, da das Klassische einer Kunst überall gleiche Anerkennung erfährt, wenn es auch für Weber als ein Glück betrachtet werden muß, daß er die allgemeine Anerkennung seines Wertes so schnell und früh gefunden, da die Kunstgeschichte beweist, daß es nicht zu allen Zeiten allen großen Geistern so gut geworden ist. Es ist daher zu beklagen, und die Komponisten am meisten, deren Werke auf Kosten Anderer durch wohlmeinende, aber übelvollbringende Freunde gehoben werden sollen. Das Große, Geniale spricht schon für sich selbst und hat durch anderes Große, schon Bestehende für sich nichts zu fürchten."

Entzückt war er einmal beim „Don Juan" in Leipzig gewesen (1822): „Das Zerlinchen = Devrient göttlich. Ach Gott, was gäb ich drum, könnt' ich ihr Masetto sein. Doch still, mein Herz, du könntest wieder verkannt werden." [Er muß sich im Jahre geirrt haben, denn die Leipziger Soubrette Doris Böhler wurde erst 1825 die Gattin von Emil Devrient.] Jetzt war es ihm peinlich, „die Schröder= 19

Devrient als Donna Anna stockheiser sich abmartern zu hören (24. Mai); dann lieber die Vorstellung absagen. „Es scheint uns seit längerer Zeit, als bleibe diese reichbegabte Dame in ihrer Kunstbildung stehen, was für sie und das Publikum zu bedauern wäre. Dieser Stillstand mag vielleicht auch durch andere zu erfüllende Pflichten der Mutter und der Hausfrau verursacht sein, aber diese Rücksichten darf die Kunst nicht nehmen. Vorsichtiger scheint man mit Signora Palazzesi Kontrakt gemacht zu haben, die auf vier Jahre mit jährlichem Gehalt von 3000 Thlrn. zwei Einnahmen und drei Monate Urlaub, jedoch ohne Gattin und Mutter werden zu dürfen, engagiert ist[1]). Sollte man nicht lieber die Kontrakte so stellen, daß bei bemerkbarem Stillestehen in der Kunst (worüber ein Komitee urteilen müßte) die Gage immer geringer, bei bemerkbaren Fortschritten aber immer mehr bis auf ein gewisses Maximum gesteigert würde? Wir sollten meinen, daß diese Idee zu realisieren nicht so schwer halten dürfte, als im ersten Augenblicke Direktionen wohl glauben sollten. Jede Sängerin und jeder Sänger könnten diesen Vorschlag eingehen, da es sich von selbst versteht, daß jedes erste Honorar ihren Leistungen angemessen sein müßte, durch Fleiß und ferneres Streben aber noch bedeutend erhöht werden würde. Diejenigen, die diese Bedingungen nicht eingehen wollten, könnte man gewiß ohne Verlust laufen lassen, denn sie würden sich sogleich als Menschen zeigen, denen die Kunst weiter gar nichts als ein Mittel ist, ein angenehmes und faules Leben führen zu können. Doch müßte das über Streben und Nichtstreben der Künstler wachende und urteilende Komitee nicht nur aus wirklich kompetenten, sondern zugleich auch aus redlichen und geschworenen Richtern bestehen. Wir glauben überzeugt zu sein, daß sich bei dieser Einrichtung sowohl wahre Künstler und Direktionen als auch die Kunst selbst wohl befinden würden. Doch wissen wir recht gut, daß wir in den Wind reden, bind' einer nur mit den Künstlern an."

[1]) Ein Gegenstück zu diesem Kontrakt war derjenige mit der Sängerin Doris Zeitelbach in Hannover (1856), welche, verlobt mit dem Gesanglehrer Caggiati, verpflichtet wurde. Die Intendanz gestattete die Heirat nur unter der Bedingung, sie sofort zu entlassen, wenn die Rücksicht gegen Hof und Publikum ein Auftreten in jugendlichen Rollen verbiete.

1826.

Vielleicht fällt in dieses Jahr ein Konzert von Fürste- 20
nau am 10. Oktober, über welches Marschner berichtete: „Er dürfte sich wohl getrost zu den ersten Flötenspielern zählen. Sein treffliches Staccato ist allbekannt, sein Triller vollendet, seine Fertigkeit in Sprüngen, chromatischen Tonläufen auf- und abwärts sehr groß, sein Anhalten, Schwellen und Abnehmen des Tons bezaubernd, sein Vortrag äußerst nett und gefühlvoll. Enthusiastischer Beifall des stark gefüllten Hauses. . . . Arie mit Chor aus Rossinis „Elisabeth", gesungen von Mad. Schröder-Devrient. Diese uns allen so teure Künstlerin schien heute nicht in ihrer eigentlichen Sphäre (und dazu rechnen wir überhaupt den Konzertsaal nicht), welche sie auch nie verlassen sollte; aber, verdiente sie wohl so sehr diese — kalte Aufnahme?"

Am 12. Dezember 1825 starb Marschners zweite Frau Eugenie. „Ihnen meinen Schmerz zu beschreiben, wäre vergebens". [Einige Biographen ziehen den Beinamen Franziska vor.]

1826 besprach er ein Konzert von Charlotte Velt- 21
heim (18. März), der beliebten Koloratursängerin, welche diesmal sich nur als Klavierspielerin hören ließ: „Das Pianofortespiel ist seit einem Jahrzehnt so in die Höhe getrieben, daß es selbst ausgezeichneten Spielern schwer wird, Aufmerksamkeit zu erregen, was bei dem größeren Teil des Publikums eigentlich nur durch sog. musikalischen Fixfax erreicht werden kann . . . man will bloß angenehm unterhalten und nebenbei in Erstaunen gesetzt sein. Dem. Veltheim gebührt daher der wärmste Dank, daß sie, von vornherein auf allgemeinen rauschenden Beifall verzichtend, den heldenmütigen Entschluß faßte, das größte und genialste aller Klavierkonzerte zu Gehör zu bringen: nämlich das große Konzert in Es von Beethoven. Es weicht so sehr von der herkömmlichen Konzertform ab und die Partie des Pianoforte ist mit der des Orchesters so innig, unzertrennlich verbunden, daß man es füglich eine Symphonie für ganzes Orchester mit konzertierendem Klavier nennen könnte. Das Ganze erfordert aber eine so außerordentlich genaue Einübung, daß die gewöhnliche Zahl der Proben gewöhnlicher Konzerte nicht hinreicht. Die Pianofortepartie, welche bei manchen Stellen außer einem fast ätherischen Vortrage (was auf dem

Pianoforte bekanntlich keine leichte Sache ist) auch eine überaus kräftige Hand verlangt, wurde von Dem. Veltheim, besonders in jenen zarten Stellen im Geiste des Werkes sehr brav vorgetragen. Sie gehört unter diejenigen Klavierspielerinnen, die einen kleinen Kreis entzücken, jene Menge aber nicht befriedigen kann, die nur in Erstaunen gesetzt sein will."

Als nach Webers Tode (1826) Marschner nicht in dessen Stelle mit gleichem Gehalt und Titel aufrücken sollte, kündigte er: „aus diesen triftigen und von der Ehre gebotenen Gründen". Dagegen schrieb er 1844 in seiner Autobiographie: „1826 lag das ganze Theatergeschäft nicht nur allein auf meinen Schultern, ich fand schon lange gar keine Zeit mehr, den täglich größer werdenden Drang „zu schaffen" befriedigen zu können. Dies veranlaßte mich, meine Entlassung zu nehmen, um frei zu sein und frei zu schaffen."

Kurz vorher hatte er sich zum dritten Mal mit der Sängerin Marianne Wohlbrück verheiratet (3. Juli). Sein Glück ließ ihn jene Enttäuschung leichter überwinden. Er ging mit ihr nach Danzig, wo beide ein sechsmonatliches Gastspiel annahmen, er als Direktor der Oper. Dort wurde seine Oper „Lucretia" am 17. Januar **1827** zum ersten Mal gegeben. Drei Anzeigen liegen vor, welche wir zusammenziehen; Unterschriften wie „Sincerus", an anderer Stelle „Vero", verraten den akademisch gebildeten Marschner als
22 Verfasser. Er behauptet, die Oper schon 1821 vollendet zu haben, habe sie aber so lange liegen lassen, um ihr fremd zu werden und dann die kritische Feile anzulegen. [Diese Eigenheit lag ihm in späteren Jahren ganz fern.] Demnach sei die Behauptung, daß er unverkennbar nach Weber und Spohr gearbeitet habe, ein Irrtum, denn „Freischütz" und „Jessonda" wären 1821 geschaffen. „Es ist ein altes, in öffentlichen Blättern schon oft angestimmtes Klagelied deutscher Komponisten und Kunstfreunde, daß deutsche Theaterdirektionen durch die Flut ausländischen Mittelguts es vaterländischen, wahren Kunstwerken fast unmöglich machen, verstanden und gewürdigt zu werden. Freilich will nun der Maßstab, den man an Rossinische, Mercadantische, Aubersche Musik anzulegen gewohnt ist, nicht mehr ausreichen. Die Menge verliert dabei sogleich die Geduld und urteilt kurz genug: es sei zwar gelehrtes, aber unmelodisches, verwirrtes

Zeug. Es ist ein eigentümlicher Zug der Deutschen, die angeerbte Meinung ebenso festzuhalten, als fremde Moden mit eigensinniger Beharrlichkeit sich anzueignen. Und was sind denn die Erfolge der neueren deutschen dramatischen Tonwerke? Der „Freischütz“ fand 1821 in Berlin eine sehr günstige Stimmung, die sich bei der Aufnahme mit unerhörtem Jubel, am deutlichsten gegen den abwesenden Spontini, gegen dessen Direktion man mancherlei einzuwenden hatte, zu äußern vermeinte. Weber und sein Werk wurden in die Wolken gehoben. Wien folgte, obwohl hier die Aufnahme weniger enthusiastisch war. Man pries aber doch das geniale Werk mit Recht. Es folgte die herrliche „Euryanthe“, die das Größeste ist, was er schrieb. Und der Erfolg? Von allen Seiten fast wurde das geniale, in hoher Begeisterung empfangene Werk angefeindet, verschwand fast überall nach einigen Vorstellungen; in Wien machte es Fiasko. Jetzt trat Spohr auf mit „Jessonda“. Von Kennern gepriesen, von der Menge langweilig und ermüdend gefunden, wird sie nur selten gegeben. Mit kleinen Opern ging es noch weit schlimmer. Marx schrieb seine Operette „Jery und Baetely“, ein Werk voll neuer, genialer Züge und origineller Instrumentation. Was sagte man? es sei barock, unklar. Auf wie viel Theatern ist denn Marschners „Holzdieb“ gegeben? Sind Dorns „Rolandsknappen“ noch anders als in der Königstadt gegeben? Und so liegen noch viele geistreiche Werke in den verstaubten Theaterbibliotheken und Musikschränken junger und älterer talentvoller Komponisten . . . Aber Ehre und tausendfältiges Lob den Wenigen, die in dieser von Unsinn bewegten Zeit das Heiligtum der Kunst mit fester, unerschütterlicher Treue bewahrten. Zu den wenigen öffentlich bekannt gewordenen Werken gehört Marschners „Lucretia“. Der Stil der Musik ist am meisten mit dem zur „Vestalin“ vergleichbar. In beiden die höchste tragische Leidenschaftlichkeit der Charaktere, scharfe Zeichnung, starke Mittel, oft Lieblichkeit der Melodie . . Ein Glanzpunkt sind die Chöre. Frau Marschner hatte die Vorstellung zu ihrem Benefiz, Marschner dirigierte. Den Kranz erwarb sie sich als Lucretia und zeigte aufs neue ihre Meisterschaft im tragischen Gesange, wie letzthin in der „Vestalin“. Das kleine feinsinnige Publikum beehrte sie mit der Auszeichnung des Hervorrufs. Die Ouver-

türe wurde da capo verlangt, was jedoch wegen der schon begonnenen Introduktion nicht möglich war. Im übrigen war die Aufführung ungenügend."

Marschner siedelte dann nach Magdeburg über, wo er einige Monate bei seinem Schwager, dem Schauspieler W. A. Wohlbrück, blieb. Dieser dichtete noch am Text des „Vampyr"; er selbst komponierte daran. Damals
23 bewarb er sich bei dem Direktor des Stadttheaters in Hamburg Schmidt um die Kapellmeisterstelle, was bislang unbekannt geblieben ist (6. April): „In jeder Hinsicht habe ich zuvörderst dieses Schreiben, kommt es nun zu gelegener oder ungelegener Zeit, zu entschuldigen, wenn ich auf das bloße Gerücht, die Opern-Musikdirektorstelle an Ew. Wohlgeb. Theater solle neu besetzt werden, sogleich mit der Tür ins Haus falle und mich selbst, ohne Ew. Wohlgeboren besonders ehrenvollen Ruf abzuwarten, dazu vorschlage. Allein, da ich seit vorigem September, wo ich meine Stelle als Königlicher Musikdirektor am Hoftheater in Dresden deshalb niederlegte, weil man sich weigerte, meine billige Anforderung, mit Webers Titel (dessen Stelle ich längst schon verwaltet hatte) mir auch dessen früheren Gehalt zu geben, zu erfüllen und mich bloß hinhalten wollte, mit meiner Gattin reise: so kann ich auch nicht füglich voraussetzen, daß man immer meine Adresse wisse, und so bin ich denn gezwungen, offensiv zu verfahren. — Bestätigt sich nun aber jenes Gerücht, so kann ich gar nicht leugnen, daß ich mich außerordentlich geehrt fühlen würde, nähmen Ew. Wohlgeboren anders dasjenige Interesse an mir, was bei solchen Gelegenheiten notwendig ist, um wenigstens nun vorläufige Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Gedanke, an einem so berühmten und so vortrefflich geleiteten Theater Anteil zu haben, ist zu angenehm, als daß man nicht selbst einen vergeblichen Versuch machen sollte, die Aufmerksamkeit der Direktion auf sich zu ziehen. Zudem ist auf dem Musikdirektorstuhl, außer dem winkenden, bedeutenden Wirkungskreis, Nachrichten zufolge, noch so mancherlei zu tun übrig, so daß sich eine bedeutende Wirkungskraft und Tätigkeitsliebe sehr angezogen fühlen muß . . . Doch ich schreibe auf ein bloßes Gerücht hin . . . Wäre es aber dennoch der Fall, nun, dann darf ich wohl hoffen, daß der Ruf meines Wirkens als Komponist und Dirigent Ew. Wohlgeboren nicht ganz unbekannt

geblieben sein wird . . . Da ich wegen der Niederkunft meiner Frau bis Mitte Mai hier verweile, so erbitte ich alle Antwort hierher zu befördern.“

Nach einer Vorstellung des „Don Juan“ in Magdeburg empfahl er (1. April) den Darstellern, sich mit E. W. Hoffmanns genialen Ansichten über das Werk bekannt zu machen und die Phantasiestücke in Callots Manier zu lesen. „Zu Ehren des Orchesters sei aber gesagt, daß es zweimal bei den durch Gedächtnisschwäche oder Aengstlichkeit verursachten unglücklichen Sprüngen der Elvira und Donna Anna weit meisterhafter als Koblers [Tänzerfamilie] sprang.“

Wenige Tage nach Beethovens Tode schrieb 25
er (9. April): „Beethoven, dessen hehrer Geist nun in einer besseren Welt weilt, wo Engel seinen Tönen lauschen und dem Beethovenschen Sang, nicht wie hier italienischen Bocksbeuteleien, die Palme reichen werden — der unsterbliche Beethoven war es, der die kühne Idee faßte, zum „Egmont“ nicht nur eine Ouvertüre zu schreiben, die so herrlich im Tonspiegel die ganze, große, die Tragödie beseelende Idee wiedergibt, sondern auch die Zwischenakte mit Musik auszufüllen, die für das Publikum gleichsam die Brücke von einem Akt zum anderen bilden soll. Da, wo die Rede aufhört, tritt die Musik ein, und sie ist es, die das schon vom Dichter aufgeregte Gemüt auf ihren dunklen Fittigen in jenes große Zauberreich führt, wo Geist zum Geiste in lichten Ahndungen spricht und alles sich versteht. Sie nimmt das in der letzten Szene des Akts vorherrschende Gefühl auf, steigert oder mildert es, je nachdem es mit dem darauf folgenden Akt in Verbindung steht . . . Wenn aber Geister wie Goethe und Beethoven sich vereinigen und schaffen, muß die staunende Erde vor seliger Wonne beben. — Leider aber ward Beethovens Geist von seinen Dolmetschern nicht klar und deutlich wiedergegeben. . . . Nur die Ouvertüre wurde genügend gegeben und beachtet. Mir sei hierbei folgende Bemerkung erlaubt. Wenn in einem Tonsatze vom Komponisten durch starke Anwendung vieler Blechinstrumente besondere Effekte gesucht und gefunden werden, der Raum aber verbietet mehreren Streichinstrumenten Platz zu geben, diese daher in ihrer Schwäche nicht vermögend sind, die ihnen anvertrauten Figuren deutlich zu Gehör zu bringen,

so muß das Fortissimo der Blechinstrumente sich zu einem ganz mäßigen Forte vermindern, was aber heute nicht der Fall war. Die Tempi der übrigen Entreakts waren meist zu schnell und verfehlt, wie z. B. der „die Ankunft des Henker Alba bezeichnende Marsch" und der auf das Lied „leidvoll und freudvoll" anspielende Entreakt, der deshalb schon ganz unverständlich blieb, weil das herrliche Lied von Klärchen nicht gesungen wurde. Statt dessen geschah ein ganz eigener Mißgriff. Um nur etwas Zusammenhang hineinzubringen und die Melodie des „leidvoll" vorher schon zu Gehör zu bringen, wurde das Lied oder vielmehr nur das Akkompagnement dazu vor Anfang des Akts mit Hinweglassung der Melodie gespielt. Welch' ein unbegreiflicher Mißgriff! Wollte man auch auf diese immer etwas sonderbare Art, da Klärchen das Lied nun einmal nicht sang, Zusammenhang in die Sache bringen, so mußte vom Dirigenten die Melodie auf irgendeinem Instrumente, am zweckmäßigsten der Oboe, gegeben werden. Aber so war die Sache barer Unsinn! . . . Möchte die Verwaltung auch künftig auf solche klassische Stücke, wozu Musik geschrieben ist, ihr Augenmerk richten, z. B. auf Kleist's „Prinz von Homburg", wozu der jetzt unter uns weilende Tondichter Marschner nach öffentlichen Blättern eine herrliche Musik geschrieben haben soll."

26 Ueber das Musikwesen in Magdeburg (23. April): „In Magdeburg mit einigen 30 000 Einwohnern wird das Stadttheater allein durch die Kunstliebe derselben gepflegt. Oberbürgermeister Franke hat es aus eigenen Mitteln geschaffen. Das Orchester besteht aus 34 Personen mit den nötigen Janitscharen. Da der Großsultan jetzt sogar sich derselben entledigt hat, so dürfte es wohl zeitgemäß sein, wenn auch die christlichen Mächte, d. h. die General- und anderen Musikdirektoren, dieselben abschafften. Musikdirektor Telle am Theater ist noch jung, aber talentvoll. Das Orchester spielt mit Feuer und ist so wohl geübt, daß es imstande ist, dem sich verirrenden Sänger über 2 bis 3 Takte nachzuspringen, ohne daß bedeutende Störung entsteht. Zu wünschen ist mehr Diskretion gegen den Gesang. Ein anderes ist es mit dem Forte, wenn das Orchester allein spielt, als wenn es den Gesang begleitet. In diesem Falle darf

es höchstens ein mf. sein. Jedenfalls muß sich das Orchester nach der Stärke der Stimmen akkommodieren. Die bedeutendsten und abgerundetsten Darstellungen waren „Die weiße Frau“ und „Maurer und Schlosser“. Was mir bei einem verhältnismäßig doch kleinen Publikum staunenswert vorkommt, ist, daß man seit dem Erscheinen dieser Opern auf hiesiger Bühne fast nichts als beide Opern wechselweise gibt und öfters in jeder Woche dreimal, und die Opern sind vorzugsweise am stärksten besucht. Es gibt auch zahlreiche Vereine für Vokal- und Instrumentalmusik. In den Konzerten des Kasino wird jedesmal eine Beethovensche Symphonie gespielt und zwar sehr gelungen. Interessant war mir die Bekanntschaft des Organisten A. Mühling, welcher all den musikalischen Vereinen als Musikdirektor vorsteht. Er ist ein recht tüchtiger und origineller Komponist, dessen Sachen leider nicht so bekannt sind, als sie es wohl verdienen. Er ist aber so übertrieben bescheiden, daß er selbst das Recht der Bekanntmachung nicht wert achtet. Eine trefflich gearbeitete Symphonie gab er unter fremden Namen und wagte es nicht, selbst, nachdem sie allgemein gefallen hatte, seine Unterschrift zu derselben zu bekennen. Sein größter Fehler ist, sich nicht geltend machen zu wissen. Daß auch privatim sehr viel Musik gemacht wird, kann man daraus ersehen, daß die hiesigen Musikalienhandlungen jährlich für mehr als 3000 Thlr. Musikalien absetzen.“

Nicht so günstig war sein Urteil über Magdeburgs 27
Theaterdirektion (21. Juni). Er „bedauerte, daß Baron v. Biedenfeld, ein Mann von Geist und Kraft, als Direktor abgesetzt und dafür mehrere Herren als Komitee an der Spitze stehen. Das Komitee besteht aus Militärs, Kaufleuten und Regie; letztere aus den Regisseuren für Schau- und Lustspiel mit dem Musikdirektor. Nur der Schauspielregisseur hat Stimme beim Komitee, teilt diesem mit, was ihm beliebt, wovon die beiden anderen Regiemitglieder manchmal kein Wort erfahren. Infolgedessen Unordnungen und Ungehörigkeiten, Engagement von schlechten Schauspielern, Entlassung brauchbarer Subjekte. Doch zu was gäbe es denn Unsinn, wenn er nicht wenigstens von Thaterkomitees begangen werden sollte! Fehlerhafte Besetzung von Stücken, wobei an Spielen gar nicht zu

denken ist. Da wird geschrien, gemieselt, lamentiert und dabei die Luft durchsägt, daß einem Angst und Bange wird. Denken Sie sich nur die Jungfrau von Orleans von einer eng- und kurzbeschürzten Mad. Lange, bald mit süßlich kokettem Ton hergeleiert, bald mit krächzender Stimme herausgekreischt, bald durch falsche Akzentuation Schillers Sprache zu Wahnsinn verunstaltet; denken Sie sich den Bastard von einem Bauer hergebrüllt, der den armen, ohnehin schon geschwächten König wie einen Schulbuben behandelt .... Im bürgerlichen Schauspiel tränelt und wimmert uns Mad. Mek mit nichtssagendem Gesicht entgegen. Betrachten wir die negative Tätigkeit der Oper (wie sich der Komiteerezensent letzthin ausdrückte), so sehen wir nichts als stimm- und gelenklose, ungeschickte Drahtpuppen in negative Tätigkeit versetzt. Das piept und quiekt, daß einem die Ohren gellen ... Unsere ersten negativen Sänger und Sängerinnen stolzieren so aufgeblasen einher, daß uns beim Anblick derselben unwillkürlich das tiefste Mitleid ergreift. Doch das ist leicht zu begreifen, denn es posaunt und loblügt in unseren Zeitungen über die Leistungen oder eigentlichen Nichtleistungen dieses Völkchens ... Von der jetzt hier gastierenden und von Dresden aus vielbelobten Mad. D. [Schröder-Devrient] können die anderen doch nicht singen lernen, weil sie es selbst nicht versteht. Sie spielt recht hübsch (z. B. als Emmeline, wiewohl mir doch nicht alles zusagen wollte), und ist auch eine hübsche, volle Figur, dabei leutselig, deshalb auch ziemlich viel Beifall. Aber mit ihrer Donna Anna und Agathe mag es ihr nur gelingen, die süßen Dresdener zu entzücken ... Man lasse Goethe und Schiller ungehudelt und verwende mehr Fleiß auf kleinere und leichter aufzuführende Stücke! Doch eben da sitzt der Hase: das Einsehen, ein tüchtiger Direktor fehlt. Baron v. Biedenfeld verstand es, er ließ das große Trauerspiel ganz aus, begnügte sich mit Kommißbrot, sorgte aber dafür, daß es gut ausgebacken war ... Die Sache mag hart klingen, aber es ist die lautere Wahrheit und somit vox populi". Der „Magdeburger Theater-Lügenzeitung" rief er zu: „Wahrheit, mein Sohn!" pflegte mein seliger Vater täglich zu sagen, „Wahrheit sei in all deinen Bestrebungen dein höchstes Ziel." [Der Vater starb erst 1855. Da schon

während Marschners Knabenzeit die Ehe der Eltern
wegen einer Liebschaft des Vaters geschieden war, er sich
innig an die Mutter schloß, so mag er 1827 den Vater als
für ihn tot angesehen haben. Erst später erfolgte eine
Aussöhnung.]

Im Sommer wurden die Gastspiele von Frau Marschner in Düsseldorf, Bonn, Wiesbaden fortgesetzt. Als sie
dann an das Leipziger Stadttheater kam, traf das Ehepaar
im August dort ein. Er schrieb an den Präsidenten Ritter 28
Nees von Esenbeck, Professor und Direktor des
naturhistorischen Instituts in Poppelsdorf bei Bonn (29. August): „In freundlicher Erinnerung Ihrer so ausgezeichneten
Güte, mit der Sie uns aufnahmen, bin ich so frei, Ihnen
unsere glückliche Ankunft und Aufnahme allhier zu melden,
und Ihnen beifolgenden vielgeprüften Freund von mir,
nicht nur als einen geistreichen Dilettanten der Botanik
und äußerst witzigen und amüsanten Gesellschafter, sondern
auch als einen kreuzbraven Menschen und kreuzfideles Haus
zu empfehlen. Ich hoffe durch die Zusendung dieses Freundes
einen kleinen Teil meiner Schuld abzutragen und wünsche
ihm nur halb die gute Aufnahme, die Sie, verehrtester
Freund, uns zukommen ließen, wofür Sie sich in unseren
Herzen aber auch einen so feuerfesten, unzerstörbaren Tempel
gebaut haben, als wäre er in Aachen assekuriert. Mit der
Bitte, Ihren werten Herrn Bruder zu versichern, daß sein
Andenken in unserer wärmsten Erinnerung leben wird,
empfehle ich mich, meine gute Frau und alles, was mein ist,
Ihnen und Ihrer hochgeehrten Familie und verbleibe in
flammender Dankbarkeit und Ergebenheit ewig

Dero Unverbrennbarer
Heinrich Marschner.

Ueber Franz Schuberts Vertonung der drei 29
Gedichte von Metastasio für eine Baßstimme (op. 83) schrieb
er (29. Dezember): „Die italienischen Komponisten sind
gewöhnlich schon sehr mit sich zufrieden, im allgemeinen
den Hauptsinn des Textes wiedergegeben zu haben. Das
Mangelhafte des deklamatorischen Ausdruckes auszufüllen,
bleibet daher fast immer dem Sänger überlassen. Die
deutschen Komponisten haben zu ihren Sängern nicht soviel
Zutrauen und bestreben sich oft ängstlich, jedem Worte

seine besondere Bedeutung zu geben und diesen Ausdruck durch oft faustdicke Ausmalung im Akkompagnement noch mehr zu heben, so daß dadurch wieder die Hauptfarbe des Ganzen verwischt wird. Es bleibt also bei beiden Gattungen zu wünschen übrig: bei der ersten *immer* noch etwas hinzu, bei der letzten *oft* etwas hinweg. Kommt man aber in den Fall, eine Komposition in italienischer Manier von einem deutschen Komponisten beurteilen zu müssen, wie z. B. obige Gesänge von *Schubert*, so ist man in keiner geringen Verlegenheit, auf welche Seite man sich schlagen soll . . . Als italienischer Komponist hat Schubert zu wenig für den Gesang getan. Der Fluß seiner Melodien ist zu schwerfällig, zu zerrissen; kein glühender Lavastrom, sondern nur ein kaltes, murmelndes, deutsches Bächlein, dessen schäkerndes Plätschern sogar oft durch das wehmütig-ernste Rauschen angrenzender Eichwälder (Akkompagnement) übertönt wird."

30 Am 29. März **1828** war *die Uraufführung des „Vampyr" in Leipzig*. „Orpheus der Vampyr", so wurde Marschner im „Tunnel" genannt, lud wenige Tage vorher seine Brüder in einem Gevattervortrage zur Taufe ein (22. März):

Verehrtes und sehr gelehrtes Haus!

Geliebte Gliederwesen!

Werfen wir einen Blick nach hinten, d. h. auf unsere entflohene Kindheit, so ergreift uns gewiß eine unendliche Wehmut, daß dem nicht mehr so ist, daß die schöne Zeit, in welcher uns die Auflösung des großen Rätsels „Leben" wenig grämte, [vorüber ist], wo weder ein sanfter mütterlicher Schlag-Platzregen, noch irgend eine pedantische Schulmeisterrute vermögend war, der tollen und rücksichtslosen Ausgelassenheit zu steuern, wo jeder Puff hundertfältig erwidert wurde, wo noch liebend für uns gesorgt wurde, während wir sorglos der heitersten Gegenwart lebten. Ich sage, eine unendliche Wehmut muß sich unserer aller bemeistern, denken wir an diese schöne Zeit, an die so selige Vergangenheit zurück, und vergleichen wir sie mit dem Jetzt, wo niemand mehr für uns sorgt, wo wir uns vergeblich mit der Auflösung des großen Rätsels „Leben" abmühen und mancherlei Püffe, die es noch immer, aber von ganz verschiedener Art absetzt, aus tausend und

einer Rücksicht unerwidert lassen müssen. Ach! es ist eine nur zu rücksichtsvolle Zeit, in der wir leben, und eben diese unendlichen Rücksichten erzeugen jene unendliche Wehmut, die uns bei der Rücksicht auf jene schöne, leider nur zu bald entflohene, rücksichtslose Vergangenheit ergreift. Und wie viele von uns sind aus jenen süßen Morgenschlummerträumen süß erwacht? Wie vielen unter uns ist es etwa leicht geworden, sich selbst die Mittagsschüssel so zu füllen, daß ihr Inhalt fähig war, den durch jene belobte unbändige Jugendraserei erweckten wütenden Hunger zu beschwichtigen? Wie viele täuschte ihre erste, reine Liebe nicht? Und wie vielen wird das Erhalten ihrer leiblichen oder geistigen Kinder eben so süß und leicht als das Erschaffen?

O meine geliebten Freunde! Es sind dies höchst gewichtige und schwer aufrichtig zu beantwortende Fragen. Aber es sei fern von mir, sie deshalb aufgestellt zu haben, um sie von Euch beantwortet zu hören. Das hieße grausam sein. Gern begnüge ich mich mit den mich umstöhnenden tiefen und schweren Seufzern, die mir deutlich genug sagen, was Ihr soeben fühlt. Daß Ihr aber fühlt, und sei es auch vor der Hand nur eine Rührung, die Euch für Euch selbst ergreift, ist mir genug. Denn Gefühl für sich selbst erzeugt leicht auch Gefühl für andere, sei es nun Liebe oder Mitleid, oder auch beides. Beides aber brauche ich, und um beides gehe ich Euch hiermit an, denn ich befinde mich in einer schrecklichen Lage. Mein häusliches Glück steht in der drohendsten Gefahr, und Ihr sollt es mir retten. Darum gib du, allmächtige und schwere Not, meinen Worten die Kraft, die notwendig ist, um so tief gedrückte Gemüter ihrer eigenen Not zu entrücken und sie für fremde mitleidig zu stimmen. Und du, holde Scham, die diese hier vorher auf meine Fragen verstummen und die Blicke senken ließ, fahre dahin, dorthin, wo ihre verseufzten Brustwinde jetzt wehen. Vermähle dich mit ihnen und blähe ihre jetzt etwas leichteren Herzen und Teilnahme für mich auf, daß sie bei der Schilderung meiner „unendlichen Wehmut“ nicht gleichgültig schlagen und ebenso gerührt, wie ihre ansehnlichen Ohren durch den Schall meiner Klage berührt werden mögen.

1828.

Auch ich war in Arkadien, d. h. eigentlich in Zittau geboren, wofür ich ebensoviel oder wenig konnte und mir dabei wahrscheinlich ebensoviel dachte wie Sie, verehrte Anwesende, in gleicher Lage. Auch ich duselte sorglos dahin, lernte erst essen und trinken, dann laufen und springen und später puffen und gepufft werden, welches letztere mir in späterer, rücksichtsvollerer Zeit noch am besten zustatten gekommen ist. Diese schöne Zeit aber, wo andere liebend für mich sorgten, ging leider nur zu bald vorüber, und es kam eine andere, wo ich einsehen lernte, daß ich kein vom himmlischen Vater beschirmter und gefütterter Sperling war, und daß ich gar mancherlei beginnen müsse, wollte ich vor Hunger nicht auf ebener Straße, geschweige denn vom Dache fallen. Was ich alles getrieben, zu erzählen, erlaßt mir; nur soviel, daß ich nebst dem, daß ich mir ein holdes Weiblein erkieste und mit selbigem mehrere leibliche Kindlein erzielte, auch lange vorher schon mit einer anderen Weibsperson, namens Polyhymnia, buhlte, welchen unchristlichen Umgang ich um so leichter geheim halten konnte, da die ihrem Schoß entkeimten Früchte unseres vertraulichen Umgangs alle unreif abfielen. Nun aber hat sich's gefügt, daß sie mir ein gesundes und starkes Knäblein geboren, was eine so gesunde und starke Stimme hat, daß es vergebene Mühe wäre, sein Dasein der Nachbarschaft, der Stadt und dem Lande verheimlichen zu wollen. Beide Qualitäten des Kindes aber, Gesundheit und Stimme, bringen mich in die gräßlichste Verlegenheit: die Gesundheit deshalb, weil ich bei der Sorge für meine ehelichen Kinder nicht weiß, wo ich Futter genug für selbe hernehmen soll, und die Stimme darum, weil daran alle Welt die des Vaters also gleich erkennen wird. Meines häuslichen Glückes wegen darf das aber, wie Ihr als erfahrene Leute wohl einsehen werdet, nicht geschehen. Darum, geehrte Freunde, wende ich mich an Euch mit der Bitte: Nehmt Euch nicht nur des Vaters, nehmt Euch auch des Kindes an. Dadurch, daß Ihr eine geehrte und angesehene Clique ausmacht und dem Kinde Euren Schutz angedeihen laßt, wird selbigem auch ein Strahl Eurer Reputation zufallen, in dessen Wärme der Balg gedeihen muß. Füttert es aber nicht nur, zieht es auch groß und führt es einst, macht es Eurer Erziehung anders

Ehre, in die große Welt ein, und vergeßt auch nicht, es dem grundgütigen Vater über der Spree [Saphir?] zu empfehlen. Gern überlasse ich Euch dann für soviel Groß- und Edelmut alle väterliche Gewalt, und meine heimlichen Vater- und Freudetränen seien Euer Segen. Gewährt Ihr, edlen Freunde! aber nur soviel, so darf ich wohl hoffen, daß Ihr mir die ungleich kleinere Bitte auch noch gewähren werdet, nämlich die: lasset dem Kinde womöglich am 29. huj. die Weihe der heiligen Taufe geben. Gebet ihm die Namen: Bravo Vampyr. Klascht, sollte es bei der heiligen Handlung seine Stimme ja geltend machen wollen, klatscht nur recht tüchtig in die Hände, oder ruft es recht laut bei seinem Vornamen Bravo — das hilft und beschwichtigt augenblicklich den Schreihals, den ich schon darauf kenne, und die Nachbarschaft wird es dann auch nicht mehr für das Geschrei eines Bastards halten. Laßt es auch an Patengeschenken nicht mangeln und enthaltet Euch endlich zur Feier dieses mir so wichtigen Tages auch alles Besuchens öffentlicher Orte, Tunnels und so weiter.

Was ich wollte, ist Euch, glaub ich,
Hoffentlich nun klar geworden;
Täuschte mein Vertrauen auf Euch mich,
Müßt ich heut den Balg noch morden.

Doch dahin laßt Ihr's nicht kommen,
Und deshalb bin ich nicht bang,
Nur bis ich den Schluß vernommen,
Wird die Zeit mir schrecklich lang.

Darum faßt Euch kurz und kündet
Mir noch heute Euren Schluß;
Daß Ihr mir getreu verbündet,
Zeuge mir der Bruderkuß.

Orpheus steht mit offenen Armen da und wartet auf den Kuß, der ihm von den Tunnelschwestern noch lieber wäre."

1828.

31 Ein von Marschner aufgezeichnetes Orchester, welches nicht etwa das frühere in Dresden unter Weber ist, gibt

Souffleur
Basso Cello
Viole
Violini I
Violini I
Direktion
Oboi
Fagotti
Corni
Tympani
Tromboni
Türkische Musik
Cello
Violini II
Violini II
Violini II
Konzert-meister
Basso
Cello
Flauti
Clarinetti
Corni
Trombe

mit größester Wahrscheinlichkeit ein Bild von der veränderten Zahl und Stellung der Instrumente, welche von ihm für die Uraufführung des „Vampyr", dessen Proben und Leitung in seiner Hand lagen, vorgenommen wurden. Dafür spricht nach gütiger Mitteilung der Leipziger Stadtbibliothek, daß 1828 im Orchester des Stadttheaters sowohl die 11 Geigen, 2 Bratschen, 3 Celli und 2 Kontrabässe, als auch die 8 Holzbläser der Zahl nach dieselben sind wie in der Zeichnung. Marschner hat noch 2 Hörner und 2 Posaunen hinzugenommen, die Kapelle mithin von 32 auf 36 Instrumente verstärkt, abgesehen von der türkischen Musik. Außerdem spricht für das Jahr 1828, daß für diese Zeichnung die gleiche Sorte Papier benutzt ist, wie für seine damaligen Berichte an den Tunnel. Marschners Teilung von Cello mit Kontrabaß in zwei Gruppen erinnert an seinen Vorschlag in Hannover 1852, das 3. und 4. Pult von Cello und Kontrabaß an die beiden Ecken des Orchesters zu stellen, von dem Gedanken ausgehend, daß das Quartett als Basis aller Orchestermusik die übrigen Instrumente wie ein Bild einrahmen solle. Diese Gruppierung wurde verworfen. Es ging ihm wie Weber in Dresden, welcher nach dem ersten Dienstjahre mit einer neu beantragten Orchester-Ordnung abschläglich beschieden wurde.

32 Sogleich nach der Aufführung hieß es in einem Zeitungsbericht u. a.: „Gesegnetes Deutschland! In der

Zeit, wo eben die zwei größten Sterne deutscher Musik verlöschten, trat eine neue Sonne an das musikalische Firmament, die um so brennender flammt, als sie so sehr unerwartet hervortritt. Marschner hat sich in der musikalischen Welt zwar schon längst einen geachteten Namen erworben; durch dieses Werk aber wird sein Ruhm wie der unserer größesten Männer durch ganz Europa schallen . . . Reichster Melodiker, Modulationen neu und originell, Charakteristik und Kenntnis des Theatereffekts, nur mit der des großen Weber zu vergleichen. Genast (Ruthwen) hat sich den Meisterbrief erworben, Mad. [Emil] Devrient als Emmy hinreißend lieblich; ihrem Schicksal wurden viele Tränen geweint. Mad. Streit (Malvine) tat was in ihren Kräften stand . . . Chöre sehr gut, Orchester mit Bravour. Die Ouvertüre wurde stürmisch da capo verlangt, der geniale Meister am Schluß wütend hervorgerufen. Haus überfüllt, schon mehrere Tage vorher war kein Billett zu erhalten. Es muß diese Oper überall ein Kassastück werden. Schon hört man auf den Straßen Melodien daraus nachsummen. Tiefer in die Musik einzugehen, werden die musikalischen Zeitungen und der geniale Kritiker Wendt in Leipzig schon tun."

Die Anzeige von Professor Wendt (Morgenblatt 33
Nr. 122) lautete: „Entschiedenes Glück hat die Oper „Der Vampyr" gemacht. Der Stoff ist teuflisch grausenhaft, und die Hauptperson ist es, die dieses Grausen erregt, ohne alles weitere menschliche Interesse. Lord Ruthwen, der dem Dienste der Hexen und Geister verfallen ist, man erfährt nicht warum, erhält von dem Meister derselben die Erlaubnis, noch ein Jahr unter den freien (?) Menschen zu walten, wenn er ihm bis zur nächsten Mitternacht drei Bräute als Opfer darbringe. Wenn aber der Lord schon ein Vampyr ist, wie er im Text genannt wird, warum soll er erst jene Erlaubnis erhalten, da er doch nur unter Menschen ein Vampyr sein kann? Der Lord verspricht es, und es gelingt ihm wirklich, zwei Opfern das Blut auszusaugen, das dritte wird gerettet und die Hölle zuschanden. Man kann die dramatische Geschicklichkeit des Herrn Wohlbrück bei Anordnung dieses Stoffes nicht verkennen, die sich besonders in der Folge der Szenen zeigt, und in der Beschränkung dessen, was in der gedachten

Novelle vorgeht, auf einen engen Raum. Aber die Idee? wird man fragen. Diese, scheint es, wollte der Operndichter, statt sie durch das Ganze leuchten zu lassen, erst fast am Schluß der Oper in dem Duett Malvinens mit Aubry wörtlich so aussprechen:

> Wer Gottesfurcht im [frommen] Herzen trägt,
> Im [treuen] Busen reine Liebe hegt,
> Dem muß der Hölle dunkle Macht entweichen,
> Kein böser Zauber kann ihn je erreichen.

Das ist nun zwar wahr, insofern es keine solche Teufelei gibt, aber in dem Bisherigen bildet ihre Existenz doch die Voraussetzung, und da kann man sagen, wie kann der liebe Herrgott die schwache Menschentugend durch solche Teufelei prüfen wollen? Höchst grausenhaft ist dies Hinabziehen ins Verderben, diese Blutsaugerei, und noch mehr, wenn sie in einer handelnden Person vorkommt, denn da sie doch nicht vor unseren Augen vorgehen kann, so muß sich in den ersten zwei Fällen das Beiseitegehen wiederholen, wodurch sie sich wieder der dramatischen Darstellung entzieht. Hätte sie einmal die schaurige Grundlage eines Opernmärchens bilden sollen, so hätten, dünkt uns, die zwei ersten Fälle in die Vorfabel fallen und nur in der Erzählung vorkommen sollen, und die Handlung hätte dann in dem wirklichen Kampfe des Lord Ruthwen um die dritte Braut bestanden; mit anderen Motiven und Episoden wäre sodann der Raum der Oper ausgefüllt worden. Indessen müssen wir doch gestehen, daß, so grausenerregend diese Oper jetzt nun ist, so war sie uns auf die obengenannte („Sonnenmänner", Seite 2) folgend fast eine Erholung, und zwar darum, weil man sich hier immer noch der phantastischen Grundlage bewußt ist.

Die Musik von Marschner zum Vampyr ist voll Feuer und Geist, und dadurch hat sich diese Oper bei uns Eingang und den glänzendsten Erfolg verschafft. Selbst diejenigen, die den Teufeleien in der Wolfschlucht abhold sind, mußten das wackere Aufstreben eines in diesem Gebiete bisher noch unbekannten Komponisten anerkennen, und es ist ein seltener Fall, daß eine neue Oper ungeachtet des Widerwillens, mit welchem einen großen Teil des Publikums das Gräßliche des Vorgangs erfüllt, ungeachtet sie

viel, vielleicht zu viel Musik hat, die weder in der Ausführung noch in der Auffassung leicht ist, dennoch in wenigen Wochen so oft und mit ungeschwächtem Beifall aufgeführt werden konnte. Dazu kommt aber auch noch, daß diese Musik sich im Geist zunächst an die Opernproduktionen des so gefeierten Weber, nämlich an dessen „Euryanthe“ und „Freischütz“ anschließt; eine geistlose Nachahmung würde diese Wirkung nicht haben hervorbringen können. Und in der Tat, es ist mir jetzt kein junger Komponist bekannt, welcher imstande wäre, mit solchem Glück auf Webers Bahn fortzuschreiten wie Marschner. Nur ist ihm bald ein Operngedicht zu wünschen, das von einer menschlichen Grundidee durchdrungen und belebt ist, ein Stoff, der das Gemüt erhebt und erheitert, statt es unter die Gewalt finsterer Mächte niederzubeugen. Möge sein Schwager Wohlbrück, der in dem Buch zum Vampyr wenigstens gezeigt hat, daß es ihm nicht an theatralischer Gewandtheit fehlt, ihm einen solchen Stoff bearbeiten.

Ich will hier nur noch einige der ausgezeichnetsten Stücke der Oper anführen. Die Ouvertüre schon ist ein brillantes Stück, kann aber erst nach mehrmaligem Anhören ganz verständlich werden, besonders da auch unser Komponist die Melodien, welche auf Hauptmomente der Oper fallen, in derselben als Hauptmaterie zusammengefaßt hat. Höchst originell und vortrefflich deklamiert ist der zweite, auf das Melodram folgende Chor der Hexen „leise, leis' beim Mondenschein“. Ebenso ist die Schilderung in der Szene, wo dem Lord Ruthwen die Kräfte absterben in der furchtbaren Oede, und dann wo Aubry denselben zur Höhe hinauf führt und die Mondesstrahlen ihn wieder beleben, von schauerlichem Effekt. Hier zeigt sich Marschner als glücklicher Nachfolger Webers in der charakteristischen Instrumentierung. Die Arie Malvines, deren Gang an den „Freischütz“ erinnern mußte und das darauf folgende Duett zwischen Aubry und Malvine ermuntern und beleben den Zuhörer wieder; beide könnten indes durch Verkürzung noch gewinnen. Ungemein lieblich ist im Finale der Glückwunschchor: „Blumen und Blüten in Zephirgekose“. Im Finale des 1. Aktes, in welchem unter anderem ein schöner, aber schwer auszuführender vierstimmiger Kanon sich befindet, hat der Komponist wohl ein wenig zu stark aufge-

tragen und von den Sängern zu viel gefordert, weshalb uns dieses Finale, besonders nach dem Schlusse hin, nie durchaus klar geworden ist.

Im zweiten Aufzuge sind die schönsten Musikstücke, welche allgemein entschiedenen Beifall gefunden haben. Er beginnt mit den aus voller Brust herausströmenden Tönen der Fröhlichkeit (Chor der Trinker), alles geht lustig durcheinander, wie bei den Trinkgelagen, die uns bildlich die niederländischen Meister geschildert haben, und steigert sich mit ungemeiner Kraft. Darauf folgt die liebliche Ariette der ländlichen Braut (Nr. 11), welche ihren Bräutigam grollend erwartet, dann die ein leises Grauen erweckende Romanze derselben (Nr. 12), welche vom Vampyr handelt, und welche der Romanze von der weißen Dame in der Oper dieses Namens in eigentümlicher Schönheit gegenübersteht. Das dann folgende Terzett, in welchem Ruthwen Georgs Braut durch Schmeicheleien an sich zieht, dieser aber von ferne mit komischem Aerger zusieht, ist eines der reizendsten Musikstücke und hat einen schönen melodischen Fluß, wie man ihn in neueren Opernstücken selten findet, ohne der Bedeutsamkeit der Harmonie etwas zu vergeben. In dem dann folgenden Stücke hat der Komponist für den bedeutenden Moment, wo Ruthwen den Zustand eines Vampyr schildert, ein durch kräftige Deklamation und durch Kolorierung der Instrumentalbegleitung gleich ausgezeichnetes, ja musterhaftes Rezitativ geschaffen, welches von Genast wacker vorgetragen, den ergreifendsten Eindruck hervorbrachte. Das Duett, in welchem der Vampyr Emmy mit sich fortzieht, „leise dort zur fernen Laube“, ist wiederum sehr tief gegriffen und vielleicht das reizendste Musikstück. Ein geheimnisvolles Grauen mischt sich in das Verlangen. Das einfache vierstimmige Trinklied „Im Herbst, da muß man trinken“, was darauf folgt, sprach sogleich an und mußte bei mehreren wiederholten Aufführungen zweimal gesungen werden; auch ist es schon in den Mund des Volkes übergegangen. Das hierauf folgende Quintett zeigt des Komponisten glückliche Anlage für das Komische; es erreicht in dem Lachchor den höchsten Grad ausgelassener Fröhlichkeit und wirkte immer unwiderstehlich auf das Publikum; um so greller tritt darauf der Trauerchor ein, wo die Musik wohl auch den Uebergang dramatisch hätte

bewirken sollen. Das Finale der Oper hat dramatische Bewegung, doch wird die Entwickelung zu lange aufgehalten. Wahrscheinlich wird diese Oper, welche übrigens ein gutes Orchester und Singpersonal erfordert, bald auf mehreren Bühnen erscheinen.

Was die Aufführung anlangt, so war dieselbe besonders von Seiten des Orchesters sehr gelungen. Herr Musikdirektor Marschner hatte die Proben selbst geleitet und die Direktion in der ersten Aufführung übernommen. Ihm wurde die in diesem Falle seltene Ehre zuteil, hervorgerufen zu werden. Unter den Darstellern zeichnete sich Genast aus. Sein gewandtes Spiel vereinigte sich mit guter Rezitation. Dem Darsteller dieses Unholds, der hier die Hauptfigur ist, ist für die Zukunft zu raten, das Gräßliche nicht zu sehr in das Aeußere zu legen, da Ruthwen zufolge der Erzählung einen zwar beim ersten Augenblick unerklärlichen Schauer einflößt, aber doch als ein äußerlich liebenswürdiger Mann erscheinen soll."

Mehrfach damit übereinstimmend war schon am 2. April 34
aus Leipzig ein Artikel erschienen (Correspondenz-Nachr., Original Nr. 45), in welchem es u. a. heißt, daß noch nie ein Werk von so hohem Wert in Leipzig zuerst aufgeführt sei. Dem Wunsche eines da capo der Ouvertüre konnte nicht Genüge geschehen, weil der Vorhang sogleich in die Höhe ging. Mit den Anfangschören habe der Komponist etwas ganz Neues geliefert. Das fürchterlich-schöne Rezitativ des Ruthwen sei wohl das Höchste in dieser Art. Aber die Krone der Oper sei das Duett zwischen Emmy und dem Vampyr. Hätte Marschner nichts weiter als dieses Duett geschrieben, so würde sein Name fortleben. Das Zank- und Lachquintett sei gewiß das Komischste, was die ältere und neuere Musik aufzuweisen habe. Marschner wurde donnernd gerufen und dankte stumm mit abwehrender, bescheidener Handbewegung. Es kann nicht fehlen, daß diese Oper sich in kurzem zur Volksoper erheben wird. Zur nächsten Vorstellung sind keine Plätze mehr zu haben. In einer Randbemerkung heißt es: Ist von dem, was in dieser Notiz ausgesprochen ist, auch nur die Hälfte wahr, so kann sich Deutschland Glück wünschen.

Marschner empfahl sogleich sein Werk dem Hofrat 35
Winkler am Hoftheater in Dresden, welcher unter dem

Namen Th. Hell die Abendzeitung herausgab (3. April): „Sie sind so gütig gewesen, mehrmals das Dasein oder vielmehr Entstehen meiner Oper „Der Vampyr“ in Ihrem Blatt anzuzeigen, weshalb ich mir schmeichele, daß Sie mir immer noch etwas von der alten Zuneigung bewahrt haben, und daß Sie sich über den glänzenden Erfolg meiner Oper gewiß freuen werden; denn Nummer vor Nummer steigerte sich der Beifall, mehreres wurde da capo verlangt und ich am Schluß wütend gerufen. Na, wenn das meine Feinde an mir tun, was wird erst von den Freunden geschehen. Die Oper ist des Buchs wegen schon zu empfehlen, da die Erwartung und das Interesse bis zum Schluß gesteigert wird, bei Opern ein seltener Fall. Da ich mir nun schmeichele, in einer langen Zeit mit dem besten Willen meine Kräfte der Dresdener Hofbühne gewidmet zu haben, was ja von der Generaldirektion wie von Ihnen selbst anerkannt ist und auch mir gesagt worden ist, so baue ich darauf die Hoffnung, daß dieses Theater meine Oper recht bald geben wird, und das ganz gewiß durch Sie, dessen persönlichem Einwirken nichts entgegenspricht. Die Direktion wird es Ihnen am Ende doch danken, denn eine Kassenoper ist's, und dergleichen ist im Sommer in Dresden nicht übel, da es mit der Einnahme bisweilen stockt. Ich lege also mit froher Zuversicht mein Kindlein in Ihre Freundesarme und hoffe auf baldige und günstige Erwiderung. Darf ich, so bitte ich mich der Frau Gemahlin zu empfehlen, sowie Herren Arnold, Reissiger“ usw.

Von Juni bis September war Marschner mit seiner Gattin wieder auf Kunstreisen in Cassel, Frankfurt a. M.,
36 Aachen, Bremen. Hofmeister schrieb ihm (18. August), daß der Handel mit der Partitur recht flott gehe, Mannheim 15 Friedr. d'or bezahlt habe, Augsburg (weil ohne Regierungszuschuß) nur 11, Bremen 10, Königsberg 12. Von 150 Klavierauszügen seien noch 60 vorrätig, welche vermutlich binnen drei Monaten verkauft sein würden. Auf Hofmeisters Anfrage in Dresden hatte Reissiger geantwortet, daß der Hofmarschall vor der Hand sich noch nicht entschließen könne, die Partitur zu kaufen, da er den Lindpaintnerschen „Vampyr“ besitze; Reissiger hoffe jedoch, daß er seinen Sinn bald ändern werde, da dieser

Vampyr nicht vorteilhaft zur Aufführung sei; für den Winter wären sie mit Opern versehen, vielleicht im Frühjahr. „Gut, dann sollt ihr ihn aber ordentlich bezahlen.“ In Weimar hatte der Oberdirektor Stromeyer um Nachsicht gebeten, weil [nach dem Tode von Karl August] wegen bevorstehender Einzugsfestlichkeiten kein Mensch wisse, wo ihm der Kopf stehe. Hofmeister sprach den Wunsch aus, daß Marschner zum Herbst wieder zurückkehre, falls er bis dahin nicht ein gutes Engagement gefunden habe; „selbst ist der Mann, und wer nicht da ist, dem wird der Kopf nicht gewaschen“. Er berichtete, daß die Kinder kerngesund seien, die chère Mama oder der Eduard fast täglich ihn besuchten, um Nachrichten zu bringen oder zu holen; er konnte den Brief nicht schließen, ohne dem holden Weibchen einen Kuß zu applizieren und mitzuteilen, daß das Archiv des Tunnels, wo seiner oft gedacht würde, bereits hundert Späne besitze und Sporchich als Wallenstein usw. neu aufgenommen seien.

Aus Magdeburg, wo der „Vampyr“ am 31. Juni 37
zum ersten Male und dann bei stets gedrängt vollen Häusern gegeben war, schrieb W. A. Wohlbrück seinem Schwager (30. August), daß Genast das Rezitativ meisterhaft vorgetragen und den stärksten Applaus gehabt habe; erst durch Mad. Rosner habe er eine Ahnung erhalten, wie brillant die Partie der Malvine sei. Als Kapellmeister Präger vorgeschlagen hatte, im Terzett den Satz „Ach mein Glück“ ganz zu streichen, gaben die Sänger es nicht zu, und derselbe wurde applaudiert. Wohlbrück wollte gehört haben, daß man in Berlin den Lindpaitnerschen Vampyr beabsichtige zu geben. Er sehnte sich danach, eine neue Oper zu schreiben, konnte aber kein Sujet finden.

Mitte August ging das Ehepaar Marschner auf einige 38
Wochen nach Bremen. „So gefeiert wie hier bin ich noch nirgends worden.“ In seiner Handschrift, unterzeichnet C. D., hieß es: „Die junge, liebenswürdige Künstlerin hatte an der Seite ihres Gatten hier vorher schon Interesse erregt, indem sie sich in den feinsten Zirkeln als eine überaus unbefangene, gebildete Frau zeigte, die ohne alle, Künstlern sonst so eigenen, Ziererei mit der größten Bereitwilligkeit uns Neugierigen einzelne Piecen aus ihres Gatten jetzt so berühmt gewordenen Oper „Der Vampyr“ vortrug.

Der Erfolg war stets glänzend, und unsere Sehnsucht, diese Oper auch auf der Bühne zu sehen, hat dadurch natürlich sehr zugenommen. Frau Marschner fand als Emmeline, Rezia, Myrrha, Agathe mit ihrem Gesang und Spiel voll Lebendigkeit, Innigkeit und Wahrheit allgemeine Anerkennung. Wir gaben, was wir hatten und mußten: Beifall! Blumen wachsen bei uns nur spärlich". Die Oper kam Mitte Oktober zum Freimarkt heraus.

Am 28. Dezember leitete Marschner den „Vampyr" in Hannover, wurde mit tobendstem Applaus empfangen und am Schluß stürmisch hervorgerufen; seit L. Devrients Benefiz [1822] waren so viele Menschen im Theater nicht beisammen gewesen. Er erhielt für sein Werk 110 Tlr., wie früher Weber für den „Freischütz".

39 Aus diesem Jahre liegen einige Kritiken von ihm vor. Zunächst (Februar) über das Leipziger Theater: „Ach, mein sehr verehrter Herr Redakteur! . . Als gescheiter Mensch verließ ich den unsicheren Boden und setzte mich auf der nahen Grenze fest, wo ich mich vor niemand, selbst vor einem Bassisten nicht fürchte. Unbequem ist's aber doch, besonders jetzt im Winter, allnächtlich zu wandern, um für ihr Blatt und meinen Magen Futter herüber zu haschen. Was tut man, des Hungers nicht zu gedenken, des Ruhmes wegen nicht alles? Und, fahre ich fort Aufsehen zu erregen, so kann's auch nicht fehlen, daß Sie mich bald so honorieren, daß ich fahren kann, und dann ahnet in mir gewiß niemand einen Korrespondenten, oder man hat so viel Respekt vor mir, daß ich furchtlos die Wahrheit schreiben darf. Für jetzt aber will ich doch der Klugheit halber gewisse Leute so entsetzlich loben, daß sie sich selbst entsetzen sollen, obgleich das sehr schwer sein mag. . . . „Der Löwe von Kurdistan" ist, wie ich voraussagte, mit ungeheurem Beifall aufgenommen worden. Die Bearbeitung scheint mir gelungener als so manche andere historische Romane. Auch die Diktion ist an einigen Stellen wirklich trefflich zu nennen. . . Am mißlungensten scheint mir der Charakter des löwenherzigen Richard, am gelungensten der des jungen Schotten und des Saladin. Die Rollen der Königin, der Editha, des Narren und des Einsiedlers, sowie die der übrigen christlichen Herrscher sind höchst unbedeutend ausgefallen. Am besten wurde gespielt

von Editha (Mad. Genast) und dem jungen Schotten (Devrient). Saladin wäre auch nicht übel gewesen, hätte er besser und richtiger ausgesprochen. Die Ausstattung war brillant, wie denn in geschmackvollen Anordnungen Hofrat Küstner seines gleichen sucht. Mad. Grünbaum ist hier und bereits dreimal als Rosine, Clorinde und Gräfin in Mozarts „Figaro" aufgetreten. Die Stimme hat leider sehr viel verloren, dennoch erkennt man immer noch die große Gesangskünstlerin in ihrem höchst zart nüanziertem Vortrage und in der Vollendung ihrer Läufe usw. Ihr Spiel gehört freilich noch der Zeit an, wo man von Sängerinnen kein Spiel verlangte, und ist deshalb darüber nichts zu sagen. Als Gräfin ward sie gerufen, obgleich der köstliche Vortrag der ersten Arie mit Stillschweigen aufgenommen wurde. Die ganze Oper aber wäre trefflich gegangen, wenn Mad. Marschner im 4. Akt nicht die Laune verloren hätte, mit der sie ihre Rolle (Susanne) bis dahin so trefflich ausgeführt hatte. Warum das? Gelinde gesagt, finden wir das — höchst ungerecht gegen sich selbst. Dem Künstler muß das wärmste wie das kälteste Publikum nichts, die Rolle alles sein. Mad. Devrient als Cherubino (wenn auch nicht genügend im Gesang) war ganz allerliebst. Es ist unmöglich, diesen Pagen lieblicher und naiver, mit allem Reiz unschuldiger Koketterie verbunden, zu geben. Köckert als Graf war sehr gut, möchte er nur Liebe, und nicht immer Lieba, Lebau statt Leben singen. Trefflich war Höfler als Basil. Besser im Spiel, wie im Gesang haben wir noch keinen Basil gesehen. Figaro wurde außerordentlich brav mit Feinheit und trefflichstem Humor gegeben. — Dem. Wagner ist Braut von Herrn Brockhaus und verläßt Ostern 1828 das Theater für immer. — Ein vornehmer Türke soll sich in der letzten Vorstellung des „Oberon" in so schlimmen Geruch gesetzt haben, daß es selbst höheren Orts übel vermerkt worden ist. Den Schleier über dieses Ereignis ganz zu lüften, wird Abstand genommen. . . Das häufige und plötzliche Absagen der Stücke gefällt uns gar nicht, besonders mir. Denn um den angekündigten „Egmont" zu sehen, laufe ich anderthalb Stunden Wegs und muß mich mit dem „Hofmeister in tausend Aengsten" abspeisen lassen. Auf diese Weise be-

kam ich auch den zur Genüge gehörten „Freischütz“ anstatt den göttlichen „Don Juan“ zu hören, und so geht's schon viele Tage. Das ist aber zum toll werden, besonders für mich, der ich immer soweit laufen muß und doch nichts zu referieren bekomme. Gott bessere es!“ [Die beiden Devrients sind Emil und Gattin. Luise Wagner, eine Schwester Richard Wagners, war Schauspielerin in Leipzig und heiratete 1828 den dortigen Buchhändler Friedrich Brockhaus. — „Der Löwe von Kurdistan“, ein romantisches Schauspiel nach W. Scotts „Talisman“, bearbeitet von Freiherrn von Auffenberg, mit Musik von Hofkapellmeister J. Strauß in Karlsruhe, ward u. a. in Dresden zum erstenmal am 17. Sept. 1827 (mit Karl Devrient als schottischer Ritter Kenneth) gegeben. Stellt man aus dem Stück, welches Marschner kannte, Richard Löwenherz, Narr und Einsiedler neben seine Mitteilung an Hofmeister vom 1. September 1828: „Ich hoffe, im Laufe des Winters ein neues Werk zu schaffen, wovon ich aber noch nichts verraten will“, so steht jener Löwe wohl auch mit „Templer und Jüdin“ in Zusammenhang, wennschon der Text dieser Oper nach Scotts „Ivanhoe“ gedichtet sein soll. Marschner begann die Komposition im März 1829.]

40 Ueber „Souvenir d'Irlande“, große Phantasie für Klavier mit Orchester oder Quartett von Ign. Moscheles (op. 69), schrieb er (15. Mai): „Moscheles hat sich glücklich über die Manier der gleichzeitigen Modekomponisten Kalkbrenner, Herz usw. erhoben und durch sein treffliches G-moll-Konzert in die Reihe der besten Komponisten für Klavier gestellt. In seinen Kompositionen herrscht Klarheit und eine stets verständige Anordnung. Auch leidet er keinen Mangel an Ideen und Melodien. Seine Passagen sind nicht nur brillant und oft neu, sondern auch dankbar für den Spieler und liegen gut in den Fingern. Auch weiß er mit vielem Geschick das Orchester zu behandeln. Alle diese gerühmten Eigenschaften finden sich in dieser Erinnerung an Irland... Am besten hat uns das Andante 3/4 Takt gefallen, wo der Verfasser das erste und dritte Thema verbindet und zwar so, daß die rechte Hand die Melodie des ersten Liedes (the last rose of summer) vorträgt, während die linke das dritte einfache Thema (St. Patricks day) zu spielen hat. Ein kleines Meisterstück.“

Neben den „Gesängen aus Shakespearschen Stücken“ von Jos. Klein, welche Geist und Gemüt befriedigten, (24. Decemb.) und dem „Tod des Erlösers“ von C. Eberwein mit vier Stimmen, Blasinstrumenten, Orgel, den er für eine Art von Choral hielt, in welchem manches zu modern klänge, war er des Lobes voll über eine Sonate für Klavier mit Begleitung einer Violine von C. Nicola, op. 5: „Mit wahrem Seelenvergnügen zeigt Ref. dieses Werk an, welches sich an Geist und Solidität der Ausarbeitung mit dem Besten, was in neuester Zeit in den Musikhandel gekommen ist, messen kann. Die darin enthaltenen Ideen sind, wenn auch nicht sehr originell und frappant, doch frisch und kräftig und werden mit einer solchen Lebendigkeit und Gedrängtheit besprochen, daß man sich gern und willig der Meinung des geistreichen Redners hingibt. Nur der Titel enthält eine — Lüge. Die Violine tritt keineswegs als ein bloßer Jaherr, sondern als ein recht geistreicher Opponent auf, der den Streit erst recht interessant macht und den Sieger in ein recht glänzendes Licht setzt. Beide Partien enthalten keine besondere Schwierigkeiten, und so kann das Werk nur ein um so größeres Publikum finden, was es so sehr verdient. Unseren wärmsten Dank dem Schöpfer dieses Werkes, aber auch Herrn Hofmeister, der es wagte, ein solches Werk in solcher Zeit zu ediren“ [Nicola war Vorgeiger im Orchester zu Hannover]. 41

Marschner bot der Verlagshandlung Peters mehrere Manuskripte an (Mai): Große Sonate zu vier Händen, Großes Divertissement für zwei Klaviere, Trio für Piano, Violine und Cello, Lieder mit Klavier. Er wohnte in Leipzig: Goldene Laube auf dem Ranstädter Steinweg, 2. Stock. 42

Im Jahre **1829** erklärten Berichte aus Hannover und Berlin das Buch des „Vampyr“ für abstoßend, unmoralisch, wurden aber der Musik mehr oder weniger gerecht. Der Kapellmeister Wiedebein in Braunschweig schrieb dem Komponisten (22. Januar), man könne mit der Aufnahme der Oper von seiten des Publikums sehr zufrieden sein, er selbst sei es nicht mit der Aufführung, denn bei der außerordentlichen Kälte wäre das ganze Personal krank gewesen.... Aus London versicherte ihm Haves vom Adelphitheater (31. August), daß der „Vampyr“ mit vollem 43 44

Erfolg gegeben, an der Ausstattung nichts gespart sei, auch das Orchester in jeder Beziehung ausgezeichnet gewesen wäre, „but like all English Orchestras do not know the full meaning of the word Piano". Er fragte Marschner, ob er gewillt sei, für ihn eine Oper zu schreiben; dann wolle er ihm ein Drama von demselben Verfasser schicken, welcher Webers „Oberon" geschrieben habe. Die Briefadresse lautete: „Heinrich Marschner, Compositeur dell' Opera der Vampyr, Leipzig".

Am 22. Dezember war die Uraufführung von „Der Templer und die Jüdin" in Leipzig unter Marschners Leitung. Auch jetzt wandte er sich sogleich wieder an Winkler (5. Januar **1830**): „Wenn der Marschner schreibt", höre ich Sie sagen, „so hat er auch stets ein Anliegen", und so ist es auch. Ja, wertester Freund! ich muß, will ich anders viel Porto sparen, Sie doch sehr bitten, untenanstehende Annonce hinsichtlich meines Templers in Ihre allgelesene Vespertina aufzunehmen. Daß die Oper gefallen hat, werden Sie schon wissen; ebenso, daß sie am 2. die Feuerprobe, d. h. die zweite Aufführung bestanden hat. Nun, in Dresden haben Sie an der Mad. Devrient und Herrn Wächter tüchtige Repräsentanten für Rebekka und Guilbert; Tenöre und andere Personen gewiß viel besser als hier, denn Herr Ubrich hat mit seiner sehr netten Tenorpartie wieder einmal Fiasko gemacht. Ich weiß nicht, ob Sie auch einen Tenorbuffo haben; wo nicht, so kann der Wamba auch von der Soubrette gegeben werden, der ich dann nur Kleinigkeiten zu ändern habe. Doch ich spreche, als wenn die Oper schon aufgeführt werden sollte, und doch sind die Wege jetzt überall so schlecht, auch zwischen hier und Dresden, daß an ein schnelles Fortkommen nicht zu denken ist. Ich würde mich gewiß sehr gefreut haben, in Ihrem Blatt etwas von meinen Londoner Erfolgen zu lesen, besonders, da es so manches Schellchen für mich enthielt, wäre es auch nur des Kontrastes wegen gewesen. Aber dem Nichtprotegierten bleiben in Deutschland leider solche pia desideria zu Haufen übrig. Doch dem ist nun einmal so, und (wie Wamba singt) „'swird besser gehen!" und so wünsche ich denn auch zum neuen Jahr „Viel Glück und Segen!" Mit der Bitte, meinen Wunsch bald möglichst zu erfüllen, und Arnold,

Morlacchi und Reissiger schönstens zu grüßen, bleibe ich wie immer mit herzlicher Achtung Ihr . . .

Winkler antwortete (9. Januar): „Ich habe so viel 46
Gutes von Ihrem „Templer" gehört, daß ich es mir zum Vergnügen mache, Ihre mir zugehende Anzeige in der Abendzeitung aufzunehmen. In Dresden geht Reissiger gewiß bald an dieses brave Werk. Hätte ich einen Korrespondenten in London, der mir regelmäßig von dort aus berichtete, so wäre von Ihren dortigen Erfolgen gewiß auch in der Abendzeitung die Rede gewesen, aber cessante causa, cessat effectus. Wie wärs denn, wenn man mit unserem „Alibaba" einen Versuch in Leipzig machte? Remie hat Partitur und Buch. Erinnern sie ihn doch einmal daran, wenn Sie glauben, daß das Werk dort Glück machen kann."

Am 30. Januar, zweifellos 1830, schrieb der Hof- 47
theaterdirektor von Holbein aus Hannover an Marschner: „Mein teurer Freund! Wie angenehm mir das Zeichen Ihrer Erinnerung war, möge Ihnen die Eile sagen, mit welcher ich Ihnen dafür danke. Ich nehme herzinnigen Anteil an Ihrem Leid, wie an Ihrer Freude. Die Würdigung Ihrer ausgezeichneten Verdienste tut mir in der Seele wohl, denn ich zähle mich zu denen, die es ganz empfinden, welche hohe Ansprüche Ihnen ziemen. Kann ich dies je, wodurch es immer sei, betätigen, so disponieren Sie über mich. Ich bin kein Allerweltsfreund, kann mich nicht jedem geben; leider, nicht einmal zutunlich scheinen, wo nicht wahrer Wert und Gehalt mich anzieht. Aber um so inniger schließe ich mich an das wahrhaft Würdige an, um so zuverlässiger bin ich, wenn ich mich anschließe.

Schade, recht schade, daß wir nicht zusammen hausen, wirken, schaffen können! Wollen wir letzteres einmal par distance versuchen — gut — ich bin bereit, sobald Sie mir einmal etwas Bestimmtes über die Art und Weise eines Ihnen wünschenswerten Stoffes sagen, oder nur irgendeine Lieblingsidee oder Thema angeben.

Meine Dienstverhältnisse sind noch immer in allen Angenehmen und Unangenehmen dieselben. Des Angenehmen freue ich mich, und das Unangenehme tut lange

nicht mehr so weh, seit ich mir abgewöhnt, in glühender Verbesserungswut durch die Granitwände der Rücksichten, der Konvenienz und der Gewohnheit rennen zu wollen. Der Spruch: „wir haben's immer so gehabt!" konnte mich sonst rasend machen, wenn er meinem warmen Eifer für Erhebung der Kunst entgegenkam — nun sage ich, oder vielmehr: ich hauche nur ein leises „in Gottesnamen" und denke an den Bären in Gellerts Fabel: „Du Narr, willst klüger sein als wir?" brüllten die Bären, als der gereiste Bruder sie tanzen lehren wollte — — man zwang den Pez davonzulaufen. Ich habe aber das Davonlaufen satt, habe mir ein niedliches Hüttchen angeschafft, das Häuslichkeit, Familienglück und — Resignation auf einem (mir wohl ziemenden) bedeutenderen Wirkungskreis, mit allen Freuden ruhigen Stillebens schmückt und — lasse fünfe gerade sein in der sicheren Ueberzeugung, daß es anderswo noch viel ungerader ist und mein redlicher Wille wenigstens soweit anerkannt wird, als er ungetrübt vors Auge meiner Vorstände und meines Publikums kommt. Genug davon. Bleibt uns gut, liebe Kinder! Auch wir lieben Euch von Herzen! Mut, Geduld, Nachsicht vorgespannt und fortgetrabt durchs Leben. Vale fave! — Ihre Oper [„Der Templer und die Jüdin"] tragen Sie offiziell unmittelbar dem Komitee an mit der Bemerkung, daß der Herzog [von Cambridge, Statthalter in Hannover] die Dedikation angenommen. Der „Vampyr" war vor einigen Tagen wieder bei überfülltem Hause. Recht so." [Am 24. Januar zum 8. Mal.]

48 In demselben Monat verkleidete sich Marschner als Frau:

„Wohlgeboren Herr Redakteur! Es darf Sie nicht Wunder nehmen, auch von einer Leipziger Dame einmal etwas zu erhalten. Fern sei es von mir, eine Kritik schreiben zu wollen, obgleich nichts leichter sein mag, als die Art und Weise, wie man heutzutage fast in jedem Blatt rezensiert. Dazu habe ich weder Zeit noch Lust, noch reizt oder zwingt mich dazu ein Freibillet. Liest man die mitternächtlichen Berichte, so sollte man meinen, Leipzig müsse jetzt vor lauter Unübertrefflichkeit seiner Schauspieler und Sänger vor Entzücken ersticken. Daß dem aber gar nicht so ist, werden Sie zu Ostern, wo Sie ja wohl auf Krebse zu

Gast kommen, schon selbst sehen. — [Bericht über das Schauspielpersonal.] — Die Oper hat noch weniger Mittel, denn außer der Mad. Walzel (warum nennt sie sich Franchetti-Walzel? hatte der Name Franchetti etwa vorher Ruf?) und Herrn Hammermeister [beide hatten bei der Uraufführung von „Templer und Jüdin“ die Hauptrollen der Rebekka und des Guilbert] gibt es kein nennenswertes Talent, obgleich ich Ihnen wenigstens noch acht Sängerinnen, ein paar Tenöre und Bässe nennen könnte, die die Direktion alle teuer bezahlt, welche uns aber noch niemals entzückt haben. Mad. Walzel hat keine üble, keineswegs aber eine ausgezeichnete Stimme. Ihr Vortrag ist belebt, so auch ihre Aktion, wiewohl sehr gleichmäßig. Sie ist eine achtbare Frau, kommt viel in Gesellschaft und hat da Freunde gefunden, die ihre Freundschaft und Achtung ihr auch im Theater bezeugen. Jedenfalls steht ihre Gesangsmethode über der aller hiesigen Königl. Sängerinnen. Herr Hammermeister, ein Liebling von uns Frauen (er sieht aber auch oft gar zu niedlich aus), hat vor allem eine höchst sonore Stimme. Sie ist volltönend, wenn auch nicht stark. Aber das tut nichts. Hört man ihn auch stellenweise nicht, so erfreut man sich indessen an der hübschen Figur und der geschmackvollen Toilette. Sein Spiel steht immer mit seinem Gesang im Einklang. Viele wollen freilich behaupten, er sei noch lange kein Genast. Er sänge weder so zum Herzen, noch sei sein Spiel so tief durchdacht und wahr, als das von Genast. Aber das tut wieder nichts, er ist doch unser Liebling. Ist er auch nicht immer fest, fällt sein Gesang auch nicht so angenehm ins Ohr, und bringt sein Spiel nicht so tief zum Herzen — das Auge weiß er doch angenehm zu beschäftigen, und das ist die Hauptsache. Käme auch heute Genast zu uns und spielte und sänge noch so gut, weder er noch irgendein Neidhammel oder böswilliger Kritikus könnte sein Bild in unserm Herzen verdunkeln. Sehen Sie ihn nur einmal als Figaro oder Templer, und Sie werden meiner Meinung sein. Trotzdem aber, daß wir die Meinung der Abendzeitung „wir Leipziger sähen immer mehr ein, welchen Schatz wir in dem Tenoristen (?) Herrn Ubrich besäßen“, nicht unterschreiben können, wünschen wir ihm ein ruhiges Fortkommen.“

1830.

49 Marschners Aerger über Rezensenten machte sich Luft gegenüber dem Zittauer Landsmann und Freunde, Kapellmeister Friedr. Schneider in Dessau (21. Febr.):

„Ihre gefällige Antwort hat mir sehr viele Freude gemacht, und teile ich ganz Ihre Ansichten über Rezensentenpack, von denen wenige nur berufen dazu sind. Man muß oft Urteile und Meinungen hören, daß man ob des Unsinns oft des Teufels werden möchte. Zum Glück gibt das Publikum nur noch wenig auf ihr Geschmier, und das Gute rezensiert sich selbst, indem es von selbst nach und nach in die Hände und auch ins Herz der Besseren, an deren Beifall dem Besseren auch nur gelegen sein kann, kommt. — Ein Herr Dittmars hat sich hier an Fischer gewendet, um den „Vampyr" zur Aufführung in Dessau zu erhalten. Da nun mit solchen kleinen, herumziehenden Theatern nicht zu handeln ist (!), zahlen sie wenig oder gar nichts, sind nie ganz ehrlich, so frage ich Sie, ob die Partitur etwa von dem Herzog gekauft werden und in Ihrem deposito bleiben soll? In diesem Falle ist das Honorar 15 Frd'or. — Heute wird zum ersten Mal wieder eine juristische Oper vom Bürgermeister Wolfram, „Prinz Lieschen" genannt, aufgeführt. Man hofft, sie wird gepocht, Text und Musik sind miserabel." — [Fischer war Spielleiter der Oper und Chordirektor in Leipzig. Marschner hatte für ihn den Toms Blund („Vampyr") und Bruder Tuck („Templer und Jüdin") geschrieben. Später trat er als Chordirektor in Dresden warm für die Uraufführung des „Rienzi" ein und wurde Wagners Freund.]

50 Ueber die hervorragende Sängerin Nanette Schechner schrieb er:

„Mein Herr Redakteur! Wir schwimmen bereits in einem Meer von Wonne. Alles jauchzt und jubelt; der Hofrat, die Rezensenten, ganz Leipzig, ach! was sag' ich, Leipzig und ganz Deutschland, ein Teil von Frankreich, England, Rußland und Polen (letztere beide durch Juden repräsentiert) der Messe wegen in Leipzig versammelt, jubelt, denn — die Dem. Schechner ist nicht nur endlich angekommen, sondern auch als Emmeline in der „Schweizerfamilie" aufgetreten. Und auch sie soll jubeln, denn nach ihrem ersten Debut soll ihr die angenehme Aussicht, noch recht oft 200 Talerrollen geben zu können, hell geworden

sein. Der Beifall war enthusiastisch. Wie wäre das aber wohl anders möglich gewesen, da sie dieses sonst so natürliche Schweizer Hirtenmädchen so höchst originell gab? Andere Emmelinen kommen gewöhnlich ganz still und sinnend daher geschlichen. Dem. S. aber knixte von hinten bis zu der vornstehenden Baumbank. Es war aber nichts Unnatürliches, Illusionsstörendes in diesen Vorknixen, sondern etwas höchst Natürliches, wahrhaft der Natur abgelauscht, denn man klatschte (mit den Händen nämlich) so entsetzlich, daß sich Emmeline (ich wollte sagen Dem. Schechner) wohl dafür knixend bedanken mußte."

Als er vom Direktor Cerf in Berlin aufgefordert war, für das Königstädtische Theater eine neue Oper zu schreiben, dichtete Wohlbrück den Text zu „Des Falkners Braut" und erhielt dafür 200 Tlr. Marschner komponierte das Werk und reiste zu Unterhandlungen nach Berlin, wo er Rellstab und den Generalintendanten Graf Redern sprach. Er schrieb, unbekannt an wen (22. August):

„Rellstab ist einer jener Kritiker, welche dem Künstler 51
gegenüber beim Anhören eines neuen Werks die wichtig-fatale Art annehmen, als wäre alles, was sie hören (im günstigen Falle noch dazu) eben nicht anders als so, wie sie es eben gar nicht anders erwartet haben, d. h. als wenn ihnen Melodie, Harmonie, Deklamation usw. wie sie sind, schon längst bekannt gewesen wären. Da ist bei ihm von Ueberraschung über irgendeine neue oder frappante Wendung gar nicht die Rede. Ist das Musikstück aus, ergießt sich so ein grundverständiger, allwissender Kritikaster nicht etwa in Worten über das eben Gehörte oder Gefühlte, nein, er spricht, als wäre gar nichts vorgefallen, eher vom Wetter als über die Sache. „Ich habe es gehört, das sei dir genug", so denkt der große Mann. Nun ist bei diesem aber noch das Glück, daß er sich allein für so klug, das ganze Publikum aber für so horndumm in Sachen der Kunst hält, daß er sich als Sprecher zu demselben herabläßt über die Sache mit klar verständigen Worten und Ausdrücken zu reden, und zwar oft mit einer Art kalten Enthusiasmus, worüber man erstaunen müßte, wüßte man nicht seine Meinung: zum Publikum muß man so sprechen, daß es die Sache fassen kann, daher auch ich Originalgenie die Sprache der gemeinen Welt zum Verständnis derselben

führe. Soviel weiß ich aber, daß ich dem Rellstab nie wieder etwas vortragen werde. Da sind die stummen Wände mir bessere Zuhörer; wenigstens setz ich bei denen weder Gehör noch Gefühl oder gar Mitteilung der Gefühle voraus.

Graf Redern ist ein junger Mann von ca. 26 bis 28 Jahren, nicht übler Ansichten und liebt etwas energische Handlungsweise. Seine Haupttugend aber ist ein jährliches Einkommen von 20—30 000 Trn. Aus dieser entspringen etwa folgende: die Sucht, sich ein sehr hochgeborenes Ansehen zu geben (Stolz) — dem Urteile anderer weniger als seinem eigenen zu trauen (Eitelkeit) — endlich ein gewisses Nichtbeachten des Schicklichen gegen ärmere, weniger Hochgeborne oder Subordinierte (hochadl. Flegelhaftigkeit). Dies wären also die Kardinaltugenden dieses unbesoldeten Generalintendanten. Aus diesem Beiwort kann man aber sich alles erklären: Stolz, Eitelkeit, Flegelei usw. — Ich habe das alles vorausgewußt, daß mein Hierherkommen mir wenig Freude, mancherlei Verdruß und viele Kosten machen würde. Ich tat es aber doch aus Liebe zu den Meinen, die darauf schöne Hoffnungen setzten, und um mir selbst keinen Vorwurf, etwas versäumt zu haben, machen zu können. Nach und nach werden sie aber wohl an meine bessere Kenntnis der Dinge glauben lernen."

52 Aus London waren Schreiben von zwei Musikverlegern gekommen. W. Haves auf der Adelphi-Terrasse, welcher wegen „Templer" mit Johanning-Whatmore im Prozeß lag, bat Marschner, ihm diese Oper mit allen Rechten für England gegen 80 £ zu übertragen. (25. Dez. 1829). Andererseits schrieb Johanning (19. Oktober 1830), daß ihm der „Templer" fast 300 Pfund gekostet habe und er sehnlichst verlange, einen Teil davon zurückzubekommen. „Wir haben keine Bemühung gespart, diese Oper aufgeführt zu sehen, aber vergebens. Die Theaterdirektionen behaupten, so große Kosten mit Produzierung von dergleichen Opern zu haben, daß sie kein Geld für Partituren ausgeben wollen. („Oberon" kostete Coventgarden 1000 Pfund, da Szenen und Kostüme hier gar zu prachtvoll verlangt werden.) Sie können Abschriften von Partituren für 3 und 4 Pfund haben, und das englische Publikum bekümmert sich wenig darum, ob eine Oper neu oder alt ist. Unter diesen



Heinrich Marschner

Lithographie von Cauci nach Jung.
Herausgegeben im Februar 1830 von den Musikverlegern Johannnig und Whatmore in London.

Umständen kann der „Templer" noch lange unaufgeführt und hier, so wie Sie, unbekannt bleiben. Ihr Portrait haben wir mit Vergnügen publiziert. [Siehe Bild] Alle Ihre Werke haben wir in Unzahl kommen lassen und bar bezahlt; doch damit machen wir Ihre Oper nicht bekannt. Uns kostet sie schon nahe 2000 Tlr., also haben wir genug gewagt. Sehr wahrscheinlich werden Sie es nie bereuen, wenn Sie unter solchen Umständen Ihren Nutzen auf die Partitur fahren lassen... Der „Vampyr" ist dieses Jahr einige Male, aber schlecht, von der englischen Kompagnie aufgeführt und hat keinen Erfolg gehabt." — Bald darauf (19. Nov.) teilte Johanning mit, daß er ein Album, genannt „le cadeau", für Weihnachten in Arbeit habe, worin „Ihr Portrait und Ihre schönen Walzer" nebst Sachen vom „Templer" für Pianofortesolo erscheinen. Das Album wird weit über alle anderen durch schöne Kompositionen und Schweizeransichten sich auszeichnen, daher wir Ursache haben, auf ein Zircular von einigen Tausend Ihres Portraits rechnen zu können."

Breitkopf & Härtel kauften die Oper „Des Falkners Braut" für 800 Tlr. (17. Dez.) und machten den Vorschlag, den Titel der Oper doppelt zu geben: links deutsch, rechts italienisch, und auf dem dritten Blatt die Dedikation an den König von England. 53

Die Stunde des Abschieds aus Leipzig und dem „Tunnel" hatte für Marschner geschlagen: „Hochgeehrteste, gelehrteste Makulaturen! Da dies der letzte und, ich gestehe es gern, der genußreichste Tunnel war, an welchem teilzunehmen mir das gütige Schicksal gewährte, so sollte ich Ihnen allen wohl für die mir bisher huldvoll geschenkte Teilnahme in Freud und Wehmut, für Ihre Protektion und Güte, mit der Sie meine geringen Späne und die oft an ihrer Statt noch lieber gesehenen Kopfstücke aufnahmen, hiermit meinen innigsten und tiefgefühltesten Dank sagen, um so mehr, als alle Ironie heute nach höherem Ratschlusse verbannt ist. Aber auch die Wehmut soll an einer so freudvollen Festtafel keinen Eingang finden, und deshalb will ich Euch mit meinem Danke sowohl, als auch mit meiner Abschiedsrede verschonen, um 54

Euch nicht in unanständige Rührung und Wehmut zu versetzen. Auch scheiden wir ja nicht, wir sind ja ein geistiger Verein, und da mein Geist stets Sonnabend Punkt 7 Uhr hier eintreffen wird, so werdet Ihr, hoff' ich, mich auch nie vermissen. Doch weil meinem Geiste manchmal die nötige Stimme gebrechen möchte, so erhebe ich selbige noch einmal und vielleicht zum letzten Male, um Euch, geliebte Makulaturen, scheidend noch ins Gewissen zu rufen: Seid einig, liebt Euch lieber und verfolgt Euch nicht untereinander; seid fleißig im Hobeln und laßt mir bisweilen auch einen Span zukommen. Nehmt die meinen mit Liebe auf und sorgt dafür, daß sie reinlich gehalten und besonders reinlich gesungen werden. Haltet sie wert und unterschätzt sie lieber, daß Plinius auch von dieser Ueberschätzung ergriffen werde und Euch nicht prelle. Haltet gut Haus mit dem Ertrag, d. h. verpraßt ihn nicht, und baut Euch lieber davon ein Haus, das Euch schützend und freundlich ohne Zinsgroschen aufnimmt. Denkt Ihr meiner, nun, so räsonniert nicht so fürchterlich; ich kenne schon Eure ungeheure Ironie, sondern macht's christlich, daß es ein Christ auch aushalten kann und schreibt mir endlich nie unfrankierte Briefe. Da ich in dieser Art nichts mehr zu sagen habe, so ergreife ich nur noch das Glas, um meinen Wohltätern „die unsterbliche Sonntagsgesellschaft" leben zu lassen und damit gebührlicherweise alles Ungebührliche mit hinunterzuschlucken. So lebt denn wohl und nennt es nicht unbescheiden, wenn ich Euch bitte, mich auch noch ferner leben zu lassen."

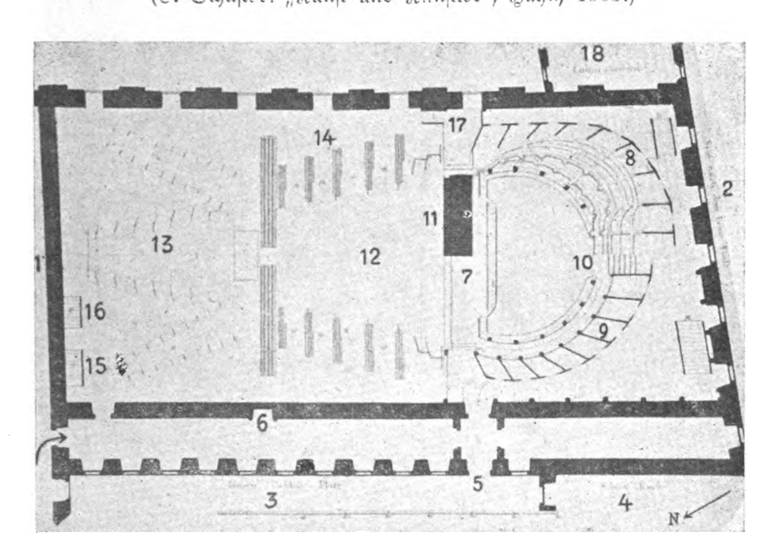
Marschner war Kapellmeister am Hoftheater in Hannover geworden und am 20. Dezember 1830 angekommen [nicht am 31., wie er nach 25 Jahren glaubte]. Aus vorliegenden Erinnerungen möchte ich im besonderen meine Arbeit[1]) ergänzen, weil Karl Krebs in Berlin sie mit den Worten geehrt hat: „Dr. Fischers Buch wird für alles, was Marschners Aufenthalt in Hannover betrifft, auf lange Zeit hinaus der locus classicus bleiben."

---

[1]) „Opern und Konzerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866", Hahn, Hannover 1899. In zweiter Auflage unter dem Titel „Musik in Hannover" 1903.

1.

Hoftheater in Hannover neben dem Schloß. 1689 bis 1852.
1. Eingang von der Leinstraße.
(E. Schuster: „Kunst und Künstler", Hahn, 1905.)



Grundriß des Hoftheaters in Hannover (gezeichnet 1746.)
(J. F. Panther „Ausführliche Anleitung zur bürgerlichen Baukunst" IV. Tafel 78, 1771. — Vergl. Ebel, „Die Denkmalpflege" 1914, Nr. 8, 9.)

1. Flur, in welchen die Zimmer der Leinstraßenfront und der Haupteingang münden. Der Pfeil zeigt den Weg vom Haupteingang durch einen Flur bis zum Eintritt ins Logenhaus.
2. Leine.
3. Dritter Schloßhof.
4. Schloßküche (darüber „Kleines Theater").
5. Eingang vom Schloßhof.
6. Tür zum Künstlerzimmer.
7. Gang zu den Logen.
8. Vierter Rang.
9. Unten 2 Mal 8 Logen.
10. Treppe zum Parterre.
11. Orchester.
12. Vorderes Theater.
13. Hinteres Theater.
14. Schlitze für Kulissen.
15. Treppe zum Hängboden.
16. Treppe unter der Bühne.
17. Treppe von Königsloge auf Bühne.
18. Laboratorium.

1831.

Er begann auf seinen Wunsch mit der Leitung des „Don Juan“ und stellte am Schluß der Spielzeit seine Tätigkeit vom 1. Januar bis 1. Juni 1831 zusammen: 55

5. Januar: Don Juan (Dem. Klingemann als Zerline mißfiel; sonst gings gut).
10. „ Braut von Auber (ging gut).
14. „ Der Schnee (ging nicht sehr gut).
17. „ Vampyr v. M. (Ouvertüre da capo. Volles Haus. Am Schluß M. enthusiastisch herausgerufen).
21. „ Vestalin.
24. „ Armida v. Rossini.
29. „ Oberon (ging ausgezeichnet gut).
1. Februar: Hofkonzert (sehr gnädige Aufnahme).
2. „ Der neue Gutsherr.
9. „ Joseph in Aegypten.
13. „ Das neue Sonntagskind.
23. „ Templer u. Jüdin zum 1. Mal (ich ward gerufen; Gey, Rauscher desgleichen).
28. „ Templer u. Jüdin.
3. März: Weiße Frau (Dem. Grünbaum als Gast; nicht gerufen).
7. „ Schweizerfamilie (Grünbaum: Emmeline, gefiel).
10. „ Don Juan (Mad. und Dem. Grünbaum: Anna, Zerline. Gey gerufen, nahm aber Grünbaum mit).
13. „ Schweizerfamilie.
16. „ Templer u. Jüdin. Zu meinem Benefiz. Marianne: Rebekka, gefiel, furorierend gerufen.
23. „ Tell v. Rossini (Dem. Grünbaum: Mathilde, gefiel nicht).
25. März: Hochzeit des Figaro. Gräfin: Mad. Grünbaum, Page: Dem. Grünbaum (nicht gerufen).
26. „ 7. Konzert. Symphonie von mir, gefiel sehr.
1. April: Der Tod Jesu.
5. „ Faust v. Spohr. Ging schlecht.
8. „ Wasserträger, neu einstudiert, gefiel sehr, Gey gerufen.
11. „ Freischütz (1. Debut der D. Le Gaga, mise).
15. „ Vestalin. Schröder-Devrient: Julie. Ausgezeichnetes Spiel, detonierte.
17. „ Oberon. Schröder-Devrient. Rezia.
19. „ Fidelio. Schröder-Devrient. Fidelio ausgezeichnet, ging sehr gut.
22. „ Wasserträger. Ging recht gut.
27. „ Johann von Paris.
30. „ 8. und letztes Abonnements-Konzert.
1. Mai: Templer u. Jüdin.
4. „ Dover u. Calais und Der goldene Löwe.
8. „ Stumme von Portici. Ging sehr gut.
12. „ Ständchen v. d. Potsdamer Tore (Benefiz für Herrn Gern).
16. „ Die Braut (gut).
20. „ Der Schnee (sehr gut).
23. „ Aschenbrödel (mise, mise).
25. „ Fra Diavolo, zum 1. Mal, ging gut und gefiel.
29. „ Fra Diavolo, ging sehr gut und gefiel noch mehr.
1. Juni: Othello.

Stürmisch — tobend — wütend — donnernd — furorierend war damals die übliche Bezeichnung des Beifalls.

56 Im Jahre 1831 steht „Templer und Jüdin" im Vordergrunde. K. F. Becker, der Organist an der Peterskirche in Leipzig, welcher Marschner um seine Biographie für „Denkmäler verdienter Deutschen" bat, beglückwünschte ihn zum Templer (8. März): „Ein neuer Triumph ist gefeiert worden, wie der Templer nie verfehlen kann, wenn er unter Ihrer Leitung dargestellt und von einem einigermaßen denkenden Publikum aufgenommen wird. Wie vielen Genuß habe ich bei den hiesigen Wiederholungen gehabt, wo das Haus stets von Beifall widerhallte. Der Chor „Brüder wacht" stets da capo. Wie es aber mit „Falkner" auf hiesiger Bühne wird, das wissen die Götter! Denn unser Opernpersonal liegt ganz im argen. Die sichere Bestätigung vom Hof ist da: in Leipzig wird das Theater aufgehoben, da 22000 Tlr. zugesetzt und 126800 Tlr. hier und in Dresden im vorigen Jahre ausgegeben sind."

Als in Berlin „Templer und Jüdin" zum ersten Mal am 3. August bei der Feier des Königlichen Geburts-
57 tages aufgeführt wurde, schrieb der Textdichter W. A. Wohlbrück, welcher am Leipziger Theater verpflichtet war, an Marschner (8. August):

Lieber Bruder!

Du bist, wie man zu sagen pflegt, in Berlin dicke durch, die Oper hat Furore gemacht, jede Nummer ohne Ausnahme ward applaudiert, viele enthusiastisch. Beim ersten Narrenliede und bei Ora pro nobis waren viele da capo-Rufer, die durch laute Stimmen zur Ruhe gewiesen wurden mit den Worten „heute nichts da capo, sollen wir bis Mitternacht hier sitzen", aber beim Lied im zweiten Akt half kein Rufen, die Musik ging fort, und Ivanhoe hatte schon ein hübsches Stückchen gesungen, doch das immer lautere da capo zwang ihn, zurückzukehren, und es mußte gesungen werden.

Durch Zufall bin ich zwar um die Ueberraschung, die ich Dir zugedacht hatte, gekommen, indem Du meine Anwesenheit in Berlin schon weißt, aber dennoch will ich von vorn anfangen und möglichst genau referieren, soviel es mir in meiner noch immer sehr aufgeregten Stimmung

möglich ist. Nachdem ich aus Deinem jetzt vorgelegten Schreiben erfahren, daß Du nicht nach Berlin reisen würdest [die von der Intendanz gewünschte Leitung Marschners war ohne Vergütung der Reisekosten nicht zustande gekommen], schien es mir unverzeihlich, unser Kind in der großen Welt so ohne alle Aufsicht auftreten zu lassen. Ich entschloß mich also . . . reiste mit Empfehlungen an Oettinger, Häring und Gubitz wohlgemut ab. Den 29. Juli kam ich an.

Den 30. sah ich zuerst eine Probe, die mich aber keineswegs sehr erbaute, es lahmte überall noch. Ich sprach mit Lichtenstein, dem Regisseur der Oper, und mit Devrient, der infolge des Mangels an Energie der Regie das Arrangement größtenteils übernommen hatte. Er bedauerte sehr, daß Du nicht selbst gekommen, meinte, es sei indes gut, daß ich wenigstens da sei, indem die Anwesenheit des Verfassers doch Jeden zu größerer Achtsamkeit auffordere. Nach der Probe sagte ich ihm meine Meinung über dieses und jenes; er sagte, ich solle nur die späteren Proben abwarten, es wären noch nicht viele Theaterproben gewesen; manches würde sich noch mehr abrunden, manches mehr vortreten. Am meisten verdroß mich das Streichen, was, wie er sagte, mit Deiner Bewilligung geschehen ist. In dem Falle hast Du sehr unrecht daran getan; die gestrichenen Stellen im 1. und 2. Finale schaden dem Effekte, davon habe ich mich früher in Leipzig und jetzt in Berlin überzeugt . . . Du hast Dich durch Devrient, der es wirklich gut meinte, aber die Lage noch nicht klar übersah, dazu verleiten lassen.

Bei der folgenden Probe den 1. August ging vieles besser. Auch war Spontini zugegen als Zuhörer und sprach hin und wieder über das piano und forte. Den 2. war die Generalprobe. Alles ging gut, und ich freute mich sehr. Spontini war wieder zugegen und auch der Graf Redern, der erst angekommen war. Nach der Probe ging ich zum Grafen auf das Büro, er hatte schon auf der Probe nach mir gefragt. Er war sehr artig, fragte, wie ich zufrieden wäre, bedauerte, daß Du nicht anwesend wärest, indem seine erste Frage bei seiner Ankunft gewesen sei: Ist Marschner hier? Nun lobte er vieles, auch meine Behandlung des Sujets und das

Sujet selbst. Ueber Deine Musik sprach er viel, er habe zwar nur diese eine Probe gesehen, aber die Partitur selbst durchgegangen: die Chöre fand er ausgezeichnet, die Instrumentierung hier und da zu stark; dann sprach er von Anklängen, die Originalität läge mehr in den Wendungen und dergl. mehr, wovon ich als Laie nicht viel verstand. Dabei spricht er flüchtig, wie er überhaupt zu sein scheint. Im ganzen dokumentierte er sich mir als das, was man einen Kenner nennt, oder vielmehr einen übertriebenen Kenner, der so hoch zu stehen glaubt, daß er alles übersieht und jeden Künstler belehren könne. Doch würdest Du mich falsch verstehen, wenn Du glaubtest, daß ich das mehr in seinen tadelnden Aeußerungen gefunden, nein, es bezieht sich sowohl auf diese, als auf die lobende Anerkennung, die er aussprach. Spontini trat darauf ein, ich hatte ihn in seinem Hause nicht getroffen, der Graf stellte mich ihm vor. Auch er fragte, wie ich zufrieden wäre, äußerte darauf noch einige lobende Worte, aber ziemlich kalt und gemessen, worauf ich mich empfahl.

Am Tage der Vorstellung erhielt der Onkel Deinen Brief, gab mir die Einlage an Rellstab, den ich noch nicht gefunden hatte, auch jetzt nicht traf und ihm daher Deinen Brief durch die Stadtpost übermachte, damit er ihn vor der Aufführung erhielt.

Das Opernhaus war übervoll, schon zwei Tage vorher kein Billett mehr zu haben, eine fürchterliche Hitze. Vorher, wie Du aus dem beigelegten Zettel ersiehst, Festmarsch usw. Dazu waren außer dem überstarken Orchester noch drei Orchester auf dem Theater. Diese Musikmassen, diese Chöre, diese patriotische Stimmung im ganzen Hause hatten etwas Imposantes, Majestätisches, und doch feierlich Rührendes für mich. — Ungefähr ein Viertel nach 7 fing die Oper an. Die Ouvertüre fand nur sehr mäßigen Beifall, die Tempi sollen, wie mir Leute, die die Oper in Leipzig gehört hatten, sagten, hin und wieder nicht rasch genug genommen sein. Möglich, daß das Einfluß hatte, aber sicher wirkte auch die ungeheure Musikmasse nachteilig darauf und der Umstand, daß dem Publikum die Oper unbekannt war. Die Introduktion ging gut und ward sehr applaudiert. Das Lied des Narren, von Mantius allerliebst gesungen, ebenso Sachsenchor: voller

starker Applaus! Die Szene beim Einsiedler ging sehr gut und ward mehrere Male im Dialog applaudiert. Gleich beim Eintritt des Ora pro nobis äußerte sich eine so heitere, empfängliche Stimmung, daß mir vor Freude die Tränen in die Augen kamen. Nach dem zweiten Vers rauschender Applaus und starkes da capo-Rufen. Große Szene: zum Anfang feierliche Stille, großer Applaus nach der Arie, enthusiastisch bei der Stelle „ein Sprung und ich bin frei". Herrlich war der Eintritt des Sachsenchors, vorn das Orchester äußerst diskret, die Musik zum Chor hinter der Szene herrschte deutlich vor. Die Arie des Guilbert mit dem Normannenchor ward nicht so gut vorgetragen, wie hier; auch ging er nicht lebhaft ab, wodurch der Applaus mäßiger war, als ich es erwartet hatte, ebenso beim Schluß der ganzen Szene. Das folgende Duett ward zweimal applaudiert. Die Seidler [Jüdin] hatte beim Schluß eine Fermate eingelegt, was ich nicht billigen kann, sie schließt dadurch nicht so bewunderungswürdig. Der Einsturz ward nicht gemacht, es verwandelte. Das brennende Schloß und das Gefecht waren sehr gut arrangiert. Applaudiert ward nur beim Schluß des Aktes, aber sehr lebhaft.

2. Akt: Chor applaudiert. Zug, K. [?] zu Pferde machte sich gut; aber sie ist Altistin, ich konnte die Töne nicht finden, die ich früher gehört hatte . . . Ivanhoes Arie sehr gut. Ich habe es hier nie so gut gehört, lebhaft und feurig vorgetragen, rauschend applaudiert. Guilberts Szene dreimal applaudiert; beim Schluß aber nicht so rauschend, wie bei Hammerstein [Hammermeister] hier. Devrient [Templer] geht zu wenig auf die Schlußeffekte, auch hatte er die nochmalige Wiederholung „Alles, alles soll dir werden" gestrichen. Tue mir den Gefallen und gib keine Streichungen mehr zu, als die Du hier gemacht hast. Das zweite Finale teilweise pompös, die Kraft des Orchesters bei dem Chor „Semper leo" hat mich frappiert, ich habe das hier gar nicht herausgehört, nur hätte ich den Chor der Sänger noch stärker gewünscht . . . Finale zum Schluß stark applaudiert, aber im Verhältnis nicht so, wie es nach meiner Meinung sein mußte und es hier bei vielen Aufführungen der Fall war. Daran war außer dem, daß das Publikum noch nicht au fait der Sache ist,

offenbar der Mangel an Kraft der Seidler schuld und die fortgestrichene Stelle.

3. Akt. Introduktion, Tanz recht hübsch arrangiert. Die Romanze gut vorgetragen ... Narrenlied sehr hübsch gesungen, stark applaudiert. Preghiera wie bei uns nicht applaudiert, das darauf folgende Duett desto ungeheurer und länger. Der Marsch ganz gut, hätte aber brillanter sein können. Beim Chor „ein Kämpe naht" allgemeine Aufgeregtheit im Publikum ... Zum Schluß lang anhaltender Applaus und Hervorrufe, Templer und Jüdin stürmisch heraus. Ende ½11.

Soll ich nun mein Urteil über die Vorstellung sagen, so stelle ich sie im ganzen höher als bei uns. Devrient spielte mit vielem Verstande und recht gut, nur nicht genug auf Effekt; er wird das in späteren Darstellungen schon finden. Seine Stimme klingt weit besser, besonders in sanften Rollen; er nüanzierte manches besser und hob es mehr als Hammermeister; nur sein Spiel im letzten Finale gefiel mir bei weitem nicht so gut. Die Seidler ebenfalls recht brav, in jeder Hinsicht besser als die Franchetti in Spiel und Gesang; nur hat sie die Kraft nicht, welche diese Partie im Opernhause erfordert. Ivanhoe für mich ausgezeichnet! Ich hörte wohl früher äußern, er habe nicht Höhe genug dazu, ich habe das nicht finden können; auch spielte er mit viel Feuer; im ersten Duett hat er mir am wenigsten gefallen. Beaumonoir war nicht so kräftig wie Risse, wenn er seinen guten Tag hat. Der Narr ganz allerliebst, auch im Spiel, kein Buffo, aber heiter, launig, ich möchte sagen unschuldig, für Mantius, der erst so kurze Zeit beim Theater ist, mehr als man erwarten kann. Tuck recht gut, obgleich keineswegs ein Ideal für die Rolle. Blume spielt sich in der Rolle selbst, sagte der Graf, und das glaube ich. Spitzeder hingegen äußerte (nicht gegen mich, sondern gegen andere) Blume spielte wie ein Schwein. Der schwarze Ritter ganz gut und gewandt, aber nicht mit so viel Laune wie Schütz. Der Jude weit besser wie hier. Rowena unbedeutend, Cedric dito sah gut aus. Chöre sehr brav, aber noch nicht so lebhaft wie bei uns. Alle haben viel guten Willen und Eifer für die Oper gezeigt, besonders Devrient, Hoffermann und die Seidler. Schneider [Georg Abraham] soll

sich unendliche Mühe gegeben haben, und ich glaube, es wäre recht billig, wenn Du ihm einige verbindliche Worte darüber schriebst; er hat auch dirigiert. — Der König war nicht gegenwärtig, wie es schon seit Jahren an seinem Geburtstag üblich, er ist noch gar nicht zurück. Freitag sollte die Oper wiederholt werden, aber die Seidler war unwohl. Jetzt ist sie zum Dienstag angesetzt.

Der Graf ließ mich den Tag darauf rufen, ich war aber nicht zu finden und sprach ihn erst am 5. August. Er sprach jetzt noch besser von der Oper als früher, trug mir auf, Dir zu gratulieren, er habe schon viele Melodien davon im Kopfe und sänge sie, was für den Komponisten immer schmeichelhaft wäre. „Schreiben Sie das Marschner", sagte er mir. Dann sprach er von seinen Ansichten über Kunst und Theater, wo er manches Gute sagte. Ich bat ihn zum Schluß, ihm meine neue Oper zur Ansicht schicken zu dürfen, wenn sie fertig wäre, und er möge mir, wenn sie ihn anspräche, einen Komponisten dazu vorschlagen. Er sagte mir auch das zu.

Rellstab habe ich heute gesprochen. Er sprach viel zum Lobe der Oper, war aber mit meiner Behandlung des Sujets nicht zufrieden. Die Jüdin müsse, wenn sie in den Kerker geführt würde und sich von den Ihren getrennt fände, dann die Höhe des Turms erblicke, eine Arie haben. Guilberts Arie wäre durchaus falsch, die Erzählung seines Lebens und die wehmütigen Betrachtungen unzweckmäßig; es wäre besser gewesen, die Arie dahin zu verlegen, wo er schon die Gefahr für die Jüdin durch den Großmeister wisse. Ich hatte gut ihm sagen, daß es eben mein Zweck gewesen sei, besondere Teilnahme für Guilbert zu erwecken. Er blieb bei seiner Ansicht, wie denn jemand, der selber Opern schreibt und auch komponiert, ein solcher Kenner ist, daß es schwer halten mag, seine Ansicht über Opern zu bestreiten. Oettinger, Häring und Gubitz waren sehr artig, gratulierten über den Erfolg der Oper, freuten sich einmal eine gute deutsche Oper wieder zu hören und werden in ihren Blättern darüber referieren.

Der Onkel war ganz entzückt, Therese, Albert und Leopold ebenfalls. Deine Persönlichkeit hatte ihnen schon früher so sehr zugesagt, daß sie nun alle ganz entzückt

von Dir sind. Ich habe, wie Du leicht denken kannst, die reinste Freude über meine Reise nach Berlin gehabt und werde noch lange in der Erinnerung daran schwelgen. Nimm meinen herzlichsten Glückwunsch und tausendmaliges Hurrah! Meine Finger sind schon krumm. Grüße Marianne herzlich und freut Euch, wie ich mich gefreut habe. Dein Freund und Bruder."

58 Beglückwünscht wurde Marschner noch vom Onkel seiner Frau, dem Kriegsrat W. Wohlbrück in Berlin und dessen genannten Kindern. Jener schrieb (23. August): „An Ihrer so sehnlich erwarteten Oper habe ich eine unendliche Freude gehabt. Mehr darf ich als totaler Laie zum Lobe des allgepriesenen Werkes nicht sagen... Meinen herzlichen Glückwunsch zu dem kleinen Marschner. Daß die neueste Spende Ihrem Mariannchen so wohl bekommen ist und sich gesund und fidel befindet, macht mich sehr glücklich. Daß Sie aber Ihren „Templer" nicht selbst dirigiert haben, also nicht nach Berlin gekommen sind, was ich bei den hier stattgefundenen Gerüchten gewiß hoffte, hat mich sehr betrübt. Eine Reise von mir nach Hannover verliert mit jedem Jahre an Wahrscheinlichkeit. Desto lebendiger wird in mir die sonnige Hoffnung, daß das Schicksal nicht lange mehr zögern werde, Sie mit Frau und Kindern auf immer nach Berlin zu führen. Von großer Pracht, womit Ihre Oper hier in Szene gesetzt worden wäre, habe ich nicht viel entdecken können. Die Berliner Zeitungsberichte füge ich hier bei."

59 An demselben Tage schrieb Therese Wohlbrück an ihre Kusine Marianne Marschner: „Recht sehr habe ich mich über die Nachricht Ihrer glücklichen Entbindung gefreut, meine liebe Marianne. Der Himmel behüte Sie und die lieben Kleinen. Es müssen allerliebste Blondköpfchen sein, und sie würden nicht weniger liebevoll von mir begrüßt werden, wie Vater und Mutter, wenn die glückliche Aussicht, welche der Vetter in seinem letzten Briefe uns eröffnete, in Wirklichkeit überginge. Gewiß, es wäre das Schönste und Vernünftigste, wenn der Vetter, Ihr lieber Mann, als Kapellmeister hier in Berlin angestellt würde. Den „Templer und Jüdin" habe ich am Königs Geburtstage gehört und bin stolz darauf, den Schöpfer davon Vetter nennen zu können. Im Publikum spricht man nur

mit Enthusiasmus davon und wünscht den „Vampyr" zu hören. Der Bruder Albert wird nächstens an den Vetter mehr über die Oper schreiben und so ja wohl die alte Freundschaft wieder herstellen, welche er freilich leichtsinniger Weise beinahe verscherzt hätte. Der Vetter Wilhelm [Textdichter] ist acht Tage in Berlin gewesen, wir haben mehrere frohe Nachmittage zusammen verlebt. Er sah wohler aus wie je und war trotz seiner angenommenen Melancholie mitunter recht lustig." [Man sieht daraus, daß Marschner selbst eine Berufung nach Berlin für möglich gehalten hat.]

Schließlich meldete sich aus dem Labyrinth der Familie Wohlbrück auch Albert, Architekt in Berlin (1. September): 60

„Du wirst erfahren haben, daß der Vetter Ludwig aus Leipzig [W. A. Wohlbrück], der mir, beiläufig gesagt, außerordentlich gefallen hat, zum 3. August in Berlin war, um der ersten Aufführung Eurer Oper beizuwohnen. Gewiß hat er Dir auch schon berichtet. Nichtsdestoweniger halte ich es für meine Pflicht, Dir einen genauen Bericht abzustatten..., wobei ich jedoch bevorworten muß, daß ich eigentlich kein wirklicher Kunstverständiger bin... Es gelang mir doch nicht, ein anderes Billett als zum Parterre zu erhalten, wo ich fast nichts sah, nur unvollkommen hörte, jedoch außerordentlich schwitzte. Obgleich die am 3. August üblichen Piecen von Spontini und die wirklich unausstehliche Hitze das Publikum bedeutend abgespannt hatten, fand doch die Oper die regste Teilnahme, so daß fast alle Piecen nach Verdienst aufgenommen wurden. Die allgemeine Stimme sprach sich sogleich sehr günstig sowohl über die Musik als auch über das Sujet aus, so daß auch bei der zweiten Aufführung, die wegen Kränklichkeit der Mad. Seidler einige Tage aufgeschoben wurde, sich abermals ein sehr zahlreiches, jedoch auch bedeutend gebildeteres Publikum einfand. Die Aufführung war diesmal höchst ausgezeichnet. Die Ouvertüre ging bedeutend besser als das erste Mal... Daß die Direktion sehr wenig an die Ausstattung der Oper gewandt hat, wird Dir der Vetter Ludwig wohl schon berichtet haben. Doppelt hat es mich gefreut, daß dies dennoch derselben keinen Abbruch getan hat, indem auch bei der 3. Vorstellung sich abermals ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden hatte.

1831.

Nun muß ich Dir, liebster Marschner, eine Anekdote von Spontini erzählen. Ein Freund von mir, der übrigens nicht weiß, daß ich das Glück habe, mit dem Komponisten verwandt und bekannt zu sein, erzählte mir, er sei von Spontini bald nach der ersten Vorstellung befragt worden, ob er sich dieselbe auch angehört habe, welches jener bejahte. Darauf hätte Spontini erwidert, allerdings ließe sich nicht leugnen, daß sie nicht ohne Wert wäre; nur sollte sie einen anderen Titel haben, nämlich „Der Templer“ usw. mit Musik von Spontini (hört!), Weber und Spohr, arrangiert von Marschner; worauf denn mein Freund, indigniert über eine solche Unverschämtheit, ihm erwiedert habe, daß wohl niemand einem Komponisten, welcher Sachen wie z. B. das Barfüßerlied geliefert habe, die Originalität absprechen könne, worauf Spontini nichts erwidert und ein anderes Gespräch angefangen habe. Aergern mag es den guten Spontini freilich, daß eine Oper ohne Balletts, ohne die geringste äußere Ausstattung, bloß durch ihren inneren Wert allgemein gefällt, während seine Opern, seitdem er nicht mehr das Repertoir bestimmt, gar nicht oder doch nur sehr selten gegeben werden.

Was die dritte Vorstellung betrifft, so war dieselbe nicht so vorzüglich als die vorhergehenden. Devrient wurde schon zu Anfang der großen Arie heiser, so daß mehrere Sachen ausgelassen wurden; ebenso war Mad. Seidler nicht recht bei Stimme..... Im übrigen fand aber die Oper wiederum recht viel Beifall, und es wird bedauert, daß sie nicht öfter gegeben werden kann, indem die Seidler nicht zu oft die Partie singen will, indem sie zu sehr davon angegriffen wird. Sehr anstrengend ist die Partie allerdings, und ich glaube, daß nur die Schröder-Devrient und die Schechner ihr gewachsen sein mögen. — Das schon längst gefürchtete Ungeheuer aus Asien, die Cholera ist seit einigen Tagen in unseren Ringmauern. Die Regierung hat es noch für gut gefunden, bis jetzt die Sache zu ignorieren; doch wird wahrscheinlich morgen Berlin für infiziert erklärt, es sollen schon etwa 10 bis 12 Personen erkrankt und fast alle daran gestorben sein.... Meiner lieben Kusine bitte ich mich bestens zu empfehlen und ersuche Dich ihr zu sagen, daß

ich nichts so sehr wünschte, als recht bald ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können und zwar so, daß Ihr dann für immer hierbleibt; das wäre wirklich eine herrliche Sache. Ich habe so eine gewisse Ahnung, daß dieser mein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen wird."

Zur Gratulation stellte sich noch ein Neffe Eduard 61
A. Marschner ein, welcher, geborener Preuße, Jurisprudenz studiert hatte, sich damals als Klavierlehrer in Leipzig kümmerlich durchschlug, 1833 Marschner bat, seine armen hilflosen Eltern zu unterstützen und 1841 ihn für sich um 600 Tlr. anging, um in Leipzig bleiben zu können; er müsse einen Heimatschein beibringen, sonst würde er ausgewiesen.

Die durch Krankheit gestörten Aufführungen klärte 62
Ed. Devrient auf (14. Sept.). ... „Da ich nun seit der zweiten Aufführung des „Templers" heiser bin, die dritte aber dennoch gesungen habe, weil ich meine Stimme hergestellt glaubte und der König die Oper zu hören wünschte, darnach aber eine für mich sehr beunruhigende Heiserkeit mir zugezogen, welche erst seit gestern in etwas zu weichen anfängt, so hätte ich gern in dieser verdrießlichen häuslichen Muße die Umarbeitungen am „Heiling" vorgenommen. ... Die dritte Vorstellung des „Templer" hat übrigens das günstigste Resultat geliefert, sie war sogar mehr besucht als die zweite, und meine Behauptung, daß die Oper mit jeder Vorstellung mehr gefallen würde, fängt an zu siegen. Schade, daß meine Heiserkeit die Wiederholung so verzögert; doch will ich die Partie nicht wieder singen, bis ich nicht auch dem musikalischen Teil derselben volle Ehre verschaffen kann, denn leider konnte ich in den zwei letzten Aufführungen nur durch die mimische Darstellung mir die Anerkennung des Publikums erwerben, welche leider bei den letzten Aufführungen Mad. Seidler nicht mit mir teilte, sie genügt eben niemand in der Partie, und das ist übel. Aber ich habe es ja vorhergesagt. [Schluß fehlt.]

J. P. Schmidt, der musikalische Berichterstatter der 63
Spenerschen Zeitung, schrieb dem Komponisten (24. August): ... „Hätte Henriette Sontag die Rebekka singen, Mad. Schröder-Devrient solche spielen können, und wäre Herr Bader (der nach München verreist ist) Ivanhoe ge-

wesen, so würde der Erfolg der Oper noch bei weitem größer gewesen sein. Chöre und Orchester waren gut, doch möchten Sie vielleicht manche Tempi noch belebter wünschen, da die Oper etwas lang gefunden wurde. ... Sie hatten die Güte, mir Hoffnung zur Annahme meines „Alfred" im Herbst zu machen. Darf ich jetzt vielleicht Stück und Partitur einsenden?" [Das Werk kam in Hannover nicht zur Aufführung.]

Zum ersten Mal begegnen wir Marschners Mutter und Schwiegermutter. Erstere hat die Jahreszahl nicht beigefügt; doch weisen Mariannes Rebekka und Cholera auf 1831 hin.

64 Mutter Marschner schrieb aus Görlitz (28. April): „Meine lieben guten Kinder! Dein lieber Brief, mein über Alles geliebter, guter Sohn, hat uns viel Freude gemacht, denn er sagt uns ja, daß Du mit den lieben Deinen gesund und wohl bist und auch in allem Möglichen Vorzüge genießt. ... Auch habe ich mich recht sehr gefreut über Deine liebe Frau, daß sie durch ihr Mitwirken der Rebekka sich so viel Beifall als auch zugleich die Kasse so reichlich hat füllen helfen. Ich grüße sie recht herzlich und frage sie zugleich, ob sie auch zu kluger Zeit an sich selbst gedacht und ihre Kasse dabei nicht ganz leer geblieben ist. Aber nein, das will ich nicht glauben. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. ... Gott segne Dich reichlich und schenke Dir ferner gute Gesundheit vor alles, was Du an Deiner armen Mutter schon getan hast, denn ohne Dich nächst Gott wäre ich die unglücklichste auf der Welt, die es nur geben kann. — Nun vor der Hand bin ich noch in Görlitz bei meiner guten Schwester, aber sie hat auch ihren Kummer und Sorgen durch Familienverhältnisse. Ich werde in wenigen Tagen wieder nach Zittau gehen, damit ich die Pfingstfeiertage in Zittau zubringe. Da ich diesen Sommer keine andere Reise vor mir habe und ich nun auf das Wiedersehen meiner guten Kinder verzichten muß, habe ich noch eine Bitte an Dich, mein guter Sohn. Sie betrifft Deinen armen Vetter Marschner. Ich kann nicht leugnen, der Mensch tut mir recht leid. Er hat mir meinen Aufenthalt oft recht angenehm gemacht durch sein hübsches Spielen auf dem Flügel, indem ein Anderer ein recht gutes Instrument

hatte. Da haben wir so manchen Spaß gehabt und auch aus Deinem Templer gesungen, „es wird besser gehen" und „Brüder wacht, habet Acht!" Sogar hat er wie Wanda getanzt. Er will auf künftige Woche ein Konzert geben, welches er sich wirklich schon recht einstudiert hat, er hat es mir schon oft vorgespielt und ich hoffe, es wird ihm Ehre machen, auch ein recht hübsches Rondo von Hummel. Ich hoffe, daß er Dir als Dein Vetter keine Schande machen wird. Der Mensch macht sich recht hibß, auch singt recht hibß. Ich hatte so die Gedanken, wenn Du die Güte hättest und ihn durch Deinen Herrn Schwager Wohlbrück an Herrn Fischer empfehlen könntest, es wäre nur um eine Probe zu tun. Du hast ja in Leubzig so viele liebe Freunde. ... Wie steht es denn jetzt mit Deinem Hausarzt. Hast Du denn wieder nach Deiner gewohnten Art und Weise einen gefunden. Mein guter Sohn, es gibt doch wohl noch nicht allenthalben der klugen Medoden, zu welchen Du nun einmal Dein Vertrauen hättest. Ich wünsche es sehr, daß Du wieder Einen gefunden haben magst, denn es könnten doch wohl zuweilen Fälle eintreten. Nun will ich noch einmal zum Schlusse Eulen. ... Noch einmal lebt alle wohl und denkt meiner, mein guter Sohn, ich grüße Deine gute Frau und küsse Dich und Deine lieben Kinderchen. Meine Schwester hat mir versprochen, wenn sie das große Loos in der Berliner Lotterie gewinnt, so will sie Dich besuchen und mich auf ihre Kosten mitnehmen. O welch' ein Jubel würde das sein. Ich aber bleibe in der Hoffnung Deine Dich liebende Mutter."

Noch einmal meldete sie sich (26. Juni): „Also lieben 65
guten Kinder ich grüße und küsse euch alle tausendmahl auch Frau S. grüßt Dich härzlich ich sehe sie zwar sehr sälten aber der geht es wohl. ... Noch eine Bitte, vergiß Deine Mutter nicht denn wir wissen nicht ob wir uns noch öfters Schreiben werden können. Die Collera Rückt immer näher zu uns Bömen ist gewiß gespert, 's ist eine Würtschaft das kannst Du nicht glauben — nu leb wohl mein über alles geliebter guter Sohn. Habe Tausend Dank für alle Deine Liebe ich verbleibe mit Liebe Deine aufrichtige Mutter Marschner. Ja noch Eine Frage hast Du den auch dort so einen Artzt gefunden nach Deinem

1831.

Glauben da mit wen Dir was vorfällt Du Dein Vertrauen schänken kannst ich hab schon oft daran gedacht."

66 Die Schwiegermutter Wohlbrück zeigte von Leipzig aus ihrem lieben Herrn Sohn an, daß nicht Marschner [Eduard], sondern Ringelhardt das Theater in Leipzig erhalten habe, und dankte ihm, daß er dem armen Wilhelm, welchem es im letzten Winter schlecht gegangen sei, aus der Verlegenheit geholfen habe. . . .

67 Einen Brandbrief schickte Luise Detroit aus Köln ihrer Schwester Marianne Marschner (25. August): . . . „Wie traurig es mir jetzt geht, kannst Du Dir denken. Ich beschwöre Dich bei dem Andenken unseres Vaters, tue, was Du kannst, Deinen Mann zu dem kleinen Darlehn zu bringen, wenn Du es selbst nicht aus Deinen Mitteln geben kannst. . . . Deine unglückliche Schwester." Luise war früher Sängerin gewesen, hatte auch zusammen mit Marianne 1821 in Hannover im „Tancred" gastiert.

68 Ueberraschend war Hofmeisters Nachricht (20. Juli): „Du wirst Dich freuen, zu vernehmen, daß es meinen Bemühungen gelungen ist, die Aufführung des „Vampyr" in Moskau so weit in Anregung zu bringen, daß diese Oper für den November angesetzt ist. Man verlangt jetzt von mir Partitur, Textbuch und Zeichnungen der Kostüme und dringt auf die schnellste Uebersetzung. Der Weg ist weit, die Uebersetzung auch nicht sogleich gemacht, man gibt nämlich die Oper in russischer Sprache. Viel will man an die Partitur auch nicht wenden, sondern denkt mit 40 Tlr. auszukommen. Setze mir einen mäßigen Preis an und richte die Quittung auf 5 Tlr. mehr ein. . . . Wenn der „Vampyr", wie nicht zu zweifeln, guten Eindruck macht, so soll dann der „Templer" darauf folgen und besser bezahlt werden."

69 Marschner hatte im Sommer die Vertonung der Oper „Das Schloß am Aetna" unterbrochen und mit „Hans Heiling" begonnen. Er schrieb dem Verleger Fr. Kistner in Leipzig (22. Oktober): . . . „Die Ausstattung der Baritonlieder ist ohne Schmeichelei sehr schön. Ich habe mich herzlich darüber, wie über die Korrektheit des Abdrucks gefreut. . . . Ihre humoristische Berichterstattung über „Abukara" [Oper von H. Dorn] hat mich sehr ergötzt. Soviel ich vorher aus der Partitur des

Werkes kannte, find' ich, Sie haben Recht. Er wird sich nie zu etwas Bedeutendem heben, weil er wenig Schöpfungskraft hat. — Uns rückt die Cholera bedeutend näher. In Lüneburg ist sie schon!! Indessen fürchte ich mich wenig oder gar nicht. Ist es Ihnen interessant zu wissen, so sage ich Ihnen, daß ich jetzt ein ungeheuer interessantes Opernsujet bearbeite, was von großer Bühnenwirkung sein wird. Ich hoffe damit einen bedeutenden Schlag zu machen. Das Buch ist vom Sänger Devrient in Berlin."

Damals widmete er einem Mitgliede des Leipziger 70
Theaterkomitees, W. Gerhard, welcher ihm über einige Sängerinnen berichtet hatte, auch Dichter und Verfasser einer Schrift über Sachsens Steuerverhältnisse war, vierstimmige Lieder, welche im Tunnel gesungen werden sollten. (30. Dez.)

Treue Freundschaft verband Marschner zeitlebens mit 71
einem Schulkameraden aus Zittau E. A. Schnell, welcher jetzt als Pastor in Waltersdorf bei Zittau mit einem Anliegen hervortrat (10. August):

... Aus einigen Briefen, die Deine Mutter mir zu lesen gab, ersehe ich, daß Du mit den Deinigen recht gesund bist, daß es Dir in allem wohl geht und Dich so glücklich fühlst! Gott sei Dank! Und gewiß, glaube mir es, Dir und den Deinigen wird es auch immer wohl ergehen, da ich weiß, wie gut Du und edel an Deiner Mutter, deren Glück, Freude und Stolz Du warst und bis an ihr Ende bleiben wirst, so herzlich und kindlich handelst. Nicht die klingende Münze, nein, das wohltönende Wort, womit Du in Deinen Zeilen Deine alte Mutter beglückst, ist's, was mich besonders bestimmt zu sagen: Auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden. ... Eine Bitte lege ich Dir jetzt vor. Ich habe in meiner Gemeinde einen Musik- und Sängerchor gebildet, und da meine beiden Schulmeister in der Musika nicht ungeschickt sind, geht die Sache zu meiner und aller Freude vorwärts. Schneider (Friedrich), der mich besuchte und sich anheischig machte, der Gemeinde Waltersdorf, in welcher er geboren ward, eine Komposition zu liefern, übernahm den von mir gelieferten Text „Die Auferstehung Jesu Christi" und wird selbige zu Weihnachten übersenden. Auch für das Himmelfahrt- und Pfingstfest habe ich einen Text

komponiert. Willst Du so gut sein und mir zu einem von beiden die musikalische Komposition liefern? Das Uebriggebliebene will Reissiger übernehmen. Ihr tut es mir zu Liebe und für einen guten Zweck, denn ich will eine Kasse stiften, die ich Dir dann später beschreiben will. Die Musik darf bloß einfach fürs Land bestimmt sein, obschon kräftig und melodisch mit Vermeidung schwieriger Passagen. Gib mir baldigst gefällige Antwort. Du bist ja geschwind und darfst nur schütteln, so fallen goldene Töne aus Deinem genialen Haupte, welches mit dem Herzen aufs innigste verbunden ist. Die Sache wird gewiß auf Stadt und Land Aufsehen erregen. Nun, mein Alter, lebe wohl und gesund. Gedenke meiner! ... Dein getreuer S.

72 Ein Brief von Meyerbeer ohne Angabe von Ort und Datum, vermutlich aus der Zeit zwischen „Templer" und „Heiling", lautete: „Verehrter Herr und Freund! Erlauben Sie mir, daß ich durch diese Zeilen Ihnen den berühmten Pianisten Prudent aus Berlin vorstelle, welcher hier die größte Bewunderung durch sein treffliches Klavierspiel (namentlich durch seine ausgezeichnete Behandlung der Melodie, diesem so wesentlichen und doch so schwierigen Teil des Klavierspiels) erregt hat. Herr Prudent wünscht lebhaft den berühmten Komponisten des „Templers und der Jüdin" persönlich kennen zu lernen, und ich habe mir die Freiheit genommen, ihm durch diese Zeilen zur Erreichung seines Wunsches behilflich zu sein. Darf ich bitten, mich unserm geehrten Freund Herrn Dr. Detmold freundschaftlichst zu empfehlen. Genehmigen Sie, werter Herr, die Versicherungen der reinsten Hochachtung Ihres ergebensten M." [Bereits abgedruckt in „Die Musik" 1911 S. 340.]

73 An Georg Harrys, Militärlazarett-Inspector und Herausgeber der „Posaune" in Hannover schrieb Marschner (7. Dezember): „Herzlichen Dank, verehrter Freund, für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, meinen Aufenthalt hier angenehm zu machen und zu machen, daß mein Kunstwirken auch in Hannover zu Ehren kommt. Ich habe nichts zu erinnern, als daß Sie fortfahren, mir freundlich gewogen zu bleiben. Ihr herzlich ergebener M."

1832.

Vor Ablauf des ersten Kontrakts am 1. April 1832 bat Marschner um Erhöhung des Gehalts auf 1500 Tlr., 600 Tlr. als Pension, 200 als Gnadengehalt für seine Witwe, Enthebung seiner Direktion von kleinen Singspielen, Melodramen und Klavierproben, um mehr Zeit zum komponieren zu haben. Der Orchesterchef, Erlaucht Graf v. Platen, 74
antwortete (8. Febr.): 1. eine Erhöhung des Gehalts auf 1500 Tlr. ist nicht möglich; ich werde 200 Tlr. vorschlagen; 2. Sutors Pension von 400 Tlr. kann nicht erhöht werden; 3. Witwen von Staatsdienern erhalten nur insofern eine Gnadenpension, als ihre dürftigen Vermögensumstände eine Veranlassung dazu geben; 4. der Kapellmeister kann nur ausnahmsweise von Melodramen und Singspielen dispensiert werden, wenn die Musik ganz unbedeutend ist; 5. der Kapellmeister muß täglich mindestens zwei Stunden Gesangproben halten, um stets eine hinreichende Anzahl von Opern auf dem Repertoir zu haben; 6. der Kapellmeister steht zwar unmittelbar unter dem Chef des Orchesters, muß jedoch das Verhältnis zum Direktor des Theaters anerkennen. Die Oper kann nicht wie ein besonders vom Schauspiel getrenntes Institut angesehen werden, die Einwirkung des Theaterdirektors muß sich auf das Ganze erstrecken. Ew. Wohlgeboren sind hoffentlich überzeugt, wie sehr ich Ihr ausgezeichnetes Talent zu schätzen weiß, wie sehr ich wünsche, daß Sie sich entschließen möchten, dem hiesigen Dienst den Vorzug zu geben; ich hoffe um so mehr, daß Sie Ihre Wünsche nicht wie Bedingungen ausgestellt haben." Marschner wurde am 20. März 1832 auf fünf Jahre mit 1200 Tlr. verpflichtet. — Er hatte kurz vorher am Geburtstage des Herzogs von Cambridge seine neue große Festouvertüre (op. 78) mit allen möglichen Nuancen über „God save the King" aufgeführt und dafür vom Herzog zwei silberne Leuchter als Geschenk erhalten.

Die Komposition seiner Oper „Des Falkners Braut" 75
war vollendet, und der Regisseur Remie in Leipzig bescheinigte ihm (3. Januar), daß sie von der Direktion des Kgl. Sächs. Hoftheaters in Leipzig nur zur Aufführung auf dem Leipziger Theater während der Kgl. Direktion angekauft worden sei und weder auf dem Dresdener Hoftheater, noch an eine nachfolgende Theaterdirektion des

Leipziger Theaters zur Aufführung verkauft oder verliehen werden dürfe. Am 10. März war die Uraufführung in Leipzig. Zwei Tage darauf erhielt Marschner von dort die Nachricht: „Wir müssen unserem jungen Musikdirektor Dorn dabei das größte Lob erteilen. ... Schon die Ouvertüre erfreute sich eines ehrenvollen Applauses. Die Chöre der Introduktion gingen recht brav, und der Beifall würde noch rauschender gewesen sein, wäre die Stimme der Mad. Wohlbrück noch etwas stärker gewesen; so ging von der so charakteristischen Partie vieles verloren. Fischer sang seine Arie recht brav, aber seine Stimme reichte nicht aus, besonders in der Tiefe. Besonderen Beifall fand Hammermeister. Schade, daß die Stimme der Dem. Pistor nicht ebenso wie ihr Charakter zur Rolle der Rosine paßte. ... Fast jeder einzelnen Nummer wurde ein reichlicher lauter Beifall gezollt, das humoristische Liedchen Beelzebuba mußte sogar wiederholt werden.

76 Auch der Textdichter W. A. Wohlbrück schrieb seiner Schwester Marianne Marschner (2. Juni), daß das Werk durch Zu- und Unfälle nur dreimal, aber stets bei überfülltem Hause, in Leipzig aufgeführt sei. „Das Theater hier ist verendet, der „Templer" war die letzte Opernvorstellung, „Iphigenie" die letzte Schauspielvorstellung. An beiden Abenden regnete es Blumen und Kränze, die kaum schneller welken werden, als das Andenken an uns. Mit Ringelhardt ist nichts für mich. Morgen reise ich nach Berlin und mache dann vielleicht einen Abstecher nach Breslau, um zu gastieren. Zehn Taler, Mut und Fassung ist mein Reiseapparat; zwanzig Taler, Geduld und Hoffnung bleibt meiner Frau zurück, und Gott ist überall."

77 Am 24. Mai **1833** fand die Uraufführung von „Hans Heiling" in Berlin statt. Vorher hatte Hofmeister an Marschner geschrieben (29. April): „Die Chikanen in Berlin [von seiten Spontinis] habe ich kommen sehen, Du wirst noch nicht das letzte Aergernis von dort gehabt haben. Ich kenne das und auch den speziellsten Grund. Weber mußte 3 Monate in Berlin liegen, ehe er mit der Aufführung der Euryanthe durchdrang, welche den zweiten Tag nach seiner Ankunft schon angesetzt war, sogar Zettel gedruckt und Billetts verkauft. — Was den Ankauf der Oper für meinen Verlag anlangt,

so kann ich vor Anhörung einer Aufführung nicht zuschlagen. Das Objekt von 1000 Tlr. ist bedeutend genug, um ein Wagnis so viel möglich von Zufälligkeiten zu entkleiden. Wenn ich aber kaufe, so geschieht es auf folgende Bedingungen: Herausgabe für alle Länder.... Du behältst Dir den Verkauf der Partituren an die Theater, aber bloß zum Behuf der Aufführungen vor.... Du lieferst selbst in guten, klaviermäßigen Auszügen das Arrangement der ganzen Oper für Pianoforte 1) mit Text, 2) ohne Text, 3) vierhändig. Ich zahle die Hälfte (500 Tlr.) und 6 Monate später die andere Hälfte (500 Thlr.). Du empfängst von jedem Arrangement zwei Exemplare nach Vollendung des Druckes. Ueber Geschäftsgegenstände muß man sich ganz sicher setzen, wenn gute Freundschaft bestehen soll. Du bist der beste Mensch, aber in Geldangelegenheiten ganz unausstehlich."

Auf die Einladung des Textdichters und Sängers der 78
Titelrolle Eduard Devrient antwortete Marschner (9. Mai): „Besser ist es wohl mit mir geworden, aber nicht mit meinem Konrad. Er starb am 1. Mai nach großem Leiden! Ihre so freundliche Einladung abzulehnen, wäre undankbar und jede höfliche Protestation unhöflich. Ich füge mich also Ihren Gründen und nehme Ihr Anerbieten dankbar an, obwohl es sonst meinen Grundsätzen entgegen ist und ich ein ähnliches Erbieten von seiten des Onkels meiner Frau, des Kriegsrat Wohlbrück, schon abgelehnt hatte. Am Dienstag, den 14. reise ich ab und hoffe Donnerstag, den 16. abends in Berlin zu sein, da man mir gesagt und zwar amtlich, daß sich die Eilposten von hier bis Berlin die Hand reichen.... Schlimm ist es, daß es ohne mich noch nicht so recht gehen will, d. h. mit dem Studium des armen Hans. Was an mir ist, will ich schon tun. Allein zum 24. muß die Oper heraus, am 1. Juni muß ich hier wieder eintreffen. Soviel ich mich erinnere, habe ich von der Länge meines Urlaubs gegen Graf Redern gar nicht gesprochen. Ich hoffe, die Reise wird in jeder Hinsicht einen wohltätigen Eindruck auf mich machen und mir meine Geistesheiterkeit wiedergeben. Aber fürchten Sie nichts von meiner Niedergeschlagenheit. Ich werde mich bis dahin schon fassen, sei es auch mit Gewalt. Mich und meine Frau Ihnen und Ihrer Gattin herzlichst

empfehlend zeichne ich mit herzlicher Achtung." — Devrient quittierte dann über 52 Dukaten für das Gedicht.

79 Bereits am 4. Juni war Marschner vom Direktor Ringelhardt nach Leipzig dringend eingeladen, um die beiden ersten Vorstellungen des Heiling zu leiten. Er schrieb (14. Juni), daß die Oper bis zum 12., höchstens 15. Juli gegeben werden könne, da in einigen Tagen das ernste Einstudiren beginnen solle. Von Devrient habe er noch nichts über Kostüme und Scenerie erhalten. Wenn Dem. Dröge hier bliebe, könne er ja darüber bestimmen, ob sie die Anna singen solle. Nach den Aufführungen am 19., 23. Juli übersandte Ringelhardt 40 Tlr. als Reiseauslage und bat, wenn er bald wieder eine neue Oper schriebe, Leipzig nicht zu vergessen. Da öffentlich die dringende Bitte an Marschner gerichtet war, den Heiling noch einmal zu leiten, sollte ein Honorar von 5 Friedrichsd'or ihm die Kosten des verlängerten Aufenthalts ersetzen. [Es kam nicht dazu.]

80 Nach der zweiten Aufführung in Leipzig wurde der Kaufkontrakt von Hofmeister abgeschlossen: „Dato hat der Kapellmeister Marschner von Hannover an den Musikalienhändler Hofmeister in Leipzig das Eigentumsrecht seiner Oper „Hans Heiling", Text von Devrient, zur Herausgabe für den Druck in allen beliebigen Arrangements verkauft, so daß der genannte Verleger Fr. Hofmeister Eigentümer der Melodie geworden ist. Die Abgabe der Partitur an die Theaterdirektionen hat sich der Herr Komponist vorbehalten, sodaß der Verleger von seiner Seite niemals einen Teil oder das Ganze der Partitur in Abschrift abgeben darf. Jedoch steht ihm frei, ebenfalls durch den Druck die Ouvertüre und beliebige einzelne Nummern und Auflagestimmen herauszugeben. Der Herr Komponist liefert an den Verleger eine ganz korrekt geschriebene Partitur zum Behuf des Arrangements, sowie auch den von ihm gefertigten Klavierauszug mit Text. Der Verleger erwirbt das Eigentumsrecht für alle Länder, ausgenommen England und Frankreich. Er zahlt dafür an den Komponisten 800 Tlr., sage achthundert Taler „Pr. Kour."

81 Hofmeister hatte mit J. P. Pixis, welcher mit seiner Tochter Franziska, einer Sängerin, in Konzerten

Furore machte, die Oper angehört. Pixis war sehr erbaut davon, meinte aber, die Komposition sei für die Franzosen zu tief, zu schwer in der Ausarbeitung (7. Okt). „Ende November wurde die Oper mit veränderter Besetzung gegeben. Das Haus war leidlich gut besetzt, der Beifall groß, alle wurden gerufen. Die Revue musicale Nr. 41 vom 9. Nov. bringt eine Autobiographie nach Girschners Zeitung frei übersetzt. Der Aufsatz liest sich höchst leicht und anmutig. Heiling heißt daselbst Hans Keiling. Auch gut". Hofmeister mußte, da Marschner den Klavierauszug dem Prinzen Friedrich, Mitregent von Sachsen, widmen wollte, ein Exemplar auf Velinpapier in rotem Maroquin mit Gold anfertigen lassen und schrieb (17. Dez.), „wenn der Empfänger über die meisterhafte Musik hinaus auch einen Blick auf das Aeußere würfe, wenn er außer dem süßen Kern auch die glänzende Schale betrachte, so müsse er sich freuen: feinstes Leder, aufs sinnvollste mit goldenen Strahlenleisten, Kränzen usw., auswendig und inwendig der Deckel verziert; innen moirierter weißer Atlas. Du würdest Unrecht tun einen Heller von der inliegenden Rechnung abzuziehen. [Als Dank erhielt Marschner vom Prinzen eine Brillantbusennadel.] Die Oper wird überall, wo sie gut besetzt werden kann, ihr Glück machen, wenn die Menschen nicht nach der ersten Aufführung ihr Urteil feststellen wollen. Die Musik wird mir, so auch allen denen, die nicht gerade tiefe Kenner sind, mit jeder Aufführung lieber. Nichts darin ist schleppend langweilig, die Charakteristik ist durch die Musik scharf ausgedrückt, die Instrumente treten da ein, wo man die Notwendigkeit fühlt. . . . Die Ankündigung des „Heiling" habe ich absichtlich nicht früher erlassen, als bis er fertig war. Jetzt wirst Du in einer Menge von Blättern die großgedruckte Anzeige erblicken. Es wäre Wahnsinn von mir, die Gelegenheiten nicht zu benutzen, wo das Werk bekannt werden kann. Zur Erleichterung der Liebhaber habe ich sogar etwas getan, was sonst nie bei meinem Verlag erhört worden ist. Ich habe in Berlin und Frankfurt Lager vom „Heiling" in allen Formen deponieren lassen, damit für meine Rechnung gegen Zettel an alle benachbarte Geschäftsfreunde ausgeliefert werde. Wenn wir nur Wien und Hamburg daran bekommen könnten,

1833.

die Aufführung zu bewirken. Dieses muß für uns beide gegenwärtig die dringendste Aufforderung sein. . . . Wiek hat den talentvollen braven Schumann in den Kometen gehetzt."

82 Als „Heiling" von neuem in Berlin herauskam, schrieb Ed. Devrient (10. Dez.): „Daß wir den Heiling wieder gegeben haben, wirst Du wissen; ich brachte es mit Hängen und Würgen dahin. Man sagte mir: es sei ein sehr ernstes trübes Werk, die Aubersche Musik sei doch viel heiterer, der König liebe die ernsten Opern nicht. Ich replizierte mild und scharf allerlei, die Oper trieb sich 6 Wochen lang auf dem Repertoir herum, ohne gegeben zu werden. Mantius und die Lenz waren einstudiert worden, ohne daß das Theater etwas davon wußte; ich begehrte nur zwei Theaterproben. Obschon es mir eine Ehrensache schien, die Oper nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, so bekam ich es doch endlich satt und sprach kein Wort mehr darüber. Mantius drängte, den Konrad zu singen, Blume bewies sich recht freundlich, und so kam es denn endlich zustande. Es ging sehr gut und glatt zusammen. Die Lenz sang die Königin rein, und wie Du sie geschrieben hast. Freilich ist es eine talentlose Person, und wir haben uns die Königin anders gedacht. Doch es war besser als früher. Mantius war klein und schwach (Baders frisches, lebensvolles Wesen wurde sehr vermißt), aber die Arie sang der Kleine unwiderstehlich schön und machte die größte Wirkung damit. Im ganzen blieb die Aufnahme der Oper lau, doch im einzelnen fand sie wieder die wärmste und edelste Anerkennung. Damit müssen wir uns für Berlin nun trösten. Am 6. und 15. November wurde sie aufgeführt. Sie auf einen Sonntag zu bringen, wollte mir durchaus nicht gelingen. Ich habe dem Intendanten alles Freundliche und Unangenehme gesagt, was ich darüber nur wußte, er hat es angehört und es doch nicht getan. Ich bin überzeugt, eine Sonntagsvorstellung hätte der Oper größeren Kredit verschafft, aber diese Förderung, die man allen Elenden angedeihen läßt, war für Heiling nicht zu erringen. Nun denn, so mögen sie es bleiben lassen, ich kann nun unmöglich über eine Wiederaufführung der Oper noch ein Wort verlieren. In jedem Falle, das kann ich Dir aus

Ueberzeugung sagen, steht unser Werk in der Achtung der Geachteten hier fest, und damit muß man heutzutage sich begnügen. Ich habe Berlin und seine Königl. Preuß. Hofbühne herzlich satt. Wir bauen uns jetzt recht still und einsiedlerisch in unserm Häuschen ein, befinden uns sehr vergnügt dabei. In Dresden ist mein Schauspiel „Das graue Männlein“ mit dem schönsten Erfolg gegeben worden [beim Zusammenspiel seiner Brüder Karl und Emil am 26. Nov.]. Zu Anfang Januar wird es bei uns aufgeführt. Mit Schauspielen geht es rasch und lustig vorwärts, nur in der Oper herrscht der lebendige Tod. . . . Taubert war in Leipzig und Dresden und hat an beiden Orten mit vielem Beifall gespielt, auch seine Ouvertüre aufführen lassen. . . . Ich bin schon oft nach dem Klavierauszug von Heiling gefragt worden.“

Auch der gefürchtete Rellstab zeigte Marschner diese 83
Vorstellungen an (13. Nov.): „Ihr Heiling ist zweimal mit dem Beifall aller Kenner gegeben worden, aber das Haus war nicht voll. Wenn die Direktion sich dafür interessieren wollte, so könnte sie mancherlei tun, um den Geschmack des Publikums für das Bessere zu fesseln; aber wer darf auf guten Willen für die Kunst hoffen? Indessen kann ich's Ihnen nicht bergen, daß die zu lyrisch-breite Anlage des Gedichts manches verschuldet, aber es ließe sich freilich alles besser schlichten, könnt' man die Sache zweimal verrichten. — Man hat „Bianca“ nicht liebenswürdig gefunden; ich muß mich trösten, denn Töchter sollen sich nicht aufdrängen, sondern gewählt werden. Vielleicht haut sich „Sickingen“ mit seinem Schwerte durch. [Dramen von R.]. Haben Sie daher nur die Güte, ihn Ihrer Direktion vorzulegen, zumal der Graf v. Pl. ja wohl nun wieder in Hannover ist. Ich ärgere mich nur, daß ich Sie so sehr mit Aufträgen behelligen muß, aber wie die Sachen einmal stehen, läßt sich's nun freilich nicht mehr ändern. Beunruhigen Sie sich nur nicht über eine zweite abschlägige Antwort in betreff meiner. Ich bin dessen schon gewohnt und habe ein dickes Rezensentenfell. Gern aber würde ich meine Tochter baldigst wieder umarmen, weil ich sie eine andere Reise antreten lassen möchte. Es versteht sich aber, daß sie auf meine Kosten zurückfährt und mir einen Empfehlungsbrief von Ihnen

mitbringt. . . . Grüßen Sie nur noch herzlichst Rauscher und empfehlen Sie mich halbbekannterweise Ihrer Frau Gemahlin."

Ueber den Templer liegen mehrere Schreiben vor. Zunächst zwei Briefe aus Cassel, von denen der erste unvollständig und der Absender nicht genannt ist. Beide müssen von dem Cellisten Georg Hausmann sein, dem Sohn des hiesigen Fabrikanten Bernh. Hausmann. Die Antworten Marschners sind mir vom Großsohn des letzteren, Dr. Fritz Hartmann in Hannover, gütigst zur Ver-
84 fügung gestellt. Im ersten Briefe vom 10. Juni schrieb der Cellist: „Die so äußerst glänzende Aufnahme, welche Ihre treffliche Oper der „Templer" gestern Abend bei dem hiesigen Publikum gefunden hat, macht es mir, dem es vergönnt war, selbst daran mitzuwirken, zur angenehmen Pflicht, Ihnen nähere Nachricht über eine Aufführung zu geben, welche für die erste sehr gelungen genannt werden kann, und welcher Sie gewiß mit Freuden selbst beigewohnt hätten. Ihre Oper war mit allem Fleiße und Eifer, welchen man einem solchen Werke schuldig ist, hier einstudiert, und der Kapellmeister Spohr scheute keine Mühe, damit Ihr herrliches Werk in der höchsten Vollkommenheit vors Publikum kam. Außer den nötigen Klavier- und Quartettproben für Soloszenen und den Chor hatten wir in der verflossenen Woche vier große Theaterproben, welche meist 5—6 Stunden dauerten, und so gelang es dem Eifer Spohrs, daß die gestrige Aufführung ohne irgendeinen bedeutenden Fehler vonstatten ging. Die Rolle des Templers sowohl als die der Jüdin waren trefflich von Föppel und Dem. Meißelbach besetzt. Sie sangen und spielten beide mit einem Feuer und einer Leidenschaft, daß sie das Publikum stets fesselten. In den Ensemblesätzen drangen sie mit bewunderungswürdiger Ausdauer durch. Die große Szene (Nr. 6) im ersten Teile in d sangen sie beide meisterhaft; vorzüglich sang der Föppel das 1. Allegretto in fis mineur, sowie die Meißelbach die Stelle, wo sie vom Turm herabspringen will. Mit großer Ausdauer führte Föppel noch die große Szene im 2. Akt ganz durch, welche er, um sie seiner Stimme angemessen zu machen, in d sang.... Genug, man muß sich freuen, daß eine so herrliche Musik so vortrefflich auf-

geführt wurde. Am Schluß wurden beide stürmisch gerufen. . . .

Marschner schrieb an Hausmann zurück (27. Juni): 85
„Geehrte Zuschrift hat mir sehr viel Freude gemacht, nicht allein deswegen, daß meine Oper in Cassel so sehr gefallen hat, sondern weil Sie so lebhaftes Interesse daran genommen und mir gezeigt haben. Ich hoffe, die anderen Vorstellungen dieses Werkes haben den ersten Eindruck nicht geschwächt und darf vielleicht darüber noch einige Worte von ihnen erwarten. Dem Kapellmeister Spohr habe ich meinen Dank für seine eifrigen Bemühungen noch nicht sagen können, da er nicht in Cassel ist, und ich seinen Aufenthalt nicht weiß. Wie ich höre, ist Bethmann von Cassel wieder fort, und ich habe meine Partitur und Stimmen noch nicht wieder zurückerhalten, obgleich Spohr mir durch Ihren Herrn Vater sagen ließ, er habe die Zurücksendung angeordnet. Wissen Sie vielleicht etwas davon, so bitte ich recht sehr um Auskunft. Bethmann habe ich Partitur und Stimmen nicht geliehen, sondern Spohr, der mir dafür wie für das Honorar Bürgschaft geleistet. Das Honorar habe ich nun zwar erhalten, allein, wie schon gesagt, die Stimmen nicht. Ich bin deshalb in größester Verlegenheit, einesteils wegen mir selbst, anderenteils aber auch wegen Spohr. Können Sie nun vielleicht etwas tun, uns beide dieser Verlegenheit zu entheben, so werden wir gewiß beide Ihnen sehr dankbar sein. Herr Bethmann durfte die Stimmen und Partitur nicht mitnehmen, sondern mußte sie von Cassel hierher franko senden. ...“

Der zweite Brief von Hausmann ist vom 4. Juli: 86
„Eine periodische Heiserkeit des Herrn Föppel und späteres Unwohlsein des Dem. Meißelbach waren leider die Ursache, daß wir Ihr herrliches Werk nur noch einmal und zwar am verflossenen Sonnabend hörten, und, obwohl diese Vorstellung, die ein ziemlich mittelmäßiger Musikdirektor namens Baldewein leitete, im allgemeinen nicht so vorzüglich ging, als das erste Mal, so wurde doch der Eindruck der ersten nur noch erhöht. Allgemeiner Beifall wurde fast jeder Piece zuteil, und es herrschte nur eine Stimme über diese vortreffliche Oper im hiesigen Publikum.“

1833.

87 Am 5. August antwortete Marschner: „Auf Ihr geehrtes Schreiben hinsichtlich des Herrn Föppel kann ich Ihnen die freudige Antwort geben, daß es dem einstweiligen Intendanten Herrn von Falk Vergnügen machen wird, Herrn Föppel ein Gastspiel zu gewähren. Aus Ihrem Brief geht hervor, daß H. F. Mitte September hierher kommen wird, wo dann das Nähere mündlich besprochen werden kann. Besser wäre es doch, wenn Herr Föppel hierauf Veranlassung nähme, H. v. F. nun selbst um das Nähere vorher zu schreiben! — Ich war in Leipzig, wo ich meinen „Heiling", und zwar mit einem ungeheuren Erfolg in Szene gesetzt und zweimal selbst dirigiert habe. Ich hoffte bei meiner Zurückkunft den Templer vorzufinden, leider aber ist er nicht da. Es ergeht nun meine ergebenste Bitte an Sie, sich der Sache gütigst anzunehmen und mir umgehend das Paket zu senden, das ich schon zu Pfingsten erwarten durfte. Wie viel Verdruß ich deshalb schon gehabt habe, können Sie leicht ermessen, der Sie Platen kennen. Ich hoffe daher um so mehr auf die schleunigste Erfüllung meiner Bitte. Sollte der H. Kapellmeister Spohr aber schon da sein, so schildern Sie ihm meine Not und suchen Sie ihn zu bewegen, daß er mit nächster Post aus der Klemme reißt Ew. Wohlgeb. ganz ergebensten Diener."

Föppels Gastspiel in Hannover kam im September zustande. Er sang u. a. den Templer und Don Juan, wobei das Champagnerlied da capo verlangt wurde, welches er dann mit sehr beschleunigtem Tempo wiederholte. Es wurde ihm die seltene Auszeichnung zuteil, daß er nach dem ersten Akt und am Schluß der Oper herausgerufen wurde. Vier Tage darauf war hier die erste Aufführung von „Hans Heiling" am 30. September.

88 Aus Bremen meldete Direktor Gerber (8. Sept.), daß der „Templer" die erste neue Oper sein würde; er werde sie würdig ausstatten; die Chöre gingen sehr gut, und er hoffe, die Oper würde sich einer gleich guten Aufnahme wie „Jessonda" erfreuen. Gerber wollte das für „Falkners Braut" bestimmte Honorar pünktlich entrichten und bat sich bald den „Heiling" aus.

89 Auch für London war der „Templer" in Aussicht genommen. Der Franzose Chelard [früher Hofkapell-

meister in München, welcher 1832, 1833 eine deutsche Oper in London dirigierte] schrieb an Marschner (16. August), daß alle seine Bemühungen, den Templer im Drury-Lane-Theater aufzuführen, vergeblich gewesen wären. Zunächst sei in einem spezifisch englischen Theater mehr Interesse für Tragödie, Komödie, Ballett vorhanden, als für die Oper. Der Agent hatte Angst vor „fremden" Werken, gab aber schließlich nach, daß Chelard mit Marschner und Spohr wegen Templer und Faust in Verbindung träte. Nun machte eine zweite deutsche Operngesellschaft im Kings-Theater Konkurrenz, infolge dessen die Direktion in Drury-Lane lau, mißtrauisch und sparsam geworden war. Die Vorstellungen begannen ohne Hinreißung: man gab Fidelio in Erinnerung an die vorige Saison, Freischütz wegen der vorhandenen Dekorationen, Zauberflöte nur langsam. Drury Lane hatte die deutsche Oper nach dem gleichzeitig gemieteten Coventgarden-Theater gebracht. Die Hindernisse für Euryanthe waren so groß, daß nach vierwöchentlichen Proben noch zwei Stunden vor der Aufführung die Sänger daran dachten, die Oper aufzugeben, wenn nicht Chelard mit dem Orchester aus Verehrung für Weber dafür eingetreten wären. Der Erfolg war so glänzend, daß die Direktion ihren Irrtum bedauerte, dieses Werk nicht zu Anfang der Saison gegeben zu haben, wie Chelard vorgeschlagen hatte. Man wollte die Aufführungen fortsetzen, allein es war zu spät, die Engagements waren abgelaufen, so daß an andere Werke nicht mehr zu denken war. Das sei der wahre Grund, weshalb er leider verhindert sei, den Templer in einer würdigen Weise aufzuführen.

In Pest war der „Templer" 1832 zur ersten 90
Aufführung gekommen, wie Nork (Korn) aus Leipzig meldete (6. Mai 1833). Er schickte einen Plan zu einem projektierten Bühnenalmanach und bat Marschner um eine biographische Skizze des „berühmtesten, jetzt lebenden deutschen Tondichters" nebst Bildnis zum Stich.

Als „Des Falkners Braut" am 24. Februar zum 91
ersten Mal in Dresden aufgeführt war, schrieb der Opernregisseur und Chordirektor Wilh. Fischer am folgenden Tage: „Teurer werter Freund! Entschuldigen Sie gütig, daß ich Ihren Brief erst heute beantworte, allein wir haben seit dem 4. Febr. so fleißig studiert, daß ich Ihnen mit der

Nachricht, daß der Herr Geheimrat Ihnen das verlangte Honorar ohne Widerrede bewilligt, zugleich das Resultat der Aufführung melden kann. Aus einliegendem Zettel ersehen Sie nächst der Besetzung, daß sie zum Benefiz für Mad. Schröder-Devrient und mit vorerhöhten Preisen gegeben worden ist. Das letztere ist auf Anraten des Ihnen ja hinlänglich bekannten Oberinspektors geschehen, um nicht zu viel auf das der Devrient mit 1000 Tlr. garantierte Benefiz darauf zu legen. Mad. Schröder-Devrient ist seit ihrer letzten Leipziger Reise, also seit dem 24. Dezember 1832, fast immerwährend kränklich gewesen und hat seit der Zeit nur viermal gesungen und so, daß man nicht Unrecht hatte, etwas aufgebracht zu sein. Sie kennen die Dresdner und wissen leicht unter so bewandten Umständen die Stimmung des Dresdner Publikums. Das Haus war gedrängt voll, und um so größer der Triumph, denn Ihre vortreffliche Oper gefiel allgemein. Die Introduktion und das darauf folgende Duett wurden applaudiert, und vom zweiten Akt bis zu Ende der Oper alle Nummern mit einem stärkeren Applaus, der nach der großen Arie der Johanna [Schr.-Devr.] im 3. Akt stürmisch war. Denken Sie sich in Dresden einen stürmischen Applaus! — Da man hier so sehr den stillen Genuß liebt!!! Der ganze Hof war gegenwärtig und ließ uns allen nach der Vorstellung seine außerordentliche Zufriedenheit kundtun. Der Kapellmeister Reissiger hat mit vieler Liebe und angestrengter Aufmerksamkeit die Oper einstudiert und dirigiert. Daß alle Mitglieder mit besonderer Liebe und Lust studiert haben, geht schon daraus hervor, daß sie in so kurzer Zeit studiert wurde und so gut ging. Nach der Vorstellung wurden alle hervorgerufen. Zum Schluß habe ich mir eine Abänderung erlaubt, nicht in der Musik — nein in der Szenerie. Die Oper schließt im Zimmer des Pächters. Da nun der Schluß, wo der Kurier und die Landleute mit dem Hurrah auftreten, sich in dem Zimmer alles zu sehr drängt und keine hübsche Gruppe stellen läßt, so lasse ich es im Pachthofe schließen mit der Aussicht auf die Berge, wie im 1. Akt. Nach dem Chore hinter den Kulissen: Hurrah! Hurrah! erscheinen die Bauern und Bäuerinnen auf den Bergen und singen da den zweiten Chor: Friede, Friede, wir sind frei . . . So bildet das

Ganze am Schluß eine nicht üble Gruppe, und ich meine, es ist zum Vorteil des Ganzen . . . In der Musik ist wenig mehr gestrichen worden, als nach Ihrer Angabe, die Sie nach Leipzig schickten. Nur Mad. Schröder-Devrient hat sich ihre beiden Arien etwas anders gestrichen als Sie es angaben; doch versichere ich Ihnen, ist Ihrer vortrefflichen Musik nicht wehe geschehen, und ich denke, Sie werden mit uns zufrieden sein. Lieb wäre es mir sehr, wenn Sie ein paar freundliche Zeilen an Reissiger schrieben, um ihn auch in Zukunft für Ihren Heiling zu gewinnen; auch würde es auf Kapelle und Personal einen guten Eindruck machen. Recht sehr freue ich mich auch auf Ihren „Hans Heiling". Wenn der Klavierauszug erscheint und Sie etwa einen überkomplett erhalten sollten, so erinnern Sie sich, daß ein Chordirektor in Dresden lebt, dem er große Freude machen wird. Wenn Sie Ihrem Schwager in Riga schreiben, bitte ich, ihn herzlich zu grüßen; er soll mir nicht zürnen, daß ich zuletzt die Änderung mit „Des Falkners Braut" vorgenommen. — Wenns Glück will, muß mir der Oberinspektor die 25 Louisd'or noch heute einhändigen, damit ich sie beifügen kann. Seit 14 Tagen bombardiere ich den sparsamen Mann!!!

Ihr treuer Freund und Schulkamerad.

Eine Bitte Marschners an Kapellmeister Morlachi 92
in Dresden vom 14. Juni lautete: „Erlauben Sie mir, Ihnen in Ueberbringer dieses, meines ersten Flötisten, Herrn Heinemeyer, als einen ausgezeichneten Künstler ersten Ranges bestens und dringend zu empfehlen. Da ich Sie, geehrter Freund, stets als einen Mann erkannt habe, der das Gute stets befördert, so kann es nicht fehlen, daß Ihr großer Einfluß meinem Freunde Heinemeyer nicht entgehen kann und wird. Sein Wunsch ist, vor dem Hofe oder im Theater zu spielen, und mit Ihrer Protektion wird ihm dieser Wunsch gewiß erfüllt werden. Möge dieser Brief Sie in guter Gesundheit und in freundlicher Gesinnung gegen mich antreffen. Meine Frau grüßt Sie freundlichst, und ich bin und bleibe mit herzlicher Achtung und Freundschaft Ihr treu ergebener Freund." — Die Leipziger mus. Ztg. lernte in Heinemeyer einen Flötisten ersten Ranges kennen,

dessen schöner, voller Ton in allen Schattierungen so ausgezeichnet sei, wie man es früher noch nicht gehört habe; auch seine Fertigkeit sei in hohem Grode meisterlich. Dieser wahrhaft ausgezeichnete Künstler habe auch dem Könige in Pillnitz vorgespielt und eine kostbare Busennadel erhalten.

93 Ein Brief des Bürgermeisters Wolfram in Teplitz an Marschner vom 15. September lautete: „Indem ich meinen durch Herrn Direktor v. Holbein früher ausgesprochenen Dank für Ihre ebenso meisterhafte als freundliche Leitung meines „Bergmönch“ wiederhole und um gütige Eröffnung meines Dankgefühls an alle unter Ihrer Leitung gestandenen Mitwirkenden ergebenst ersuche, bitte ich zugleich, mein neues Werk „Schloß Candra“ mit gleicher Liebe behandeln zu wollen. Man findet so selten den Mann, der frei von Eifersucht, fremde Arbeiten gleich den eigenen behandelt. In Ihnen, Herr Kapellmeister, habe ich ihn gefunden und verfehle deshalb auch nicht, Ihnen dafür als dem gefeierten Meister, der auch bei schwächeren Leistungen der Kollegen nur das Interesse des Kunstinstistuts im Auge hält und so seinem Zwecke vollkommen entspricht, meine Huldigung darzubringen. Bei solchem Vertrauen in Ihre künstlerische Tätigkeit und in Ihren edlen Charakter bedarf es wohl keiner Bemerkungen meinesteils über die Art der Behandlung des Werks. Es ist in den besten Händen. Die Bitte nur habe ich zu stellen, wenn Sie die Güte haben wollten, die Partien der Inez und des Pedro nicht ganz untergeordneten Individuen zuzuteilen; denn wenn sie auch keine Arien haben, so ist ihre Mitwirkung in Ensembles doch sehr bedeutend, und hängt der gute Effekt derselben großenteils von ihr ab. In Berlin sang Mantius den Pedro. Sehr bedauert habe ich, Ihr Meisterwerk „Hans Heiling“ nicht gehört zu haben. Alle Kenner kommen darin überein, daß dies Ihre vortrefflichste Leistung sei. An dem Urteil der Nichtkenner kann Ihnen nicht gelegen sein.“

Mit dem Vampyr, Templer und Heiling war Marschner an die Spitze der deutschen Opernkomponisten getreten. Wie viel mögen ihm seine Opern wohl eingetragen haben? Unter den vom Vaterländischen Museum erworbenen Sachen befindet sich auch ein Haushaltungsbuch

Marschners mit seinen Einnahmen und Ausgaben in den Jahren 1832 bis 1834 und 1852 bis 1860. Aus diesen habe ich die Operneinnahmen zusammengestellt, 94
welche jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit haben können, da u. a. die Haupteinnahmen für den „Vampyr" vor dieser Zeit liegen. Soweit bekannt, ist Vampyr an 24, Templer an 35 und Heiling an 29 Theatern gegeben; aber von zehn Theatern hat Marschner nie einen Pfennig Honorar erhalten.

	Vampyr Tlr.	Templer Tlr.	Heiling Tlr.
Hofmeister	220	700	800
Augsburg	—	—	51
Berlin	—	275	327
Bremen	—	40	—
Breslau	—	85	—
Cassel	—	62	73
Coburg	—	—	87
Cöln, Aachen	—	60	70
Dresden	113	—	—
Düsseldorf	—	56	—
Frankfurt a. M.	106	137	141
Görlitz	—	34	—
Hannover	110	171	200
Königsberg	66	—	—
Kopenhagen	—	136	440 (Konzert)
Leipzig	—	—	100
Mainz	—	30	—
Moskau	—	—	44
Pest	—	66	66
Rostock	—	20	—
Schwerin	—	—	40
Stuttgart	—	137	66
Wien	—	—	110
Wiesbaden	—	—	34
Würzburg	40	56	57
	655	2065	2706

Hinzu kommen aus anderen Opern: Des Falkners Braut 1224, Schloß am Aetna 744, Bäbu 150, Adolf von Nassau 1050, Austin 497, Goldschmied von Ulm 251 Tlr. Mithin 9342 Tlr. Gesamtsumme.

Marschner mag mit seinen Opern wohl gegen 12000 Tlr. verdient haben. Die Summe ist nicht groß, eine Tantieme fehlte noch in Deutschland. Aber der Freischütz-

komponist hat bei Lebzeiten in einer allerdings kürzeren Periode nachweislich auch nur 16280 Tlr. 14 Gr. mit seinen Opern erworben, und nach seinem Tode veranstaltete man Benefize für die hinterlassenen Kinder.

95 Auf den Dezemberbrief von Hofmeister (S. 93), in welchem er besonders Wien für den „Heiling" empfohlen hatte, erwiderte Marschner (13. Jan.): In Wien ist wieder ein Kampf mit dem Geschmack, durch Bellini, Herold und Konsorten für alles Gute verdorben, zu bestehen. Jedoch habe ich nichts dagegen, willst Du deshalb Schritte tun. Ich kann und mag das aus begreiflichen Gründen nicht. Dann rate ich Dir aber, Dich an die Josephsstadt und nicht an das Kärnthnertor zu wenden. Will die Saiten auch nicht zu hoch spannen und mit 100 Tlr. vom Josephstädter Theater zufrieden sein". Er erwähnte das Wort Glucks von seiner „Iphigenie", sie sei vom Himmel gefallen und bat, Laube an sein Versprechen eines Operntextes zu erinnern.

96 Hofmeister antwortete (16. Januar 1834): „Da Du den Fall aufs Knie glücklich verwunden hast, wozu ich herzlich gratuliere, so wird mir erlaubt sein, ein wenig darüber zu scherzen. Auf ein Knie fällt die erste Linie der Soldaten beim Feuergeben, das bekommt in der Regel anderen schlecht. Aber auf beide Knie fällt der Gläubige vor seinem Gott, am häufigsten der Katholik, auch der Sklave vor seinem Gebieter. Es bleibt immer ein niederträchtiges Beginnen, eine Entwürdigung des Mannes. Soviel ist übrigens ausgemacht, auf den Kopf bist Du nicht gefallen. Mit der „Iphigenie" hat es eigentlich die Bewandtnis, daß Gluck trostlos aus der 1. Aufführung stürzte, weil eine boshafte Klique die Oper ausgepfiffen hatte. Er rief einem Freunde zu, „meine Iphigenie ist gefallen", und jener antwortete: „Oui, du ciel!" Herrn Laube will ich Deinen Wunsch vortragen, bestimmt in den nächsten Tagen. Nächsten Montag geben wir eine große Tunnelredoute."

97 Als Marschner seinen Klavierauszug von „Der Kyffhäuser Berg" an Breitkopf und Härtel zum Verlage für 15 Friedrichsd'or anbot und zugleich hoffte, daß die Firma seine „Sinfonie" bei einem Honorar von 30 Tlrn. bald veröffentlichen würde, antwortete die Firma (14. Januar): „Den Kyffhäuserberg haben Sie wohl die

Güte uns einzusenden zur Ansicht. Wenn Sie die Operette hier zur Aufführung bringen, soll es an einer schnellen Herausgabe nicht fehlen. Wird denn Ringelhardt „Des Falkners Braut“ nicht geben? Unter der vorigen Direktion wurde die Oper durch Kabale unterdrückt, und wir armen Verleger müssen noch heute darunter leiden; sollte es Ihnen nicht ein leichtes sein, sie jetzt wieder zu verkaufen? Gefällt doch in Dresden die Oper, wo sich die Devrient ihrer angenommen, gar sehr und wird fort und fort gegeben; warum sollte sie hier nicht auch durchdringen? — P. S. Sie werden wahrscheinlich wissen, daß wir Eigentümer der Partitur des „Ali-Baba“ sind (S. 65). Sollten Sie dieselbe für Ihr Theater wünschen, so soll es uns freuen, von Ihnen Anerbietungen zu erhalten. Die Oper wird jetzt in Berlin einstudiert.“

Im Juli war Marschner einige Wochen in Helgoland.

Aus Leipzig kam das Diplom eines Ehren- 98
doktors mit einem Briefe von W. Wachsmuth, d. Z. Procancellar, Dechant der philosophischen Fakultät und Rektor der Universität (7. November): „Hier mein hochverehrter Herr und Freund, ein offener Brief unserer Fakultät, welcher übermorgen das schwarze Brett zieren wird. Es gereicht der Fakultät zu wahrhafter Genugtuung, einem so hochverdienten und hochberühmten Sohne des sächsischen Vaterlandes und ehemaligem Bürger der Universität Leipzig zu erkennen zu geben, wie wert auch ihr Leistungen seien, die mehr als die ernste Wissenschaft vermögen, das Gemüt zu erheben und in Schwung zu setzen und Geist und Herz in trauter Verbindung zu erhalten. Möchte der Beweis der hohen Wertschätzung, in dem Ihr Andenken bei uns steht, beitragen, Sie uns bald einmal wieder zuzuführen, möge es Ihnen als Stimme der Fakultät und Universität, welche beide zugleich ich gegenwärtig zu vertreten die Ehre habe, willkommen sein und insbesondere Ihnen dartun, wie sehr dem Unterzeichneten daran liegt, von Ihnen als dankbarer Schuldner für hohen, geistigen Genuß, den Ihre Musikschöpfungen ihm gewährt haben, erkannt zu werden! Mit der aufrichtigsten und vollkommensten Hochachtung ganz der Ihrige W. Wachsmuth.“

1835.

99 **Marschner stellte seine Opernleitungen im Theaterjahr 1834/35 zusammen:**

31. August:	Robert der Teufel: Groux, Gey, Rauscher, gut, wie sie hier folgen. Anfangs Applaus, später Kälte. Im 2. Akte blieben die Trompeter aus und waren nicht zugegen.
3. Septbr.:	Oberon. Ging ausgezeichnet gut. Viel Applaus.
9. „	Die Braut. Ging gut. [Spontini anwesend].
14. „	Don Juan. Mit Dem. Weinhold, die mißfiel.
15. „	Othello. Ausgezeichnet gut. Groux im 2. Akt gerufen, Rauscher am Schlusse gar.
18. „	Opferfest. (Myrrha: Weinhold) mittelmäßig.
21. „	Zauberflöte. Weinhold-Pamina gefiel mehr. Gey gerufen.
26. „	Barbier. Ausgezeichneter Beifall.
29. „	Vampyr. Großer Beifall.
3. Oktober:	Adlers Horst. Zum 1. Mal. Das Komische mit Beifall, Schluß kalt. 13 Proben.
5. „	Adlers Horst. Weniger beifällig aufgenommen.
6. „	Fest der Handwerker.
8. „	Fra Diavolo. Ging gut.
12. „	Barbier. (Uetz: Figaro, Bothe: Rosine). Gefiel. Die vier Hauptpersonen gerufen.
15. „	Zampa (Uetz: Zampa).
19. „	Bergmönch.
23. „	Hans Heiling (Uetz: Heiling). Gefiel.
30. „	Stumme (M. Schneider). Benefiz.
2. Novbr.:	Unbekannte. Gefiel, Groux gerufen.
5. „	Fidelio. Gefiel sehr.
9. Novbr.:	Templer und Jüdin. Ging gut, gefiel.
12. „	Schlosser und Maurer. Gefiel sehr. Rauscher, Groux gerufen.
16. „	Euryanthe. Zum 1. Mal [war bereits 1824]. Ging sehr gut, gefiel. 7 Klavier-, 1 Quartett- mit Chor, 2 Generalproben.
19. „	Tancred. Bothe und Groux gerufen.
21. „	Rataplan. Maths und Sedlmayr gerufen.
23. „	Adlers Horst. Macht keinen Effekt.
26. „	Fräulein am See.
30. „	Euryanthe.
3. Dezbr.:	Armida.
7. „	
10. „	Weiße Dame.
14. „	
19. „	Norma. [Die 1. Aufführung war am 26. Dezbr.].

1835

1. Januar:	Vampyr. Ging außerordentlich schön. Gey gerufen.
4. „	Freischütz: Dem. Franchetti aus Bremen: Aennchen gefiel.
7. „	Jessonda. Franchetti: Amazili gefiel.
11. „	Euryanthe gefiel.
14. „	Zampa.
18. „	Don Juan. Gey gerufen, Rauscher krank. Statt Heiling.
21. „	Johann von Paris. Groux gerufen.
25. „	Zauberflöte. Gey gerufen, ging gut. Statt Heiling.
28. „	Norma. Groux recht gut, das andere schwach.
1. Febr.	Adlers Horst. Statt Heiling, weil Bothe heiser.

1835.

4. Febr. Othello.
8. „ Heiling. Ging gut. Gey gerufen.
11. „ Bergmönch. Wegen Unpäßlichkeit der Groux.
15. „ Aloise.
20. „ Norma.
25. „ Lestocq } [zum 1. Mal].
27. „ Lestocq } wenig Beifall.
Schlosser und Maurer.
Figaro.
16. März: Fidelio.

25. März: Zauberflöte. Woltereck [Bassist].
29. „ 1. Akt: Entführung a. d. Serail; 3. Akt: Robert; 2. „ Unbekannte [Arie] — Konstanze: Buck, fürchterlich. — Herr Woltereck.
1. April: Tancred. Groux und Bothe, zum 1. Mal aber auch Pfeiffer als Assur gerufen.
5. „ Oberon.

An den Senatspräsidenten beim Landgericht in Cöln 100
Berkenius (12. Dez. 1834): Auf Ew. Wohlgeboren geehrtes und höchst schmeichelhaftes Schreiben habe ich leider keine befriedigende Antwort zu geben, indem ich niemals etwas zu dem beabsichtigten Zweck Passendes geschrieben habe, weder ein Oratorium noch eine Kantate, welche Aufgaben ich mir überhaupt für eine spätere Zeit gestellt habe. Einige Messen, die ich in früherer Zeit für besondere Zwecke geschrieben habe, passen ganz und gar nicht. Und so bin ich leider ganz außerstande, Ew. Wohlgeboren Wünschen nachzukommen, indem es mir auch beim besten Willen, für Ihren Zweck noch etwas zu komponieren, an der dazu gehörigen Zeit fehlt. Mein Amt raubt mir soviel Zeit, daß ich schwerlich noch dazu kommen werde, meine neueste, schon vor einem Jahr begonnene Oper zur bestimmten Zeit (d. n. Ostern) vollenden zu können.

An G. Harrys[1]) schrieb er (22. Februar 1835): 101
„Geehrter Freund! Nächsten Sonnabend, den 28. Febr., findet mein diesjähriges Konzert statt, und ich ersuche Sie hiermit, in Ihrem nächsten Blatt hierauf freundlich aufmerksam zu machen. Außer der von vielen gewünschten Schlacht von Vittoria von Beethoven werden zwei Arien und ein Duettobuffo aus meiner neuesten Oper „Das Schloß am Aetna", ein reizender Pilgergesang aus Löwes Oper „Die drei Wünsche" von den Damen Groux und Bothe und den Herren Rauscher, Gey, Sedlmayr, Pfeiffer und Chor aufgeführt werden. Ferner werden

[1]) Hinsichtlich der Briefe Marschners an Georg Harrys, vergl. den Aufsatz von Anna Wendland über die Harrys'sche Autographen-Sammlung in den Hannoverschen Geschichtsblättern 1903, S. 99—109.

sich in diesem Konzert die Herren Kammermusiker Heinemeyer, Seemann, Prell und Klingebiel hören lassen. Dürft ich hoffen, daß Sie dann im Freitagsblatt nochmals gefälligst nur mit wenig Worten mein Konzert ankündigten, so wären vor der Hand alle Wünsche befriedigt."

102 Marschners Selbstanzeige seines „Hans Heiling", welche in der „Posaune" vom 28. und 30. Oktober 1835 veröffentlicht ist, lautete: „Hoftheater, Sonntag, den 25. Oktober: „Hans Heiling". Ohnstreitig Marschners abgerundetstes Werk. Hat der Komponist in seinem Vampyr und Templer selbst für nötig erachtet, hie und da Auswüchse seiner überreichen Phantasie, die einer unnötigen Ausdehnung und Hemmung der Fortschreitung der Handlung entgegenstehen, abzuschneiden, so hat er in diesem Werk jede Gelegenheit dazu sich selbst vorher abgeschnitten. Dies ist das Resultat größerer szenischer Erfahrung und fortschreitender Bildung und zugleich auch ein Beweis des vollendeten Organismus des Werkes selbst. Ein so tief durchdachtes, deklamatorisches Werk (in dem sich Melodie, Harmonie und scharfe Charakteristik innig vereinen) ist selbst das geübteste Ohr außerstande, nach einmaligem Hören ganz zu verstehen und zu würdigen. Mit jeder neuen Produktion aber treten dem aufmerksamen Hörer neue Schönheiten entgegen, und darin eben liegt der Zauber solcher gediegenen Werke, daß sie immer von neuem anziehen, entzücken und das Haus füllen, was auch der Direktion sehr angenehm sein muß. Referent hat mit Vergnügen wahrgenommen, daß die Masse gestern wieder mehrere Stellen, die früher unverstanden vorübergingen, klar geworden und von ihr laut anerkannt worden sind. Das ist ein schlagender Beweis dafür, daß ein Publikum an einem Kunstwerk heraufgebildet werden kann, und daß, wenn man über Ungeschmack des Publikums zu klagen Ursache hat, nur die Künstler schuld daran sind. Aber nicht das Publikum allein, auch die produzierenden Künstler bilden sich an solchen Werken heran, was für die Kunst selbst wieder von höchstem Nutzen ist. Denn nur dadurch allein gewinnt sie die höhere Bedeutung, nach welcher sie veredeln, sittigen soll, wenn die Priester der Kunst stets diesen Standpunkt im Auge behalten. Böte man dem Publikum öfter, als es geschieht, derlei gediegene Kunst-

genüsse, so würde selbst jenen flachen Seelen eine Ahnung wahrer Kunst (in der höchsten Bedeutung) aufdämmern, die, zur wahren Erniedrigung der Kunst wie der Künstler, in der Musik nichts anderes als Ohrenkitzel, Zeitvertreib und Sinnenlust erkennen. Sind Gluck und Cherubini, jene Ewiglebenden, für uns denn schon ganz tot? Oder fürchtet man sich vor dem Gähnen und Spötteln jener Wenigen so sehr, daß selbst die Gebildeten darunter leiden und entbehren müssen? So etwas zu glauben, wäre unstatthaft. Darum hoffen und — warten wir. Das Gute, Wahre siegt immer über die Lüge.

Was die Aufführung des Heiling betrifft, so war sie im ganzen gut zu nennen. Herr Eike, welcher die Hauptrolle als Gast sang, ist von der Natur mit allen Mitteln dazu versehen. Herrliche Stimme, schöne Gestalt und Feuer. Gesellt sich zu diesen seltenen Naturgaben noch ruhige Kunst- und Selbstbeherrschung, dann hat Herr Eike keinen Rivalen zu fürchten. Im Vorspiel und im ersten Akt war in H. E. noch etwas Unstätes, was auf Rechnung einer ihn ehrenden Befangenheit zu setzen ist. Im Finale des 2. Akts und im 3. Akt jedoch war der Gast mehr Herr seiner selbst. Zu den gelungensten Momenten seiner Darstellung rechnen wir den Vortrag seiner ersten Arie „An jenem Tag“, ferner die Stelle im 2. Finale, wo er hinsinkt und ausruft „Alles dahin!“ und der tiefe Ton der Baßposaune erschütternd wirkt. Im 3. Akt war H. Eikes Leistung durchweg vortrefflich. Nie noch hat die große Rachearie mit Chor eine solche Wirkung hervorgebracht. Der Beifall war stürmisch und allgemein. Dem. Franchetti als Anna leistete alles, was sie vermochte, und das ist viel. Allein Ref. ist der Meinung, daß noch mehr geleistet werden muß, soll die Intention des Meisters verwirklicht werden und klar ans Licht treten. In dem Terzett Nr. 2, vor dem Zauberbuche malte sie in Mienenspiel wie in Gebärden weder die Beklommenheit noch die Angst, welche sowohl die wunderbaren Hieroglyphen als auch später die Drohungen Heilings erregen müssen. Dem. Franchetti nüanzierte und schattierte zu wenig, kurz, es war zu viel weiß auf weiß. Dagegen war der Vortrag des schönen Terzetts „Ach, Heiling, wie hab ich Euch so lieb“ und ihrer großen Arie im 2. Akt höchst lobenswert. Herrn Rauschers Konrad ist als vortrefflich

bekannt. Wie schön auseinandergesetzt, wie humoristisch war sein Vortrag des allerliebsten Liedes „Ein schönes, allerliebstes Kind!“ Und kann man wohl die Arie „Gönne mir ein Wort der Liebe“ schöner, gefühlvoller gesungen hören oder wünschen? Mad. Paulmann hat ihre Sache als Mutter Gertrud weit besser gemacht, als zu erwarten stand. Besonders lobend ist ihre Deutlichkeit, namentlich in dem wundersamen Melodram, das als Instrumentalstück wohl einzig dasteht, zu erwähnen. Möchte M. P. künftig nur sorgfältiger auf ihre Toilette bedacht sein. Der furchtsame Stephan war in den Händen des Herrn Kneysel, der namentlich im Gesang etwas zu stark auftrug, um den Beifall aller zu erhalten. Selbst die niedrigste Komik darf doch nicht roh oder gemein erscheinen. Die Stimme des H. K. ist nicht klanglos, muß aber von ihrem Besitzer so behandelt werden, daß sie nicht so rüde klingt. Die vis comica H. K.'s aber ist so groß, daß trotz dem Gerügten sie dennoch gute Aufnahme fand. Die beim Brautzug Stephan fortziehenden Bauern hätten nicht nötig gehabt, in des ersteren Gesang vom Fuchs mit hinein zu grölen. Dem. Bothe als Königin ist eine wahrhaft hehre Erscheinung, und ihr Gesang, soweit er im Bereich ihrer Stimme liegt, zu loben. Die Chöre gingen exakt und gut. Lob und Ehre aber unserem ausgezeichneten Orchester, das mit Enthusiasmus und Virtuosität die von seinem Meister gestellte schwierige Aufgabe musterhaft löste. Die Aufführung der Ouverture wird Ref. unvergeßlich bleiben. Am Schluß der Oper wurden H. Eicke, H. Rauscher und D. Franchetti von unten gerufen. Das Haus war sehr voll. Warum aber sind zu dieser Oper keine Textbücher an der Kasse zu haben?“

103 Marschner besprach das Werk „Geschichte der Musik aller Nationen. Nach Fetis und Staffort. Mit Benutzung der besten deutschen Hilfsmittel von mehreren Musikfreunden. Mit 12 Abbildungen und 11 Notentafeln. Weimar, Voigt 1835.“ Herr Fetis und mehrere weimarsche Musikfreunde haben laut Vorrede versucht, die „Geschichte der Musik“ von Staffort populär wiederzugeben und durch manche Hinzufügung (Auszüge aus den Werken von Hawkins, Burney, Forkel, Gerber, G. Weber, Rochlitz, Kiesewetter u. a.) genußreicher zu machen. In 23 Kapiteln

auf 448 Seiten wird von der natürlichen Entstehung der Musik überhaupt, insbesondere aber von der Musik vor der Sündflut (!), von morgenländischer, indischer, chinesischer, persischer, türkischer, arabischer, hebräischer, birmanischer, amerikanischer, alt- und neugriechischer, römischer, deutscher, französischer, italienischer und christlicher Kirchen- und Konzertmusik gehandelt. Wie? Das läßt sich leicht erraten, wenn man die ungeheuere Masse des Stoffs und den kleinen Raum betrachtet, auf welchem er verarbeitet wird. Und dennoch hätte derselbe (nämlich der Raum) noch weit besser benutzt, der Stoff klarer gesichtet und gründlicher erörtert werden können, hätte es im Plane der Bearbeiter oder in ihrer Macht gestanden, wenn kleinerer und engerer Druck gewählt worden wäre. Die Vorrede dieses Buches gibt an, daß die Bearbeiter bei ihrer Arbeit nur an die sogenannten Laien und Dilettanten gedacht haben. Ganz in der Ordnung. Kenner und Männer vom Fach haben die klassischen Originalwerke, aus denen hier geschöpft worden ist, in ihrer Bibliothek. Diese fänden also in besagtem Buch zu wenig, jene finden — zu viel. Man verstehe uns nicht falsch. Zu viel nennen wir beispielsweise den Versuch nachzuweisen, wie die Musik entstanden und — wer sie erfunden. Grübeleien und Nachforschungen dieser Art sind uns immer höchst wert- und nutzlos erschienen. Niemals haben sie zu einem bestimmten Resultat geführt, obgleich sie manchem von hohem Interesse sein mögen. Der berühmte Franziskaner P. Martin sagt in seiner Geschichte d. M.: „Adam erhielt von seinem Schöpfer in allem Unterricht, folglich muß er auch Musik gekannt und zum Lobe des Herrn angewendet haben.“ In der Schlußfolge dieser glänzenden Hypothese läßt sich mindestens Logik nicht verkennen, und demnach haben wir Adam als Erfinder oder mindestens als ersten ausübenden Tonkünstler anzusehen. Aber weiterhin lehrt derselbe: „Tubal sei als Erfinder der Vokalmusik und aller musikalischen Instrumente zu betrachten. Wo hat der gute Pater doch seine Logik gelassen? Wenn letztere Behauptung wahr ist, so möchten wir wohl wissen, auf welche Art Adam (vor der Erfindung der Vokal- und Instrumentalmusik) zum Lobe seines Herrn

musiziert haben mag! — Und derlei Faseleien werden immer und immer wiederholt. Ebenso geht es mit gelehrt scheinenden und sein sollenden Darlegungen und Abhandlungen über die Entstehung der Musik. Es kann ganz gleichgültig sein, wer den ersten Ton hervorgebracht hat, er wird deswegen noch immer nicht der Erfinder der Musik, der erste Sänger genannt werden dürfen. Soviel aber scheint uns unzweifelhaft, daß man eher gesungen als gepfiffen hat, folglich die Vokalmusik älter ist als die Instrumentalmusik, und wir schlagen hiermit nicht ohne guten Grund vor, Adam als ersten Sänger der Welt anzuerkennen. Musik ist diejenige aller Künste, für welche allen wohlkonstruierten Menschen eine gewisse Neigung und Fähigkeit angeboren ist. Man braucht deshalb keine kostspieligen und gefährlichen Reisen unter die Wilden zu unternehmen, um derlei Beobachtungen anzustellen; jedes kleine Kind, das nur noch lallt, wird uns von der Wahrheit obiger Behauptung überzeugen. Darum ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß dem guten Adam das Singen nicht ganz fremd gewesen sein mag, zumal er als ein schon völlig und wohlausgewachsener Mensch mit guten Anlagen zur Welt gekommen ist. Und nun, ihr Gelehrten und nie rastenden Forscher, nachdem ihr diesen nicht unvernünftigen Satz als Wahrheit anerkannt und als Basis eurer Forschungen aufgenommen habt, entlastet euch eures bisherigen Hypothesenwustes, entwickelt mit kritischer Schärfe und philosophischer Klarheit die Fortschritte der Musik, bis sie in ein System gebracht und zur Kunst geadelt worden ist, und seid versichert, daß euer Tun der lernbegierigen Menge ersprießlicher und förderſamer sein wird, als die Vermutung, der Kinnor sei unsere Lyra oder Harfe, oder aber der Kagub sei die alte, aus mehreren zusammengebundenen Panflöten bestehende Orgel.

Im übrigen sei noch gesagt, daß mehrere Kapitel (namentlich über indische Musik usw.) ganz vortreffliche Sätze und Bemerkungen enthalten; diejenigen aber über die neuere Musik (und da gab's doch mehr zu sagen und zu räsonnieren!) zu flüchtig, ohne kritisches Raisonnement gehalten sind. Bei Erwähnung einzelner Künstler wäre zu wünschen, man hätte lieber dargetan, wie sie geistig

auf den Gang ihrer Kunst gewirkt, als was sie geschrieben. Dies gehört mehr in ein Tonkünstlerlexikon. Uebrigens finden sich in den Eigennamen arge Druckfehler, die in den Verbesserungen nicht angegeben sind; z. B. aus Babnig ist ein Babeig, aus Stümer ein Stämer, aus Steibelt ein Schreibelt usw. geworden, was übrigens wenig zu sagen hat, da genannte Herren weniger geschichtliches Interesse erregen als z. B. Nanette Schechner-Wagen, aus der die lieben Weimaraner (die die Ihrigen wahrlich nicht vergessen haben) eine Schnechner-Wagner gemacht haben. Was sollen in einer Geschichte Namen wie Streit, Schmidt, Genast, die niemals Epoche gemacht haben und die die Welt nie gehört hat? Derlei Artikel, wodurch das Buch nur dicker und teurer geworden ist, hätten wegbleiben können. Die Abbildungen einiger seltener Instrumente und der Anhang fremder Nationalmelodien sind nur zu loben, sowie auch die Deutlichkeit des Drucks und die gute Ausstattung.

Hm. [Heinrich Marschner.]

Nachdem Marschner in der hiesigen katholischen Kirche beim Trauergottesdienst für Kaiser Franz I. das „Requiem" von Mozart mit dem Personal der Oper, Kapelle und Singakademie geleitet hatte (13. März), erhielt er die mit dem Brustbilde des verewigten Monarchen gezierte österreichische goldene Ehrenmedaille. (14. August) Er schrieb an Harrys: „Ich bin so frei, Ihnen anbei auf einige Minuten das Schreiben des K. K. Gesandten selbst zur Ansicht vorzulegen und füge nur hinzu, daß ich von Sr. Exzellenz ferner benachrichtigt bin, wie ich befugt bin, diese mir gewordene Ehrenmedaille am roten Band zu tragen. Daß ich hier im Lande die Königl. Erlaubnis bedarf, versteht sich von selbst. Habe ich das Vergnügen, Sie diesen Morgen bei mir zu sehen, so werde ich mit Vergnügen Ihnen die schöne, wahrhaft Kaiserl. Ehrenmedaille vorzeigen, welche höchst seltene Gabe (wie wenige haben sich bis daher einer solchen Auszeichnung rühmen dürfen?) dadurch noch höheren Wert erhalten hat, daß der Stellvertreter der Majestät sie mir eigenhändig in meinem Hause überreicht hat. Das Schreiben Sr. Exzellenz bitte ich sogleich 104

nach dem Gebrauch mir gütigst zurückstellen zu wollen. Ich teile Ihnen diese Spezialia mit, um eine Bekanntmachung in Ihrem Blatt nach Ihrem Ermessen zu redigiren. Im voraus für Ihre Güte dankend. . . . (15. August.)

105 Am 5. Mai 1835 [nicht im Jahre 1831, wie in der Handschrift steht] erkundigte sich Marschner beim Musikdirektor T. W. Riem in Bremen nach einem dort verpflichteten Bassisten, welcher sich in Hannover gemeldet hatte: „Diese Frage wünschte ich von Dir ernsthaft beantwortet, nämlich: ob er eine sehr gute Stimme, Methode und anständiges Spiel auf der Bühne entwickelt. Entspricht er diesen Forderungen, so kann er hier gut plaziert werden. Lobst Du ihn aber nur aus Herzensgüte, so kommt er wohl hier zu einem Versuche, ich aber zu viel Verdruß. Darum bitte ich, sei aufrichtig! — Gestern vor 4 Wochen [6. April] beschenkte meine gute Marianne mich mit dem 4. Jungen, der ebenfalls ein kleines Meisterstück genannt werden dürfte. Leider aber wurde er uns am 7. Tage schon wieder durch eine Mundklemme entrissen. An demselben Tage [in einem anderen Brief am 14.] starb meine gute, alte Mutter! Du siehst, geliebter Freund! der Himmel hat in dieser Zeit mächtig auf meine Gefühle losgestürmt!!... Mit dem diesjährigen Theaterlärm, sowie mit meiner neuen Oper („Das Schloß am Aetna") bin ich bald fertig und danke Gott. Das Neueste, was ich von Leipzig weiß, ist, daß man dem Pohlenz die Konzertdirektion genommen und sie dem Mendelssohn gegeben hat. Er soll ganz niedergebeugt sein! . . . Mir bleibe stets ein so lieber, treuer Freund, wie Dir Dein H. Marschner." — An Hofmeister hatte er geschrieben: „Die Kränkung gegen Pohlenz hat selbst mir wehe getan. Mag Felix als produktiver und aktiver Künstler bedeutender sein als P., so wird es ihm doch schwer fallen, unter gleichen Umständen mehr Eifer an den Tag zu legen und mehr zu wirken. Die Zukunft wird es lehren."

106 W. A. Wohlbrück, welcher vor drei Jahren in Breslau verpflichtet und seit einigen Wochen Regisseur war, schrieb (30. Juni): Die Direktion wünsche „Des Falkners Braut" zu haben und hoffe, den billigsten Preis dafür angesetzt zu sehen. „Wie sehr es mein Privatwunsch ist,

ein neues Werk von Dir würdig in Szene zu setzen und so dem Publico, welches schon durch Deinen „Vampyr“ Dich schätzen lernte, aufs neue den Namen Marschner ins Gedächtnis zu bringen, bedarf wohl keiner Versicherung.“

1836 kam eine Einladung nach Kopenhagen zur 107
Leitung des „Heiling.“ Marschner schrieb dem dortigen Hofschauspieler Overskou (13. März): Sie wissen, daß es schon lange mein Wunsch gewesen ist, Ihre Residenz einmal zu besuchen und kennen zu lernen. Diesen Wunsch nun will ich nächstens, und zwar in der Mitte April realisieren, 1) weil ich erfahren, daß um diese Zeit mein „Heiling“ in Szene gehen soll und 2) weil die Jahreszeit noch zu einem Konzert, das ich zu veranstalten gesonnen bin, geeignet scheint. In diesem werde ich mehrere meiner neuesten Kompositionen und meine liebe Frau als eine tüchtige Sängerin zu Gehör bringen und hoffe somit dem Konzert ein besonderes Interesse zu verleihen. Ihre brieflich gegen mich ausgesprochenen, stets freundlichen Gesinnungen sind hoffentlich noch dieselben, und deshalb glaube ich Ihnen diese Mitteilungen als Freund um so mehr schuldig zu sein, als ich wünschen muß, daß Sie sich meiner in dieser mir fremden Stadt mit Rat und Tat freundlich annehmen mögen. Am 23. April will ich in Kiel sein, um von da mit dem Dampfboot abzugehen. Länger als 14 Tage aber werde ich schwerlich bei Ihnen bleiben können, und in diesem kurzen Zeitraum muß sich alles drängen. Sie würden mich sehr verbinden, wollten Sie die Güte haben, Herrn Etatsrat Kirstein von letzterem in Kenntnis zu setzen. Beifolgendes Briefchen ersuche ich Sie ergebenst, an Herrn Musikdirektor Frölich gefälligst gelangen zu lassen; ich nehme darin seine Güte in Anspruch, mich möglichst bei meinem Konzert zu unterstützen.“

Aus Kopenhagen schrieb er an Harrys 108
(3. Mai): „Versprochenermaßen erhalten Sie hiermit einige flüchtige Notizen über mein Hiersein. Meine Landreise war sehr schlecht, denn auf der ersten Station bekam ich einen so starken Rheumatismus ins linke Bein, daß ich aus und in den Wagen gehoben werden mußte. Tüchtige Reibungen mit Flanell und Kampfer in Har-, Hamburg und Kiel befreiten mich davon, und die schönste und glücklichste Seereise lohnte mich für meine

Standhaftigkeit. Ausgeschifft, wurde ich von einer großen Zahl Künstler und Dilettanti samt Weibern und Kindern umringt und bewillkommt. Ein allerliebstes kleines Mädchen überreichte mir im Namen aller ein schönes Blumenbukett und sagte auf Dänisch: „Willkommen, Herr Marschner, in Kopenhagen.“ Dies, sowie die herzliche Liebe und Verehrung, die mir von allen Seiten entgegenkam, rührten mich tief. Mit einem ordentlichen Gefolge wurde ich in ein sehr hübsches Privatlogis, das man mir bereitet, geführt, konnte aber erst nach einigen Stunden zur Ruhe und Einsamkeit kommen. Ein Trauerfall in der Familie des Hans Heiling (Herr Kirchheimer) hinderte die Proben und die Aufführung, und, damit meine Zeit nicht verloren gehe, offerierte mir die Königl. Intendanz des Hoftheaters das Theater zu einem Konzert am Sonntag, den 1. Mai! Die Zeitungen sprachen alle Tage von mir, gaben Biographien usw., und so kam es, daß am Donnerstag schon alle Logen des 1. und 2. Ranges, alle Billetts zum 1. und 2. Parkett vergriffen waren, und das Konzert eine Einnahme von 640 Talern ergab. Die Kosten betragen freilich 200 Taler, allein ich bin mit dem Überschuß dennoch sehr zufrieden. Meine Ouverturen, sowie die Arien aus dem „Schloß am Aetna“, eine Arie von Bellini und la danza von Rossini (von meiner Frau vorgetragen) erregten einen wahrhaft fanatischen Beifall, und man sagt mir, daß seit der Catalani solcher Enthusiasmus hier nicht erlebt worden ist. Schon sind wir aufgefordert, noch ein Konzert zu geben, allein ich zweifle, daß es möglich ist. Denn übermorgen sind wir bei Sr. Majestät eingeladen, Sonnabend, am 7. bei dem Prinzen Christian, und dann sind täglich Proben vom Heiling, der am 13. oder 14. in Szene geht, und den ich selbst 2 mal dirigieren soll. Dann ist mein Urlaub um, am 16. gehe ich mit dem Dampfboot nach Lübeck und treffe am 19. oder 20. bestimmt in Hannover ein, wenn ich vorerst nicht durch das viele Essen und Trinken bei Frühstücken, Mittag- und Abendessen zu Grunde gehe. Es ist ein wüstes Leben, lieber Freund! Aber die Herzlichkeit, mit der man hier von den ersten künstlerischen Autoritäten selbst wahrhaft gehuldigt wird, tut doch herzlich wohl, und so hoffe ich, mit neuer, tüchtiger Tatkraft in mein Wirken zurückzukehren.

Ihren Wunsch nach Handschriften habe ich nicht vergessen, und heute schon will mir Oehlenschläger etwas bringen. Beweise zu obigem, d. h. Zeitungen, bringe ich auch mit, soviel ich ihrer nur habhaft werden kann. Grüßen Sie Ihre liebe Familie von uns recht herzlich, so auch Ahles, Meyers und Stetters und meiner Schwiegermère bitte ich alles mitzuteilen. Ich bin zu okkupiert, um mehr für heute zu schreiben, denn selbst jetzt sitzen mehrere Freunde um mich herum, die nur aufs Ende passen, um mich wieder ins Leben, und zwar in ein wildes, zu führen. Heute abend sind wir bei Freund Wagepetersen, der Sie bestens grüßt. So leben Sie denn wohl und verzeihen Sie das flüchtige Geschreibsel."

An demselben Tage klagte er gegenüber seinem alten 109
Freunde, dem Dr. C. Herloßsohn (Redakteur des „Komet" in Leipzig) über die kurz vorhergegangene ungenügende Uraufführung seiner Oper „Das Schloß am Aetna" in Leipzig. „Mit den Geschenken Grosser hat es immer eine eigene Bewandtnis. Die Beamten wollen auch immer etwas, und an ihren Klauen bleibt stets etwas hängen. Es ist gewiß, daß der Vizekönigin die Nadel 26 Louisd'or gekostet hat! Obgleich derlei Entdeckungen immer etwas Mißliches haben und jener Haushofmeister, der Dir die Nadel sandte, seit Neujahr nicht mehr im Dienste J. K. H. steht — so habe ich doch eine Mittelsperson gefunden, die diese Kunde gelegentlich — und ohne Gefahr — zu Allerhöchsten Ohren bringen wird! Was Du mir über meine neue Oper schreibst, kann mich wenig trösten. Du bist mit dem Direktor und seinen Leuten in ebenso freundlichen Verhältnissen als mit mir und willst ihnen nicht wehe tun; deshalb kommt alle Schuld auf Klingemann. Das Buch hat allerdings Schwächen, und die Fabel ist nicht neu. Indessen bietet sie theatralische Effekte und dem Komponisten abwechselnde Affekte für seine Töne, und das ist für unser einen schon viel. Ich habe mehr als 60 Opernbücher zugesendet bekommen; aber wenn nur eines soviel Stoff oder Interesse gewährt hätte, daß man hätte hoffen dürfen, es würde, durch erfahrene, sachgewandte Hand umgearbeitet, allenfalls etwas Erträgliches daraus werden. Nein, es war alles Schund! Deshalb nahm ich endlich doch Klingemanns Buch,

hoffend, ihm durch Musik größeres Interesse zu geben, zu welchen Gedanken ich durch die neuen italienischen Opern eines Bellini, Rossini und die eines Auber usw. veranlaßt wurde. Allein ich vergaß, daß ich ein Deutscher war, auf den schon im voraus unzählige gute, ehrliche, biedere Landsleute lauern, um ihn mit 1000 Zangen zu zerreißen. Bei Gott! Es gehört ein gigantischer Mut dazu, ein deutscher Künstler zu sein oder es zu bleiben! Ich weiß durch andere Leipziger, daß auf die Ausstattung nichts, gar nichts verwendet worden ist, und daß außer Eike und Berthold alle Partien verdorben worden sind. Wie sich an den Tempi versündigt worden sein mag, kann ich aus der eleganten Zeitung ersehen, die die Ouvertüre lau und matt nennt. Wahrhaftig, ich wünschte, ich könnte à la Strauß mit meinem Orchester nach Leipzig reisen, um Euch zu sagen, wie ich's meinte, und hätte Ringelhardt mich eingeladen, so würde in dieser Art wenigstens meine Intention klar geworden sein, und Jubel hätte mich belohnt. Doch genug, es soll mir zur Lehre dienen! In drei Wochen geht die Oper hier in Szene, und das Resultat werde ich Dir melden. — Mitte April gehe ich nach Kopenhagen, wohin ich eingeladen bin, um meinen „Heiling" in Szene zu setzen. Nach den Briefen der angesehensten Männer daselbst scheint mein Aufenthalt brillant zu werden. In Danzig hat man gestohlenerweise meinen „Templer" mit großem Erfolge gegeben. Die Lieder des Narren und des Bruders Tuck mußten immer wiederholt werden, so auch die Romanze „Wer ist der Ritter hochgeehrt". Bei der 4. Vorstellung wurde auf letztere Melodie ein patriotischer Text abgesungen und erregte einen solchen Beifallssturm, wie man ihn in Danzigs Kunsttempel noch nicht erlebt hatte, und dies Lied ist nun zum begeisterten Volkslied geworden. Meine Familie befindet sich wie ihr Haupt, d. h. wohl. Ein besonderes Dankschreiben, glaube ich, ist nicht nötig. Du bist für alle Zeiten abgefunden. Lebewohl. . . ."

110 In Kopenhagen hatte er den jungen dänischen Tonsetzer J. E. Hartmann kennen gelernt und empfahl ihn, bei Antritt einer Studienreise nach Deutschland, von Hamburg aus seinem Freunde Ed. Devrient (19. Mai):

1836.

„Soeben von einer Kunstreise nach Kopenhagen, wo ich unseren „Heiling" mit dem allergrößesten, ja enthusiastischem Beifall in Szene gesetzt und zweimal selbst dirigiert habe, zurückgekommen, erlaube ich mir, Herrn Hartmann aus Kopenhagen (einen höchst talentvollen und ausgebildeten Komponisten) Deiner Freundschaft und Vorsorge auf das dringendste zu empfehlen. Du wirst bei näherer Bekanntschaft einen trefflichen, herzensguten, für alles wahre Schöne höchst empfänglichen Mann in ihm finden, der Dir mündlich en détail alles genau erzählen wird, wozu ich augenblicklich keine Zeit habe, denn ich will nach Hause. Mache ihn mit allen musikalischen Notabilitäten Berlins bekannt und sei versichert, daß ich Deine Güte gegen ihn als mir erwiesen dankbar anerkenne und jederzeit zu erwidern bereit sein werde."

Nach einer Vorstellung des „Don Juan" schrieb 111
Marschner am folgenden Tage (16. Juni) an Harrys: „Guten Morgen, lieber Freund! Stehen Sie mir bei durch Oeffentlichkeit, die heutzutage noch allein die Macht zu besitzen scheint, Unbilden in der Kunst wie im Leben abzuhelfen. Rügen Sie das nutz- und zwecklose Dakapo rufen der Champagnerarie, die einmal gesungen, hinreicht, unseres Don Juans [Gey] Kräfte und Gedächtnis aufzureiben; rügen Sie die hier sehr unpassende Hymne auf Mozart, die so vorgetragen Mozart noch jenseits krepiren muß. Was ist das für ein Gesinge, vier Takte langsam, drei schnell, und wiederum acht Takte geschleppt, dann an zwei bis drei Stellen mehrere Takte weggelassen! Wie soll man da noch akkompagnieren? Es ist keine Möglichkeit, und ich wußte gestern in der Tat nicht, wie wir glücklich ans Ende kommen sollten. Ebenso ging's mit der Serenade, die italienisch gesungen wurde. Warum? Die Aussprache und der Text schien dem Don Juan so fremd, daß er wiederum im Takte so fehlte, daß dies schöne Musikstück zu einer ohrzerreißenden Disharmonie wurde und Nicola mit seinem Solo in die gräßlichste Verlegenheit geriet, an welchem allen das Publikum wahrlich kein Vergnügen haben konnte. Jedenfalls werden Sie dies alles selbst bemerkt haben. Zur Rettung der Ehre des tadellosen Orchesters aber will ich Sie dennoch hierauf aufmerksam

gemacht haben. Mit vielem Dank Ihnen das Buch remittierend, bitte ich wegen obigem um Diskretion.“ Harrys erfüllte den Wunsch.

Am 6. Juli war ein Musikfest in Braunschweig, wo außer der Mitwirkung von Spohr und Fr. Schneider auch Marschner mit dem hannoverschen Orchester die
112 Eroica und Mozarts G-dur Symphonie aufführte. Nach dem Schluß erließ er folgenden Tagesbefehl an seine Truppen: „Mein tapferer Fest-Kampfgenosse! Mit siegestrunkenem Blick auf die drei Schlachttage zurückschauend, habe ich mit besonderem Vergnügen die ausgezeichnete Haltung meiner Truppen auf dem Felde der Ehre wahrgenommen. Gleich tapfer im Gemetzel der Töne, wie beim Essen und Trinken oder auch bei Hunger und Durst, hat sich in Euch der wahre, alles veredelnde und erhebende Künstlergeist kundgegeben, und bei der bekannten, alles vergessenden Unachtsamkeit des Braunschweiger Kunstkomitees gegen Offiziere wie gegen Gemeine halte ich es für meine Schuldigkeit, Euch hiermit die gebührende Anerkennung zuteil werden zu lassen und somit Eurem Selbstbewußtsein und Selbstgenugsein unter die Arme zu greifen.

Hannoveraner! Ihr habt Großes getan, und ich bin mit Euch zufrieden. Ihr habt namentlich anfangs mit Seelengröße materiellen Genüssen entsagt und tierische Begierden bezwungen. Ihr habt in Feindesland fremdes Eigentum respektiert und nichts genommen, wo nichts war. Wie brav war Eure Haltung vor Fest- und anderen Tafeln, worauf nichts war und trotz Eurer Wünsche nichts kam! Selbst die Bewunderung des Feindes habt Ihr Euch erzwungen, und dies ist des Braven höchster Triumph. Schon schmückt Eure Siegesstirn die Krone der Enthaltsamkeit. Das Vaterland, das uns schon wieder freundlich winkt, wird Euch nicht unbelohnt und Eure Magen nicht ungefüllt lassen. Der Himmel selbst scheint gerührt und Freudentränen über Euch zu weinen, womit Ihr vorläufig Euren brennenden Durst löschen möget. Meine Freunde! Die Erinnerung an solch würdigen Kampf und Sieg sei Euch eine lebenslängliche Pension, von der Ihr nicht karg zu leben nötig

habt. Scheint sie Euch dennoch zu trocken, so taucht sie in meine Dankbarkeit, die nie aufhören wird, aus meinem Herzen für Euch zu fließen.

Gegeben in meinem Hauptquartier
zu Braunschweig, am 10. Juli 1836. Heinrich II.

Schneider reiste dann mit nach Hannover, wo Marschner und die Kapelle ihm am 12. Juli ein Fest gaben.

Der ungenannte Empfänger eines Briefes vom 2. Dezember muß Fr. Schneider in Dessau sein: ... „Die Eile und der Wunsch, auf dem kürzesten Wege nach Hause zu kommen, war begreiflich, wenn man die Liebenswürdigkeit Deiner Gattin und die Herzlichkeit des Familienvaters Deines Hauses kennt. Der Phantast freilich träumt sich oft neue Zustände und hofft wohl auch einmal im Alleinsein und Herumvagabundieren ein absonderliches Vergnügen zu finden. Allein, wie ich selbst erfahren, solche Träume erweisen sich stets nur als Schäume, und die neuen Zustände haben selten oder nie das Behagliche, Herzliche und Komfortable der alten, wenn sie nämlich so sind, wie die unseren. Deshalb, weil ich schon früher derlei Erfahrungen gemacht habe (der beste Freund ist noch lange keine geliebte Gattin), nehme ich die meine bei solchen Ausflügen als unentbehrliches Konservationslexikon immer mit, und wir halten es länger und besser vom Haus entfernt aus. Quod bene notandum est! Oder sehen etwa vier Augen nicht mehr, fühlen zwei Herzen und empfinden zehn Sinne nicht mehr als die Hälfte davon, und verdoppelt sich somit nicht jeglicher Genuß? Dies Exempel ist so richtig, daß selbst der alte Adam Riese nichts dagegen aufzubringen haben könnte. Doch zu wichtigeren Dingen. Am 3. November, morgens 6 Uhr, wurde meine Marianne leicht und glücklich von einem allerliebsten Knaben entbunden. ... In diesem Augenblicke macht mir der schwäbische Peter (Lindpaitner) mit seiner „Macht des Liedes“ (die auf das Orchester höchst negativ wirkt) viel zu schaffen. Nächsten Montag, den 5. Dezember, soll die Oper zum ersten Male gegeben werden. Na, Gott gebe seinen Segen dazu! Mein Schwager Wohlbrück, der Operndichter, ist seit einiger Zeit bei mir und dichtet eine neue komische Oper für mich [„Der Bäbu“], ja er ist soeben damit fertig. Das Sujet, welches

ich selbst gesucht und gefunden, spricht mich sehr an, und ich arbeite mit großer Lust daran, sechs Nummern habe ich schon fertig. Wenn nur das leidige Theater mir nicht soviel Zeit und oftmals alle Lust zum Arbeiten nähme. Weißt Du keinen regierenden Narren, der mir jährlich zirka 2000 Thr. an den Hals werfen möchte, mit der Bedingung, mich zum Teufel — oder wohin ich sonst will — zu scheren? Das ist das einzige, was ich wünsche und mir fehlt. — Deine Ankündignng Deines „Absalon" habe ich Sr. K. Hoheit überreichen lassen, sie auch in der „Posaune" vervielfältigt mit der Offerte, Bestellungen darauf anzunehmen. Weiter habe ich aber auch nichts davon erfahren, und Bestellungen sind bei mir noch nicht angelangt. Du glaubst nicht, wie sehr ich mich deshalb in den Hals dieser grobsinnigen Hannoveraner schäme. Jedenfalls bitte ich Dich inständigst, meinen Namen dem Subskriptionsverzeichnis einverleiben zu wollen. . . . Mußt Du Dich jetzt auch mit dem Theater plagen? Ich fürchte es fast und muß doch lachen, wenn ich mir den heiligen Friedrich an der Spitze so profaner Dinge denken muß. Doch Spaß bei seite. Habt Ihr jetzt eine leidliche Oper, und wollt Ihr ein Werk von mir geben, so rekommandiere ich mich mit meinem „Schloß am Aetna" zu billigen Preisen, die aber richtig bezahlt werden müssen."

114 Mit der Unterschrift „Verus" ließ Marschner folgende Anzeige drucken: „Bei Schubert und Niemeyer in Hamburg ist soeben erschienen:

Rondo scherzando p. l. Pianoforte à 4 mains par Henry Marschner. Oeuv. 81.

Diese neckische, geistvolle Kleinigkeit (einer liebenswürdigen, jungen Dame allhier, Fräulein Louise Ahles; gewidmet) ist jungen Damen und Herren nicht dringend genug zn empfehlen. Außer lieblichen und graziösen Melodien und Passagen werden sie auch Gedanken und einige Nüsse, wie sie unser Meister gern darbietet, aufzuknacken finden. Doch, meine Herren und Damen, seien Sie unverzagt! Was zwei Händen nicht gelingen sollte, wird vieren nicht mißlingen. Darum herbei, schöne Damen und Herren! Kauft, kauft, die Ware ist gut, und Herr Nagel gibt Rabatt."

1837.

Aus dem Jahr **1837** liegt zunächst ein Schreiben an 115
Herloßsohn vor (2. März): „Deinen Brief nebst Tedesco hab' ich erhalten. Ich habe es veranstaltet, daß letzterer bei Hofe gespielt hat. Das ist das einzige, was ich für ihn habe tun können. Ich habe ihn sehr freundlich aufgenommen, und er hat das noch freundlicher; denn er hat Wunderdinge erzählt, so daß ich ihn fast für einen noch größeren Dichter wie als Klavierspieler halte. Indessen hab' ich seit zwei Tagen nichts von ihm gehört. Er wird wahrscheinlich kein Konzert geben, das gewiß nur sehr schlecht ausfallen würde. Mehr Aufsehen haben die Herren Menter und Mittermayer aus München als Künstler gemacht. Des ersteren Cellospiel und des zweiten Violinspiel ist wahrhaft schön und außerordentlich. Gediegenheit, Schönheit und wunderbare Bravour sind hervorstechende Züge ihrer Künstlerschaft. Sie sind aufgefordert, im nächsten Abonnementskonzert [4. März] zu spielen und werden später noch ein eigenes geben. Drei Deiner Lieder sind fertig, und das vierte liegt mir schon in den Gliedern. Eine Bitte aber an Dich hätte ich noch. Möchtest Du sie noch einmal lesen und einige Ausdrücke darin ändern. Sei mir nicht böse deshalb. Ich bin mit Sachen, die gedruckt werden sollen, immer sehr ängstlich und habe vor den Philistern und ihren Eselsbocken höllische Furcht. Heute geht „Der Maskenball“ [von Auber] in Szene. Bis jetzt hatten wir kein Geld zur Ausstattung auftreiben können. Meine neue Oper „Der Bäbu“ von Wohlbrück schreitet rasch vorwärts, mehr als die Hälfte ist fertig. Gott sei Dank, das, was ich in meinem Konzert daraus hören ließ, fand so lebhafte Anerkennung, daß mehreres da capo verlangt wurde. Bei Hofe mußte es ebenfalls wiederholt werden. Sage mir, möchtest Du wohl eine Zergliederung der Oper „Das Schloß am Aetna“ vornehmen? Die Hundeaufführung in Leipzig hat mir viel Schaden getan. Jetzt wird die Oper in Kopenhagen gegeben. Sei so gut und gib diese Notizen in Deinem Blatt, nur ganz kurz. Uebrigens freut es mich herzlich, durch Deine Lieder wieder in nähere geistige Berührung mit Dir gekommen zu sein, und wenn die Erinnerung an Leipzig mich auch wehmütig macht — daß ich nicht mehr dort weile — so ist es doch eine angenehme Empfindung.“

1837.

116 An den Kammermusikus Heinemeyer (20. August): „Es ist ein dringender Wunsch Ihrer K. Hoheit, Sie heute Abend bei sich zu hören, aber nur am Klavier. Es würde wohl gut sein, wenn wir beide zuvor hingingen und des Klaviers Stimmung prüften und zwar mit Ihrer Flöte. Ich schlage Ihnen vor, das so gegen 3 Uhr auszuführen. Indem ich Sie ob Ihres heutigen Glückes beklage, zeichne hochachtungsvoll Ihr ebenso zu beklagender Freund Dr. H. Marschner."

117 Ein Brief vom 8. Mai muß an Fr. Schneider gerichtet sein: „Ihr Dessauer seid kuriose, langsame Leute! Wie lange wartete ich auf Lindner, der die Antwort auf Deine mit Jubel aufgenommenen Briefe mitnehmen sollte. Daß es uns allen körperlich wohl geht, kann Freund Lindner, der hier ein ganz anderer Mensch geworden ist, als Augenzeuge bestätigen, aber auch, daß wir hinsichtlich der Kunst (d. h. der Oper) ziemlich auf den Hund gekommen sind. Wie das alles gekommen, und wie betrübt und ärgerlich wir darüber sind, konfer. Lindner. Ueberhaupt, wünschest Du etwas zu wissen, frage ihn nur; er weiß alles gründlich, aber leider auch, daß ich mich seinetwegen bei einem ihm zu Ehren gegebenen Musikantenfest totaliter besoffen habe, was nicht einmal zu Deiner Ehre damals geschehen ist. Aber wie das gekommen, wer kann es sagen! Gott ist groß und Mohammed sein Prophet! So denk ich bei allen unerklärlichen Ereignissen als echter Fatalist, was Du mir eher nachsehen kannst, als wenn ich fatal wäre, und so ist's gut. Des jungen Lindner Engagement hat hier unter den jüngeren Leuten einige Jalousie erregt, da er mehr bekommt als sie. Ist das zu verwundern? Aber es bedeutet nicht viel. Einige mucksche Gesichter, das ist alles und gibt sich bald. — Was sagst Du, daß dem Spohr sein Musikfest, feierlichst ausposaunt, dennoch nicht zustande kommt? Fast könnte ich's dem Großmaul und Dicketuer gönnen. Aber nein, ich will christliches Mitleid mir erpressen und ihn bedauern." [Der 17jährige August Lindner aus Dessau, als Cellist mit 400 Tlr. hier angestellt, war ein tüchtiger Spieler, gediegener Musiker und Tonsetzer, wurde später Mitglied verschiedener Vereine für Kammermusik, auch des Joachim'schen Quartetts.]

1837. 1838.

Der Wundersche Verlag in Leipzig (Dr. Meißner und Dr. Schmidt) kaufte die Oper „Das Schloß am Aetna“ für 600 Tlr. (10. August). Im vorgelegten Kontrakt verpflichtete sich Marschner, die neue Oper „Der Bäbu“ für 1000 Tlr. zu überlassen; seine Unterschrift fehlt. 118

Nach dem Tode des Königs Wilhelm IV. von England (20. Juni) hörte die Regentschaft des Herzogs von Cambridge auf, und sein Bruder Ernst August zog als König mit Gemahlin und 18jährigem, musikliebenden Sohn Georg in Hannover ein.

Der folgende Brief muß an Fr. Schneider geschrieben sein (19. Oktober): ... „Der gute Herzog von Cambridge reiste so eilig, so Hals über Kopf von hier ab, daß er auch derlei Dinge ganz vergessen hat, wovon noch mehrere Beispiele zu erzählen wären. Er scheint jeden Einfluß auf hiesige Verhältnisse zu vermeiden. — Was unsere speziellen Hoffnungen auf Entstehung einer neuen Aera in der Musik et cetera betrifft, so ist vorläufig noch wenig zu sagen, außer daß die Umgebung des Kronprinzen aussprengt, derselbe liebe nur Bellini! Jetzt hat die Trauer um den Herzog von Mecklenburg Se. Königl. Hoheit abgehalten, sich öffentlich zu zeigen und am Theater teilzunehmen; doch müssen wir viele Bellinische Opern geben, wahrscheinlich zur Buße unserer Sünden! Ich gab beide Exemplare des „Absalon“ an den Adjutanten. — Dein Patchen [Friedrich Wilhelm Robert] ist nächsten Monat 1 Jahr, hat 8 Zähne und andere liebenswürdige Mucken. Er verspricht etwas, aber ob er's halten wird?“ 119

1838 war die Uraufführung von „Der Bäbu“ in Hannover. Marschner schrieb an Dr. Herloßsohn (22. Februar): 120

„Der Bäbu“ ist endlich am 19. glücklich vom Stapel gelaufen, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg. Es wurde alles mit Beifall, der sich bis zum Schluß steigerte, aufgenommen, und ich, Dem. Jazedé als Dilafrose und Gey als Bäbu. welche beide vortrefflich waren, herausgerufen. Ich fürchtete, die große Kälte (wir hatten 15 Grad) würde die Leute zurückhalten, sich in das gänzlich ungeheizte, ungeheuer zugige Theater zu setzen. Aber es war entsetzlich voll, und die Leute applaudierten, soviel sie konnten, trotz erstarrter Hände und Pelzhandschuhe. Heute, am 22., ist die Oper

wieder, und zwar zu meinem Benefice. Leider giebt der König den Offizieren ein Diner und Ball zu 400 Personen! Doch bin ich durch Garantie in etwas geborgen. Meine Frau hat beiliegend etwas über die erste Vorstellung phantasiert. Ich sende dies zur Benutzung, jedoch wo Du's nötig findest, auch zur Verbesserung." Die Intendanz hatte Marschner 150 Tlr. garantiert, aber die Kasse mußte 23 Tlr. beilegen.

121 Wie hoch er seine Oper schätzte, zeigt ein Brief, welcher mit Rücksicht auf den in Stuttgart verpflichteten Künstler Petzold an den dortigen Intendanten Graf von Leutrum gerichtet sein muß (17. Juni):

„Der Beifall, welchen meine Oper „Der Templer" auf Ew. Exzellenz Hoftheater gefunden und sich durch mehrere Jahre erhalten hat, ermutigt mich, Ew. Exzellenz meine neueste große Oper „Der Bäbu", welche hier mit ganz außerordentlichem Beifall aufgenommen worden ist, zur Aufführung ganz gehorsamst anzutragen. Sie ist im ganzen heiteren Charakters und gibt Gelegenheit, Ballett damit zu verbinden, sowie auch für das Auge etwas zu tun. Allein auch ohne letzteres ist die Oper sehr wirksam, wie der außerordentliche Beifall hier gelehrt hat. Für die Hauptrolle des Bäbu besitzen Sie in Herrn Petzold einen Künstler, der wie dazu geschaffen scheint. Die anderen Rollen besetzen sich leicht, und für die Dilafrose besitzt wohl jedes Theater eine anmutige Sängerin. Ich bin von dem glücklichen Erfolg der Oper so überzeugt, daß ich mich verpflichte, im Fall des Nichtgefallens das Honorar zurückzuzahlen oder darauf zu verzichten. ... Hinsichtlich des Honorars werde ich mich gänzlich Ew. Exzellenz Bestimmung fügen."

122 Von großem Interesse ist ein Bericht Marschners, welcher nach der ersten hiesigen Aufführung der „Hugenotten" am 30. November und dem am 12. Dezember begonnenen Gastspiel des Schauspielers Karl Devrient verfaßt ist:

„Unser Theater ist in letzter Zeit etwas aus seiner Lethargie erwacht und bot durch die Aufführung der „Hugenotten" und das Gastspiel des Herrn Karl Devrient wahrhaft interessante Genüsse dar. Ohne die Flut der lobenden oder tadelnden kritischen Ergüsse über Meyerbeers Opern vergrößern zu wollen, mag es doch ver-

gönnt sein, eine individuelle Ansicht über dies jedenfalls interessante Werk auszusprechen. Meyerbeer hat in der Behandlung des absurden und oft abscheulichen Textes viel Geist entwickelt, und mit großer Gewandtheit ist es ihm gelungen, die Schwächen desselben hie und da zu verdecken, ja sogar bisweilen ganz vergessen zu machen. Jedenfalls aber trifft den Komponisten ein harter Vorwurf, dieses Sujet, welches überall Schicklichkeit und Zartgefühl aufs tiefste verletzt, überhaupt gewählt zu haben. Die Frivolität und Liederlichkeit der Sitten, wie sie den Vornehmen jener Zeit eigen war, hat Meyerbeer in den Chören und Ensembles, namentlich des ersten Akts (ungefähr wie im ersten Akt des „Robert"), ganz vortrefflich wiederzugeben gewußt, wogegen die Sittlichkeit und das innige Gefühl, mit welchem er Raoul ausgestattet hat und die etwas grobe Biederkeit Marcels trefflich kontrastieren. Daß Marcel überall und immer, bei Tische und auf der Straße Luthers Lied („Ein feste Burg") anstimmt, scheint uns unpassend und die Wirkung schwächend, wie sich das im Laufe der Oper hinlänglich bewährt. Dergleichen Knalleffekte machen nur einmal die berechnete Wirkung. Die Königin Margarethe von Navarra hat so allerliebste, kokette musikalische Liederlichkeiten zu singen, daß sich uns ihr ganzer verrufener Charakter in diesen Tönen widerzuspiegeln scheint. Ganz herrlich aber ist Meyerbeer die musikalische Zeichnung der Valentine gelungen, des einzigen, wahrhaft interessierenden Charakters der ganzen Oper. Jede Note ihrer Partie scheint aus tiefinnerster Seele zu kommen und das Herz des Hörers zu treffen. Wir sagen „es scheint", denn bei Meyerbeer, dem alles und jedes Bedenkenden und Berechnenden, weiß man in Sachen des Gefühls und der Phantasie nicht immer, wie man mit ihm daran ist.

Und hier sind wir auf den Punkt gekommen, von welchem aus betrachtet Meyerbeer unter allen Komponisten einzig dasteht, aber auch angeklagt, wie noch kein anderer. Um alles zusammenzufassen, man wirft ihm vor: sein einziges Streben und Ziel in der Kunst, mit Hintenansetzung von Schönheit und Natürlichkeit, sei Effekt und nur Effekt, oder besser noch Eklat! Deshalb in seinen Werken ein unerhörter Aufwand von Instrumentalmitteln aller Art, z. B. Orgeln, Ophikleiden, Baßklarinetten,

englischer und Bassethörner, all der Trompeten, Hörner, Trommeln usw. garnicht zu gedenken. Betrachtet oder hört man die halsbrechenden Passagen und Kadenzen, welche er den Sängern zumutet, wahrlich, so bekommt man den Glauben in die Hand und findet alle jene Anklagen wohl begründet. Wohl ist die tiefe Kenntnis all jener Kunsthilfsmittel zu bewundern, sowie die Gewandtheit, sie so äußerst geschickt zu handhaben, aber man beklagt die Unfreiheit der Idee, den überall gehemmten Erguß einer feurigen, durch Schönheitssinn geregelten Phantasie, wofür keine Eleganz und übermäßige Zierbengelei der feinen Welt (die an einem gescheiten und gebildeten Mann sogar mißfällt) Entschuldigung darbietet. Wäre Meyerbeer seiner tiefinnerlichen, deutschen Eigenheit treu geblieben, hätte er der Sucht widerstehen können, auf fremdem Boden früher reifende, aber auch früher faulende Früchte zu pflücken, hätte er seine Natürlichkeit zu bewahren gesucht, so würde er Werke geschrieben haben, die ihm ewigen Ruhm und der Mit- und Nachwelt dauernden Genuß gebracht hätten. Was er aber jetzt in seinem „Robert" und den „Hugenotten" geliefert, ist eben nur eine mit deutschem Geist und Fleiß geschmackvoll arrangierte Schaustellung ausländischer Modetorheiten, welche mit der Zeit durch neue an Reiz und Wirkung verlieren. Meyerbeer geriert sich hierin sans comparaison nur als geschickter Schneider, welcher aus fremdem, unhaltbarem Gewebe elegant geformte Kleider zu verfertigen weiß. Wie oft wird man in den „Hugenotten" nicht aufs heftigste angeregt und erwärmt, stände nur nicht immer der Topf mit kaltem Wasser, d. h. Herr Meyerbeer mit schlauer Miene daneben, die uns immer zuruft: „Geben Sie acht, jetzt kommt's gleich noch viel besser, das wird Sie frappieren", wonach man regelmäßig wieder erkaltet.

Doch genug des Tadels. Erfreuen wir uns lieber an der Summe des Guten und Schönen, die immer noch groß genug ist, für manche getäuschte Erwartung schadlos zu halten. Zu den vorzüglichsten entzückendsten Musikstücken zählen wir namentlich Raouls Arie mit obligater Viola im ersten Akt, die reizende Musik zur Badeszene, welche bei der ersten Vorstellung leider durch ungeschicktes Arrangement lächerlich wurde [bei der zweiten Aufführung fortgelassen], den Spottchor und teilweise auch das Duett

zwischen Marcel und Valentine im dritten Akt, besonders aber den ganzen vierten Akt mit der imposanten Schwerterweihszene und dem unbeschreiblich schönen Duett zwischen Valentine und Raoul. Das Einsegnungs-Terzett im fünften Akt ist schön gedacht, nur zu lang für die Situation und deshalb nicht paßlich. Weit schöner ist der an dieses Terzett sich anschließende Einsatz des Chorals der in die Kirche geflüchteten Weiber. Verfehlt aber scheint uns die ganze sogenannte Vision Marcels, die sowohl viel zu lang, als auch in Erfindung der Melodie zu trivial genannt werden muß. Der kannibalische Gesang der Katholiken mit dem ewigen Refrain „Schwöret ab" und den unschönen Akkordfolgen hat jedesmal den unangenehmsten Eindruck auf uns gemacht.

Die Aufführung der Oper, welche an Schwierigkeiten aller Art alles Dagewesene übertrifft, gereicht den Ausführenden und namentlich dem Dirigenten zur größten Ehre. Bedenkt man die zu diesem Werke erforderlichen, hier teilweise nur mittelmäßigen Mittel und hört dieses vortreffliche Ensemble, wie alles ein Blitz, ein Schlag ist, Sänger und Orchester von Geist belebt nur Ein Körper zu sein scheinen, so kann man nicht umhin, Marschners Taktstöckchen für einen Zauberstab, oder vielmehr ihn für den das Ganze belebenden Geist, überhaupt aber für einen der größesten Dirigenten zu halten. Merkwürdig dabei ist die große Einfachheit und Geräuschlosigkeit seiner Direktion. Nichts von marktschreierischen, Aufmerksamkeit erregenden und störenden Bewegungen, wie man sie so häufig an verschiedenen Dirigenten bemerkt. Marschner verschmäht diese Mittel und leitet alles mit dem geistigen Feuer seines Auges. Erblicken seine Dirigierten den in seinen Mienen herrschenden Ernst und Enthusiasmus, so teilt er sich ihnen in der allgemeinen, künstlerischen Erregung mit, und dem Publikum wird ein Genuß geboten, wie ihn mancher andere durch zahlreichere und bessere Mittel, aber von unfähigen Köpfen angeführt, gar niemals kennen lernt. Apollo regiere die Herzen derer, die es vermögen, ihn für immer uns zu erhalten. Leider aber leben wir in steter Besorgnis, ihn bei der ersten Gelegenheit einmal zu verlieren!

1838.

Dem. Jazedé als Valentine und Herr Holzmiller als Raoul haben sich in der Ausführung ihrer schwierigen Partien als Künstler ersten Ranges erwiesen und, mit Freude sei es gesagt, unser sonst etwas kaltes Publikum dankte ihnen durch enthusiastische Beifallbezeugungen. Herr Steinmüller als Marcel war ebenfalls recht brav; nur wollte hie und da seine sehr schöne Baritonstimme in dieser, einen recht kernigen, tiefen Baß erfordernden Partie nicht überall genugsam durchgreifen. Dem. Franchetti, für welche die Königin etwas arg zusammengestrichen worden war, gleitete mit lieblicher Leichtigkeit über die nicht geringen Schwierigkeiten ihrer Partie zu allgemeinem Ergötzen hinweg. Unter den bedeutenderen Nebenpartien verdient noch Herr Gey als St. Bris mit Auszeichnung genannt zu werden. Kurz, die Oper wurde mit Eifer und Liebe wahrhaft ausgezeichnet dargestellt, und so konnte es nicht fehlen, daß sie von seiten des Publikums mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde.

In gleichem Grade interessiert uns jetzt Herrn Karl Devrients Gastspiel, welches er mit den Rollen des Lord Harleigh in „Sie ist wahnsinnig“ und des Baron Zinnburg in Bauernfelds trivialen „Bekenntnisse“ begann. Im ersten Stück erregte Herr D. durch die meisterhaft konsequente Ausführung des wahrhaft vortrefflich angelegten, wahnsinnigen Lords außerordentlichen Enthusiasmus. Ein höchst wohltönendes, umfangreiches Organ und eine schöne, elegante Gestalt unterstützen gewaltig seine Macht der Rede, die auf uns eine um so größere Wirkung hervorbrachte, als wir bisher mehr an Redestümper, als an Redekünstler gewöhnt waren. Welch entzückende Gewandtheit und feine Konversation entwickelte Herr D. im Lustspiel als Zinnburg. Wahrlich, hegt die Direktion die Absicht, diesen Künstler hier zu fesseln, und gelingt es ihr, so wird das Schauspiel nicht nur an Attraktionskraft und das Publikum an anziehenden Genüssen, sondern auch ein großer Teil der übrigen Schauspieler ein Muster gewinnen, dem möglichst bald ähnlich zu werden ihr eifrigstes Bestreben und des Publikums sehnlichster Wunsch sein muß. Bliebe uns bei soviel freudig anerkanntem Schönen dennoch etwas zu wünschen übrig, so bestände dies darin, daß Herr D. jene häufig wiederkehrende

unschöne Bewegung der Hände nach dem Kopfe, ein gewisses Wühlen der Finger im Haar, wenn nicht ganz und gar vermeiden, doch etwas seltener anbringen möchte. Am zweiten Abend gab unser Gast den Rubens, in welchem er seine Virtuosität namentlich in den Verkleidungsszenen dokumentiert haben soll, denn selbst anwesend waren wir nicht, weil gewisse Grundsätze uns verbieten, Birch-Pfeiffersche Stücke anzusehen. Wie wir hören, tritt Devrient noch als Hugo in der „Schuld" und „Kaiser Friederich" von Raupach auf, worüber nächstens."

Marschner war im Herbst **1839** von Hofmeister zur 123
Festvorstellung des „Vampyr" in Leipzig eingeladen, lehnte aber ab, da man ihn nicht zur Leitung der Oper aufgefordert hatte. Er schrieb ihm (16. Sept.): „Dein Entschluß, mein opus 102 [vier Lieder von Reinick] zu edieren, macht mir insofern Freude, als dadurch quasi eine neue Periode unserer Geschäftsverbindung gebildet wird, die hoffentlich für uns beide erfreulich wird. Wenn ich Dir sage, daß ich von Schlesinger, Trautwein, Nagel, Schott usw. für ein solches opus 40—50 Tlr. erhalte, so wirst Du ungläubig lächeln und mich einen Narren nennen, daß ich so unkaufmännisch freundschaftliche Rücksichten nehme. Aber ich bin nun einmal so, liebe es, alte Freundschaften zu bewahren und ihnen Opfer zu bringen; dem Pudel vergleichbar, der nach noch so viel Prügeln doch immer wieder zu seinem alten Patron zurückkehrt. . . . Detmold ist der interessanteste Mensch, den ich je gefunden habe. Mit einer äsopischen Gestalt hat er den blendendsten Witz von der Natur erhalten."

An Hermann Harrys, den Sohn und Nachfolger 124
von Georg H., als Herausgeber der „Posaune", schrieb Marschner (13. August): „Der berühmte Pianist Alexander Dreyschok wird auf meine Veranlassung nächsten Sonnabend, den 17. August im Hansteinschen Saale eine musikalische Soiree geben und darin I. Phantasie von Thalberg, II. a) Souvenir (Lied ohne Worte), b) la campanella (Das Glöckchen), c) l'amitié (Lied ohne Worte) und III. die berühmten Variationen für die linke Hand allein vortragen. Die öffentlichen kritischen Blätter weisen ihm als Virtuos seinen Rang neben Liszt und Henselt an. In Leipzig, wo er sich gleichzeitig mit Thalberg hören ließ, triumphierte er über diesen. Ebenso

in Hamburg, wo noch nie ein Pianist eine gleiche Sensation erregt hat. Indem ich Ew. Wohlgeboren ersuche, in Ihrem morgenden Blatte (womöglich) das musikalische Publikum hiervon gütigst avertieren zu wollen, erlaube ich mir noch die Bitte, in Ihrem Freitagsblatt für eine nähere Beschreibung des Konzerts noch etwas Raum gestatten zu wollen."

125 Als Marschner sein Benefizkonzert am 23. November vorbereitete, schrieb er an H. Harrys (19. Nov.): „Seit zwei Jahren habe ich das Publikum mit meinen Konzerten verschont und hoffe nun, daß es sich um so zahlreicher einfinden wird. Ich habe mir alle Mühe gegeben, das Konzert unterhaltend zu machen. Die ganze hier noch nicht gehörte klassische Musik Beethovens zu „Egmont", mit deklamatorischer Begleitung von Fr. Mosengeil (von Herrn Devrient gesprochen) wird den zweiten Teil füllen. Für den ersten Teil habe ich eine ganz neue Gattung von Konzertmusik geschaffen. Unter dem Titel „Klänge aus Osten" erhält das Publikum ein kleines musikalisches Drama, dessen Inhalt die Phantasie des Publikums aus den Angaben des Zettels erraten kann. Herr Schmidtbach wird ein sehr schönes Konzert blasen, und Mad. Gentiluomo, sowie die Herren Holzmiller, Steinmüller und der Chor werden hinreißend singen. Außer diesem allen aber ist Hoffnung da, in diesem Konzert den ganzen Hof und die fremden hohen Gäste zu sehen. Wegen letzterer ist auch befohlen, das Konzert im Theater und nicht in dem nicht eleganten Saale (mit seinem schmutzigen Eingang) zu geben, weil fremde Fürstlichkeiten unmöglich dahin geführt werden können. Dies ist natürlich sub rosa! . . ." [Ein Brief Marschners an Mendelssohn in Leipzig, welcher die „Klänge aus Osten" aufführen wollte, ist nebst einem Bericht von R. Schumann in meiner „Musik in Hannover S. 129" veröffentlicht.]

126 Marschner fragte bei H. Harrys an, ob er ihm alle Zeitschriften seines Journalzirkels ganz frisch und neu für jährlich 6 Taler zukommen lassen könnte und fügte hinzu (22. Januar **1840**): „Da ich seit Jahren keine Journale mehr gesehen, so habe ich Ihrer Posaune allein die Notiz über den günstigen Erfolg meines „Templers" in dem

„verweichlichten und versüßlichten Prag" zuerst zu danken. Angenehm wäre es mir, könnten Ew. Wohlgeboren mir Nachricht geben, ob in „Ost und West" vielleicht etwas Lesenswertes darüber gesagt worden ist; vielleicht könnte ich mir das Blatt dann verschaffen. Wie ich von Fräul. Bayer höre, studiert man jetzt eifrig in Prag am „Heiling".

Aus dieser in der Posaune abgedruckten Prager 127
Nachricht, welcher bald darauf ein Bericht über die erste Aufführung des „Vampyr" in Hamburg am 21. Januar folgte, geht zweifellos hervor, daß der folgende Brief an H. Harrys ohne Datum sich auf diese Aufführung bezieht: „Indem ich Ihnen für die Uebersendung der Thalia meinen ergebensten Dank sage, erlaube ich mir einige Bemerkungen darüber. Den Eingang der Beurteilung werden Ew. Wohlgeb., gleich mir, weder sehr geistreich noch außerordentlich witzig finden; ungerecht aber den Ausspruch über das „libretto", das nach dem Zeugnis geistreicher Männer nach dem des Don Juan als das beste deutsche Opernbuch anzusehen ist. Unparteiische kritische Analyse dieses und aller anderen vorhandenen Opernbücher wird das klar herausstellen. Das Urteil über die Musik zeigt deutlich, daß, obwohl in freundlichem Sinn, es von einem nicht großen Kenner abgefaßt worden ist, sonst würde die Introduktion des ersten Aktes, welche nur zwei Hauptmotive enthält, nicht „etwas verworren" genannt worden sein. Ein Kenner würde auch die bedeutenden Reminiszenzen aus „Faust" schwerlich bemerkt haben und noch schwerer nachweisen können, da sich im Faust nichts Aehnliches weder in Form noch in der Melodie vorfindet. Wer die Arie der Malvina von einer Groux, Walzel usw., ja selbst von einer Stetter und Jazedé gehört hat, wird sie weder schwülstig (obwohl in neuer Form geschrieben), noch besonders „undankbar" gefunden haben, denn diese Damen haben stets donnernden Applaus dafür eingeerntet. Freilich haben sie sie auch schön und korrekt gesungen, was Mad. Walker vielleicht nicht getan hat. Malvinas und Aubrys Duett „Du bist's" hat Referent ganz überhört, vielleicht weil die Sänger die Melodien, mit welchen Rauscher und die Groux hier stets entzückten, gar nicht von sich gegeben haben. [Die

Partie des Aubry lag Wurda in Hamburg zu hoch.] Womit ich dem armen Referenten wirklich zu viel zugemutet zu haben scheine, sind die Chöre, vor denen ihn immer (hinsichtlich der Ausführung) zu bangen scheint. Nun, soweit ich die Hamburger Chöre kenne, scheint er nicht Unrecht zu haben. Mit meinen Pappenheimern aber konnte ich schon den Versuch wagen, den Chor selbstständig als handelnde Person auftreten zu lassen. Was die „Erinnerung an Fidelio" des Duettes zwischen Ruthwen und Emmy betrifft, so findet der Ref. sie wahrscheinlich in den gedämpften Cello-Triolen, sonst weichen sowohl Melodie als auch Konstruktion beider Musikstücke gänzlich voneinander ab. Kurz, Referent hat nach einmaligem Hören als Laie mit wichtiger Miene, im ganzen aber doch wohlwollend geurteilt, und das ist ehrenwert und noch nicht das Schlimmste, was mir widerfahren. Wie aber stimmt dies alles, genau genommen, mit dem ersten Berichte Ihres Referenten? Hammermeister ist zweimal gerufen worden. Sind das keine Beifallsäußerungen? Den ganzen Aufsatz Ihrem Blatt einzuverleiben, kann wohl nicht Ihre Absicht sein. Finden Sie das mir bongré malgré gespendete Lob gegründet oder mich dessen wert usw. usw., und wollen Sie in Ihrem Blatt wohlwollende Notiz davon nehmen, so werde ich mich darüber herzlich freuen. Autoren können unglaublich viel Lob konsumieren!"

128 Als Frau Schröder-Devrient zu den Festopern bei der silbernen Hochzeit des Königs und dem Geburtstage des Kronprinzen eingeladen war, wandte sie sich an Marschner (4. Februar): „Mein sehr werter Freund! Schon seit einer geraumen Zeit war es meine Absicht an Sie zu schreiben, wurde aber immer wieder teils durch überhäufte Geschäfte, teils durch Kränklichkeit von meinem Vorsatz abgebracht, den ich nun aber endlich ausführen will, da mir die freudige Aussicht winkt, Sie bald persönlich begrüßen zu können. Wie Sie ohne Zweifel wissen, bin ich von Ihrem Intendanten zu einem Gastspiel eingeladen worden, dessen günstigem Abschluß hoffentlich kein störendes Hindernis entgegentreten wird; wenigstens soll von meiner Seite gewiß alles geschehen, was nur irgend möglich ist, um ein günstiges Resultat herbeizuführen.

Nun habe ich aber auch noch den lebhaften Wunsch, unter meinen Gastvorstellungen wenigstens eine Oper von Ihnen zu geben, und wie Sie wohl voraussetzen werden, ist meine Wahl auf Ihre Rebekka gefallen, eine Rolle, die mir immer sehr lieb gewesen ist, in ihrer ganzen Anlage mir sehr zusagt, aber durchweg meiner Stimmlage nicht ganz anpassend ist, da sie mir viel zu hoch liegt. Mein Wunsch und meine Bitte gehen nun dahin, bester Freund, — wenn Sie es nämlich der Mühe wert hielten, sich solcher Arbeit für mich zu unterziehen — mir die Partie umzuschreiben und sie mir bequem zu machen. Wenn ich nicht irre, war schon bei meiner letzten Anwesenheit in Hannover zwischen uns die Rede davon, und Sie versprachen damals die Arbeit zu unternehmen. Sie würden mir eine große Freude bereiten und mein Repertoir um eine schöne Rolle bereichern. Ich zweifele nicht, daß die Oper bei Ihnen in Szene ist, und so würde es mir einen doppelten Genuß gewähren, wenn ich sie unter Ihrer Leitung singen könnte. Sind Sie geneigt, meinen Wunsch zu erfüllen, so müßten Sie es bald tun, bester Freund, denn mit Ende März trete ich meine Reise an, und ich möchte mich doch gern noch vorher etwas vorbereiten, und zu dem Zwecke müßte ich darauf rechnen können, daß Sie mir die geänderte Partie sobald wie möglich einsendeten. In jedem Fall werden Sie mich mit einer Antwort erfreuen, aus welcher ich ersehen kann, was Sie beschließen. Die herzlichsten Grüße Ihrer lieben guten Frau, die ich wiederzusehen mich aufrichtig freue. Auch an Holbeins meine Grüße. Leben Sie wohl, bester Freund! Mit aufrichtiger Hochachtung Ihre Wilhelmine Schröder-Devrient." [Sie sang Norma, Fidelio und Valentine.]

Marschner an Harrys (16. Juni): „Soeben erhalte 129
ich von Herrn Schumann aus London die Nachricht, daß heute am 16. Juni der „Templer" zum ersten Mal mit folgender Besetzung gegeben wird: Rebekka: Fischer-Schwarzböck, Ivanhoe: Schmetzer, Guilbert: Eike, Tuck: Pörk, Beaumanoir: Krieg, Rowena: Seeland usw. Er versichert die Oper äußerst glänzend auszustatten, und lobt überaus die Vortrefflichkeit der Chöre, so daß er den besten Erfolg des großen Werks (wie er sagt) hofft. Nur eines bedauert er, das ist, daß die Schröder-Devrient,

die in London unvergeßliche, vergötterte Frau, die Rebekka nicht singt und seine früheren Anträge aus Furcht vor dem Gelingen des Unternehmens zurückgewiesen hat. Nun, da der Erfolg des Unternehmens gesichert sei, erneuert er seine Anträge, die ich der großen Frau heute nach Bremen nachsende, und ich hoffe, wenn es ihre Zeit erlaubt, sie noch zur Annahme derselben zu bewegen. Interessieren Ew. Wohlgeboren diese Notizen, so wird es mir angenehm sein, wenn Sie sie benutzen wollen." [Mehrere englische Berichte über den Templer in der deutschen Oper liegen vor. Die Times sagte von den Chören, daß man den stürmischen Beifall, den sie wie die Oper überhaupt erhielten, mehr der Aufführung als der Komposition zuschreiben sollte. Ebenso redete die Morning Post nur von der Aufführung und sagte am Schluß ein Wort über die mit Schwierigkeiten überladene Musik. Dagegen beschäftigte sich M. Chronicle zunächst mit der Oper selbst, an der es Frische, Originalität, Kühnheit, echt dramatischen Charakter und ganz besonders die Chöre rühmte.]

130 Ueber Hannovers Publikum, Opern und Konzerte mit ihrem Künstlerpersonal schrieb Marschner einen Aufsatz, welcher nach Juni 1840 verfaßt sein muß: „. . . Im allgemeinen besitzt der Hannoveraner viel Neigung für Musik, und diese erhält ihre Nahrung durch Theater, Konzerte, Liedertafeln und sonstige Gesangvereine, gerade so wie anderwärts. Im besonderen aber, und das ist das Erfreulichste an der Sache, neigt sich sein Geschmack mehr zu dem Guten und Klassischen in der Tonkunst, als zu dem neueren französischen und italienischen Firlefanz, dessen Pflege im allgemeinen mehr der sog. Elite der Gesellschaft überlassen bleibt. Hierin sowie in manchem anderen ähnelt der Hannoveraner dem Engländer, der in seinen Genüssen nicht gern das Solide vermißt. Händel, Mozart und Beethoven sind seine Sonnen, Weber, Marschner, Mendelssohn, Spohr, Cherubini, Meyerbeer, Boildieu, Spontini usw. seine Monde, während Auber, Bellini, Donizetti und selbst Rossini (die Götter der höheren Gesellschaft) ihm höchstens nur als Kometen erscheinen, denen er ein flüchtiges Interesse schenkt, oder in einer gar süßen Stunde nur auf Augenblicke mit ihnen liebäugelt. Die erprobte Tüchtigkeit und geniale, geist-

kräftigende Lichtausströmung seiner Sonnen und Monde spricht seinem echt deutschen, gesunden Charakter, dem trotz alles Streichens kein französischer oder welscher Fuchsschwanz einen Funken zu entlocken vermag, zumeist an. Der der Virtuosität meist ermangelnde Dilettantismus, dem es nicht an Geist gebricht, erfreut sich lieber an Werken, die den Geist beschäftigen, und zu deren Ausführung seine Mittel hinreichen, wodurch approximativ eher eine einer Kunstleistung sich annähernde Wirkung erreicht wird, als wenn Unfähigkeit eine geist- und gemütleere transmontanische Sudelei, die erst durch ausgezeichnete Virtuosität ihren Reiz erhält, in ihrer Nacktheit ans Licht treten läßt. Kurz, das hannoversche Publikum en gros, das Tugenden und Schwächen mit anderen teilt, liebt und verehrt enthusiastisch nur das ewig Gute und Schöne, das bei neuen Erscheinungen zu wittern und aufzuspüren ein tüchtiger Sinn, Bildung und ein wunderbarer geheimer Instinkt es lehrt.

Man hat unser Publikum häufig kalt und teilnahmlos gehalten, aber mit großem Unrecht. Es ist wahr, mittelmäßige Künstler und Leistungen finden hier wenig Ermunterung. Bietet man unserem Publikum aber etwas Ausgezeichnetes und Vollendetes, so kann man es ebenso in Feuer und Flammen sehen, wie irgendein südliches. Man frage nur eine Schröder-Devrient [Gastspiel 27., 29. Mai, 1. Juni], einen Ernst usw., oder beobachte es am Schluß einer vortrefflichen Aufführung, wie z. B. der Beethovenschen C moll-Symphonie im letzten Abonnementskonzert, wo der vortreffliche Dirigent Dr. Marschner hervorgerufen und fünf Minuten lang mit dem tobendsten Beifall überschüttet wurde. [M. hatte ausnahmsweise am 11. April bei Abwesenheit des Konzertmeisters Bohrer die Symphonie geleitet]. Ein solches Publikum ist ein vortrefflicher Grund und Boden für wirkliche echte Kunst und Künstler, auf dem nur gute Früchte gedeihen, und worauf kein Unkraut Nahrung findet. Wir glaubten, diese Anerkennung und Genugtuung unserem oftmals verkannten Publikum schuldig zu sein, bevor wir zur Besprechung hiesiger Kunstanstalten schreiten.

An der Spitze derselben ist die Kgl. Hofkapelle zu nennen, von welcher der Hannoveraner gewohnt ist, mit

großem Stolz zu sprechen. Damit meint er im allgemeinen das Opernorchester, ein mixtum compositum von wirklichen Kammer-, Militär- und sonstigen Musikern, das von seinem Meister Heinrich Marschner zu einem solchen vortrefflichen Ganzen gebildet worden ist, daß es an Energie, Delikatesse und Fügsamkeit in alle Launen seines Führers jetzt mit jedem anderen Orchester mindestens wetteifern kann. Die Kgl. Kapelle besteht außer dem Hofkapellmeister, Ritter Dr. Marschner und Hofkonzertmeister Anton Bohrer aus 15 Kammermusikern, worunter die Herren Heinemeyer (1. Flötist), Seemann (1. Klarinette), Schmidtbach (1. Fagott), Rose (1. Oboe), Prell (1. Cello), Bellmann (1. Kontrabaß), Nicola (Vorspieler in der Oper) und Stowiczek (1. Viola) als ausgezeichnete Künstler anerkannt sind. Auch die übrigen Herren Hofmusiker Matys, Ganßert, Stumpf, Kolbe, Klingebiel, Osten und Lorenz sind treffliche Musiker und unter den Extramitgliedern des Opernorchesters sind die Herren Lindner (Cello), Wallerstein (Violine), Ryber, Kirchner (Kontrabaß), Sachse (Trompete) und Haake (Altposaune) mit Anerkennung zu nennen.

Das nämliche Orchester, nur bei den Geigen etwas verstärkt, gibt zum Vorteile der Hoftheater-Intendanz im Winter acht Abonnementskonzerte, in welchen die Beethovenschen Symphonien die Hauptzierden sind. Das stereotyp gewordene Repertoir dieser Konzerte besteht jedesmal aus einer Symphonie, einer Ouvertüre, zwei Instrumental-Soli und zwei Gesangvorträgen. Die geringe Anzahl von acht Konzerten gestattet, weil man mit großem Recht andere Symphoniekomponisten nicht unbeachtet lassen will, leider nicht, daß in jedem Zyklus alle Beethovenschen oder Mozartschen Meistersymphonien zu Gehör gebracht werden können, obwohl sie allein nur imstande sind, unser Konzertpublikum zu enthusiasmieren.

Die Leitung dieser Orchesterensembles ist dem Kgl. Konzertmeister Anton Bohrer übertragen, welcher auch verbunden ist, in jedem Konzert ein Violinsolo vorzutragen. Wenn Herr Bohrer damit hier nicht so wie anderwärts reüssiert, so liegt das in der ungeschwächten, dankbaren Rückerinnerung an den großen Geigenfürsten Kiesewetter, den hier weder Paganini oder Spohr, noch Mo-



Heinrich Marschner. 1840.
Lithographie von Julius Giere in Hannover.

lique oder Ernst vergessen machen konnte, was freilich auf Herrn Bohrer ebenso enttäuschend, wie früher auf den trefflichen Maurer, der sich als Mensch und Komponist hier ebenfalls unvergeßlich gemacht hat, wirken muß. Kiesewetter, selbst nicht komponierend, war deshalb auf die Kompositionen anderer angewiesen, die er denn auch in seiner edlen, großartigen und doch eleganten Spielart auf so originelle Art in sich aufzunehmen und wiederzugeben wußte, daß der Widerhall seines Zauberspiels in der Erinnerung des Publikums noch jetzt so laut nachtönt. Seine Nachfolger, weniger groß als Virtuosen, suchten auf andere Art, durch eigene Kompositionen zu interessieren, jedoch ohne ihr Ziel zu erreichen. Das Publikum fand für die geringere Virtuosität in den neuen Kompositionen keinen Ersatz, selbst für die älteren von Kiesewetter vorgetragenen. Was man in der Maurerschen Komposion vermißte, eine gewisse elegante Koketterie, findet man in den Bohrerschen zu viel und wiederum in diesen nicht jene Maurersche Korrektheit und Gediegenheit, die für sich allein doch auch nicht genügte. Hat sich ein solches Idol, wie Kiesewetter, einmal in das große Herz des Publikums festgesetzt, so kann selbst der Tod einer ganzen Generation es kaum schwächen, und so muß sich denn jeder hiesige Violinspieler mit den etwa auswärts errungenen oder noch zu erringenden Lorbeeren trösten und begnügen.

Die ausgezeichneteren Konzertisten sind die Herren Heinemeyer, Seemann, Schmidtbach und Prell. Vor allen anderen aber ist Heinemeyer der Liebling des hiesigen Publikums. Schlicht und bescheiden als Mensch, nimmt er als Flötist unter seinen Kollegen einen der ersten Plätze ein. Seine Bravour wird von keiner anderen übertroffen, sein Vortrag ist edel, großartig und elegant, und sein Ton, so voll und süß, ist der schönste, den wir jemals gehört. London, Kopenhagen, Prag und andere Städte, wo er sich hören ließ, bestätigen vollkommen unsern Ausspruch. Eines nur fehlt ihm, das ihn bisher verhinderte, die verdiente allgemeine Berühmtheit und das Glück zu erringen, dessen sich mancher, weniger verdiente Künstler erfreut. Und das ist nichts anderes als eine gewisse elegante Charlatanerie, die genial-keck sich selbst geltend und von sich

reden und schreiben zu machen weiß. Das große Lesepublikum muß in jetziger Zeit, wo die großen Künstler und Wunderkinder über Nacht wie Pilze emporschießen, einen Namen oft und immer wieder lesen, wenn es ihn sich merken soll. Und verdient es ein Mann, dem Gedächtnis des Publikums eingeprägt zu werden, so ist es der unseres vortrefflichen Heinemeyer.

Was den Gesang in unseren Konzerten betrifft, so scheint er nur als Nebensache betrachtet zu werden. Selten hören wir ein Ensemble, und gewöhnlich werden wir mit ein paar Arien oder Duetten von Donizetti oder einem anderen —i abgespeist. Das kommt aber daher, daß für die Konzerte keine besonderen Sänger engagiert werden, sondern die hiesigen Operisten, die selten Zeit oder Lust zur Einübung größerer oder interessanterer Gesangstücke haben, auch züm Konzertgesang verpflichtet sind. Freilich beklagen dies nur die Freunde des Besseren. Der einflußreichere, aber kleinere Teil der Gesellschaft ist damit sehr zufrieden, und so wird es wohl auch zukünftig hübsch beim alten bleiben.

Die früher etwas geringen Geldmittel der Opern-, sowie überhaupt der ganzen Theaterverwaltung sind durch die Munifizenz Sr. Majestät bedeutend vermehrt worden. Wir haben dafür zwei italienische Sängerinnen, einen Chordirektor, der viermal soviel erhält als der frühere, einen etwas stärkeren Chor, der weniger gut intoniert und taktfest ist als der vorige, und schließlich ein bedeutend kleineres Repertoir erhalten, als wir früher hatten. Die Damen Gentiluomo und Spatzer (Schwestern) sind im Besitz ausgezeichnet schöner Stimmen und moderner Schule. Ihr Zusammensang, namentlich in geschmackvollen Kadenzen, die nur zu oft wiederkehren, ist trefflich. Verbinden sie mit hinlänglicher Volubilität der Stimme und Auffassungskraft Bellinischer, Rossinischer, Donizettischer Geistesprodukte auch eine durch glänzende Toilette noch gehobene, das Auge erfreuende Persönlichkeit, so kann es nicht wundernehmen, daß die Alten, sowie vorzüglich die Jungen den Damen enthusiastisch huldigen. Erstreckt sich nun die besondere Vorliebe und Wirksamkeit dieser Damen vorzugsweise auf die Werke obengenannter Komponisten, so erklärt sich freilich wohl auch die Armut unseres Repertoirs,

das niemals mehr den Namen eines Mozart, Beethoven, Cherubini oder gar Gluck und nur höchst selten ein Werk von Weber, Spohr oder Marschner enthält. In den französischen Opern wird meist Dem. Franchetti, eine allerliebste und gewandte Soubrette, zur Freude des Publikums beschäftigt, und eine Dem. Penz mit einer sehr schönen Altstimme zu den ihr analogen Partien verwendet. In Herrn Holzmiller besitzen wir einen zwar nicht hohen, aber dennoch vortrefflichen Tenor, dessen Romanzen- und Liedervortrag wohl selten übertroffen werden mag. Rollen wie Joseph in Egypten, Georg Brown, Konrad (im Heiling), Postillon usw. sagen ihm besonders zu, und er singt in ihnen oft unübertrefflich schön. Helden gelingen ihm weniger oder seltener, wie z. B. Masaniello nur in den sanfteren Kantilenen gelungen genannt werden kann. Der Baritonist Steinmüller hat sich mit seiner schönen Stimme und seinem geschmackvollen und musikalisch festen Vortrag in letzter Zeit in bedeutendem Grade die Gunst des Publikums zu erringen gewußt. Vermöchte es dieser talentvolle junge Mann über sich, namentlich in der Höhe den Ton weniger zu drücken, die Zähne beim Gesang mehr zu öffnen und auf seine Körperbewegungen, die manchmal etwas telegraphenartiges an sich haben, mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, so würde er der Kritik bald nur noch wenig Stoff zu mäkeln übrig lassen; denn Herr Steinmüller singt stets mit Herz und Verstand, und seine Leistungen als Tell, Jäger, Bois Guilbert usw. haben uns schon oft hocherfreut. Rollen aber wie Marcel in den Hugenotten singt er weder zu seinem, noch zum Frommen des Werks. Zu solchen Partien aber gehört ein wirklicher, tiefer Baß, an dem es uns mangelt. Denn Herr Köllner, der Baßbuffo, dem das Publikum schon bei seinem Erscheinen fröhlich entgegen zu lachen gewohnt ist, paßt nicht dazu und würde durch das Publikum selbst gezwungen werden, die Rolle zu parodieren. Hieraus ergibt sich, daß Köllner ein guter Komiker sein muß, was er denn auch ist. Seine Komik ist ungezwungen, natürlich und selten übertreibend, darum auch wirksam. Auch sein Baß erklingt recht weich, voll und stark. Nur mit der Intonation haperts zuweilen, und seine musikalischen Kenntnisse scheinen nicht tief zu sein.

Deshalb aber scheint er sich nicht viel zu grämen, denn sein junges, blutrotes Gesicht ist immer fröhlich überall zu sehen und zwar gern gesehen. Die Herren Gey und Pfeiffer (Bariton und hoher Tenor) bekleiden zweite Fächer auf ausgezeichnete Art. Zu kleineren und kleinsten Rollen finden sich im Chor mehr oder minder genügende Mittel."

131 Folgendes teilte Marschner an Harrys zur Veröffentlichung mit (19. Januar **1841**): . . . „So melde ich Ihnen denn, daß der „Hans Heiling" in Prag mit dem lebhaftesten Beifall gegeben und schon sechsmal bei ganz besetztem Haus wiederholt worden ist. Der „Templer" ist daselbst schon seit drei Jahren eine Zugoper. Ferner: In Dresden ist der „Templer" wiederum neu studiert worden und hat, sowie die große Schröder-Devrient als Rebekka, großes Glück gemacht. Die Ausstattung dieser Oper soll ganz pompös sein. Die Doppelchöre werden daselbst durch die vortrefflich studierten Militärchöre verstärkt und bringen außerordentliche Wirkung hervor.

In Osnabrück wurde diese Oper verflossenen Herbst von der Pichlerschen Gesellschaft zum ersten Male, und zwar nach dem Zeugnis glaubhafter Ohrenzeugen (Herr Reichmann erzählt diese Geschichte) über alle Erwartung gut gegeben. Herr Anschütz, als Templer, soll wirklich ausgezeichnet gewesen sein. Allein die Erlaubnis zur Aufführung dieser Oper wurde nur unter der Bedingung der katholischen Zensur gegeben, daß man statt „Ora pro nobis" in dem bekannten Lied des Bruder Tuck „Im grünen Kleide" singe. Zwei Verse lang quälte sich der Sänger des Tuck mit dieser sinnlosen Wortverdrehung. Als aber der Chor hinzutrat, konnten sich die guten Nichtkatholiken nicht länger halten und sangen fortissime das ursprüngliche „Ora pro nobis", was eine wahrhaft elektrische Wirkung auf das Publikum hervorbrachte. Der Beifall und das Dacaporufen wollte nimmer enden. Kurz, die Oper gefiel so sehr, wie früher noch keine. Der Ruf von diesem Eklat verbreitete sich rasch in der Umgegend, und als am nächsten Sonntag die Oper wiederholt werden sollte, wimmelte es in der Stadt und in den Gasthöfen von herbeigeströmten Fremden. Allein die Vermessenheit der Pichlerschen Choristen, denen das „Im grünen Kleide" nicht

aus der Kehle wollte und die gegen das Verbot das „Ora pro nobis“ erschallen ließen, hatte das gänzliche Verbot der Oper, sowie auch einen bedeutenden Federkrieg in den Osnabrücker Blättern zur Folge.

In Norwegen sind meine Opern, die aus Kopenhagen bezogen werden, jetzt allgemein an der Tagesordnung. Leider habe ich als Komponist weiter nichts davon, als den Ruhm, daselbst jetzt der populärste Komponist zu sein. Die gemeinen Vorteile hiervon, die meiner nicht würdig erachtet werden, genießen mit großer Seelenruhe einige Kopenhagener — Kopisten. Wie traurig es mit dem Gewinn eines Komponisten aussieht, mögen Sie daraus ersehen, daß ich aus Städten wie Königsberg, Danzig, Dessau, Zürich, Basel (daselbst wird, wie ich im Rheinland las, jetzt der „Templer“ studiert), Regensburg, Straßburg, Riga, Petersburg, Moskau usw. noch niemals ein Honorar für meine dort gegebenen Werke erhalten konnte. Deshalb ist einem solchen wohl mindestens die Freude zu gönnen, daß wenigstens von seinen Erfolgen hie und da einmal gesprochen wird. Ich habe nur noch die Bitte hinzuzufügen, daß diese Notizen, insofern Sie sie wert halten, in Ihr Blatt aufzunehmen, nicht in Reih und Glied in einem Blatt publiziert werden.“

Einige Tage später schrieb er an Harrys (23. Januar): 132
. . . „Durch Ihr gestriges Blatt aufmerksam gemacht, habe ich die Kölnische Zeitung gesucht und gefunden [Bericht über eine Aufführung des „Templer“ in Köln]. Wahrlich, man braucht von Musik gar nichts zu verstehen und sich für die meine gar nicht zu interessieren, um aus diesem plumpen Angriff boshafte Absicht herauszufinden. Allein, was tut das? Seit zwölf Jahren auf dem Repertoir, besprochen von allen in- und ausländischen kritischen Blättern, in mehrere Sprachen übersetzt und überall mehr oder weniger mit Beifall aufgenommen, hat sich längst ein allgemeines und, wie ich ohne Arroganz glauben darf, günstiges Urteil über dies Werk festgestellt, das nach so langer Zeit sich wohl zu dem Bleibenden deutscher Kunst gesellen kann. Es ist wohl gar nicht der Mühe wert, jenes Kölner Geschreibsel überhaupt zu beachten, das in jeder Zeile eine Lüge enthält, und dessen ganzer Ton die

gemeine Absicht verrät. Das bißchen Lob, das darin meinen Liedern gezollt wird, soll nur den Schein geben, als ob der Verf. unparteiisch zu Werke gehe. Ueber die Entstehung dieses Artikels an einem Ort, wo diese Oper immer Enthusiasmus erregt hat, habe ich so meine, wie ich glaube, nicht unbegründeten Vermutungen, die ich aber aus Delikatesse für den Ruf eines nicht unbekannten Mannes für mich behalten will. Satis. — Gestern erhielt ich eine Einladung von Schumann, in London meine Opern zu dirigiren. Es ist aber immer gut, in solchen Dingen sicher zu gehen, und ohne Garantie und Urlaub werde ich mich wohl in acht nehmen. Auch Herr Steinmüller ist für 20 Rollen engagiert, wenn er hier loskommen kann.“ [Es kam nicht dazu.]

Ueber sein am 3. April stattfindendes Konzert im Theater machte Marschner eine Mitteilung an Harrys (30. März): . . . „Unter den von mir zur Aufführung zu bringenden Kompositionen zeichnen sich besonders aus: 1. eine von dem genialen Liederkomponisten Franz Schubert hinterlassene große Symphonie, welche erst vor kurzem von R. Schumann in Wien unter der Verlassenschaft Schuberts entdeckt und in Leipzig mit dem allergrößten Beifall aufgeführt worden ist, 2. eine melodramatische Komposition „Der Bergmannsgruß“ von Anacker, welche in Dresden und Leipzig sich des lebhaften Beifalls und öfterer Wiederholungen zu erfreuen hatte. Herr Devrient hat die Deklamation und all unsere Sänger (nebst Chor) die Ausführung der Gesänge übernommen. Außerdem werden die Damen Gentiluomo und Weixelbaum Sologesänge [aus „Schloß am Aetna“] vortragen, und der junge Herr Volange sich auf dem Piano zum erstenmal hier öffentlich hören lassen. Er ist bereits in München mehrmals mit großem Beifall aufgetreten . . .“

133 Zwei Auszeichnungen wurden Marschner in diesem Jahre zuteil. „Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien“ ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Der Präses-Stellvertreter R. G. Kiesewetter schrieb ihm (18. Mai): „Die Gesellschaft schmeichelt sich, dieselben werden dieses Zeichen besonderer Hochachtung von einer Gesellschaft, die durch ihren Zweck — die echte Tonkunst in allen ihren

Zweigen nach Kräften zu fördern — auch im Auslande einige Achtung zu verdienen glaubt, wohlwollend aufnehmen. Beauftragt von dem leitenden Ausschusse, Ihnen das darüber ausgefertigte Diplom zukommen zu machen, ergreife ich mit Vergnügen die Gelegenheit, selbst die Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung auszusprechen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein Ew. Wohlg. gehorsamster Diener R. G. Kiesewetter."

Als Spontini am 2. April vom Dirigentenpulte in Berlin weggepfiffen war, und das Gerücht in Hannover sich verbreitet hatte, Marschner stehe als Nachfolger auf der engen Wahl, ließ der König der Intendanz eröffnen (14. Juni): „Er 134
habe mit besonderem Vergnügen wahrgenommen, daß die hiesige Oper auf den hohen Grad von Vollkommenheit vorzüglich auch durch die Tätigkeit und den Eifer des Kapellmeisters Marschner gekommen, und wie es Sr. Majestät angenehm sei, demselben durch die Verleihung der Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft einen äußeren Beweis der Allerhöchsten Zufriedenheit zu geben."

Am 24. September schrieb Marschner an Harrys:
„Ihr sehr geehrtes Schreiben erwidernd, bedaure ich un- 135
unendlich, nur äußerst wenig Hoffnung zu hegen, etwas für Ihren Schützling tun zu können. Mad. Schodel ist verpflichtet, acht- oder zehnmal jeden Monat zu singen. Erwartet wird bis zum 1. Oktober Dem. Osten, die viermal auf Engagement gastieren soll, und endlich liegt uns noch Dem. Kökert auf dem Halse, die noch dreimal zu spielen hat. Wo soll die Zeit herkommen, in welcher Dem. Kunth auftreten könnte? In solchen Fällen hilft Zureden nichts, wenn man nicht auch die Mittel zur Ausführung anzugeben weiß. Der einzige günstige Fall, der eintreten könnte (den man aber auch fürchtet) wäre, daß Dem. Osten mißfiele. Um dieses Resultat abzuwarten, muß man Zeit haben. Ob diese nun Dem. Kunth hat, weiß ich nicht. Ich will aber Ihnen zulieb noch einmal auf den Oberherrn einreden, und zwar so nachdrücklich als ich vermag. Allein ich gestehe es Ihnen offen, daß ich wenig davon hoffe. Ist dort oben erst einmal eine Sache verneint, dann ist gewöhnlich alles vergebens."

Am 10. Oktober forderte Marschner seine Nichte, Frau Brüning-Wohlbrück in Hamburg, [geschiedene Frau

des dortigen Komikers Brüning und spätere Ida Schuselka-Brüning), zum sofortigen Eintritt als erste Soubrette auf. Sie begann ein Gastspiel zuerst am 17. Okt. als Zerline (Fra Diavolo) und trat am 3. November ein.]

136 Aus dem Jahre **1842** liegt ein Brief vor, welcher sehr wahrscheinlich an den Tenoristen Anton Haizinger aus Karlsruhe nach seinem hiesigen Gastspiel (Oktober) als Florestan, Robert u. a. gerichtet ist (17. November):

„Indem ich mich beehre, Ihnen ein zweites Exemplar des Ihnen gewidmeten Gesanges (in B transponiert) zu übersenden, autorisiere ich Sie hiermit, nach Ihrem Wunsche dasselbe Herrn Creutzbauer in Karlsruhe zum Verlag zu übergeben und mir dafür ein Honorar von 3 Friedrichsd'or zu senden. Auch würde ich mir 6 Freiexemplare erbitten. Im Momente Ihrer Abreise wurde Ihnen von der lustig gewordenen Gevatterschaft noch ein volles Glas gebracht und dann geschieden. Wäre es Ihnen doch vergönnt gewesen, noch länger unter uns zu verweilen, um uns mit Ihrem zum Herzen sprechenden Gesange zu erquicken. Doch, da unsere Majestät selbst Sie so freundlich zum Wiederkommen und zwar mit Ihren liebenswürdigen Damen eingeladen hat, so dürfen wir wohl mit Gewißheit der Erfüllung unserer eigenen Wünsche froh entgegensehen. Ihr ergebenster Mitgevatter und Freund Dr. H. Marschner."

Als 1842 das vierte Norddeutsche Musikfest in Rostock, für welches C. Böcler [Syndikus] die Verhandlungen eingeleitet hatte, wegen Todes des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin bis zum nächsten Jahr verschoben werden mußte, fragte jener bei Marschner an
137 (10. März), ob er auch dann an die Spitze treten wolle; eine Ablehnung würde dem Musikfeste den Stab brechen. Marschner nahm an. Hocherfreut über seine Uneigennützigkeit und daß die Gattin bereit sei, Solopartien zu übernehmen, sicherte ihm Kierulff [Prof. der Rechte] freie Reise und Aufenthalt zu (28. April 1843). Wenn er nicht alles leiten wolle, könne Pott aus Oldenburg eintreten; in Aussicht genommen seien „Judas Makkabäus" und eine Beethovensche Symphonie, und als Solisten u. a. eingeladen die Bassisten Zschiesche aus Berlin und Dettmer

aus Dresden, ferner Pott und David als Geiger, der Cellist Kummer; im ganzen 300 Sänger und 150 Instrumentalisten. Marschner schrieb darüber an seine Nichte Frau Schuselka-Brüning (10. Sept.): „Vom 12. bis 19. Juli großes Musikfest in Rostock, welches ich en général dirigierte. Tante sang noch einmal in einem Händelschen Oratorium mit großem Beifall. Sehr gefeiert mit Serenaden usw. Das tolle Leben dauerte zirka 14 Tage."

Georg Ott, Kapellmeister des ständ. Theaters in Grätz 138
[Graz] hatte sich gemeldet (4. August): „Den lebhaftesten Wunsch, der mich schon so lange beseelte, Ihre Meisterwerke dem österreichischen Publikum bekannter zu machen, die demselben leider teils durch egoistische Kabale, teils durch kleinliche Zensurverhältnisse größtenteils fremd geblieben, könnte ich nun hier in Grätz realisieren, da ich in dem von Ostern 1844 neu ernannten Theaterdirektor Herrn Remack den rechten Mann dazu finde. Er bat mich, voll des lebhaftesten Eifers, mich mit Ew. Wohlgeboren ins Einverständnis zu setzen, wie und auf welche Art die allenfallsigen Zensurverstöße der Librettos „Vampyr" und „Hans Heiling" zu beseitigen wären. Ich wählte diese Opern zuerst, weil ich das hiesige Publikum vor Augen habe und wie sie, obwohl mir leider nur durch Klavierauszüge bekannt, durch das Hochromantische ihrer Sujets und den herrlichen Melodien am schnellsten bei den durch fortwährendes italienisches Gedudel verwöhnten Ohren Eingang finden werden. Sinn für die Romantik der Oper ist da, nur wird zu selten etwas oder zu schlecht aufgetischt. Ich hoffe durch obige Opern den glänzendsten Erfolg für Sie und die deutsche Musik. — Nachdem ich mich früher durch Uebersetzungen von zirka 40 teils italienischen, teils französischen Opern (darunter die Hugenotten (Ghibellinen) und der schwarze Domino) mit der österreichischen Zensur herumbalgte und mich mit allen Skrupeln derselben bekannt machte, sollte es mir nicht schwer werden, genannte Librettos ohne wesentliche Veränderungen auf die Bühne zu bringen. . . . Das Honorar dürfte bei der bekannten Geldnot des hiesigen Publikums nicht jene Höhe erreichen, als es der anerkannte Wert der Sache verdient. Ich glaube im voraus versichern zu dürfen, daß von seiten der Direktion alles

aufgeboten werden wird, neue Lorbeeren in den Kranz Ihres Ruhmes zu flechten und die übrigen österreichischen Theater zur Aufführung so herrlicher Werke anzueifern." Marschner teilte Hofmeister am 21. Januar 1845 mit, daß „Heiling" in Graz Furore gemacht habe.

139 Am 29. März **1844** schrieb Marschner an einen Redakteur [der „Signale"?] „In einer der letzten Nummern Ihres munteren, auch hier sehr gern gelesenen Blattes wird aus Hannover über das Unterbleiben einer Aufführung meiner Oper „Der Templer u. d. J." sehr irrtümlich signalisiert. Weder die Anwesenheit des Grafen Westmorland noch ein Befehl von Oben oder Unten hinderte die angesetzte Vorstellung dieser Oper, sondern einzig und allein die plötzliche Erkrankung des Bruders Tuck, ohne welchen die Aufführung nicht stattfinden konnte und sollte. Drei Tage darauf fand die vollständige Aufführung dieser Oper statt und wurde nicht nur von seiner Lordschaft besucht, sondern auch durch die Anwesenheit des gesamten Allerhöchsten Hofes geehrt. Die an jenes falsche Signal geknüpften Bemerkungen sind derart, daß ich lebhaft wünschen muß, es möge Ew. Wohlgeboren gefallen, dieser Berichtigung mit einigen Worten in Ihrem geschätzten Blatte zu gedenken. Indem ich mich freue, durch diese Zeilen Gelegenheit zu erhalten, Ihnen persönlich für so manchen heiteren Genuß, den mir Ihre geistreichen Einfälle gewährt haben, zu danken, zeichne ich mit der Versicherung größester Hochachtung."

140 Unsicher ist auch die Adresse des folgenden, vermutlich an Herloßsohn gerichteten Briefes vom 28. September: . . . „Gottlob, meine Oper [Adolf von Nassau] ist seit gestern fertig — und ich atme wieder auf. Ich würde sie sogleich hier zur Aufführung bringen, denn ich habe die schönsten Mittel dazu. Aber meine erste Sängerin (Mad. Steinmüller) ist schon so hoch schwanger, daß es das Studieren vor ihrer Entbindung nicht mehr lohnt, und deshalb muß ich die Aufführung dieser Oper bis nach der Entbindung verschieben. . . . Daß die Lutzer unter die Hofrätinnen gegangen [als Gattin von Fr. Dingelstedt] und jetzt ebenfalls hochschwanger ist und nicht mehr singen kann, dafür kann weder ich noch die Verwaltung des Kärnthnertor-Theaters. Daß „Heiling"

aber dennoch, wenn erst ein Ersatz für die Lutzer gefunden ist, gegeben werden wird, steht fest. [Die Erstaufführung in Wien war am 24. Februar 1846.] — Hinsichtlich des „Vampyr“ und des „Templer“ nämlich, daß beide Opern in Paris erschienen wären oder erscheinen würden — hatte ich im vorigen Winter doch nicht Unrecht. Ich schrieb Dir's damals und Du strittest mir's ab. Wahrscheinlich stammt die Uebersetzung aus Brüssel, wo man den „Vampyr“ schon längst geben wollte. [S. Brief vom 2. März 1845.] — Meine liebe Frau wird mich noch einmal mit einem Kindlein bescheren, was aber gewiß das letzte sein soll. . . . Bohrer [Konzertmeister] verläßt uns in diesen Tagen für immer. Schon zu Weihnachten ließ der König ihm die Pension in seinem Aerger über seine Faulheit usw. antragen, die er aber nicht annehmen wollte. Plötzlich im Mai kam er selbst darum ein, und er erhielt mit Vergnügen sogleich den gewünschten Abschied. Er will nun nach Paris und dann mit seiner Tochter reisen. Wer seine Stelle (die an der Einnahme durch Bohrers Pension verliert) erhalten wird, weiß ich noch nicht. Riefstahl hat sich gemeldet. Als Mensch und als Künstler wäre es mir sehr angenehm! Er soll aber auch dirigieren können, und das steht noch in Frage. Was Du von Ernst [Geiger] liest, ist gewöhnlich ohne allen Grund. Der läßt sehr viel von sich schreiben, was er wünscht. Weißt Du keine Stelle für Koßmaly? Jetzt bin ich mit meinem Latein zu Ende.“

Für die Uraufführung von „Adolf von Nassau“ in Dresden am 5. Januar 1845, welche Richard Wagner veranlaßt hatte und leitete, sowie für die Aufführung in Hamburg unter eigener Leitung am 15. Februar hatte er vom Intendanten v. d. Busche auf 6 Tage Urlaub erhalten: „Eilen Sie bald neuen Triumphen entgegen, und kehren Sie stets gern zu uns zurück; im Schatten des Lorbeers zu ruhen, ist auch angenehm. Vergessen Sie unsere Adele nicht.“ [Oper „Adele de Foix“ von Reissiger in Dresden.] Da der Urlaub am 12. Dezember erteilt ist, kann er den am 14. und 15. stattfindenden Trauerfeierlichkeiten bei Ankunft und Beisetzung der Leiche von C. M. von Weber nicht beigewohnt haben. Nach der Aufführung von „Adolf von 141

Nassau“ kaufte Bachmann in Hannover das Werk für 1050 Taler.

142 Marschner hatte damals ein Gehalt von 1600 Tlrn. und vierzehn Menschen zu ernähren! Grund genug, daß er seine Finanzen in guter Ordnung halten mußte; alle Achtung vor seiner großen Gewissenhaftigkeit. Aber die Art seiner Berechnungen und Selbstbekenntnisse erscheinen doch etwas philisterhaft.

„Es ist jederzeit gut, wenn man — seine Verhältnisse überschauend und nach Ordnung trachtend — einen übersichtlichen, klaren Blick zu gewinnen strebt und eisernen Willens seine Ausgaben streng nach der Einnahme berechnet und einrichtet. Um das in meiner Lage recht klar vors Auge zu führen, will ich so genau als möglich meine Einnahme wie alle stehenden Ausgaben hier spezifizieren.

A. Einnahme. Jährlich 1600 Tlr.
macht vierteljährlich 400 Tlr.
monatlich 133 Tlr. 8 gG.

B. Ausgaben (fixe).

	1. Jährlich	2. Vierteljährlich	3. Monatl.
1. Mietzins	200 Tlr.	50 Tlr.	12 Tlr. 16 gG.
2. Witwensteuer	120 „	30 „	10 „
3. Sonstige Steuern	80 „	20 „	6 „ 16 „
4. Leibrente an Eduard	100 „	25 „	8 „ 8 „
5. Wirtschaft	600 „	150 „	50 „
6. Domestiken	48 „	12 „	4 „
7. Feuerung	60 „	15 „	5 „
8. Wäsche	75 „	19 „	6 „ 8 „
9. Beleuchtung	55 „	4 „ 12 gG.	3 „
10. Wein	48 „	12 „	3 „
11. Varianten	50 „	12 „ 12 gG.	3 „ 4 „
	1436 Tlr.	359 Tlr.	118 Tlr. 12 gG.

Hierzu ist noch als fixe Ausgabe zu rechnen der Arzt und die Apotheke
also der Arzt 20 Tlr.
Apotheke 10 „
Totalsumme 1466 Tlr. 366 Tlr. 12 gG. 118 Tlr. 12 gG.

Ziehe ich nun 1466 Tlr. von 1600 Tlr. ab, so bleiben noch 134 übrig. Mit diesen 134 Tlr. sind noch Schneider und Schuster zu decken, wie auch kleine Agrements usw. Heißt es da nicht umsichtig zu überlegen und nur mit Vorsicht Ausgaben zu machen, wenn Ordnung in unseren Geldangelegenheiten herrschen bleiben soll! Wie leicht ist eine so schmale Grenze überschritten! Wie leicht entstehen Defizits und mit ihnen — Schulden, aus denen schwer herauszukommen ist, haben sie erst einmal Fuß gefaßt. Auf Kredit kaufen und anschaffen, ist solcher peinlicher Verlegenheiten Anfang. Man vergißt gar zu leicht, was man schon schuldet, verliert die Uebersicht und — Verlegenheiten, Unvermögen und spätere

Entbehrungen sind die natürlichen Folgen, wenn nicht noch Aergeres. Es gibt kein erquicklicheres Gefühl, als das Bewußtsein: in geordneten Umständen sich zu befinden. Es ist aber nicht möglich, in solche zu kommen und sich darin zu erhalten, stellt man sich niemals seine Kräfte klar vor Augen und handelt man ihnen nicht gemäß."

1858 setzte Marschner seine Geldverhältnisse noch einmal der Frau Schuselka auseinander. (S. Schluß.)

Nach den Aufführungen von „Adolf von Nassau" schrieb 143
er an Herloßsohn (2. März): „Ich habe so lange von Dir nichts gehört und gesehen oder nur gemerkt, daß Du meiner gedacht hättest, daß ich es nicht unterlassen kann, Dich mit diesen Zeilen und der Bitte zu belästigen, anliegendes Urteil zum Heil und Frommen meines „Adolf" Deinem Kometen einzuverleiben. Ich habe mehrere dergleichen aus Hamburger Blättern erhalten, aber sie verhallen dort zu leicht, niemand erfährt etwas davon in der großen Welt, und die Oper ist wahrlich wert, daß honette Blätter ihrer in Ehre gedenken. Ich habe mich in Hamburg, trotz großer Plackerei und ungeachtet ich des Frostes wegen nicht einmal eine Auster gesehen, geschweige denn gegessen habe, trefflich amüsiert. Das Publikum nahm mich und mein Werk mit wahrem Enthusiasmus auf, und das freut selbst ein hannoversches Herz. Da man mir nicht viel anhaben kann oder will, so zerfleischt man den Dichter [H. Rau], denn — zerrissen muß etwas Neudeutsches nun einmal werden. Freilich könnte das Buch wohl noch viel besser sein, aber sind denn die französischen viel besser? Wenigstens nicht sinnvoller oder natürlicher. Komponiert der Deutsche (wie Lachner) ein französisches Buch, so wird er förmlich von der Presse in die Acht gesprochen. Was soll er denn tun? Ganz schweigen? Das kann doch wohl auch kein Vernünftiger wünschen oder wollen. Nun, so habt mindestens etwas Nachsicht und freut euch, daß es noch Männer gibt, die den Mut haben, den Fremden sich entgegenzustemmen. Darum, lieber Herloßsohn! Spiele nicht auch den Vornehmen, sei freundlich gegen den alten Freund, und stemme Dich ein wenig mit gegen Neid und Bosheit und leidige Tadelsucht. . . .

Mein „Vampyr" ist endlich nun auch ins Französische übersetzt und in Lüttich oder Liège mit großem Beifall gegeben worden. Der Uebersetzer nennt sich J. Ramoux.

Herr Haly als Vampyr, Herr Duprat als Aubry und Mad. Fleury-Jolly als Malwine sollen dem Journal „la Tribune“ zufolge ganz ausgezeichnet gewesen sein. Ebenso lobt man die Aufführung der komischen Szenen und die Chöre. Der Klavierauszug dieser Oper ist bereits mit französischem Text in Paris erschienen. Diese Oper ist die einzige neuere Deutsche, welche nebst dem „Freischütz“ in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden ist.

Schade, daß Du jetzt, wo es so lustig bei uns hergeht, nicht ein paar Wochen bei uns zubringen willst oder kannst. Stoff zu neuen Werken, selbst zu humoristischen oder gar satyrischen, könnte Dir gar nicht fehlen. Sonst ist der Hannoveraner nur bei Nacht lustig, jetzt bei der vortrefflichen Schlittenbahn ist er sogar bei Tage ein ausgezeichneter Vergnügling, und kein Tag fast vergeht, ohne daß sich Jünglinge und Damen ersten Ranges maskiert zu Pferde und zu Schlitten mit Musikbegleitung auf den Straßen herumtummeln und sie beleben. Heisa juchheisa! Das ist ein Leben! Kann da der Bürgerliche anständigerweise wohl zurückbleiben? Gott bewahre! Der zweite, dritte — ja der vierzehnte Rang (Du weißt, daß hier zu Lande die russische Klassenobservanz gehandhabt wird) folgen den lustigen Beispielen des ersten. Alles ist kreuzfidel trotz Ronge und französischer Kabinettskrisis, obwohl viele davon einsehen, daß am Ende Pferde- und Pfandverleiher das meiste Vergnügen von dieser Lust genießen werden. Aber Tollheit steckt an, und einmal so recht jugendlich toll ins Leben oder vielmehr in das Vergnügen sich stürzen, gewährt ein gar zu großes Wohlbehagen. Diese Tollheit recht auszubeuten, hat der Wirt des Ballhofsaales den originellen Einfall gehabt, den Tiergarten (Du kennst ja seine schönen Buchen, Rehe und — den schlechten Kaffee) während des Winters in sein Lokal zu verlegen, wo bei leidlicher Musik geraucht und ebenso schlechter Kaffee genossen wird, als im Sommer in Kirchrode. Sonntags wird diese Reunion zum Unterschied von Wochentagsversammlungen der „Saupark“ genannt, wohin zu gehen neuerdings den Kandidaten der Theologie verboten werden soll. Wildfrevel, in unserem Lande schon bei Todesstrafe verpönt, soll hier viel milder ge-

ahndet werden, und es soll kein Beispiel vorhanden sein, daß einer mehr als am Seckel zu schaden gekommen ist. Da das Königl. Theater seit Monaten schon das Publikum durch weiter nichts als Krankheits- und Schwangerschafts-anzeigen, Repertoirveränderungen und einige Gastspiele zu amüsiren weiß, so hat die Gesellschaft (hierunter ist hier stets die Aristokratie zu verstehen) bereits begonnen, selbst und zwar mit großem Glück Komödie zu spielen und lebende Bilder darzustellen. Die Liebhaberinnen sollen ebenso brav als zahlreich sein, aber an guten Liebhabern soll hier ebenso wie anderwärts großer Mangel, an einigen guten Intriguanten dagegen sogar einiger Ueberfluß gefühlt werden. Es kursieren einige hübsche Anekdoten, die ich Dir später vielleicht einmal erzähle, weil ich jetzt keine Zeit habe und in die Probe muß. Du wirst aber hieraus sehen, wie notwendig eigentlich Deine Gegenwart hier wäre. Nun, vielleicht kommst Du einmal zu solcher Zeit zu uns, und dann wollen wir auch mittollen. Die Meinigen, die alle wohl sind, grüßen Dich ebenso herzlich wie Dein alter, unveränderlicher Orpheus D. B."

Marschner wurde zum Mitglied der Königl. Akademie der Künste zu Berlin ernannt. Das Schreiben 144
vom 29. Juli lautete: „Die Akademie beehrt sich, Ew. Wohlgeboren das von des Herrn Ministers Dr. Eichhorn, Exzellenz, und von den Mitgliedern des akademischen Senats unterzeichnete Patent Ihrer Aufnahme zu ihrem ordentlichen Mitgliede hier beifolgend mit herzlichem Glückwunsch zu übersenden, indem sie Ihnen, verehrter Herr Kollege, verbindlichst dankt für die mit gefälligem Schreiben vom 9. Mai ihr mitgeteilte anziehende Notiz über Ihr Leben und Ihre Wirksamkeit als Operndirigent und als bewunderter Komponist. Dr. J. G. Schadow, Direktor, Dr. E. H. Toelken, Sekretär der Akademie." — [Auch Meyerbeer teilte ihm die Aufnahme in die Akademie nebst Bemerkungen über Jenny Lind mit. Notiz aus einem Verkaufskatalog].

In einer „abgedrungenen Abweisung" (11. De- 145
zember) wehrte er sich gegen einen Kritiker, welcher sich bemüht hatte nachzuweisen, daß zu einigen Opern mehr Proben gehalten wären, als zu anderen, daher auch einige Aufführungen besser gelungen seien, als andere. „. . . Einen

Max aber, welcher gleich in seiner ersten Arie „in den Wäldern und Auen" acht Takte lang stecken blieb, im zweiten Akte Agathe versichert, er habe in der Dämmerung aus hohem Gewölk den größesten Sechzehnender mit seiner Büchse herabgeholt, und zum Beweis ihr die Adlerfedern an seinem Hute präsentiert — einen solchen Max, sage ich, könnte selbst der geschickteste Hofmedikus nicht vom Durchfall retten, geschweige denn ein Kapellmeister."

In diesem Jahre starben ihm zwei Kinder: Edgar, ein Malergenie, mit 17 Jahren am 21. November an Schwindsucht, und ein anderer, am 22. Januar geborener Junge am 6. November.

146 Die beiden folgenden Briefe (1846) müssen an Fr. Schneider gerichtet sein. Der erste vom 30. April lautete: „Deine freundliche und herzliche Teilnahme an unserem großen, unersetzlichen Verluste hat mich und meine Frau hocherfreut, habe herzlichen Dank dafür, denn wahrhaftes Mitgefühl lindert jeden Schmerz. Es war ein trauriger Winter, und niemals hätte ich geglaubt, daß mir mein Beruf, „andere zu erfreuen", so schwer und unerträglich werden könnte, und doch habe ich dies tief empfunden. Doch genug hiervon, Gott wird wohl weiter helfen. Dein Wunsch, meinen „Heiling" zur Aufführung zu bringen, ist mir höchst erfreulich, und gern bin ich deshalb geneigt, Eurem Herrn Theaterdirektor die Anschaffung so leicht als möglich zu machen, indem ich den für die Partitur und das Recht der Aufführung mir selbst an den kleinsten Bühnen (wie Düsseldorf, Münster, Nürnberg, Fassersche-Gesellschaft usw.) gezahlten Preis von 10 Louisd'or auf 50 preuß. Taler ermäßigen will, wodurch ich gerade soviel erhalte, als mein Schreiber für die Abschrift der Partitur. Daraus magst Du entnehmen, daß hierorts das Notenschreiben eben nicht wohlfeil ist, und daß ich deshalb auch nicht dazu raten kann, die Oper hier ausschreiben zu lassen. Ich habe nur eine fertige Partitur vorrätig von meinem „Adolf von Nassau", welche ich alsogleich schicken könnte. Die Oper ist nicht schlechter als „Heiling", und ich könnte sie Herrn Greiner wegen billigerer Kopiatur für 8 Louisd'or überlassen. Wenn ich bitte, das Honorar sogleich einzusenden oder zu gestatten, es bei der Absendung der Partitur durch Postvorschuß entnehmen zu dürfen, so ist das eine

Bedingung, die ich überall gemacht habe, und die mir von allen bewilligt worden ist. Erlaube mir noch schließlich, Dir zu den Dir in letzter Zeit gewordenen wohlverdienten Ehren meinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen, obwohl ich die Frage nicht unterdrücken kann, warum der König v. Pr. Dir den roten Vogel verleiht, wenn bei so viel merites die Idee des Ordens pour le mérite so nahe liegt? Nun vielleicht deshalb, weil hier einmal der Fall eintritt, daß der Name das Zeichen schmückt. Euer Bärenorden ist so übel auch nicht."

Zweiter Brief vom 10. Oktober: „Wie gern folgte ich 147.
Deiner freundlichen Einladung ... allein daran werde ich schwerlich denken können, denn unser Intendant, Kammerherr v. d. Busche, ist nicht der Mann gefälliger Rücksichten und Freundlichkeiten.

Es freut mich unbändig, daß Du mit meinem „Hans" zufrieden bist und ihn schon so in der Mache hast. Freilich enthält er manche schwierige, widerhaarige Stellen, allein sie sind durchaus nicht unüberwindlich und ganz zwecklos. Deine Kapelle muß sie schon überwinden und Dein Geist die etwa unbezeichneten richtig zu entziffern wissen. Alles und jedes rücksichtlich der Tempi läßt sich ja überhaupt nicht bezeichnen, und vieles muß dem richtigen Gefühl des Dirigenten überlassen bleiben. Selbst der Metronom befriedigt nicht und ersetzt bei gesteigerter oder anhaltender Bewegung das Gefühl des Dirigenten nicht. Darum bin ich meist bei der gewöhnlichen Bezeichnung geblieben, alles weitere dem lieben Gott und den Ausführenden überlassend. Freilich scheint dies eine Art Sorglosigkeit bei eigenem Interesse anzudeuten, aber nur scheinbar; denn in Wahrheit läßt sich doch weiter nicht viel tun, und selbst bei sorgsamster Bezeichnung mit oder ohne Metronombestimmung hört und sieht man oft die unbegreiflichsten Mißgriffe. Darum schilt nicht zu sehr, wenn Du in der Partitur des „Vampyr" ähnlichen Nachlässigkeiten begegnest.

Erlaubst Du mir's, so gestatte ich mir nur wegen des melodramatischen Liedes (vor dem Finale im „Heiling") noch folgende Bitte: in den Kontrabässen Sordinen vorzuschreiben, und das Ganze durchweg so leise als nur immer möglich spielen zu lassen. Die vorgeschriebenen < > *fz* usw. dürfen aber nur angedeutet werden. Ferner wird nicht

länger angehalten, als die Pausen vorschreiben, wenn auch dazwischen gesprochen wird. Bei der Stelle „Hei, hei, das stürmt ja“ beschleunigt sich das Tempo etwas und wird bald wieder ruhiger. Zu langsam darf es wohl überhaupt nicht sein, etwa *andante*. Was die *f* und *p* betrifft, so betrachte ich beim Gesange ein *p* wie ein *pp* und ein *f* wie ein mäßiges *p* und halte bei der Exekution streng auf genaue Beobachtung dieser Ansicht, die sich auch bei Kompositionen anderer Meister als vollkommen zweckmäßig bewährt.

Gern würde ich sehen, wenn Du einmal Gelegenheit nähmest, meinen „Adolf von Nassau“ anzuschauen und ihn vielleicht zur Aufführung brächtest. Ich würde die Partitur Herrn Greiner gern für 8 Ld'or überlassen. Die Oper ist gut und hat in Dresden, Hamburg und Breslau sehr gefallen. Verstände ich's gleich anderen M's (Mey-Men) über alles so großen Lärm schlagen zu lassen, um jeden Skribenten und Regisseur mir zum Freunde zu machen, dann brauchten meine Sachen nicht so lange Zeit, sich Bahn zu brechen. Es sind z. B. 18 Jahre her, daß der „Vampyr“ zum erstenmal gegeben wurde, und „Heiling“ ist 13 Jahre alt und wird doch erst jetzt in Dessau gegeben. Aber Wien hat auch so lange gewartet, darum will ich Dessau keinen Vorwurf über sein Zögern machen. So lege ich denn getrost das Schicksal meines guten Hans in Deine Hände, und herzlich soll es mich freuen, zu hören, daß den ehrlichen Dessauern der Kerl nicht zu triste gewesen ist und ihnen Freude gemacht hat.“

148 Bei obiger Bitte, im Melodram des „Heiling“ den Kontrabässen Sordinen vorzuschreiben, mag Marschner sich wohl erinnert haben, daß in Wien nach einer ziemlich erfolglosen Aufführung im Sommer, dagegen bei seiner persönlichen Leitung vor zwei Monaten „das bis dahin gänzlich verkannte, tiefsinnige Lied am Spinnrade eine glänzende Genugtuung erhalten hatte“. Dämpfer waren von ihm in der hiesigen handschriftlichen Partitur für die 1. und 2. Bratsche, das 1. und 2. Cello, aber nicht für den 1. und 2. Kontrabaß angesetzt. [S. Bild.] In dieser Fassung sind dann Jahre hindurch die Abschriften für auswärtige Bühnen angefertigt. Entweder hat Marschner während der Komposition die Dämpfer bei den Kontrabässen nicht für nötig gehalten

No: 12. Melodram und Lied

Andante sostenuto (♩ = 52)

Clarinetti A

Corni

Fagotti

Viola I.

Viola II

Cello I.

Cello II.

Gertrude

ContraBass I

ContraBass II

con sordini

cres

NB. Durch die ganze Nummer hört man den Wind sausen, aber nur an den bezeichneten Stellen stark.

Handschrift Marschners aus der Partitur von „Hans Heiling“.

und das vorgeschriebene *p* für genügend erachtet, oder er hat aus Flüchtigkeit das „*con sordini*“ nur viermal anstatt sechsmal untereinander geschrieben. Ersteres dürfte wahrscheinlicher sein, denn, nachdem er bis zur Zeit dieses Briefes den „Heiling“ zwanzigmal geleitet hatte, wäre ihm genug Gelegenheit geboten, eine Flüchtigkeit in seiner Originalpartitur zu verbessern.

Besonders wichtig ist Marschners Aeußerung über die 149
diskrete Begleitung des Orchesters beim Gesange. Diese selbstverständliche Aufgabe ist in großen, reich instrumentierten Opern für den Dirigenten nicht leicht. Umgeben vom Streichquartett hört er die Hauptsachen trotz des Blechs vollkommen, während das entfernter sitzende Publikum mehr vom Blech, weil es stärker auswirft, getroffen wird. Nur einem feinen Musiker wird es gelingen, den Gesang zur vollen Geltung zu bringen, ohne dabei den Glanz der Blechinstrumente übermäßig abzudämpfen. In der klassischen deutschen Musik wird durch den Lärm nicht selten der feine Blütenstaub abgestreift. Wenn Marschner seinem Freunde Schneider zur Ermöglichung einer diskreten Begleitung einen „praktischen“ Wegweiser an die Hand gibt, so scheint mir dieser Rat die musikalisch wichtigste Aeußerung in vorliegenden Erinnerungen zu sein. Schon in seiner Jugend hatte er verlangt, daß beim Gesange das Forte des Orchesters höchstens ein *mf* sein dürfte (1827). Später wies er seine Intendanz darauf hin, daß die Hannoversche Kapelle die Berliner und Dresdener an Präzision und Diskretion im Begleiten überflügele (1844). Daß darin keine Selbstberäucherung lag, geht aus einer Bemerkung des Kapellmeisters Bernh. Scholz hervor, welcher bei seinem Antritt als erste Oper „Die Puritaner“ unter Marschners Leitung hörte und von dem Klange des Orchesters, seiner Präzision, Feinheit und Elastizität im Begleiten überrascht war (1859). Als später Kapellmeister Bott hier zuerst mit der „Weißen Dame“ an die Oeffentlichkeit trat (1865), waren die Berichterstatter voll des Lobes über die feine Nuanzierung und die Begleitung, welche man seit Marschner in einer so diskreten und doch charakteristischen Weise nicht habe ausführen hören. Wenige Tage darauf wünschte man bei Fischers Leitung der „Jüdin“ mehr Diskretion in der Begleitung und feinere

Nuanzierung der Stärkegrade. Fischer war ein hervorragender Leiter der großen Oper, arbeitete aber als Realist mehr auf den Effekt hin, so daß zumal in Wagners Opern das Blech den Gesang verdeckte. Sogar der König ließ ihm mitteilen, daß zu seinem großen Bedauern die Instrumentalmusik häufig die Sänger übertöne, wodurch diese zum Schreien verleitet würden.

150 Als ein „Deutsches Sängerfest in Frankfurt a. M." vorbereitet wurde, forderte Dr. Ponfick, der Präsident des Komitees, Marschner auf (13. März 1847), dazu eine Komposition für Männerstimmen, gleichviel ob ernst oder heiter, einzuschicken und das Stück selbst zu leiten. Anderenfalls würde Kapellmeister Guhr in Frankfurt damit betraut. Bedingungen seien: 1/2 bis 3/4 stündige Dauer, Begleitung mit Holz- oder Blasinstrumenten, Verzicht auf Streichquartett. Auch Mendelssohn sei um eine Komposition gebeten.

151 An den Oberlehrer Callin in Hannover:

Hannover, 15. Oktober 1849.

Am Tage, wo ein großer Spitzbube geboren wurde.

Ist Ihnen, hochverehrter Freund, beifolgendes Blatt*) zu Ihrem Zweck genehm, oder wünscht Ihr handschriftensammelnder Freund lieber Noten, so steht auch damit zu Diensten Ihr ganz ergebenster Dr. H. Marschner.

Der Geburstag wird durchsichtig, wenn man berücksichtigt, daß Marschner in den Freiheitsjahren sich für Politik erwärmte, aus seinen liberalen Gesinnungen kein Hehl machte, die deutsche Nationalhymne (1848) von C. O. Sternau „Frisch auf und laßt Trompeten schallen" komponierte und zum Besten der Hinterbliebenen der am 18. und 19. März 1848 in Berlin Gefallenen verkaufen ließ.

Marschners Schwiegersohn, dem Hauptmann Karl Basson, wurde nach halbjähriger Ehe im Schleswig-

*) Die Welt ist reich und wohl beraten,
Nur zäume nicht das Pferd am Schwanz;
Wolle die Nachtigall nicht braten
Und nicht singen lehren die Gans.
Heinrich Marschner.

Holsteinischen Kriege am 4. Oktober **1850** bei einem vom Stabschef Tann befohlenen Sturm auf eine Schanze vor Friedrichsstadt der rechte Schenkelhalsknochen durch eine Kartätsche zerschmettert, infolgedessen er invalide wurde. (Nach Münzer erfolgte „der Sturm auf Tann".)

Ein lustiger Schwager, der Komiker Ludwig August
Wohlbrück, sandte einen Gruß aus der Republik Bremen 152
am 31. Januar **1851**:

Solange die Zigarren gehen,
Wird unser Freistaat wohl bestehen.
Der Teufel hol die ganze Welt,
Wenn Gott Zigarren uns erhält,
Zigarrenhandel uns gefällt,
Er mehret unsere Seele: Geld!

... Um aus dem raschen Anflug unseres Witzes in einen mehr gesetzten Ton zu fallen: Der 1. oder 8. März ist mein Benefiz, und zwar der „Vampyr", aber diese Oper war Eigentum des zeitigen Direktors, und ist also nicht hier. Könntest Du, Geliebtester, sie alsbald uns senden? Wird Orchesterstimmen auch Deine Güte schenken? Unser tüchtiger Musikdirektor Hagen sagt mir, er wolle durch das Einüben der Oper die Achtung an den Tag legen, die er von Dir und Deinem Werke hege. Ida Schuselka wird Mittwoch einen Gastrollen-Zyklus beginnen, wie ich gestern von der Direktion erfahren habe; früher hatte ich gehört, daß sie in Berlin (Friedr.-Wilh.-Theater und Magdeburg gespielt. . . . A propos, niederträchtig. Habt Ihr Haus Oesterreich freudig empfangen? Ich rechnete auf einen Festmarsch von Dir zum freudigen Empfang der Bundes-Exekutions-Vaterlands-Verteidiger. Lest Ihr die Kreuzzeitung nicht? Mir ist ein Exemplar zufällig in die Hand gekommen, ich habe mich geschämt! und dem Mitarbeiter an diesem gottverfluchten Schandgesindel deutscher Niederträchtigkeit dankt Hr. Jerrmann sein Engagement am Hoftheater in Berlin! Pfui, das kann nur ein schamloser Judenbengel! Ich hoffe auf der Landstraße zu . Es wird giftig Marie und Kurt grüßen. Ewig Euer L. A. Wohlbrück."

1851.

Diesem Briefe war ein Gedicht beigelegt:

Friedrich der Große an die heutige preußische Armee.

Soldaten, Gott's Kreuz Schwerenot!
Ich bin kaum sechzig Jahre tot,
Und schon von Euch vergessen?
Wie? Die Armee, die ich geschafft,
Des Vaterlandes Stolz und Kraft
Ist Büttel jetzt in Hessen?

Wenn Euch der Hesse molestiert
Und Ihr dann gegen Ihn marschiert,
Dabei ist nichts zu sagen;
Doch Exekutordienst versehen
Mag passen für die Reichsarmeen,
Ihr sollt die Feinde schlagen!

Soweit ich vor- und rückwärts seh'
Die Ehr' der preußischen Armee
War rein stets, ohne Flecken;
Doch, wo Ihr keinen Ruhm gewinnt,
Der Krieger als Karbatsche dient,
Wo soll da Ehre stecken?

Soldaten! Ihr habt unverzagt
Die Feinde oft mit mir verjagt,
So Russen als Franzosen;
Sachsen, Oesterreich blieb nicht stehn,
Wir haben oft sie laufen sehn
Und klopften ihre Hosen.

Soll jetzo stehen, welche Schmach!
Der Preuß' dem Oesterreicher nach?
Soll Rußland dominieren?
In Dresden messen sie das Kleid
Den Deutschen an, ob eng, ob weit,
Das werden sie bald spüren.

Und Preußen sitzt gehorchend da,
Bald sagt es nein, bald sagt es ja,
Wie's Oesterreich will betreiben;
Ist das die Stellung, die uns ziemt?
Der Preuße hat sich stets gerühmt
Gesetze vorzuschreiben!

Die Feder hab' ich nie veracht't
Wohl kenn' ich an des Geistes Macht,
Hab' selber viel geschrieben.
Doch sei es Feder oder Schwert,
Stets hab' ich Preußens Ruhm geehrt,
Ehr' ist uns stets geblieben!

Soll jetzt die Federfuchserei,
Politische Manteufelei
Uns Glanz und Ehre rauben?
Soll jesuitisch Pfaffentum
Verdunkeln Preußens alten Ruhm
Und uns in Stöcke schrauben?

Nein, Preußens Krieger! nein! beweist,
Noch lebt im Heere Friedrichs Geist!
Und weg mit jedem Zweifel;
Wo Preußens Ehre Nachteil droht,
Da sollt ihr wachen! Schwerenot!
Sonst geht sie ganz zum Teufel!

An den 15jährigen, schwindsüchtigen Sohn Robert, welcher als Schiffsjunge nach Newyork gegangen war und jetzt eine Kur bei dem, auch beim Könige beliebten Quacksalber und Schuster Lampe in Goslar durchmachte, schrieb der
153 **Vater (9. Oktober): „Soeben bekommen wir Dein letztes Schreiben vom 8., worüber wir uns über alle Maßen freuen. Ist dem allen so, wie Du schreibst, atmest Du leichter, kannst leichter steigen, und ist Dein Ansehen schon gesunder und Deine Reizbarkeit geringer, so ist die Wirk-**

samkeit der Lampeschen Kur wahrhaft bewundernswert, besonders in so kurzer Zeit, denn heute ist erst der zehnte Tag, daß Du seine Mittel gebrauchst. . . . Kommst Du aber erst gesund und geheilt wieder, dann soll Lampe seine Triumpfe schon feiern, denn ich werde es dem Kronprinzen und aller Welt mit der freudigsten Dankbarkeit im Herzen verkünden und seinen Namen preisen. . . . Eine sonderbare Geschichte, die in Paris vorgefallen ist, will ich Dir erzählen. Bei dem Abdecker kommen 30—40 alte Pferde zum Abstechen, und nachdem ein uralter Schimmel tot gemacht, ihm das Fell abgezogen und dann ausgeweidet worden ist, findet der Abdecker im Magen desselben eine silberne Dose. Diese wird, nachdem sie gereinigt ist, geöffnet, und darin liegt (neben einem Zettel) ein Croix d'honneur der Ehrenlegion. Der Zettel aber ist von einem französischen Major, der bei der Schlacht bei Belle Alliance verwundet worden ist und mit der französischen Armee nicht retirieren kann, unterschrieben und sagt: Da er (der Major) dem Feind nicht lebendig in die Hände fallen und auch nicht wolle, daß der Feind sein Ehrenkreuz erbeute, so werde er sich erschießen, vorher aber sein Kreuz in einer silbernen Dose sein Pferd verschlingen lassen. Und so ist es auch geschehen. Siebenunddreißig Jahre lang hat das arme Pferd Dose und Kreuz in seinem Magen herumgeschleppt und so glücklich vor Feindes Hand und Schmach bewahrt. Dose und Kreuz wurden von dem Abdecker an das Ministerium geschickt. Das Kreuz ist mit seiner Geschichte in der Ordenskanzlei aufbewahrt worden, die Dose aber dem Abdecker geschenkt worden. Ist diese Geschichte nicht hübsch?"

Nachdem am 25. Januar **1852** seine neue Oper 154
„Austin", welche er neben Heiling für seine gelungenste hielt, hier zuerst aufgeführt war, bot er sie dem Direktor des Leipziger Stadttheaters [Wirsing] an (8. Febr.), da er seine Werke stets so neu als möglich auf der Leipziger Bühne vorzuführen pflege und er das dortige Personal für vortrefflich halte. [Die Oper kam nach sechs Aufführungen über Hannover nicht hinaus.]

Als am 2. Februar sein Sohn Robert gestorben war, 155
beantwortete er ein Kondolenzschreiben eines „alten Freundes"

[vielleicht Fr. Schneider als Gevatter des Knaben] am 14. März:

„Deine herzliche Teilnahme an unserem unnennbaren Leid hat unseren Herzen wohlgetan, und wir danken Dir innig dafür. Deine eigenen traurigen Erlebnisse und Familienverhältnisse sind gewiß auch herzbrechend, und werden von uns mit innigster Teilnahme betrauert. Aber Du hast doch noch Kinder, und quält Dich auch bisweilen der Gedanke um ihr Wohl — nun, da läßt doch der Gedanke auf Gottes Hilfe das bedrängte Herz nicht ganz verzweifeln. Hat aber der Tod fast alles, an dem das Herz mit Liebe hing, und was die Grundbedingung alles Lebensglückes war, vernichtet, dann bleibt wohl nichts anderes übrig, als eine täglich stärker werdende Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit den geliebten Toten. Acht liebe, schöne, geistvolle und gut geartete Kinder zu verlieren, ist wohl das härteste Schicksal, das nur in ihrem Besitz sich glücklich fühlende Elternherzen treffen mag! . . . . Dein Dir treu ergebender Freund."

156 Er bestätigte dem Intendanten von Gall in Stuttgart den Empfang von 12 Louisd'or für „Hans Heiling" (23. März).

Während der Theaterferien machte er eine Dienstreise nach Süddeutschland, um für das hiesige Neue Hoftheater, dessen Eröffnung am 1. September bevorstand, Gesangpersonal zu verpflichten, war auch mit der Gattin 14 Tage in Dresden. Zurückgekehrt, schrieb er an den Cello-
157 virtuosen Georg Goltermann in München, Sohn eines hiesigen Organisten, am 17. August:

„Erst heute komme ich vor lauter Arbeit und Erschöpfung soweit zu Atem, daß ich Ihnen sagen kann, ich bin — obwohl mit einem Cholerinchen, das sich mir in Darmstadt anhängte — im allgemeinen ziemlich wohl in der Heimat angekommen. Da hieß es denn nun, nachdem gehörig rapportiert war, tüchtig an die Arbeit des Festspiels gehen, das nicht weniger als 14 Nummern zählt! Doch gottlob! ich bin damit soweit zu stande gekommen, daß die Stimmen bereits ausgeschrieben sind und studiert werden können. [Die Originalpartitur des Festspiels, für welche er vom Könige 128 Tlr. erhalten hatte, ist im Besitze des hiesigen Vaterländischen Museums.] War das ein Treiben, Hetzen und Rennen! Na, so bald laß ich mich nicht wieder

verschicken. Herzlichen Dank aber sage ich Ihnen nochmals und aus vollem Herzen für Ihre treue Begleitung und Fürsorge, die meinem Herzen wahrhaft wohlgetan hat und meinen Aufenthalt in München ordentlich wöhnlich machte. Kann ich das in derselben Art vielleicht auch niemals wettmachen, so will und werde ich es Ihnen sicherlich doch niemals vergessen. . . . Wegen Ihres zuletzt Empfohlenen (Tenor) kann ich Ihnen keine günstige Nachricht geben. Gänzliche Anfänger finden hier kein Terrain, und eine bloße Anfrage erregt schon — mindestens Verwunderung. . . . Herr Bernard aus Darmstadt ist als zweiter Tenorist engagiert, er hat dem König gefallen. Dennoch möchte ich Hutschenreiter (Wien) auch kennen lernen und ihn hierher ziehen. Die wenigen freien Tage, die ich nun noch vor Eröffnung des Neuen Theaters habe, will ich noch recht genießen und brächte sie am liebsten mit meiner lieben Frau unter Münchens Kunstschätzen zu. Aber — das sind und bleiben Träume, und ich muß mich mit der — Eilenriede begnügen, die immer noch das Hübscheste ist, was Hannover wenigstens an Natur besitzt. Darin nun kann ich Träumen recht ungestört Raum geben, und Erinnerungen schönster Art sollen sie beleben. Daß Sie dabei eine hervorragende Rolle spielen, versteht sich von selbst. . . . Ich bitte Sie, Herrn J. Lachner (sowie auch Franz), Dingelstedt und Frl. Heffner bestens zu grüßen und sich versichert zu halten, daß ich stets mit herzlicher Anhänglichkeit verbleibe Ihr dankbar ergebener Freund."

Unmittelbar nach Eröffnung des Neuen Theaters forderte 158
Marschner, wegen vorangegangenen Streitigkeiten mit dem vor einigen Monaten ernannten Intendanten, Graf Jul. von Platen, über lebenslängliche Anstellung u. a. seine Entlassung (6. Sept.). Zwei davon handelnde Schreiben der Sammlung (Platen an Marschner, 3. Sept., der König an Minister Bacmeister, 1. Okt.) sind bereits in meiner „Musik in Hannover" (S. 149, 151) benutzt. Der König stellte sich auf die Seite Marschners; er blieb im Amt.

Infolgedessen schrieb Robert Schnitzler aus Cöln 159
(17. Oktober):

„Gestatten Sie mir den Brief vom 6. Okt., in welchem Sie uns Ihr Verbleiben in Hannover anzeigten, mit einigen Worten zu erwidern. Müssen wir auch definitiv

mit der Hoffnung brechen, Sie den Unsrigen nennen zu dürfen, so bleibt uns doch die liebenswürdige Art, wie Sie unseren Anträgen entgegenkamen, die ausgesprochene Neigung längeren Verweilens am Rhein in dankbarer Erinnerung, und Ihre Briefe liefern uns manchen kräftigen Farbenstrich zu dem Bilde, welches wir uns aus seinen Werken von dem Künstler Heinrich Marschner entworfen hatten. Es hat uns die Nachricht, daß Hannover um jeden Preis Sie halten wolle, mit großem Schmerz erfüllt, denn wir wissen ja, was wir an Ihnen besessen haben würden; aber wahre Genugtuung muß es doch jedem bereiten, daß in diesen Tagen, wo der feudale Dünkel und der Materialismus so frech wie nie wieder ihre Stirn erheben, das angeborene Talent und die Kunst noch einen so schönen Sieg erringen können. Und es muß dem Könige von Hannover gewiß zu hohem Verdienste angerechnet werden, daß er unserer deutschen Kunstgeschichte eine Seite erspart hat, über die wir zu erröten brauchten. Daß Cölns musikalische Verhältnisse unter Ihrer Leitung einen neuen, lebendigen Aufschwung genommen, es unterliegt keinem Zweifel. Was wir vor allem erwartet, war, daß Sie gegen die beiden Parteien, die um die Fahne ringen, deren eine dem Extrem der Melodiesucht unter Verzicht auf alle Charakteristik, die andere dem Extrem der Charakterisierungssucht unter Vermeidung aller Melodie huldigt, an der Spitze einer durch Sie herangebildeten Jüngerschaft entgegengetreten wären, um nicht nur durch Ihr Beispiel, sondern durch Lehre des wahren Kunstwerks von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welches Melodie und Charakteristik zu vereinigen weiß, emporgehalten hätten. Wir haben uns auf Ihren Absagebrief wieder mit unserem alten Direktor Hiller in Unterhandlung gesetzt, und da dieser inzwischen seine Stelle bei Lumley aufgegeben, resp. Lumley die Pariser Italienische Oper verloren, so sind wir so glücklich, den Gründer unserer Musikschule bis zum Winter wieder den unsrigen nennen zu dürfen. Seinen zahlreichen hiesigen Freunden erweckte es von Anfang an Besorgnis und Schmerz, daß Hiller sich aus seinem Vaterlande hinaus auf ein Terrain begab, wo selbst dem Künstler ersten Ranges nur Triumphe blühen, wenn er seinem Genius, um der Mode zu huldigen, Gewalt an-

tut, und wo auch das wahre Verdienst, will es Erfolge erringen, die Gunst herrschender Cliquen erkaufen muß. Das erstere ist einem jungen, das letztere einem leichtfertigen Künstler vielleicht möglich. Da aber Hiller weder das eine noch das andere ist, so mußte er sich getäuscht sehen, und wir freuen uns, daß diese von ihm nicht zugestandene Täuschung in einen Moment fällt, wo der Ort, welchem er vor einem Jahre so voll großer Hoffnungen und Entschlüssen Lebewohl sagte, ihm mit Sehnsucht wieder die gastlichen Tore öffnen kann. In der Ueberzeugung, daß Sie ein Interesse, welches Sie in so erfreulicher Weise uns bewiesen haben, uns ferner bewahren wollen, mit der Bitte, vorkommendenfalls jungen Talenten, die sich in der Musik ausbilden wollen, unsere Schule, tüchtigen Sängerinnen unsere Winterkonzerte zum Auftreten empfehlen zu wollen, verharre ich mit ausgezeichneter Hochachtung. ...

Verstimmt infolge der vielen Unannehmlichkeiten schloß 160
Marschner einen Brief an Dr. W. Königswarter in Nürnberg (22. Febr. **1853**): „Ich habe weiter nichts mehr als die Entdeckung eines Vergehens zu wünschen, das (mit vollem Gehalt) Landesverweisung nach sich zieht. Das zu entdecken, ist mir aber ebenfalls noch nicht gelungen, und so muß ich denn ganz unter den alten Ihnen bekannten Verhältnissen Ihnen von hier aus Lebewohl sagen."

Friedrich Bodenstedt meldete sich aus Cassel 161
(9. Febr.): „Verehrter Herr und Freund! Sie müssen mich für recht unartig halten, daß ich erst so spät dazu komme, Ihnen schriftlich zu danken für die allerliebsten Lieder, welche Sie mir als ein kostbares Erinnerungszeichen an meinen Aufenthalt in Hannover mit auf den Weg gegeben. Es hat aber mit meinem langen Zögern im Schreiben diesmal eine eigene Bewandtnis. Ich gedachte nämlich diesem Briefe gleich ein Exemplar meiner „Ada" beizulegen, um Ihnen auch meinerseits ein kleines Erinnerungszeichen an meinen Aufenthalt in Hannover zu hinterlassen. Geschäftliche Störungen mancherlei Art haben indes die Vollendung meiner „Ada" dergestalt verzögert, daß das Buch nun erst zu Ostern erscheinen wird... Ihre anmutigen Kompositionen der beiden „hafisschen Lieder" haben alle Hörer wahrhaft entzückt, und meine Frau verbindet

1853.

mit ihrem herzlichsten Danke die Bitte, ihr bald wieder solche angenehmen Ueberraschungen zu machen. Ich habe zu viel Achtung vor Ihnen, als daß ich es Ihnen verschwiegen haben würde, wenn die Lieder weniger Beifall gefunden als wirklich der Fall ist; aber nicht bloß die für alles Schöne sehr empfängliche Escheberger Gesellschaft [Freiherr von der Malsburg und dessen Nichte Adelheid von Baumbach auf Schloß Escheberg bei Cassel], sondern auch die schwerer zu befriedigenden musikalischen Kreise in Cassel wurden von den so graziösen Melodien zu dem lebhaftesten Beifall hingerissen. Wie viel davon auf Rechnung des Vortrages meiner lieben kleinen Frau kommt, werde ich ganz genau ermessen können, da morgen Abend die Lieder von einer anderen Dame in einem hiesigen musikalischen Zirkel gesungen werden. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe getreulich darüber berichten. Einstweilen, bis meine „Ada" in die Oeffentlichkeit tritt, erlauben Sie mir, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin einen Band früherer Gedichte als ein kleines Andenken von mir zu übersenden. Zu Ostern hoffe ich Sie in Hannover wiederzusehen. . . ."

162 Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha hatte eine Oper „Toni" komponiert und von seinem Konzertmeister E. Lampert instrumentiren lassen. Dieser schickte an Marschner die Partitur (11. Febr.) und bemerkte, daß der Hof-Komponist in bezug der Kadenzen und der sonst sich nötig machenden Abänderungen für die Individualitäten des Sängerpersonals ihm freien Spielraum ließe und wünsche, daß er dieselben ganz nach seiner Einsicht modulieren möchte. „Nach der Aufführung werden Ew. Wohlgeboren sicher von Sr. Hoheit höchst angenehm überrascht werden" [Verdienstkreuz]. Marschner benachrichtigte Lampert (4. Okt.), daß die Aufführung gleichsam zum Empfange Ihrer Majestäten nach deren Rückkehr vom Lande festgesetzt sei. [Die am 23. Oktober gegebene Oper kam über zwei Vorstellungen nicht hinaus.]

163 Bei einem nochmaligen Aufenthalt in München (Juli) wünschte Marschner die Vertonung der „Heiligen Könige oder das Epiphaniasfest" dem Künstlersingverein in München und den „Hymnus" der dortigen großen Liedertafel zu widmen, was dem Absatz förderlich sein

würde. — Er schloß mit dem in Hannover angekommenen englischen Direktor Oswald einen Kontrakt, im Juni und Juli des folgenden Jahres Templer und Heiling in London zu leiten (9. Okt.).

Das Jahr **1854** begann in Trauer und endete im Glück. Am 29. Januar war Marschner mit seiner an einem bösartigen Brustdrüsenleiden erkrankten Frau nach Berlin gereist, um den Wunderdoktor Landolfi aufzusuchen. In seinen Briefen an die Tochter Toni Basson heißt es: „In 164
der Nacht vom 5. auf den 6. Februar nahm Marianne Abschied von mir, sich nichts sehnlicher als den Tod wünschend. Sie empfahl mir Mut zum Leben, so wie sie Mut zum Tode habe. Sie empfahl mir, ihre Hinterlassenen alle gleich zu lieben. . . . Morgens den 6. 4 Uhr schien eine Aenderung und mehr Ruhe einzutreten. Um 1/28 aber begann neue Unruhe und Atemlosigkeit, und jetzt um 9 Uhr ist dieselbe Angst wie nachts. O Gott, diese Leiden sind so schrecklich, daß ich selbst Gott um das Ende derselben um jeden Preis erflehe. . . . Um 11 1/2: „Laß mein schmerzverzerrtes Gesicht nicht in Deiner Erinnerung fortleben!!!" So sagte Mutter in einem Momente der höchsten Angst." — „Marie ist ein gutes Mädchen," sagte sie später. — „Verlasse Eduard nicht!" Gewiß nicht. Alle ihre Worte und Wünsche sollen mir heilig sein! . . . Zehn Minuten vor 12 mittags sank sie in eine von Marie weich gemachten Lage, wo sie nun still und schwach atmend liegt. Gott, wie wird das enden!" Dienstag, den 7. Februar 54, mittags 1 Uhr 4 Minuten starb plötzlich am Schlag mein Alles!! O Gott". . . . „Ich bin der Unglücklichste aller Menschen!"

Seine Vereinsamung wurde groß. Eigenhändig schrieb er in seine Ausgaben 3 Gr. für Eier, 1 Gr. für Wichse, 4 Gr. für roten Kohl; aber auch 5 Tlr. für den Stempel bei seiner Aufnahme als Mitglied des bayerischen Maximilian-Ordens für Wissenschaft und Kunst. Infolge von Muskellähmung eines Auges wurde er wochenlang dienstunfähig (April), ließ dann zum Geburtstage des Königs Gedichte seiner Gattin drucken.

Eine Enttäuschung bereitete ihm der Coburger In- 165
tendant v. Wangenheim, welcher bereits im Oktober 1851 Buch und Partitur von „Austin" mit

Marschners Forderung von 20 Pistolen sich hatte einsenden lassen. Man teilte ihm nach einigen Wochen mit, daß die Oper dem Kapellmeister Drouët zur Prüfung vorgelegt sei; eine Honorarzahlung könne erst nach der ersten Aufführung erfolgen. Jetzt nach drei Jahren (11. Mai) kam die Mitteilung, daß die Oper noch nicht aufgeführt sei, daher nur die Kosten der Abschrift ersetzt werden könnten.

Am 26. Juni trat er in den Ferien zu seiner Zerstreuung eine Reise über Cöln, Belgien nach London an, wo er zwei Wochen blieb und mit Ed. Devrient das Olympictheater besuchte. Auf der Rückreise blieb er in Cöln und war am 1. August wieder in Hannover.

166 Als damals der Flötist Heinemeyer seine Frau verloren hatte, sprach Marschner ihm sein Beileid aus (7. August):

„Mein armer, teurer Freund!"

So hat das grausame Schicksal auch Ihnen, gleich mir, eine herzlich geliebte Gattin und mit ihr ein zärtlich treues Herz entrissen, das so lange alle Ihre Lebensfreuden mit Ihnen teilte und durch diese Teilnahme sie erhöhte und verschönte, das treu all Ihre Sorgen tragen half und dadurch sie verringerte und milderte! O mein teurer Freund! für solchen Verlust gibt es weder Ersatz noch Trost. Das fühle ich nur zu sehr, und darum will ich es auch gar nicht erst versuchen, Sie trösten und beruhigen zu wollen. Aber mitempfinden kann und will ich, wie kein anderer, denn Ihre Empfindungen sind ja jetzt nur dieselben, wie sie seit sechs Monaten schon mein Leben verdüstern und es zur Oede machen. Ueberall, wohin mein Auge blickt, vermisse ich sie, die allem, was mich umgab, erst die wahre Bedeutung und Weihe gab. Fasse ich noch einen Gedanken, so ist er auf und an sie gerichtet, Herz und Mund rufen nach ihr, aber sie, die allein mich belebte, schweigt und hört nicht den Verzweifelungsschrei meiner geängsteten Seele. O armer Freund! Daß auch Sie zu gleichem Leid jetzt ausersehen werden mußten, denn auch Sie lebten mit Ihrer Gattin ein glückliches und zufriedenes Leben; ihr Stolz auf Ihr Talent und Ihre Erfolge hob und erfreute sicherlich mehr als der Beifall der Menge ihr Herz, und es schlug ruhig

und glücklich beim Anschauen ihrer zärtlichen Sorge für das Wohl Ihrer Kinder. Und nun, wo letztere versagt, wo freier von kleinlichen Sorgen Ihnen beiden ein ruhiger heiterer Lebensabend winkte, da reißt das unbegreifliche, grausame Schicksal zwei Menschen auseinander, wovon der Zurückbleibende unbeschreiblich unglücklich wird. Ach! Da gibt es wahrlich keinen anderen Trost als die Hoffnung auf recht baldiges Wiedersehen, wozu unser Alter schon eine gewisse Berechtigung verleiht. Ja, in dieser Hoffnung allein finde ich, wenn überhaupt, eine Art von Beruhigung; und tobt in meinem Herzen einmal die Verzweiflung gar zu arg, so klammere ich mich an diesen Gedanken so fest als möglich und versuche es, damit den inneren Sturm zu beschwichtigen. Möge dieser herzerhebende Gedanke auch Ihren Schmerz mildern! Ich habe kein anderes Wort des Trostes für Sie, mein armer Freund und Schmerzgenosse! Ich habe nur Teilnahme und Mitgefühl und das — ich habe das sehr lebhaft empfunden — tut wohler als jede banale, wenn auch noch so beredte Hinweisung auf dies und das! Gott tröste Sie, er allein vermag es!!! Gern würde ich Ihre selige Gattin zur Gruft begleiten. Aber Gott weiß es, ich vermag es nicht! Soll ich Gründe dafür angeben? — Nein, ich weiß, Sie begreifen und achten das Warum und verzeihen Ihrem in treuer Anhänglichkeit, Freundschaft und herzlicher Teilnahme ergebenen Dr. Heinrich Marschner." — Bereits im Oktober schlug sein Herz für die hiesige Altistin Therese Janda.

Einem Verleger (?) schrieb er (30. Sept.): „Mehr 167
erstaunt als böse über die gänzlich unerwartete Zurücksendung meines von Ihnen seit anderthalb Jahren in jedem Briefe gewünschten Trios, würde ich selbes Ihnen sicherlich nicht aufdringen und zurücksenden (denn ich fühle mich dadurch mehr verletzt, als Ihre Gründe plausibel), würde ich dadurch nicht in den Augen Aller, die es gespielt und gehört haben und denen ich mitgeteilt, daß das Trio bei Ihnen auf Ihren besonderen Wunsch und zwar bald erscheinen würde, und die jetzt schon oftmals angefragt haben, ob Sie bereits die Zeit der Ausgabe bestimmt hätten), förmlich blamiert. Dieser Grund allein ist, das werden Sie mir zugestehen, gewiß mehr ins

Gewicht fallend, als der Ihrer Weigerung, „weil Sie noch ein Trio eben jetzt gekauft — und das meinige ganz vergessen haben!" Entschuldigen Sie deshalb meine heutige Zurücksendung, die nur durch Ihr Vergessen verursacht worden ist, und helfen Sie sich damit, daß Sie die beiden Trios nicht auf einmal, sondern nacheinander erscheinen lassen, von welchen beiden das meinige wohl den Anspruch der Priorität oder Anziennität vor dem anderen erheben darf. Ich bin sehr perplex über Ihr Verfahren, daß mir der ganze Tag verdorben ist."

Während Marschners Krankheit war die vor einigen
168 Jahren von ihm eingeführte Lachnersche Oper „Catharina Cornaro" von seinem Kollegen Fischer neu einstudiert. Als er, wieder dienstfähig geworden, die Oper zurückerhielt, lehnte er die Leitung ab. Wohl nicht, wie er dem Intendanten mitteilte, „nur aus Rücksicht das Vergnügen Sr. Majestät des Königs nicht zu stören", sondern weil er sich über Fischers Abänderungen in dem Werke seines Freundes ärgerte.

Graf Platen schrieb ihm darauf (16. Oktober):

„Ich kann daraus nur eine unangemessene Empfindlichkeit Ihrerseits erkennen, daß ich dabei die Beibehaltung der letzten musikalischen und szenischen Einrichtung dieser Oper aufs strengste bedungen habe. Die zweckmäßigen Kürzungen in der Musik, die Einrichtungen der Banda auf der Bühne usw., welche Kapellmeister Fischer vorgenommen hatte, erzielten den günstigsten Erfolg; nur diese konnte ich meinen und verlange sie beibehalten zu wissen, nicht aber konnte ich beabsichtigen, dem Geiste, den Sie durch Ihre Direktion in die Musik legen, und dem ich niemals meine Verehrung versagt habe, Vorschriften zu geben. . . . Leider habe ich seit Jahren schon zu viel Beweise, daß Ew. Wohlgeboren nicht von dem Wohlwollen und der Nachsicht überzeugt sind, die ich Ihnen immer zu beweisen bemüht war... ich darf Ihnen aber nicht länger verschweigen, daß man Allerhöchst. Orts keineswegs mit Ihrer Operndirektion zufrieden ist... ich leugne es nicht, daß ich es nur mit Mißfallen bemerke, wie wenige persönliche Teilnahme Sie den Soli- und Chorproben der Opern schenken, welche Sie einstudieren, und daß sie darin dem Eifer sehr nachsteht, den der Kapellmeister Fischer seinen den Ihnen

gleichen Verpflichtungen widmet.... Wenn Sie durch harte Familienverluste und Krankheiten viele Monate an Ihrer Diensterfüllung verhindert waren, vom Dienst befreit, geschont und durch Ihren Kollegen substituiert wurden, so durfte ich wenigstens nach Ihrer Wiederherstellung eine gewisse Verbindlichkeit und kollegialisches Einvernehmen für und mit letzterem von Ihnen erwarten. Ich durfte erwarten, daß Sie Ihrem Kollegen ein Wort des Dankes für Ihre lange Vertretung, die allerdings dienstgemäß auch von Ihrer Seite nötigenfalls erfolgen müßte, sagen würden; nicht um des Dankes willen hätte ich dies gewünscht und erwartet, sondern um des Beweises willen, daß Ihnen das Gedeihen der Kgl. Anstalt am Herzen liegt, das gewiß nicht gefördert wird, wenn unter den Vorständen ein so unfreundliches Benehmen herrscht, daß es sogar in Gehässigkeiten ausartet. . . ."

Bei Graf Platen war nach der Schlappe, welche er vor zwei Jahren bei Marschners Entlassungsgesuch infolge des königlichen Bescheides erlitten hatte, ein Stachel zurückgeblieben, so daß sich nie ein erfreuliches Verhältnis zwischen beiden entwickelt hat. Ebensowenig wie zwischen Platen und Joachim; selbständige Charaktere waren dem Grafen unbequem.

Julius Rodenberg meldete aus Paris (2. Mai 169
1855), daß, um in diesem Strudel bedächtig zu schreiben, ihm in dieser ersten Lernzeit die Ruhe und Ausdauer fehle: „Ich wollte Ihnen nur ein Lebenszeichen geben und Ihnen sagen, wie ich jetzt und immer und ewig mit unveränderlicher Verehrung und Liebe an Ihnen hängen werde. Teilen Sie mir bald angenehme Nachrichten aus Deutschland mit. Ach, — in Paris kann man leicht ein schlechter Deutscher werden! Grüßen Sie Frl. Janda und Freund August
[Sohn Marschners]. — Bald darauf hatte Dr. Kiepach 170
in Paris Rodenberg und dessen Schwester kennen gelernt, welche bedauerte, daß ihr Bruder beim Besuch in Versailles es nicht über sich habe gewinnen können, den Wald zu verlassen und das Schloß mit seinen herrlichen Kunstschätzen zu besehen (30. Mai).

Marschner verlobte sich mit der schönen, üppigen, her- 171
vorragenden Sängerin Therese Janda, einer Tochter des Bestandwirts J. G. Jander in Wien (geb. am 29. Sept.

1826). In der Anzeige an den ihm befreundeten Kammerherrn v. d. Malsburg schrieb er: „Wie wohltuend ist es meinem Herzen, mit ihr so recht von Herzen von Marianne sprechen zu können, die sie mit Bewunderung ehrt, liebt und ihr nachzustreben gelobt, deren Bild und Grab sie oft und freudig mit mir bekränzt und schmückt.“ Dazu passen in seinem Haushaltungsbuche zwei unmittelbar untereinander geschriebene Zeilen, von denen die erste wohl auf Tage seines Liebesglückes hinweist:

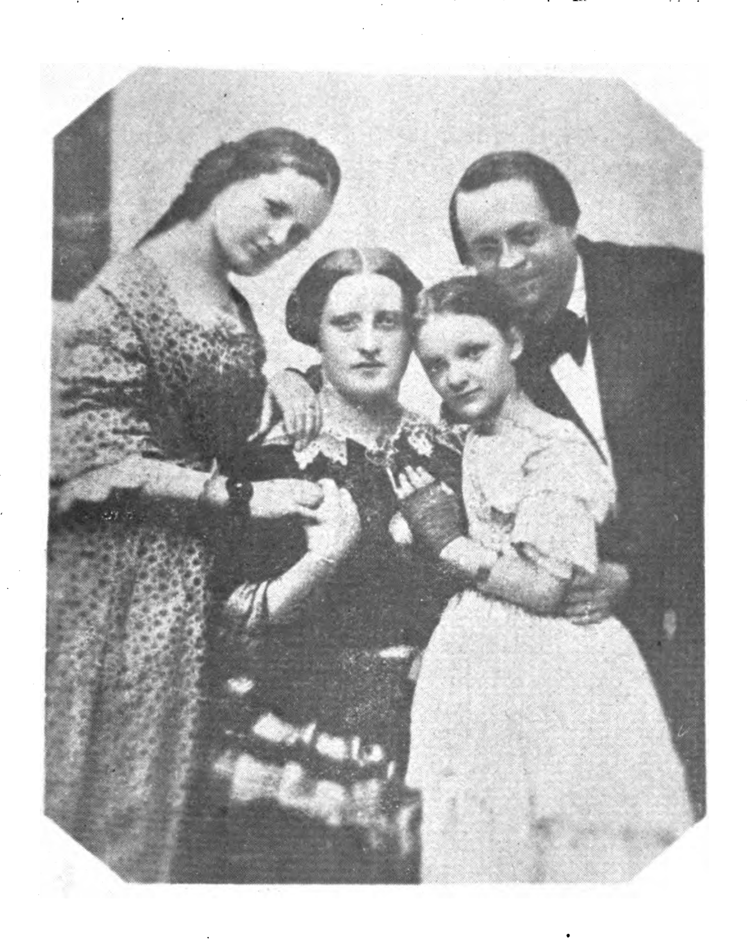
„10. November 1854. Therese. 24. Februar 1855, Felice T. J.“

„Am 7. Februar 1854 starb meine ewig geliebte Marianne!!“

Resi trat am 5. Juni 1855 zur lutherischen Kirche über und genoß mit ihrem Bräutigam zum ersten Mal das heilige Abendmahl. Am 10. Juni wurde das Paar in Wunstorf getraut, was nach dem Kirchenbuch des Konsistorialrats Leopold in Hannover feststeht, wennschon Marschner nach Schloß Eicheberg den Hochzeitstag auf den 11. Juni verlegte. — Am 20. November starb sein 86jähriger Vater in Rothenburg a./d. Neisse.

172 Die Intendanz überreichte ihm ein Verzeichnis der Opern, welche von ihm in der Folge zu leiten seien; mit Vorbehalt derjenigen, welche noch nicht auf der Liste stehen (7. September).

173 J. Rodenberg zeigte ihm aus Braunschweig an (5. März **1856**), daß am heutigen Abend seine Kompositionen „Der Goldschmidt von Ulm“ zum zweiten Male in Wien und „Margret“ [Rodenbergs-Dichtung] zum ersten Male in Leipzig stattfänden. „Und ich sollte nicht mit all meinen Gedanken bei Ihnen sein, lieber, geliebter Freund? Ich bin bei Vieweg mit Arbeiten unbeschreiblich überladen, aber der heutige Tag regt mich wenigstens zu ein paar Zeilen an Sie auf. O, wenn ich Ihnen heute nahe sein könnte und aus Ihrem Freundesauge einen Blick erhaschen dürfte! .. Sie erlauben mir doch, daß ich Ihnen ein demnächst erscheinendes größeres Gedicht dedíziere? Es heißt: „Der Tag im Gebirge“. Ein Bild aus der wilden Rhön. P. S. In Cassel wird der „Goldschmied“ kurz vor, die „Margret“ sogleich nach demselben, in Gotha die letztere wahrscheinlich noch als Benefizstück sein“.



Heinrich Marschner. 1856.

Das Bild zeigt Marschner, in der Mitte seine Gattin Therese, geb. Janda, links Olga, rechts Bertha Wohlbrück, Töchter von Frau Schuselka-Brüning. Sie ließ es in Linz, wo sie das Theater leitete, photographisch anfertigen und schenkte es später dem Herausgeber. (S. dessen „Kleine Blätter" 2. verm. Auflage, Hahn, 1916, Seite 107.)

1856. 1857.

Nachdem Marschner den Text zu einer neuen Oper „Sangeskönig Hiarne oder das Tyrsingschwert“ von W. Grothe zur Begutachtung an L. Bischoff in Cöln geschickt hatte, schrieb dieser am 13. Februar 1857 174
zurück: „Du hast nun Deinen „Hiarne“ durch Kömpel, der hier mir und uns allen sehr gefallen hat (ich habe ihm ein paar Steckbriefe in der M.-Z. und in der K.-Z. nachgeschickt) hoffentlich wieder. Ich habe versucht, daraus zu machen, was ich konnte in bezug auf die Handlung und das Dramatische des Ganzen. Das Einzelne teils auszuführen, teils zu ändern ... fehlt es mir wahrhaftig an Zeit, welche das einzige Kapital ist, das ich besitze. Ich denke aber, Rodenberg wird das jetzt ohne große Mühe machen können; auch hätte ich zu diesem Zwecke Deine Partitur haben müssen, da Du ja schon das meiste komponiert hast. Ich sollte meinen, Du könntest den verlorenen Sohn jetzt doch in die Welt schicken. Die drei Hauptstücke meiner Bearbeitung sind 1. daß Hiarne als ein ganz anderer Charakter erscheint wie früher, nämlich als ein liebenswerter und liebender Sänger und grundehrlicher Kerl ohne alle Renommisterei, 2. daß alles eine Rolle geworden ist und ein bestimmter ausgeprägter Charakter, 3. und das ist das punctum saliens, daß die Sage vom Tyrsing konsequent durchgeführt ist und nun einen wirklichen Sinn hat. Die Auffindung des Schlusses hat mir Mühe gemacht; ich halte ihn aber jetzt in Handlung und Gruppierung für imposant, worin ich mich freilich irren kann, aber dies eigentlich doch nicht glaube! Der Moment, wo Hiarne in Besitz der mächtigen Waffe allein im ganzen Kreise dasteht und dann das Schwert zu den Stufen des Thrones niederlegt und nichts begehrt als sein Weib — dieser Moment, denke ich, von Marschners Musik belebt, müßte von Wirkung sein. . . .

Jetzt eine zweite Geschäftssache. Es wird Dir Spaß machen, wie die Blätter über meinen Heinrich Marschner in der Niederrhein. Ml. Z. als glänzende Beute herfallen! Die neue Wiener M. Z., die süddeutsche (Schott in Mainz) haben ihn ganz nachgedruckt, ich höre auch die Leipziger Illustrierte (diese ist mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen). Am besten aber hat es Davison in der Londoner musical World gemacht, der nicht bloß die Biographie, sondern auch die Festfeier und mein ganzes Gedicht

ins Englische übersetzte. (Erster Artikel in Nr. 6 vom 7. Febr.). Siehst Du? So fliegst Du einmal wieder in der Gloire, die Du verdienst, durch die ganze Welt! Das macht mir Freude. Die Pariser (Gazette musicale) haben auch schon angefragt, ob sie den Aufsatz übersetzen dürften. „Mit Vergnügen willige ich ein! Nehmt alle alles hin und tragt es nur weiter — dann bin ich ganz zufrieden. [Marschner ging im Juli nach kurzem Aufenthalt in Paris für mehrere Wochen nach London, wo er mit seiner Frau mehrfach konzertierte und außerordentlich gefeiert wurde].

Nun aber kommt die Hauptsache. Ich tue nichts gern halb. Nun habe ich aber noch einen oder zwei Artikel über Deine Musik, nicht über Dich und Deine Therese, versprochen. Dazu fehlen mir aber die Hilfsmittel. Nicht für die drei Hauptopern (à propos durch die Lektüre meiner Zeitung ist hier der „Heiling" wieder aufs Repertoir gekommen, Freitag und Sonnabend darauf brechend voll, — alle Musiker hinein — abends bei der Flasche mit Begeisterung bis Mitternacht gesoffen! Er kommt diesen Monat noch zweimal dran) — aber für Deine späteren Sachen, und auf diese kommt es mir eigentlich hauptsächlich an. Auch möchte ich Dir gern einmal etwas am Zeug pflücken (nicht flicken, denn dafür hast Du schon den Hiarne!), damit Du nicht zu üppig wirst. Aber dazu gehört Einsicht in die schwarzen Köpfe, genannt Noten. Nun sollte ich meinen, daß die Herren Verleger gar nicht zu viel täten (nach solchen Taten von mir, die ihnen doch wahrlich auch zugut kommen), wenn sie mir etliche Klavierauszüge usw. verehrten, wie mir das bei anderen ähnlichen Gelegenheiten (z. B. Hillers Biographie) von allen Seiten bereitwillig zu teil geworden. Wollen die Lumpen-Ehrenmänner das nicht, so sollen sie sie mir wenigstens leihen. Dahin gehören: Des Falkners Braut, Das Schloß am Aetna, Der Bäbu, Adolf von Nassau, Austin (egal, ob Manuskript oder gedruckt). Uebrigens werde ich auch Vampyr, Templer und Hans nicht zurückweisen. Kannst Du nun den betreffenden Herren nicht einen Wink mit dem Laternenpfahl behufs dieser bescheidenen Wünsche geben?

Außerdem bin ich übrigens auch nicht gesonnen, Dich selbst bei der Sache gar nichts tun zu lassen als lesen und allenfalls die Nase rümpfen. Ich möchte gern über manches und besonders über das, was Dir besonders wichtig scheint,

nicht eine Selbstkritik, sondern nur eine Selbstschau in Notizen, in Nachrichten über den Charakter Deiner Kinder, besonders der liebsten unter ihnen, über Deine Intentionen bei der Schöpfung usw. usw. — Du könntest auch unter der Masse von Liedern und *größeren* Klaviersachen mein schwaches Auge etwas durch ☞ unterstützen und dgl. mehr. Ueberlege Dir das, Du fleißiges Exemplar! Natürlich bleibt das ebenso unter uns, als wenn Deine Frau mir einen Kuß gibt. Auch ist es ja möglich, daß ich manchmal anderer Meinung sein werde als Du, und dann geht der Spaß erst recht an — ich meine im Urteil über Deine Musik, nicht über Deine Frau! Ich möchte gern so was man eine recht schöne Studie nennt, über Dich schreiben, aber ich bin zu dumm dazu, und Du mußt mir helfen oder der Teufel ... „ja, ja! will sein ein Meister“! — Um den Stylus brauchst Du Dich natürlich gar nicht zu kümmern — nur Notizen, Aphorismen, Salzkuchen, Pfefferkörner. Lebwohl, behalte mich lieb. Jetzt noch ein Wort mit ihr, mit ihr (s. Duett im dritten Teil der Schöpfung).“ Bischoffs Biographie erschien in der Niederrhein. Musikzeitung Nr. 2, 3, 4.

Aus dem Hofoperntheater in Wien schrieb *Horner* 175
(12. März): „Da ich eben jetzt das Opernprogramm für die künftige deutsche Opernsaison entwerfe und alle Jahre eines der markantesten deutschen Werke vorführe, so erlaube ich mir vorher mit Ihnen selbst Rücksprache zu nehmen. In den letzten drei Jahren habe ich „Iphigenie in Tauris“, „Euryanthe“ und „Jessonda“ in Wien zu solcher Geltung und Anerkennung gebracht, daß diese Werke zu den beliebtesten und besuchtesten Vorstellungen gehören. Künftige Saison wünschte ich nun von Ihnen „*Templer und Jüdin*“ oder „*Vampyr*“ zur Darstellung zu bringen. Letztere Oper ist hier noch neu und würde ich dieser den Vorzug geben, wenn ich nicht fürchten müßte, daß mir das Libretto beanstandet wird. Deshalb ersuche ich Sie hierdurch höflichst, mir auf meine Kosten ein gedrucktes Buch vom „Vampyr“, worin Text und Musik enthalten ist, zu senden; ebenfalls ein vollständiges Libretto von „Templer und Jüdin“, jedoch das letztere nur dann, wenn auch die von Ihnen nachkomponierten Rezitative darin aufgenommen sind, denn das frühere Buch habe ich ohnedies. Zu welcher Oper raten Sie mir in Ihrem eigenen Interesse? Sie wissen,

unser Theater ist exklusiv aristokratisch, und, obwohl nicht mehr gar so italienisiert wie ehemals, geht doch das Publikum nur seines Amüsements wegen ins Theater, nicht der Erbauung, der Reflexion oder gar der Belehrung wegen, wie im Norden — wo eigentlich das Publikum ins Theater gehen muß, will es nicht die Zeit bei Teeklatsch oder dem Whisttisch verbringen. Ich muß also auch zum Amüsement etwas bringen, sonst gehen die Theater-Habitues in die anderen vier Theater und amüsieren sich bei Hokuspokus; denn umändern kann ich das Publikum und ½ Million Menschen nicht, welches alle Jahre drei Monate lang italienische Oper hört! (Wer weiß, was in Berlin geschähe, hätten sie dort alljährig italienischen Klingklang).... Also wozu wollen Sie mir Ihren freundlichen Rat geben? und senden Sie mir gefälligst vorher die zwei benannten Bücher. Ihren „Templer kann ich jetzt so besetzen, wie irgend anderswo! (Beck, Mayer oder Tietjens, Ander, Schmid und Hölzel“. [Der Templer kam 1862 von neuem heraus, der Vampyr zuerst am 15. Oktober 1884, also nach 56 Jahren].

176 Der in ärmlichen Verhältnissen lebende Schwager Ed. Wohlbrück in Leipzig meldete (Oktober), daß die Schuselka in diesen Tagen wohl ihre Pariser Direktion angetreten habe. „Gott gebe, daß es recht gut geht, dann fällt vielleicht auch was für mich ab. Ich könnte es brauchen, denn hier wird es immer teurer.“ — Anna Löhn bot ihr
177 Libretto „Afraja“ aus dem Roman von Th. Mügge zur Komposition an.

178 Bodenstedt schrieb aus München (17. Oktober): „Der Himmel weiß, wie es gekommen ist, daß wir so lange nichts direkt voneinander gehört haben... Vor einigen Wochen brachte uns der von Hannover nach München zurückgekehrte Herr Schönchen Grüße von Dir und Deiner lieben Frau; er mußte uns soviel von Euch erzählen, wie nur irgend aus ihm herauszubringen war, und es machte uns große Freude, aus dem Gehörten zu entnehmen, daß Du dich in neuerer Zeit viel wohliger und heimischer in Hannover fühlst, als früher der Fall war. Ich hätte Dir gleich nach dem frischen Eindruck der Unterhaltung mit Schönchen geschrieben, wenn das bei der Sündflut von Lust- und Trauerspielen, welche ich damals noch zu durchschwimmen hatte, möglich gewesen

wäre. Solange diese dramatischen Wogen über meinem Haupt zusammenschlugen, war ich ein völlig unzurechnungsfähiger Mensch, und erst seit etwa acht Tagen habe ich wieder etwas freier aufatmen können. Aber nun gibt es soviel Versäumtes nachzuholen, daß ich zuweilen nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll.

Die Sommerferien haben wir dieses Jahr am Kochelsee zugebracht, wo eine Freundin, die Fürstin Mathilde von Sondershausen, welche gern einmal wieder ein paar Monate mit uns zusammen leben wollte, ein großes und schön gelegenes Haus gemietet hatte, welches wir gemeinschaftlich bewohnten. Eine prächtige Wohnung in einer wundervollen Gegend, heiteres Wetter, tags viel Arbeit und abends anmutige Damengesellschaft, Wasserfahrten bei Fackel- und Mondschein, gut zu essen und gut zu trinken, was will der Mensch mehr? Also sprach ich zu meinem Herzen in den ersten Tagen unseres Landaufenthalts und hoffte steif und fest darauf, einen Sommer zu verleben, wie mir dergleichen sobald nicht wieder geboten werden würde. Aber was sind die Hoffnungen des Menschen! Kaum haben wir uns behaglich eingerichtet, als meine liebe Frau unter höchst gefährlichen Umständen fausse couche machte und infolgedessen wochenlang zwischen Leben und Tod und dann noch im Zustande völliger Entkräftung nahe an zwei Monate das Bett hüten mußte. Dazu kam noch eine hartnäckige Krankheit meines zweiten, schon sehr herangewachsenen Töchterchens, und, um das Unglück zu vollenden, wurde ich von einem hartnäckigen Augenübel befallen, das mich lange Zeit unfähig zu aller Arbeit machte. So haben wir denn, trotz aller Liebenswürdigkeit der Fürstin, die meine Frau wie eine Schwester pflegte, seit unserer Verheiratung noch keinen so trostlosen Sommer verlebt, wie diesen! Jetzt geht es meiner guten Edlitam gottlob! wieder besser, und wenn es irgend möglich ist, soll sie nächsten Sommer ein kräftigendes Bad gebrauchen, um sich ganz herzustellen.

Aus den Zeitungen habe ich mit großer Freude ersehen, daß für Euch die Sommermonate eine Zeit fortwährender Triumphe und wohl verdienter Auszeichnungen gewesen sind. Hoffentlich wird die Gunst, die Ihr bei der britischen Majestät erfahren, nicht ohne günstige Rückwirkung auf die hannoverschen Majestäten gewesen sein. Auch hat es mich

herzlich gefreut, daß die neuesten Aufführungen Deiner Opern hier sowohl wie in Hannover von so durchschlagender Wirkung gewesen sind. Solche Erfolge von außen, ein schönes Weib daheim und eine unvergleichbare Liederquelle in der Brust — alles das muß Dich mächtig zu neuen Schöpfungen anregen und Dir manche selige Stunde bereiten.

Ich werde erst zu Ostern wieder mit einem größeren poetischen Werke hervortreten, das schon ziemlich fertig ist, aber noch der glättenden Feile bedarf. Nebenbei bin ich mit einem halb poetischen, halb wissenschaftlichen Werke beschäftigt, welches unter dem Titel „Shakespeares Zeitgenoßen“ eine grosse Lücke in der Literaturgeschichte ausfüllen soll, und wovon der erste Band bereits die Presse verlassen hat.

Vor einiger Zeit hatte ich Briefe von Frau von Dönniges aus Italien und war nicht wenig betroffen durch die Nachricht, daß sie ihre Tochter Helene (Du wirst Dich des hübschen, jetzt kaum 15 jährigen Goldköpfchens erinnern) mit einem an Jahren schon sehr vorgerückten, und wie man sagt, ziemlich wüsten sardinischen Major verlobt hat. Die Hochzeit soll schon allernächstens vor sich gehen. Unser burschikoser Freund scheint sich auf seinem diplomatischen Posten in Turin wenig zu gefallen, während Frau v. Dönniges dermaßen kränkelt, daß ihr das Klima von Turin zu rauh ist, sie auf den Rat der Aerzte den Winter in Nizza zubringen wird.

Wir leben hier seit unserer Rückkehr vom Lande in altgewohnter Weise fort, vom Strudel der Gesellschaft mehr bewegt als uns lieb ist, denn am glücklichsten sind wir, wenn wir einmal einen Abend ruhig zu Hause verleben können. Doch nun habe ich Dir genug vorgeplaudert.“

179 Noch ein Brief kam aus München von Franz Lachner (22. November): „Auf Deine mir oft bewiesene Nachsicht bauend, unterlasse ich es, alle Gründe meines langen Schweigens zu meiner Entschuldigung anzuführen und bitte feierlich um Generalpardon. An den Auszeichnungen, die Dir in jüngster Zeit von allen Seiten zuteil wurden, nahm ich den wärmsten Anteil; besonders große Freude machte mir aber die glänzende Aufnahme, die Du und Deine liebe Frau in London gefunden. Unter Zurücksendung Deiner Oper „Augustin“, deren Durchlesung mir große Freude

gewährte, muß ich bemerken, daß ich von der Tenorarie eine Abschrift nehmen ließ, und daß dieselbe in einem der nächsten Konzerte zur Aufführung kommen soll. Es wäre mir sehr angenehm zu wissen, welche von Deinen hier noch nicht gegebenen Opern Du am liebsten zur Aufführung empfehlen möchtest! Da sich unter gegenwärtiger Intendanz die Oper wieder einer sorgfältigeren Pflege erfreut, so dürfte ich mit einem Antrage reüssieren. Deine herrliche Oper „Hans Heiling“ wurde dieses Jahr viermal bei stets vollem Hause und mit großem Beifall gegeben; man kann mit Gewißheit sagen, daß sie eine Lieblingsoper der Münchener ist. Ich höre und lese, daß Du Dich mit der Komposition einer neuen Oper beschäftigst und hoffe auf Bestätigung dieses Gerüchts! Im nächsten Frühjahr soll auf Wunsch des Königs Ludwig Deine Oper „Templer und Jüdin“ einstudiert werden, worauf sich jetzt schon alles freut.“

Bodenstedt hatte aus Berchtesgaden auch Frau 180
Marschner viel zu erzählen (2. Juli **1858**): „Vielliebe und verehrte Freundin! Bei meinen Abschied von Hannover versprach ich Ihnen, die erste freie Stunde zu benutzen, um Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben und — so seltsam es klingen mag, so wahr ist es! — Dies ist die erste freie Stunde, die ich seit meiner Rückkehr nach Bayern gefunden. Es hatten sich während meiner Abwesenheit so viele dringend zu erledigende Geschäfte angehäuft, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen und aufhören sollte und an Briefeschreiben gar nicht denken konnte. Und kaum glaubte ich ein ehrlich Stück Arbeit abgetan zu haben, als eine Einladung Sr. Majestät an mich erging, den König auf einer romantischen Reise durch das ganze bayerische Gebirge — mit einigen Abstechern nach Tirol und anderen „schönen Gegenden“ — zu begleiten, wodurch dann meine wissenschaftlichen, poetischen, ehemannlichen, väterlichen, staatsbürgerlichen und sonstigen ehrenwerten Bestrebungen wieder auf — Gott weiß wie — lange Zeit unterbrochen wurden, denn noch ist die Unterbrechung nicht zu Ende, in dem ich nach glorreich vollendeter Reise von Ihren Majestäten nach dem Königlichen Sommerlager Berchtesgaden eingeladen wurde, wo ich noch gegenwärtig und wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus zu residiren geruhe und meine Zeit in geist- und geschmackvollem Müßiggang, in Lustpartien zu Pferde, zu Fuß, zu Schiff und zu

Wagen verbringe was auf die Dauer auch einigermaßen ermüdend und erschöpfend ist, trotz der vortrefflichen Dejeuners, Diners und Soupers, welche die Ruhepunkte dieser höheren Existenz auf unserem niederen Erdentale bilden. Das Beste bei der Sache ist, daß ich mich auf der mehr als fünfwöchentlichen Gebirgsreise trotz großer körperlicher Anstrengungen merkwürdig erholt habe und so rund und voll geworden bin, wie ich nie zuvor gewesen. Meine Finanzen werden freilich dabei sehr in Unordnung geraten, denn mein sterblichr Teil hat so zugenommen, daß die Kleider sämtlich vor ängstlicher Spannung zerreißen und ich alle möglichen Kunstgriffe anwenden muß, um sie jetzt noch einigermaßen zusammenzuhalten.

Im übrigen gehört die Gebirgsreise, welche am Bodensee begann und in Berchtesgaden endete, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich auch bis jetzt noch wenig Zeit gefunden habe, sie poetisch auszubeuten. Es sollte eigentlich die ganze Tour zu Fuß gemacht werden. Da jedoch nach alter Erfahrung die Füße zuweilen ermatten, so wurden zur Vorsicht 6 Wagen und 36 Pferde mitgenommen, wovon 18 zum Reiten bestimmt waren. Nun stellte sich gleich am ersten Tage heraus, daß das Reiten durch schöne Bergtäler eine ganz angenehme Unterhaltung sei; zudem saßen wir alle so flott zu Pferde, und der Zug sah so malerisch aus auf dem dunklen Hintergrunde der Berge und Wälder, daß es schade gewesen wäre, den Bergbewohnern den Anblick dieses schönen Bildes zu entziehen. Es wurde deshalb der Allerhöchste Beschluß gefaßt, das Reiten fortzusetzen. Nur bei ganz niederträchtigem Wetter machten wir von den Wagen Gebrauch, und nur beim Ersteigen hoher Felsen und Bergkuppen (wie z. B. der Wendelstein) nahmen wir auch die Füße, die sich sonst ganz bescheiden zurückzogen, in Anspruch. Auf diese Weise gelang es uns, einen Weg, den man sonst bequem in fünf Tagen zurücklegt, in etwas mehr als fünf Wochen zu machen, was vor uns wohl noch niemandem gelungen ist, da wir, um Neues zu entdecken, überall, wo es möglich war, von der großen Heerstraße abwichen und alle Schluchten, Höhlen, Gießbäche und Wasserfälle, die der Himmel von den bayerischen Bergen zur Erde plätschern läßt, heimsuchten. Das Diner mußte immer mit allem Zubehör von Champagner in Eis da fertig sein, wo wir gerade

Rast machten, und die Kunst des Kochs bestand darin, diesen Punkt bei Tagesanbruch mit großer Verstandesschärfe und Ortskunde (wozu die Weisheit der Ortsbehörde in Anspruch genommen wurde) zu ermitteln. Dann wurden je nach Umständen 40 bis 60 Träger gemietet, welche Küche und Keller auf die Spitze irgendeines unverschämt hohen und steilen Berges oder in irgendeine schauerliche Schlucht tragen mußten, während die Jugend der ganzen Umgegend hinterher jubelte in der Hoffnung, sich mit den Trägern von den sehr reichlichen Brosamen nähren zu dürfen, die von der königlichen Tafel fielen, was auch jedesmal geschah. Einmal dinierten wir auf der höchsten Alp des Wendelsteins, und von den schmucken Sennerinnen wurden drei der schönsten eingeladen, mit uns Champagner zu trinken, zur Belohnung dafür, daß sie uns den ganzen Tag mit ihren schmetternden Liedern begleitet und erfreut hatten. Ein ander Mal dinierten wir in einem Kuhstall auf der Höhe des Blümser Jochs (im Oesterreichischen), wo keine Sennerinnen waren, aber sehr viel Schmutz und Gestank, welch letzteren wir beim Kaffee durch Zigarrendampf zu vertreiben suchten, während es draußen anfing zu regnen und zu stürmen und die erschrockenen Kühe obdachsuchend, brüllend, eine nach der anderen den Kopf in den Stall steckten und sich wunderten, so seltsame Gäste darin zu finden. Sie sehen schon aus diesen wenigen Zeilen, daß unsere abenteuerliche Fahrt Stoff zu ganzen Büchern liefern könnte; doch muß ich leider schließen, um in fünf Minuten mit der Königin auszufahren.

Seien Sie nochmals herzlich gedankt für die gastfreundliche und liebe Aufnahme, die Sie und Ihr Gemahl uns in Hannover zuteil werden ließen [8. bis 10. April]. Grüßen Sie Marschner herzlich von mir, und seien Sie selbst schönstens gegrüßt, und lassen Sie beide einmal wieder von sich hören."

„Am 28. Januar 1858 abends 8 Uhr 5 Minuten ist mein Hiarne vollendet, vor dem ich, als sitzseliger Onkel, nun schmunzelnd sitze und mich seiner freue", schrieb Marschner an Frau Schuselka-Brüning. Die Zeitungen berichteten darüber, und der Textdichter Wilh. Grothe in 181
Berlin dankte dem Komponisten, daß er dem Werke den Stempel der Unsterblichkeit gegeben habe (2. April).

1858.

182 Marschner bot die Oper einem nicht genannten Kollegen, vermutlich Eckert in Wien, an (29. Mai): „Auf den Schluß unserer diesjährigen Unterredung in Hannover mich beziehend, und im Vertrauen auf Ihr gutes Gedächtnis und Ihr freundliches Wollen, beehre ich mich Ihnen anbei die Original-Partitur meiner neuen Oper „Sanges König Hiarne" zur Einsicht und Prüfung anzuvertrauen, hoffend, Buch wie Musik möge Ihren Beifall und in diesem Falle das Glück erlangen, im nächsten Herbst unter Ihrer Aegide zum ersten Male vor der Welt (auf den Brettern, die die Welt bedeuten!) erscheinen zu können. Glücklich, sehr glücklich würde ich mich fühlen, Ihnen solche Auszeichnung verdanken zu können! Und weil ich es hoffe, so träume ich jetzt schon Tag und Nacht von solchem Glücke, und ich hoffe zu Gott, daß mein Werk (wahrscheinlich das letzte dieser Art) Ihnen nicht in solchem Lichte erscheinen möge, daß die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches und Ihres Versprechens unmöglich wird. Einen Entschluß hierüber zu fassen, kann unmöglich viel Zeit kosten. Ist Ihr Entschluß nun ein für mich günstiger, so muß ich Sie schon bitten, die Partitur zu Ihrem Gebrauch sogleich nach der Originalpartitur kopieren zu lassen, damit Sie mir letztere bald remittieren können, weil ich sie ja, wie Sie leicht denken können, auch noch weiter notwendig brauche. Verwenden Sie zu jedem Akt einen Schreiber, und gehen diese vier Kopisten gleichzeitig ans Werk, so ist die ganze Partitur in wenig Wochen fix und fertig kopiert. Daß ich die Bitte hinzufüge, zu dieser Arbeit nur sichere Leute zu verwenden, die keinen Mißbrauch damit machen, werden Sie als komponierender Kollege nur natürlich finden; ebenso auch, daß ich mit größester Spannung einer recht baldigen Antwort sehnsuchtsvoll entgegensehe. So sende ich denn mein jüngstes und letztes Werk mit aufrichtigem Vertrauen und empfehle es nochmals Ihrer freundlichen Gewogenheit und Berücksichtigung". — Bald darauf hatte Marschner in einem Blatte „Das neue Wien" gelesen, daß „Hiarne" die zweite Novität in Wien sein sollte, aber auch erfahren, daß der Hofkapellmeister Eckert krank sei. Da jener Brief an demselben Tage geschrieben ist, an welchem Marschner das Porto für die nach Wien geschickte Partitur verzeichnet hat, so wird Eckert der Empfänger von Brief und Partitur sein. Marschners Wunsch ging nicht in Erfüllung.

1858. 1859.

Der Verlagshändler Simon Richault in Paris 183
hatte von Marschners Kompositionen 13 Nummern veröffentlicht und schickte sie ihm auf einen durch Frau Schuselka-Brüning überbrachten Wunsch. Dabei erkundigte er sich, wann Freischütz, Euryanthe, Oberon komponiert, wo zuerst aufgeführt und mit welchen Personen, wann und für welche besondere Gelegenheit Mendelssohn den Sommernachtstraum komponiert habe. (26. August).

Da das Theater an der Wien, welches den „Goldschmied von Ulm" aufgeführt hatte, seinen Ver- 184
pflichtungen gegenüber Marschner nicht nachgekommen war, teilte der Textdichter Mosenthal aus Wien ihm mit (29. August), daß auch er das seit Jahresfrist vergeblich eingeklagte Honorar erst in diesem Frühjahr erhalten habe. Er gab ihm den Rat, sich sogleich die Hälfte der Schuld (100 Fl.) auszubedingen, aber nicht auf sein Recht, sondern auf die Einsicht und Loyalität der Administration sich zu berufen, da bei einer Konkursmasse auf dem Wege des Rechts schwer anzukommen sei.

Im Jahre **1859** wurde Marschner pensioniert. 185
Graf Platen teilte ihm zunächst vertraulich mit (28. Mai): . . . „Der König glaubt es Ihren hohen Verdiensten um das hiesige Hoftheater und Hoforchester schuldig zu sein, Sie nach fast 30 jähriger Wirksamkeit den beschwerlichen Funktionen eines Dirigenten entbinden zu müssen. . . . will aber vor deren Ausführung noch vernehmen, welche Wünsche Sie dabei erfüllt sehen möchten".

Er antwortete am folgenden Tage: „Die von Ew. 186
Hochgeboren mir in dero Schreiben vom 28. zu erkennen gegebene Huld und Gnade Sr. Majestät und Allerhöchst dero Zufriedenheit mit meinen langjährigen Diensten hat mich tief gerührt und mein Herz in heißester Dankbarkeit schlagen gemacht, und wie soll ich für Sr. Majestät Allergnädigste Sorge für meine älteren Tage jemals mich dankbar genug bezeigen können! Aber ob ich jemals in der von Ew. Hochgeboren mir vorgeschlagenen Art diejenige von Sr. Majestät mir Allergnädigst zugedachte Ruhe und Kummerlosigkeit meines Alters finden würde, muß ich lebhaft bezweifeln. Es ist sehr schwer, alle und jede nähere Verbindung mit einem so lange Zeit in treuester Liebe und Hingebung geleiteten Kunstinstitut so plötzlich aufgeben zu sollen, und ich

zweifle sehr, daß ein solcher jäher Bruch, ohne in mir selbst das Unvermögen jedweder künstlerischer Tätigkeit zu fühlen, mich jemals glücklich machen könnte. Gesund und rüstig, wie ich mich seit Jahren fühle (ich habe in drei Saisons wegen Unwohlsein kaum einmal am Platze gefehlt), führe ich meinen Stab noch ebenso kräftig und lebhaft wie vor 30 Jahren. Weshalb also sollte ich so plötzlich zu so gänzlicher Untätigkeit und somit auch zu einer Unfähigkeit verurteilt werden, die mich hindert, für meine Familie zu sorgen und meinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen? Das würde für mich nur Kummer und Sorge, Not und Elend im Gefolge haben und weit eher eine Strafe sein. Es ist mir namentlich in den früheren Jahren, wo ich so lange für so kärglichen Gehalt, auch unter fortwährender Verheißung einer besseren Zukunft, dienen mußte, und bei den Schlag auf Schlag mich betreffenden Unglücksfällen unmöglich gewesen, mich von allen Schulden frei zu erhalten. An diesem laboriere ich noch, und erst meine definitive Anstellung und der mir von Sr. Majestät Allergnädigst erhöhte Gehalt ließen mich einer sorgenlosen Zukunft entgegensehen und hoffen, als redlicher Mann bestehen und meinen Verpflichtungen streng nachkommen zu können. Eine solche von Ew. Hochgeboren mir, wenn auch unter den von mir dankbarlichst anerkannten, vorteilhaftesten, zu meinen Gunsten gestellten Pensionsbedingungen, in Aussicht gestellte Ruhestellung würde zu keiner Ruhe und Muße führen, sondern mich in Not und Elend stürzen.

Als ich vor 6—7 Jahren mein Verbleiben an einen erhöhten Jahresgehalt und eine lebenslängliche Anstellung knüpfte (was von Sr. Majestät dem Könige mir in Allergnädigster Weise bewilligt wurde), da trieb mich die Not dazu. Denn die allerhärtesten Schläge des Schicksals und des Unglücks hatten mich in eine Lage gebracht, die mich zwang, nach Garantien und Mitteln zu suchen, die mir Hoffnung und sichere Aussichten gaben, allen mir auferlegten Verpflichtungen nach und nach gerecht zu werden. Se. Majestät unser Allergnädigster König und Herr gewährte mir solche, und so wurde es mir möglich, in der Hoffnung alle die an mich zu machenden Forderungen nach und nach erfüllen zu können, die (dem Künstler namentlich) so nötige innere Gemütsruhe wiederzufinden. Aber noch bin ich lange nicht soweit, alle

meine Verbindlichkeiten gelöst zu haben. Selbst der Königl. Kronkasse bin ich noch 300 Taler schuldig, die jährlich mit 100 Taler Abzug getilgt werden. Noch habe ich einen Sohn zu versorgen, eine unglückliche Tochter usw. zu unterstützen. Wie aber wäre das bei einer schon jetzt erfolgenden Pensionierung oder einer namhaften Verkürzung meines Jahresgehalts möglich, oder was bliebe da für mich und meine Frau noch übrig? Ach, Sie sehen wohl, mein hochverehrter Herr Graf! daß eine solche Amtsenthebung mit verringertem Gehalt mir weder Ruhe noch Muße, wohl aber nur Kummer und Not bringen würde, die ich doch wahrlich nicht verdient habe. Es ergeht daher meine ergebenste Bitte an Ew. Hochgeboren, Sie wollen gütigst geneigen, Sr. Majestät meine alleruntertänigste Bitte zu Füssen zu legen: Allerhöchstdieselbe wolle Allergnädigst geruhen, mich ruhig im Amte zu belassen, solange meine Kräfte dazu ausreichen und mich nicht in Kummer und Not zu stoßen, die anders unvermeidlich über mich einbrechen müßten".

Er bat den König um eine Audienz, erhielt aber vom Flügeladjutanten von Slicher die Antwort (3. Juni), der König lasse ihn ersuchen, seine Wünsche schriftlich einzusenden, da er wegen überhäufter Geschäfte keine Audienz gewähren könne.

Graf Platen hatte Marschners Schreiben dem Mini- 187
sterium eingereicht und teilte jenem mit (9. Juni), dasselbe trage Bedenken, sein Gesuch dem Könige zu empfehlen, da von diesem selbst die Absicht ausgegangen sei, für den beschwerlichen Dienst jüngere Kräfte heranzuziehen. Das Ministerium habe sich aber bereit erklärt, eine Pension von 1000 Talern und jährliche Unterstützung von 400 Taler zu empfehlen. Platen hoffte nun auf Marschners Zustimmung, „zumal Sie einen rechtlichen Anspruch auf Pension der Strenge nach überall noch nicht besitzen".

Marschner reichte dann sein Entlassungsgesuch ein, und 188
der Minister des Kgl. Hauses, von Kielmansegge, verfügte am 16. August die Versetzung in den Ruhestand vom 1. September an. Der König ließ ihn „der unveränderten Fortdauer Allerhöchst Ihrer Huld und Gnade auch bei diesem Anlasse versichern". Die Gnadenbeweise bestanden im Titel „Generalmusikdirektor" — 1000 Tlr. Pension — 400 Tlr. jährliche Unterstützung — für die nächsten

fünf Jahre noch eine Beihilfe von 200 Taler — der Rest eines früheren Darlehns von 300 Taler als Gnadengeschenk erlassen für die früher dem Theater überlassenen Opernpartituren — Befugnis die eigenen Opern selbst zu dirigiren.

Die Geschäftsverbindung mit Hofmeister Söhne war etwas gelockert, da die letzten Werke wenig Absatz gefunden hatten. Marschner hoffte jedoch, von Zeit zu
189 Zeit sich an die Firma wenden zu dürfen, „wenn ich nicht wieder durch zu schroffes Abweisen verschüchtert werde“. Er bot ihr ein Duo für Klavier und Violine an (op. 174), welches er bereits in zwei Konzerten mit Joachim und Kömpel mit Beifall gespielt hatte, (3. März). — Peters in Leipzig hatte sein „Liederheft vom Rhein“ (op. 186) für 10 Louisd'or in Verlag genommen und rühmte die jugendlichen Gesangstücke. Auch die hiesige Handlung Riewe und Thiele hatte acht Lieder (op. 187) für 44 Taler gekauft, desgleichen André 6 Lieder (op. 191) um die gleiche Summe. — Couly in Paris erklärte sich zur Uebersetzung von Opern bereit (17. Okt.). — Am 28. Dezember starb sein Sohn August (geb. 16. April 1841), welcher ihm in den letzten Jahren durch Ausschweifungen viel Kummer gemacht und viel Geld gekostet hatte, an Schwindsucht.

190 Wenige Tage darauf bot er der hiesigen Intendanz seinen „Hiarne“ an (4. Januar **1860**); jedoch ohne Erfolg.

Frau Marschner hatte den Wunsch, daß ihr Gatte von Hannover fortzöge. Er wollte gern das Opfer bringen, mit ihr eine Zeitlang in Paris zu leben, wo sie stets voll neuer Pläne — „es grauselt mir oft vor ihrer zu lebhaften Projektmacherei“ — ein Engagement an der Oper zu erlangen hoffte“. Er fragte deshalb bei Frau Schuselka-Brüning an, ob er monatlich mit 250 Frcs., ohne Vergnügungen, auskommen könne; Licht und freie Aussicht seien ihm Lebensbedürfnis. Ein Empfehlungsschreiben
191 des Wiener Rothschild an den Londoner Rothschild war vorangegangen, in welchem jener mitteilte, daß Marschner und Frau nach dort kommen wollten. „Marschner ist durch seine Opern und sonstigen Kompositionen eine so bekannte und beliebte Persönlichkeit in Deutschland, daß Sie gewiß gern seine Bekanntschaft machen und freundliche Aufnahme zuteil werden lassen, die hervorragende Persönlichkeiten

stets bei Ihnen zu finden gewohnt sind“ (20. Febr.). Von
einer geplanten Reise nach London ist sonst nichts bekannt.
Marschners reisten am 9. Mai nach Paris ab und stiegen
zunächst in Rue de Boulogne 35 ab. Nach viermonatlichem
Aufenthalt, kehrten sie im August über Frankfurt zurück,
wo man ihm zu Ehren den „Vampyr“ gab. Damals
schlossen Nuitter und Devin-Duvivier in Paris 192
mit ihm einen Kontrakt betreffend die Uebersetzung von
„Hiarne“, welche in drei Monaten beendet sein solle (14. Au-
gust.)

Durch Vermittlung von Goltermann, welcher in
Frankfurt zweiter Kapellmeister geworden war, schrieb
Marschner an das Direktionsmitglied des dortigen Theaters
Dr. juris von Guaita (15. Octoer): „Meinen herz- 193
lichen Dank für die mich so hoch ehrende und freundliche Aus-
zeichnung, mit welcher ich besonders durch Ihre Güte in
Frankfurt in so überraschender Weise aufgenommen worden
bin, nochmals wiederholend und auch für die durch Kapell-
meister Goltermann mir gesandten Grüße schönstens
dankend, erlaube ich mir diese Gelegenheit zu benutzen und
Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, meiner neuen, zur musi-
kalischen Beurteilung bereits eingesandten Oper „Austin“
Ihre gütige Protektion zuteil werden zu lassen.
Die wirklich ausgezeichnete Aufführung meines „Vampyr“
läßt mich lebhaft wünschen, auch dieses Werk, das ich zu den
besten, was ich geschrieben, zähle, in gleich vortrefflicher
Ausführung auf der Frankfurter Bühne unter Ihrem Pro-
tektorate zur Aufführung kommen zu sehen, vorausgesetzt,
das Urteil des Herrn W. Speyer [Kaufmann und Kom-
ponist] fällt günstig aus, so wie ich es hoffe und wünsche.
Herrn Kapellmeister Goltermann, den ich ersuchte,
das Werk erst dem sachkundigen Auge des Herrn Speyer
zu unterbreiten, habe ich meine sehr billig gestellten Be-
dingungen bekannt gegeben, und fürchte ich nicht, daß sie
es sein werden, die meine Wünsche vereiteln können. Fällt
nun das Urteil des Herrn Speyer, dem ich meine besten
Grüße zu bestellen bitte, so günstig aus, wie ich es
hoffe (auch die Besetzung der Oper dürfte Ihnen keine
Schwierigkeiten machen), dann bedarf es nur Ihres all-
mächtigen Fiats, um das erfüllt zu sehen, was ich so sehr
wünsche.“

1860.

Marschner wollte noch einmal nach Paris, um womöglich seinen „Hiarne“ an der Großen Oper unterzubringen und wandte sich zur Vermittlung beim König Georg an den
194 Flügeladjutanten Major von Kohlrausch am 10. Oktober (irrtümlich mit 1861 datiert):

„Schon gestern war ich, obwohl vergeblich, in Herrenhausen, um Ew. Hochw. die Bitte vorzutragen, mein Gesuch, Se. Majestät und Allergnädigster König möge Allergnädigst geneigen, mir eine Audienz zu gewähren, in welcher ich mir erlauben dürfte, meine Alleruntertänigste Bitte um ein Empfehlungsschreiben an Se. M. den Kaiser Napoleon zu motivieren — zu unterstützen. Im Fall aber, daß es unmöglich wäre, eine solche Allerhöchste Gnade für mich zu erlangen, will ich mir erlauben, in Kürze die Gründe meiner untertänigen Bitte Ew. Hochwohlgeboren hier vorzutragen.

Meine vorgerückten Jahre sowohl, wie meine Pensionierung heischen dringend, für die Meinigen noch soviel als möglich zu wirken und zu schaffen, damit sie nach meinem Tode nicht gar zu hilflos werden. Eine solche günstige Gelegenheit für sie, namentlich für meine Frau, zu sorgen, bietet sich jetzt in Frankreich dar. Dort ist dem Dichter, Schriftsteller und Komponisten nach seinem Tode auch ein sicherer und seinen Erben ergiebiger Gewinn so lange verbürgt, als seine Schöpfungen wirken. Er, sowie auch seine Hinterlassenen erhalten von jeder Darstellung irgend eines seiner Werke einen bestimmten Anteil der Einnahme. Nun habe ich bei meinem diesjährigen Besuche in Paris nicht nur die ehrenvollste und zuvorkommendste Aufnahme, sondern auch die größeste Bereitwilligkeit gefunden, irgend eine meiner Opern zur Aufführung zu bringen, nachdem durch die Aufführung der Opern von Mozart, Beethoven und Weber der Geschmack an deutscher Musik bereits so gehoben worden ist, daß man an günstiger Aufnahme auch der meinigen nicht im geringsten zweifelt. Nun aber existiert an der ersten Opernbühne Frankreichs, der Académie impériale ein Gesetz, welches derselben nicht erlaubt, fremde, ausländische Werke aufzuführen, ohne daß ein Spezialbefehl des Kaisers sie dazu autorisiert. Vermöge eines solchen ist Rossinis „Semiramis“ in diesem Sommer zur Aufführung gebracht

worden, und infolge eines solchen wird in einigen Monaten Wagners „Tannhäuser" zur Aufführung gelangen. Nach den mir mündlich erteilten Versicherungen Sr. Exz. des Ministers des Kaiserl. Hauses Herrn v. Fould, zu dessen Ressort auch die Theater gehören, würde auch ich auf eine gleiche Begünstigung hoffen dürfen, wenn ich imstande wäre, einige empfehlende Zeilen von Sr. M. unserem Allergnädigsten Könige dem Kaiser überreichen zu können, zumal der Kaiser nach obigen Versicherungen eine unbegrenzte Hochachtung für unseres Königs Majestät und Allerhöchstdessen Kunsturteil hegt und demgemäß augenblicklich den gewünschten Befehl der Administration der Académie impériale erteilen würde. Dies sind in Kürze die Motive zu meiner Bitte um ein königliches Empfehlungsschreiben, durch dessen sicheren Erfolg mir für den Abend meines Lebens noch eine recht große Freude erblühen wird und mein Herz von einer recht großen Last enthoben werden kann. Und erwäge ich die allbekannte, große Herzensgüte unseres Allergnädigsten Königs, sein nie rastendes Streben, überall nur Gutes zu tun und seine unbeugsame Gerechtigkeitsliebe, die mindestens meine stets eifrigen Bestrebungen in der Kunst, das mir Möglichste und Höchste zu erreichen, niemals verkannt hat, so lebe ich der besten Hoffnung auf Erfüllung meiner alleruntertänigsten Bitte."

Nachdem er als letzten Posten in seinem Haushaltungsbuche am 11. November „für Rock, Hose und Weste 28 Tlr." angeschrieben hatte, reiste er Ende des Monats mit der Gattin wieder nach Paris. Seine Bemühungen um Aufführung einer Oper waren vergeblich; man hatte dort mit Rich. Wagner und dem „Tannhäuser" wohl gerade genug. Krank geworden, kam er am 5. Juli **1861** nach Hannover zurück.

Goltermann teilte ihm mit (20. Juli), daß in 195
Frankfurt die erste Kapellmeisterstelle besetzt werden solle, Reiß aus Cassel wenig Aussicht habe, da er ein unwahrer und intriguanter Charakter sein solle. v. Guaita möchte gern Ignaz Lachner aus Stockholm haben, welcher sich gemeldet hatte und als früherer Lehrer auch ihm der liebste sei. Guaita ließ Marschner bitten, sich über die Befähigung Lachners schriftlich zu äußern. Ueber „Austin" sei noch kein bestimmter Bescheid getroffen, da erst der neue Kapellmeister ernannt sein müsse.

1861.

196 Ein Brief von Frau Marschner (10. August) ohne Adresse muß an Frau Goltermann gerichtet sein: „Es wird Sie gewiß recht traurig berühren, wenn ich Ihnen mitteile, daß mein armer Mann seit 14 Tagen schwer erkrankt ist. Ueberbringer dieser Zeilen, Herr Hunäus [Pharmazeut, Sohn des Professor H. am Polytechnikum in Hannover, eines Freundes Marschners] ist unser lieber teurer Freund, er war ein treuer Schulkamerad unseres seligen August. Dieser wird Ihnen alles sagen, leider mehr, als ich Ihnen in diesen gedrängten Zeilen sagen kann. Ich bin allein um den armen Kranken. Sie können sich leicht denken, welche Gemütserregungen ich habe, besonders da ich dem Kranken noch Mut einflößen soll. Gott gebe es nur bald, daß sich's noch ändert und — bessert. . . Mein Mann freute sich sehr, daß Ignaz Lachner zum Kapellmeister gewählt wurde. . . . Noch eins soll ich Ihrem Herrn Gemahl sagen, daß, im Fall die Direktion sich entschlösse, die Partitur des „Austin“ zu kaufen, Marschner ein anderes Exemplar senden würde, weil dies das Original ist.“

197 Ed. Wohlbrück schrieb aus Leipzig (Poststempel 4. 12. 61]: „Jetzt aber, Gott sei Dank, scheint alle Gefahr vorüber. Halte und pflege Dich jetzt nur recht gut, daß Du bald wieder rüstig werden wirst. Bedenke auch, daß Du noch lange zu laufen hast, ehe Du so alt wie Dein Vater wirst, und unter dem darfst Du es nicht tun. Eine gute Kapellmeisterstelle dort oben bleibt Dir gewiß, denn da soll es ja nach Verdienst gehen. Die letzt fällige Sendung von der Petersb. Nichte [Frau Schuselka-Brüning?] ist, wenn auch verspätet, eingetroffen, mit wiederholter Zusicherung der weiteren Fortsetzung. Ich glaube, ich kann nun darüber beruhigt sein . . . Hofmeisters lassen schönstens grüßen. Das Duo ist fertig bis auf die Korrekturen; sie hoffen, nächste Woche den ersten Abzug nach Paris schicken zu können. . . . Letzten Montag ist Dein „Heiling“ wieder mit großem Beifall gegeben worden; auch das nachkomponierte Duett wurde gemacht und soll sehr angesprochen haben. Der lieben Therese noch besonders die herzlichsten Grüße.“

Marschner starb infolge eines Schlaganfalls im 65. Lebensjahre am 14. Dezember 1861, abends 9 Uhr.

198 Am 26. Dezember kondolierte Ignaz Lachner aus Frankfurt der Witwe: „Die ebenso unerwartete als schmerz-



Heinrich Marschner. 1861.
Original-Kreidezeichnung von Ernst Alpers in Hannover.
(Im Besitz des Vaterl. Museums, Hannover.)

lich erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode Ihres teuren Gatten, dem biederen Freund und großen Meister, hat, wie die ganze musikalische Welt, auch mich, den ich näher zu kennen das Glück hatte, auf das tiefste ergriffen. Mit ihm sank die letzte deutsche Größe ins Grab! In solchen Momenten trösten zu wollen, ist kein Trost und ist nur häufig dazu geeignet, die schmerzhafte Wunde aufs neue aufzureißen. Ich enthalte mich deshalb aller Beileidsbezeugungen, denn ich fühle es, daß Sie überzeugt sind, daß ich, dem der selig Entschlafene so viele Beweise der uneigennützigsten, ja wahrhaft freundschaftlichen Beweise gewürdigt hat, diesen herben Schlag gewiß auf das innigste mitfühle, ich, der ihn so hoch schätzte und bewunderte. Sein müder Körper ruht nun in der Erde, aber seine Werke werden fortleben, seinen Namen zu verherrlichen und als Stern erster Größe leuchten, solange die musikalische Kunst existieren wird! — Werden Sie es nicht für unbescheiden halten, wenn ich eine Bitte auszusprechen mir erlaube?! Ich würde mich nämlich unendlich glücklich schätzen, zum Besitz eines kleinen Andenkens an den Mann, den ich so hoch verehrte und schätzte, zu kommen! sei es ein Blatt, irgendeine kleine Komposition von der Hand des geliebten Meisters geschrieben! Sie dürfen überzeugt sein, daß Sie diese Gunst an keinen Unwürdigen verschwenden, ich würde es wie ein Heiligtum aufbewahren und verehren. — P. S. Am 8. Januar wird „Hans Heiling“ nach jahrelanger Pause mit ganz neuer Ausstattung und Dekorationen zur Aufführung kommen.“

Ein Aufruf zu einem „Denkmal“ wurde von einem hiesigen Komite, welchem Joachim als einziger Musiker angehörte, erlassen (30. Dezember). Unabhängig davon 199
erbat Graf Platen von Frau Marschner die Zustimmung zu einem Konzert im Logenhause für ein „Grabdenkmal“ (1. Januar **1862**).

J. Rodenberg in Berlin schrieb an Frau Marschner 200
am 30. Januar: „Aus einem Leipziger Lokalblatt ist eine Notiz, die Tochter und Enkel Marschners betreffend, in mehrere größere Zeitungen übergegangen. In dieser Notiz wird gesagt, daß diese Hinterbliebenen des vorstorbenen Meisters sich im tiefsten Elend befinden, und daß man die Manen desselben besser dadurch ehren könne, die Not jener zu lindern, als ihm ein Denkmal zu errichten. Diese Notiz

bedarf einer Berichtigung. Die Tochter Marschners ist mit einem Hauptmann a. D. vermählt, welcher, nachdem er im Schleswig-Holsteinischen Feldzug invalide geworden, eine Anstellung im Zivildienste fand. Diese Anstellung bringt ihm gegenwärtig einen jährlichen Gehalt, der weit über das Bedürfnis eines bürgerlichen Haushalts geht, und der jedenfalls so beträchtlich ist, daß einer Familie, welche mit demselben nicht ausreicht, auch mit den 4 oder 5000 Tlrn., die allenfalls für ein Marschner-Denkmal zusammenkommen werden, wenig gedient sein würde. Ohne persönlich zu werden, können wir in dieser Berichtigung nicht weiter gehen; aber Einsender dieses hat dem geschiedenen Meister so nahe gestanden und kennt die Verhältnisse so genau, daß er es für seine Pflicht gehalten hat, das Publikum in dieser Hinsicht zu beruhigen und es — mit der Hand auf dem Herzen — zu versichern, daß es sich in seiner Pietät für den Todten durch anonyme Zeitungsartikel von Lebenden nicht irre machen zu lassen braucht."

Dieses, meine liebe gute Freundin, sind die Worte, welche ich als Erwiderung auf jene nichtswürdige Zeitungsnotiz noch morgen in einigen hiesigen Blättern abdrucken lassen werde. Sie werden ihre Runde durch die deutschen Zeitungen machen und dann ganz gewiß jene alberne Notiz auf das gründlichste schlagen. — Den Text von „Hiarne" habe ich heute sofort eingereicht und werde Ihnen umgehend die Antwort der Intendanz mitteilen. Allerschönsten Dank für Ihr liebes Bild, welches ich immer vor mir auf dem Schreibtisch liegen habe. . . . Für nächsten Sonntag steht hier wieder der „Templer" auf dem Repertoir, und am letzten Sonntag im Flottenkonzert machte das „Frei wie des Adlers" ungeheuere Sensation . . . Mein Herz schlägt für Sie, wie in der guten alten Zeit, und nichts wünsche ich sehnlicher, als einmal wieder recht oft mit Ihnen ungestört zusammen sein zu können. Wann wird dieser Wunsch erfüllt werden? Ach! — Die Jahre vergehen in Arbeit, Sehnsucht, Unbefriedigung — und zuletzt hat man „im Alter die Fülle, was man in der Jugend sich wünschte". Dann aber ist's zu spät. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, und bleiben Sie gut Ihrem Ihnen treu ergebenen

J. R.

1863.

Frau Marschner war 1862 nach Wien übergesiedelt. In einem Briefe ohne Adresse, welcher zweifellos an Goltermann gerichtet ist, schrieb sie (15. Februar **1863**):

„Verehrtester Freund! Daß ich Ihren Wunsch in bezug 201
einer Handschrift von meinem seligen Gemahl noch nicht erfüllte, ist nicht meine Schuld ganz allein. Sie machen sich keinen Begriff, wie furchtbar bewegt mein Leben seit dem entsetzlichen Verlust ist. Schlag auf Schlag brach es herein; ich habe noch recht schwer zu tragen. Doch Gottes Wille war es — ich mußte stille halten, mich in alles ergeben! . . . Nach all den unseligen Kämpfen, die ans Wahnsinnige bei den beiden Bassons gingen, wurde ich sehr angegriffen, die Aerzte schickten mich ins Bad. Als ich endlich zurückkam, entschloß ich mich auf Zureden meiner Freunde in Wien, meine Heimat zu besuchen. Kaum war ich hier, so wurde ich acht Tage nach meiner Ankunft zur Professorin des höheren Vortrages im Gesang am hiesigen Konservatorium ernannt. Eine Stellung, die sehr ehrenvoll und angenehm. Ich habe alsogleich von früh Morgen bis Abend meine Schülerinnen zu versorgen gehabt, dazu all die Besuche, Soireen, Konzerte usw. Was da alles daran hängt, können Sie sich, edler Freund! leicht denken. Doch Gott sei Dank! Unglaublich rasch hatte ich mir eine sehr schöne Stellung hier gemacht und hoffe selbe mit Gottes Hilfe noch lange zu genießen und zu behaupten . . . Die Oper „Hiarne" habe ich geerbt. Sollte Herr von Guaita geneigt sein, die Partitur einmal zur Durchsicht anzunehmen, so würde es mich freuen. In München ist die Partitur angenommen worden. Schließlich habe ich noch eine Bitte an Sie, mein verehrter Freund! Es wurde von einem meiner hiesigen Freunde, Herrn Dr. Otto Bach, die Musik zu dem Hebbel'schen Drama „Die Nibelungen" geschrieben. Das Drama gelangt nächstens zur Aufführung. Doch schließlich stellte sich heraus, daß der großartige Stil der geistreichen Musik für das winzige Orchester im hiesigen Burgtheater nicht anwendbar ist; so kann denn die Musik zum Drama im Burgtheater nicht gegeben werden. Es ist aber so prachtvoll und wirksam, daß es für andere Bühnen höchst empfehlenswert ist. Sollte es Ihnen, lieber Freund, also zu ermöglichen sein, das Drama mit der Bach schen Musik Herrn v. Guaita zum Vor-

schlag zu bringen, so würden Sie mich Ihnen unendlich verpflichten. Vielleicht kann dann durch mich eine Korrespondenz eingeleitet werden? Die Ouverture und der große Nibelungen-Marsch sind pompös und machen enormen Effekt. Bitte! — vielleicht können Sie in der Sache etwas tun! Das Drama mit Musik könnte ja zur Durchsicht eingesendet werden."

202 Auf ein gleiches Ansuchen antwortete Franz Lachner in München an Frau Marschner (21. Februar): . . . „Der „Hiarne", dessen Schicksal mir nicht minder am Herzen liegt wie Ihnen, muß einstweilen warten, bis ich einen 6. Bassisten für uns aufgetrieben habe. Es ist dies eine theatralische Kalamität, die hoffentlich noch zu überwinden ist, wenn ich auch Sie, wie so manchen Verehrer Ihres Mannes, noch mit Geduld vertrösten muß. — Ihre Empfehlung des Herrn Otto Bach ist jedenfalls bei mir so mächtig, daß ich Ihnen recht herzlich gern verspreche, seine Musik zu Hebbels „Nibelungen" für uns anzukaufen, wenn erst einmal das Stück bei uns gegeben werden soll. Vorläufig ist freilich davon noch nicht die Rede gewesen. Einer weiteren Frage entspreche ich durch die Mitteilung, daß Herr Intendanzrat Schmidt allerdings an der Spitze unseres Theaters steht."

203 „Hiarne" kam am 13. September 1863 in Frankfurt a. M. unter Ignaz Lachner zur Uraufführung — dann in München am 7. März 1883 unter Levi, wobei ein von K. Lautenschläger erfundenes, elektrisches Schwert als Hauptrequisit sehr bewundert wurde, — schließlich in Weimar unter Lassen 1893.

Nach Schluß der Handschriften des Vaterländischen Museums möchte ich noch einige Auszüge von Briefen Marschners an Frau Schuselka-Brüning hinzufügen, welche die 87 jährige Künstlerin mir früher zur Benutzung überlassen hatte.

204 1842, (8. August): es freut mich, daß Sie in Wien gelegentlich meine Lieder singen, und zwar so, daß sie gefallen . . . Glauben Sie, daß Pokorny in der Josephstadt den „Heiling" wohl geben kann, so, daß er etwas macht?"

1843 (8. März): „Heute ist zum ersten Mal „Marie, die 205
Regimentstochter". Es degoutiert mich, die Urban darin zu
sehen und zu hören. Dazu singt Grünbaum den Tonio,
was wirklich zum Uebergeben ist. Na, ich sehe die Oper schon
Purzelbäume schießen, obwohl sie z. B. mit Ihnen und Holz=
miller großes Glück machen müßte . . . Wohl hätte ich
es schon längst gern erlebt, daß man eine meiner Opern in
Wien gegeben hätte, denn ich weiß recht gut, wie musikinnig
und =kundig und lebhaft das dortige Publikum ist. Allein
bis jetzt war mir sowohl die Zensur als auch der gute
Wille der deutschen Vorstände stets entgegen. Jetzt be=
daure ich es um so mehr, daß meine kleine, einflußreiche
Nichte nicht an einem Operntheater wirkt. Ich bitte Sie
deshalb, mit Liedereinlagen fortzufahren." —

Nach einer Anfrage vom Kärnthnertortheater, welche
Oper er am geeignetsten zur Aufführung halte, hatte er den
„Heiling" nach Wien geschickt (Dezember). „Gott gäbe dem
armen Jungen soviel Glück in Wien, als Ihnen; dann ist es
schon gut. An Staudigl habe ich extra geschrieben,
damit er sich dafür interessiert. Honorar bekomme ich freilich
wenig (20 Pistolen)."

1844 (1. November): „Wie ich von Hofmeister 206
höre, hat man es in Wien aufgegeben, meinen „Heiling"
zu geben; sind die Umstände so schlimm, als Sie sie schil=
dern, so will ich mich deshalb auch nicht riel grämen. Die
Oper hat in Graz sehr angesprochen."

1845 (22. Dezember): „v. d. Busche, wieder In= 207
tendant ohne Gehalt, wird mich auch bald ins Grab ärgern.
Er ist mein Feind; weshalb, weiß ich nicht."

1846 (7. Januar): „Gestern, am Geburtstage von 208
Marianne, starb Andreae, mein liebster Freund [Stadt=
baumeister.]

(15. Juni): Vor einigen Tagen hatte ich eine Einladung 209
von Ballachini am Theater der Leopoldstadt, meinen
„Templer" im August selbst zur Aufführung zu bringen.
Gegen Ende Juli werde ich wahrscheinlich mit Toni in Wien
eintreffen. Glaubst Du wirklich, daß der Templer eine
Oper für die Wiener ist? Ach, möchte es doch so sein, damit
ich auch einmal eine recht herzliche Freude hätte. Schreibe
mir recht offen. Habe ich Aergerliches zu erfahren, so brauche
ich immer erst etwas Zeit, um mich zu fassen und der Wider=
wärtigkeit fest ins Auge sehen zu können. — Jenny Lind

sang am 6. Norma, 8. Amine, 9. Agathe, 10. Konzert beim König, 11. Lucia, 12. beim Kronprinz und am 13. großes Konzert bei 2½mal erhöhten Preisen. Ich bin davon so kaput, daß ich mich ihrer Weiterreise herzlich freute. Ueber ihre vortrefflichen Kunstleistungen etwas sagen zu wollen, hieße Wasser ins Meer gießen. So sehr ich auch ihre Gesangskunst bewundere, so sehr bewundere ich doch auch ihr Vermögen, binnen acht Tagen den Hannoveranern das Sümmchen von ca. 2500 Tlrn. ablocken zu können, und das bei einer Hitze von 24° Reaumur. Mir ist die höchste Bewunderung und Anerkennung unseres Allerhöchsten geworden (wegen der vielen Strapazen im letzten Winter), so daß ich jetzt von der vollsten und Allerhöchsten Gnade wie von einem Lichtmeer umflossen bin. Ich darf alles hoffen — nur nichts verlangen oder gar erwarten. „Was will die arme Jüdin mehr?"

210 1856 (2. September): Nach einer mehrwöchentlichen Reise Marschners und Gattin in Norditalien, Tirol, Wien, Prag [Kosten nur 121 Tlr.] kamen sie nach Dresden. „Dort sahen wir die Jagd von Hiller, worüber wir außer uns vor Vergnügen waren. Anderen Tags besuchte ich die Theaterexzellenz und sah mancherlei Vorzimmergewürm. Man sprach von Aufführung einer meiner Opern. Da das aber vor Freitag nicht möglich war, fuhren wir ab und ließen die Marschnerfeier im Stich." „Mit Toni [welche wegen Geldangelegenheiten einen impertinenten Brief an Frau Marschner geschrieben hatte] ist es leider ganz aus, sie betritt mein Haus mit keinem Schritt und kümmert sich gar nicht um mich."

211 (26. Oktober): „Die Seebach spielt hier mit unerhörtem Sukzeß. Als Gretchen wurde sie 15mal, in Hannover 15mal gerufen. Unter 10 bis 12mal geht keine Rolle vorüber. Ich selbst besuche jede ihrer Vorstellungen, was ordentlich auffällt, da ich sonst niemals ins Theater gehe, wenn ich nicht selbst zu tun habe. Ich halte sie aber für ein echtes Genie; sie scheint auch sonst ein recht liebes und kluges Mädchen zu sein. Der König soll ganz in sie weg sein, will sie partout haben und soll ihr schon 5000 Tlr. geboten haben. Es sollte mir lieb sein, wenn sie bliebe; dann würde doch auf der hiesigen Schauspielwassersuppe ein Fettauge, und noch dazu ein recht großes schwimmen . . . Dein Franzl [Gatte Schuselka] ist wohl eine Art Dickschädel? Mir ist er immer als einer der gescheidtesten und liebenswürdigsten Menschen

vorgekommen. Gibst Du nicht „Margret"? Kaviar für Deine Säue."

1858. Marschner suchte seinen „Vampyr" in Paris 212
mit Hilfe von Frau Sch.-Br., welche dort seit einem Jahre lebte, unterzubringen und schrieb ihr in mehreren Briefen: „Ich werde mich freuen, wenn aus dieser Vampyrgeschichte etwas wird, werde noch heute das Buch in Abschrift geben und diese sogleich mit dem Klavierauszug Dir zuschicken. Die Partitur habe ich für Wien, wo sie unter Cornet gegeben werden sollte, ehe er abgetreten wurde, namentlich im 1. Akt, in welchem sich mehreres überflüssig machte, wirksam abgeändert. Kommt es in Paris zu etwas, dann werde ich Dir nur eine solche renovierte Partitur zuschicken. Gerechter Gott! Wenn ich an Paris und London zurückdenke, so beginne ich sogleich in meinem kühlen, nach Norden gelegenen Zimmer zu schwitzen, besonders wenn ich mich Deiner rapiden Agilität erinnere, die mich mehrmals bis zur Verzweiflung gebracht hat, da ich Deinem Fluge nur mühsam zu folgen imstande war . . . Gern träfe ich Dich wieder einmal in Paris, wohin es uns gar mächtig hinzieht, weit mehr als nach London . . . ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn meinem Werke die Ehre einer Aufführung in Paris zuteil würde. Aber da ich ein Pechvogel bin, so glaube ich nicht eher daran. . . . Natürlich liegt mir als Autor zunächst am Herzen, daß mein Werk so pure als möglich erhalten, d. h. nicht bis zur Unkenntlichkeit französiert wird, worüber zu wachen ich Dich inständigst bitte. Sodann, daß die Oper im Théâtre lyrique gegeben werde, nicht in der Opéra comique. Auch wirkt dort unser trefflicher Landsmann Stockhausen, dessen deutsche Natur sicherlich des Werkes tiefinnersten Kern nicht nur mehr als zehn andere Sänger erkennen, sondern auch zur wahren Geltung zu bringen wissen würde. Wisse, daß die Nummer 3 (Duett mit Janthe) die Arie der Malvine, das darauf folgende Duett und Terzett, das erste Finale und das letzte Duett vor dem zweiten Finale viel bequemer, auch gekürzt eingerichtet worden sind. Der Chor „Leiden und Freuden" ist in der neu arrangierten Partitur kürzer . . . Cavalho muß aber vorher 100 Fr. für Kopie der Partitur einsenden. Und kommt es endlich, endlich zur wirklichen Aufführung, sapperment, da muß ich dabei sein, dann komme ich ganz im Stillen incognito mit Resi nach Paris und verliere mich

spurlos, wie ich gekommen, wenn die Sache schief geht; oder brüste mich mit Dir im Sonnenschein unerwarteten Glücks. Herr Jeses, Herr Jeses, wie will ich mich freuen!! Dann lassen wir auch die erste Tantieme bei den Frères Provençaux oder im Maison dorée oder wo Du willst springen! . . . Weshalb mir Berlioz Feind ist, begreife ich nicht . . . Dein Brief giebt aufs neue Zeugnis von Deiner unermüdlichen Geschäftsenergie bei den Wirrnissen und Verlegenheiten. Deshalb bewillige ich Dir ein Drittel als Gratifikation in Vampyrangelegenheit. Für gar nichts will ich ein ganzes Werk nicht den Herren Franzosen opfern. Protestiere wenigstens gegen jede Aufführung ohne Deinen und meinen Willen und gegen jede Partitur, die nicht von mir stammt und keine neue Bearbeitung ist . . . Dumont, der Besitzer der Kölnischen Zeitung, hat schon alle seine Korrespondenten instruiert, darunter Moritz Hartmann. . . . Die Vampyraffaire fängt an langweilig zu werden, Cavalho gleichgültig, man scheint wenig Lust zu haben, wenigstens solange man zahlen soll. Ich habe keine Illusionen mehr darüber. . . . Sollten Barbier und Carré in Paris mir ein neues Libretto mit der Zusicherung der Aufführung in Paris und der mir gebührenden Einkünfte anvertrauen wollen, dann würde ich ernstlich mit mir zu Rate gehen, ob ich ihren Wünschen zu entsprechen vermöchte." [Die Pläne mit dem Vampyr scheiterten.]

213 (April, Mai:) „Eine gewisse Bärndorf aus Petersburg ist von Platen der Seebach auf die Nase gesetzt. Was sie nicht an Spiel vermag, bewirkt sie durch Toilette und russische Juwelen, wovon sie ein ganzes sibirisches Bergwerk zu besitzen scheint. So z. B. trägt sie nur Hemden von weißem Taft. Sie . . . nennt sich auf ihren Karten aber Baronin von Schoulz, geb. Bärndorf. Die Seebach soll im stillen bereits mit unserem ersten Tenor Niemann verlobt sein. Wenigstens reitet sie mit ihm aus und teilt sich mit ihm in die K. Gnade. O! es ist hier ein bißchen Hof- und Theaterwirtschaft, nicht zu beschreiben, aber wohl nur so lange dauernd, bis es einmal wieder wo donnert und blitzt, was Gott noch lange verhüten möge. — Es heißt, daß die Seebach unseren Heldentenor Niemann heiratet, der so wie sie mit 5000 Tlr. auf zehn Jahre fest engagiert ist. Am Abend vor ihrer Abreise am 1. Mai soll die Verlobung im Hause des intimen Freundes des Königs, bei dem Friseur X

richtig geworden sein. Allgemein aber sagt man auch, daß sie schon nach den ersten Wochen ungeheure Keile kriegen wird, was ich, wie ich ihn kenne, selbst gern glaube. O Gotte! wie wird dem jetzt verwöhnten Kinde das gefallen?! Indessen: allemal, wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis zum Tanze. Die Bärndorf richtet sich komfortabel ein, nimmt die ganze hannoversche Armee durch ihre Liebenswürdigkeit gefangen, um sie später feindlich auf die arme Seebach loszulassen, und zwar unter Anführung des Grafen Jul. v. Platen, der die Seebach und Niemann nicht leiden mag.

Die Seebach begeht durch ihre Verlobung den dümmsten Streich ihres Lebens und wird sehr bald ihr Schicksal zu beklagen haben, denn ohne Schläge wird es nicht abgehen."

1859. Frau Marschner an Frau Schuselka-Brüning 214
(28. Juni): „Die Seebach lud uns zu ihrer Hochzeit [31. Mai]. Wir waren nicht da. Es war überhaupt niemand aus unserem Kreise da. Friseure, Dekorateure, Choristen, Schneiderinnen usw. waren die Gäste bei den zwei Polterabenden. Das schönste war, daß sie zwei Schauspielerinnen X, die ältere war die Maitresse des Buchhändlers Y in Leipzig, der ihr ein Haus am Rhein kaufte, zu Brautjungfern hatte. Slicher und Kohlrausch [Flügeladjutanten] sollen sie zum Altar geführt haben."

Noch einmal besprach Marschner seine Finanzen 215
(S. 151), als Frau Schuselka Geld von ihm leihen wollte (19. Juli 1858): „Mit Geld kann ich Dir nicht helfen; ich habe selbst vor einigen Tagen 370 Tlr. geliehen, um die Schulden meines Sohnes in Göttingen zu bezahlen. Seit zwei Jahren hat Basson mir 1500 Tlr. ausgepreßt, um ihn vom Schuldturm zu retten. Mein Gehalt ist 2000 Tlr. Davon ab 230 Tlr. für Steuern und Witwenkasse. Von den übrigen 1770 Tlr. habe ich jährlich 300 Tlr. auf die für Toni und August kontrahierten Schulden abzutragen. Diese Gelder sind von der Kronkasse geliehen, wofür ich mein Leben versichern mußte, damit meine Gläubiger sich daran halten können. Alfred, ausgewandert [nach Amerika], wurden ein paar Tausend Taler mütterliches Erbe [von Eugenie Jaeggi] ausgeliefert. Ich habe mich und meine gute selige Mutter von meinem 9. Jahre selbst ernähren müssen, und meine Kompositionen und stets geringen Gehalte haben vermittels andauernder Sparsamkeit eben nur hin-

gereicht, mich und meine Familie, zu der sich die letzten 18 Jahre noch Vater und Mutter, Schwiegermutter und Schwager, Toni und Familie gesellten, mit notdürftigem Anstand zu erhalten. Bist Du imstande, den Vampyr in Paris zu Gelde zu machen, so nimm es, hilf Dir damit so lange, bis Du sorglos es mir endlich zurückerstatten kannst, aber Geld anschaffen, namentlich so lange ich selbst so tief in Schulden stecke, das vermag ich nicht."

Es war ein hartes Geschick für Marschner als Vater von zehn Kindern, obendrein noch so viele unbemittelte Verwandte unterstützen zu müssen. Jahraus jahrein schickte er laut Haushaltungsbuch alle 3 Monate 20 Tlr. an den Vater, 22 an die Mutter, 57 an die Schwiegermutter (nachweislich seit 25 Jahren), 25 für Schwager Ed. Wohlbrück, und für Toni Basson binnen neun Jahren 4600 Tlr. Dieser menschlich schöne Charakterzug sei ihm unvergessen.

216 Marschners Verkehr in Hannover bewegte sich in den angesehensten Bürgerkreisen. Er war ein gesuchter Gesellschafter, da er über eine unerschöpfliche Fülle an guten Geschichten und Anekdoten verfügte. In sächsischem Dialekt vorgetragen, waren sie gelegentlich mit einem klassischen Zitat geschmückt. Aber neben schlagfertigem Witz stand auch manches gepfefferte Wort und scharfer Spott. Dabei hatte er Freude an einem guten Tropfen. Sein Verkehr mit Künstlern ist, wie es scheint, nicht groß gewesen. 1833 finden wir im Haushaltungsbuche Fürstenau, Ed. Devrient, Molique bei ihm zu Tisch. Später wurde Julius Rodenberg Freund und Hofpoet im Hause Marschners. Als nach dem Eintritt Joachims eine Menge hervorragender Musiker zu den Abonnementskonzerten kamen, sind nur wenige als seine Gäste aufgenannt. Der ehemalige Hoftheaterdirektor v. Holbein feierte seinen 73. Geburtstag bei ihm am 27. August 1852; also wenige Tage vor Eröffnung des neuen Hoftheaters. Sodann Bodenstedt, Ferd. Hiller, Dreyschock, Tedesco und von hiesigen Künstlern die Sängerin Geisthardt, Schauspieler Gabillon. Mit dem Geiger Kömpel, Bratschist Stowiczek, Cellist Prell hatte er bei sich Kammermusik, wobei er das Klavier übernahm. Zu Ehren Maurers war Joachim einmal sein Gast (1853), verkehrte aber sonst nicht bei ihm. Von Kunstfreunden finden wir im Hause den berühmten Satyriker, Advokat Detmold und den Hofmaler Frederichs, welcher Theater-

berichte schrieb. Nach der letzten Verheiratung wurde die Geselligkeit größer, Speisen und Getränke an seiner Tafel waren von auserlesenem Geschmack. Die junge Frau tanzte gern, und der wohlbeleibte Gatte mußte seine Resi häufig auf Bälle führen.

In den fünfziger Jahren fand Hans von Bülow ihn 217
so komisch feist, daß er Mühe hatte, den Lachreiz zu verbergen, und für Joachim sah der kleine runde Mann wie ein Gummiball aus. Marschner schrieb: „Resi trinkt Brunnen und bringt den Vormittag mit Laufereien zu; ich gleichfalls, hoffend, mein Umfang werde durchs Hinterpförtchen sich verlieren. Aber kann — ohne Wunder — ein Kamel wirklich durch ein Nadelöhr gehen? Non credo!"

Aus dem Leben Johann Adolf Schlegels.

Mit ungedruckten Briefen Schlegels an Reich.

Von Privatdozent Dr. Wolfgang Stammler, d. Zt. im Felde.

Als Ende des Jahres 1759 an den Prediger und Professor der Theologie und Metaphysik in Zerbst Johann Adolf Schlegel der Ruf erging, eine Pfarrstelle an der Marktkirche zu Hannover zu übernehmen, war der Erwählte zwar schon schriftstellerisch mannigfach hervorgetreten, doch nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten kannte seine anonym erschienenen Produktionen.

Geboren am 18. September 1721 in Meißen, in Schulpforta vorgebildet, bezog Schlegel 1741 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, und wurde hier durch seinen zwei Jahre älteren Bruder, den Dramatiker Johann Elias Schlegel, in den Kreis eingeführt, der sich anfangs um Gottsched geschart hatte, allmählich aber von diesem im Alter immer einseitiger werdenden Literaturdogmatiker sich abwandte und einer freieren Auffassung der Dichtkunst zu huldigen begann. Aus diesem persönlichen Freundschaftskreise strebsamer Jünglinge ging dann eine Zeitschrift hervor, die im Gegensatz zu Gottsched-Schwabes „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ [1]) stehen wollte, die „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, nach ihrem Erscheinungsort kurz die „Bremer Beiträge“ genannt. An ihnen hatte unser Schlegel vom ersten Stücke des ersten Bandes an lebhaften Anteil; fast in jedem Stück ist eine Beisteuer von ihm enthalten. Daneben veröffentlichte er 1746 zusammen mit seinem Bruder das merkwürdige „Buch ohne Titel“, in dem aber nur wenige Sachen ihn selbst, die meisten Johann Elias zum Verfasser haben [2]).

---

[1]) Vgl. die ausgezeichnete Schrift von Franz Ulbrich, Die Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Ein Beitrag zur Journalistik des 18. Jahrhunderts. (Kösters Probefahrten. 18.) Leipzig 1911.

[2]) Vgl. Eugen Wolff: Vierteljahrschrift für Literatur-Geschichte 4 (1891), S. 384—406.

Als er dieses Buch herausgab, weilte er schon nicht mehr in Leipzig, sondern war Hofmeister in Strehla an der Elbe. Nach mannigfachem Ortswechsel fand er endlich eine feste Anstellung als Lehrer und Diakonus in Schulpforta, seiner eigenen Bildungsstätte, und vermählte sich bald darauf mit der Tochter des dortigen Mathematikprofessors Hübsch. 1754 berief man ihn nach Zerbst als Prediger und Gymnasialprofessor, und von dort holte man ihn auf Veranlassung des Ministers Freiherrn von Münchhausen (einen Ruf als Professor der Theologie nach Göttingen hatte Schlegel abgelehnt) 1759 als Pfarrer an die Marktkirche zu Hannover.

Hier begann er eine sehr segensreiche Tätigkeit als Seelsorger und gab 1766 eine „Erste Sammlung geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung" heraus, der 1769 eine zweite, 1772 eine dritte folgte; eine Anzahl seiner Lieder hat sich bis heute in den Gesangbüchern erhalten. Sein Studienfreund Karl Christian Gärtner hatte 1769 auch eine Anzahl „Fabeln und Erzählungen" von ihm zum Druck gebracht; 1770 erschien sein Gedicht „Auf König Georg III.", und nebenher ging eine fruchtbare Produktion von Predigtsammlungen und theologischen Lehrbüchern. 1775 wurde Schlegel zum Konsistorialrat, bald darauf zum Superintendent an der Neustädter Hof- und Stadtkirche befördert, 1782 erhielt er die Generalsuperintendentur über die Grafschaft Hoya, fünf Jahre später die über das Fürstentum Calenberg. In demselben Jahre zeichnete ihn die Landesuniversität Göttingen bei ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier durch die Promotion zum Dr. theol. honoris causa aus. Im Alter von 71 Jahren, zwei Tage vor seinem zweiundsiebzigsten Geburtstage, starb der rastlos tätige Mann am 16. September 1793 zu Hannover. In der Literaturgeschichte meist nur bekannt als Vater der berühmten Söhne, der Romantiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel, verdiente er durchaus eine selbständige Würdigung [1]), wie sie seine Kunsttheorie, die er im Anschluß an Batteux' Grundsatz von der Kunst als einer Nachahmung der Natur aus-

[1]) Die bis 1910 erschienene Literatur verzeichnet bei Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung. IV. Bd., 3. Aufl., S. 67 f. Vgl. jetzt noch Steinmetz: Zeitschr. d. Gesellschaft f. niedersächs. Kirchengesch. 1908, S. 192—201. 1911, S. 186—188. Carl Enders, Friedrich Schlegel. Leipzig 1913.

geführt hatte, bereits in einer gründlichen Schrift erhalten hat [1]).

Einen kleinen Beitrag zum Menschen und Schriftsteller soll die Veröffentlichung der nachstehenden Briefe liefern, die vor einigen Jahren das Kestner-Museum zu Hannover für seine Autographensammlung erworben hat.

Schlegel hatte seine Schriften im Verlage von Weidmanns Erben und Reich erscheinen lassen; der derzeitige Inhaber, Philipp Erasmus Reich, war ein ehrenfester und tüchtiger Verleger, der gern mit seinen Schriftstellern in persönlichen näheren Verkehr trat, woraus sich mitunter, z. B. mit Wieland, eine intime Freundschaft entwickelte [2]). Auch mit dem Konsistorialrat Schlegel pflegte er eine eifrige Korrespondenz, die über das rein Geschäftliche hinaus oft persönliche Fragen berührte und zu einem vertrauten Bande zwischen beiden führte.

In Reichs Auftrag hatte Schlegel ein französisches Historienwerk, das für den Unterrricht bestimmt war, übersetzt und bearbeitet: „Der Frau le Prince de Beaumont Auszug aus der alten Geschichte, zur Unterweisung der Kinder"; der erste Band erschien 1767, der zweite 1768, der dritte und letzte endlich 1775. Wie peinlich und genau er hierbei vorging, lehrt uns der erste erhaltene Brief Schlegels an den Verleger, der auch die Beliebtheit Gellerts in Norddeutschland deutlich offenbart.

1.

Hannover. Am 22. Januar 1767.

Hochedelgeborner,
Hochzuehrender Herr!

Ew. Hochedelgeb. habe ich ersuchen wollen, für einen meiner Freunde mir noch auf meine Rechnung zu übersenden, 3 vollständige Exemplare von Gellerts Schriften, jedoch ohne Kupfer; desgleichen noch insbesondre Ein Exemplar von Gellerts Fabeln. Die jetzige Braunschweigische Messe

[1]) Hugo Bieber, Johann Adolf Schlegels poetische Theorie in ihrem historischen Zusammenhange untersucht. (Palaestra 114.) Berlin 1912.

[2]) Vgl. Karl Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Berlin 1871.



wird wohl eine gute Gelegenheit darbieten; und Herr Kaufmann Fritsche hat, wie ich hoffe, die Gefälligkeit, das Packet mit nach Braunschweig zu übernehmen, und es da etwan an Herrn Schloo [1]) oder Böhmen [1]) zu geben.

Zur Arbeit an der Fortsetzung der Beaumont habe ich nun endlich gestern wieder kommen können, nachdem die Feyertagsarbeit und die hier so lästige Unruhe des Neujahrs mehrentheils überstanden ist. Ich wollte wünschen, daß ich Ihnen mehr Hoffnung machen könnte, Ihnen zu Ostern den Band zu liefern. Aber ich finde weit mehr Arbeit dabey, als ich gedacht hatte; selbst an dem, womit ich schon fertig zu seyn glaubte, finde ich noch immer zu bessern; und ich kann nur langsam arbeiten, da meine Zeit sich sehr vertheilet, indem ich, wider mein Vermuthen in mehrere Amtsgeschäfte verwickelt worden, und nur allein des Tages drey Stunden auf katechetischen Unterricht verschiedener junger Leute, die ich zur Confirmation vorzubereiten habe, verwenden muß. Mit einer untüchtigen Arbeit würde weder mir noch Ihnen gedienet seyn. So viel kann ich jetzt wohl absehen, daß sich das Rückständige schwerlich in einen Band fassen lassen wird.

Ich hoffe, daß Ew. Hochedelgeb. dieß Jahr in Segen angetreten haben werden; und wünsche von Herzen, daß Sie es auch in Gesundheit und S.... [2]) zurücklegen mögen. Ich verharre mit vieler Hochachtung Ew. Hochedelgeb.

ganz ergebenster
Johann Adolf Schlegel.

[Adresse:] A. Monsieur Monsieur Reich, Marchand Libraire trés-renomé â Leipzig.

Am 13. Dezember 1769 war in Leipzig Christian Fürchtegott Gellert dahingeschieden, der beliebteste und gefeiertste Professor der blühenden Universität, welcher besonders durch seine Vorlesungen über Moral und über deutschen Stil einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die studierende Jugend ausgeübt hatte, die sich in Scharen zu seinen Vorlesungen drängte. Eine ungezählte Menge von Trauerreden, Trauergedichten, Trauerkantaten beklagte seinen Tod, und findige Verleger veranstalteten zahlreiche Nachdrucke von seinen

[1]) Hannoversche Kaufleute.
[2]) Ausgerissene Stelle.

Schriften. Die echten Ausgaben waren bei Weidmanns Erben und Reich erschienen, jede Auflage in der für damalige Zeiten erstaunlichen Höhe von 1500—2000 Exemplaren [1]), und einen langwierigen, kosten- und ärgerreichen Prozeß um Gellerts Schriften hatte Reich gegen zwei süddeutsche Nachdrucker zu führen [2]).

Bereits ein Jahr nach Gellerts Tode erschienen seine „Freundschaftlichen Briefe", herausgegeben von Traugott Wilhelm le Petit, und wurden auch bald ins Französische übersetzt. Diese Sammlung enthielt aber so viel Fehlerhaftes, daß Schlegel aus Unwillen über dies profane Beginnen beschloß, selbst Gellerts Nachlaß zu edieren, und sich deshalb an Reich wandte, der ihm sofort aufs zuvorkommendste entgegenkam und bereit war, in die schon zu Gellerts Lebzeiten begonnene Ausgabe der „Sämtlichen Schriften" das noch ungedruckte Material aufzunehmen.

Als erste Frucht dieser Idee traten Gellerts „Moralische Vorlesungen" (Bd. 6 und 7 der „Sämtlichen Schriften") ans Licht, veröffentlicht von Schlegel im Bunde mit dem Magister Gottlieb Leberecht Heyer, einem der treuesten und anhänglichsten Schüler des Leipziger Moralphilosophen [3]). Dieser Publikation sollten alsbald die Briefe folgen, und Schlegel ließ sich einen Packen nach dem andern — denn Gellert hatte eine riesige Korrespondenz geführt — nach Hannover senden, um zu sichten und auszuwählen. Er nahm solche Aufgabe durchaus nicht leicht, sondern machte sich bei seiner uns schon bekannten Sorgfalt und Akkuratesse große Mühe mit der Durcharbeitung des umfänglichen Briefmaterials.

In diese seine Editionstätigkeit führen uns nun die folgenden Briefe ein, die eine fast an philologische Akribie streifende Peinlichkeit verraten. Aber auch allgemeines Interesse verdienen sie, da sie auf mancherlei Hannoversche Stadtgeschichten eingehen, die Verkehrsverhältnisse der damaligen Zeit beleuchten und so kulturgeschichtlich wertvoll sind. Schließlich, und nicht zum letzten, eröffnen sie einen Einblick in die umfassende Belesenheit und den Wissensdurst des Superintendenten, der nicht nur seiner eigentlichen

---

1) Buchner, a. a. O. S. 162.

2) Buchner, a. a. O. S. 11—14.

3) Vgl. über ihn meinen Aufsatz „Gellert-Briefe in der Bibliotheca Ponickauiana zu Halle" in der Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Bd. 2, S. 254.

Fachwissenschaft huldigte, sondern mit regem Eifer die Fortschritte der philologischen Wissenschaften verfolgte; an der damals noch in der Wiege liegenden Germanistik nahm er lebhaften Anteil und suchte sie zu fördern, soweit es in seinen Mitteln stand.

Aeußerlich hat sich der Ton in den Briefen geändert; an Stelle der förmlichen Anrede „Hochedelgeborner, Hochzuehrender Herr" lesen wir jetzt „Wertester Freund", und beide Männer, bestrebt mit allen ihren Kräften das geistige Niveau ihrer Zeitgenossen zu heben, treten einander näher, als es sonst wohl zwischen Schriftsteller und Verleger der Fall sein mochte. Dadurch kommt in die wissenschaftlichen und geschäftlichen Schreiben ein warmer Ton, der beide, Absender wie Empfänger, sympathisch macht, noch verstärkt durch die mancherlei Geschenke, von denen wir hören.

2.

Hannover Am 1. Oct. 1772.

Werthester Freund,

Bey meiner Rückkunft von Rehburg[1]), wo meine Brunnencur in diesem Jahre vorzüglich gute Wirkung gehabt, habe ich den Homer von Ernesti[2]), und den Clavim Homericam[3]) vorgefunden. Wegen des Geschenkes, das Sie mir mit dem ersten gemacht, statte ich Ihnen nochmals meinen verbindlichsten Dank ab. In Ansehung des zweyten Buches habe ich mich selbst hintergangen. Ich habe mir eingebildet, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, daß von Herrn D. Ernesti ein Clavis zum Homer vorhanden sey. Ich würde nie in die Versuchung geraten seyn, Schaufelbergs[4]) Arbeit, die kein gutes Gerüchte für sich hat, zu verlangen.

Hier sende ich an Sie ein für Herrn Mag. Heyern bestimmtes Geschenk, das mit einem ähnlichen für mich, von

---

[1]) Kleines Bad, westlich vom Steinhuder Meer gelegen.

[2]) Des berühmten Leipziger Philologen Joh. Aug. Ernesti Ausgabe „Homeri Opera omnia, ex recensione et cum notis Sam. Clarkii", epochemachend durch die von ihm beigesteuerten Anmerkungen und Lesarten (Leipzig 1759—64, 5 Bde.).

[3]) Erläuterung der Homerischen Gedichte.

[4]) Johann Schaufelberger, Schullehrer in Zürich, gab 1761—1768 in 8 Bänden heraus: „Nova clavis Homerica."

Berlin aus, von dem dasigen Director der Königlichen Porzellanmanufactur Herrn Grieninger, für ihn an mich überschickt worden. Ich habe die itzige Meßgelegenheit in Acht genommen, um eine so zerbrechliche Sache (denn es besteht in einem Portrait des sel. Gellerts von Porcellan) desto sichrer unversehrt nach Leipzig zu bringen. Sie werden die Gütigkeit haben zu sorgen, daß es durch eine gute Gelegenheit weiter in seine Hände komme. Ich wünschte von ihm mir einige Nachricht, wie weit es mit dem luciussischen Briefwechsel [1]) gediehen sey; denn es wird nöthig seyn, wenn es zum Drucke damit kömmt, daß demselben ein kleiner Vorbericht vorgesetzt werde.

Ich sehe aus allem wohl, daß eine neue verbesserte Ausgabe der bereits gedruckten gellertischen Briefe unübersteigliche Schwierigkeiten habe, und daß ich vors erste den Anschlag dazu ganz aufgeben muß. Mein Herz muß sich dabey beruhigen, daß ich den Anschlag dazu, aus Freundschaft für den sel. Gellert und zur Deckung seiner Ehre gefasset gehabt, und ich auch hierinnen an meiner Seite dem, was die Pflicht der Freundschaft von mir zu fodern schien, Genüge zu thun gesucht.

Mit der Durchsicht der von Hrn. D. Cramern [2]) erhaltenen gellertischen Briefschaften bin ich bey den häufigen Störungen, welche die Folge einer Reise und der dadurch gemachten Pause in Amtsgeschäfften zu seyn pflegt, noch nicht bis zur Hälfte gediehen. Ich werde indessen, so weit es in meiner Gewalt steht, an meinem Fleiße nicht ermangeln lassen, daß ich sie, so bald möglich, Hrn. Cramern wieder zusenden könne.

Aus dem mir übersandten Manuscripte habe ich gesehen, daß wenigstens nicht alle [Fehler], die der Herr Buchdrucker auf meine Rechnung gesetzt, darauf kommen. Z. Ex. in der dritten Sammlung p. 78 habe ich sehr richtig geschrieben:

---

[1]) Der wohl menschlich am anziehendste Briefwechsel Gellerts mit der Demoiselle Lucius in Dresden, der also damals bereits von Heyer zur Drucklegung vorbereitet wurde, aber erst 1823, herausgegeben von F. A. Ebert, an die Oeffentlichkeit trat.

[2]) Johann Andreas Cramer (1723—1788), ebenfalls ein Mitglied jenes Leipziger Kreises, damals Superintendent in Lübeck, nachmals Professor und Prokanzler der Universität Kiel, bekannt als Dichter geistlicher Lieder und erster Biograph Gellerts (1774).

Und Well' auf Welle thürmt,
Doch steht sie fest d u r ch Christum.

nicht so wunderlich als gedruckt ist:

Und Well' auf Welle thürmt,
Doch steht sie fest a u f Christum.

Und wenn in der ersten oder der Vorrede der dritten Sammlung bey einer Stelle kein Sinn herauskam, wie III. Samml. XXVIII S. 142, konnte da der Setzer oder Corrector nicht einen Blick in das andre Manuscript thun, das ihm gleich zu rechte geholfen haben würde? Doch von einer so verdrießlichen Sache genug. Und mich dünkt auch überhaupt genug für dießmal geschrieben, da Sie itzt mit Meßgeschäfften so sehr belästiget seyn werden.

Unter vielen freundschaftlichen Empfehlungen von meiner Frau und meinen Kindern verharre ich mit vieler und aufrichtiger Hochachtung

Ihr
ergebenster
Johann Adolf Schlegel.

Die im folgenden Briefe mit behaglichem Skeptizismus berührte Spukgeschichte in Hannover ist sowohl lokalhistorisch wie auch kulturgeschichtlich interessant; zeigt sie uns doch, daß im Jahrhundert der „Aufklärung" ebenso wie heutzutage in unseren erleuchteten Zeiten der Aberglaube noch herrscht, und zwar nicht nur in den untersten Schichten des Volkes, sondern bis in die höchsten Kreise hinauf. Genaueres über dies amüsante, über das Weichbild der Stadt hinaus gedrungene Ereignis habe ich nicht feststellen können; im „Hannoverschen Magazin", der einzigen damals in der Residenz bestehenden Zeitung, wird sie nicht berührt.

3.

Hann. Am 15. März 1773.

Werthester Freund

Die gellertischen Scripturen sind noch nicht wieder in meinen Händen; doch hat Hr. D. Cramer vor einigen Tagen geschrieben, daß ich sie bald wieder erhalten würde.

Wenn es nicht sehr bald ist, kann ich vor Ostern wenig dabey thun, so wohl wegen der Marter- und Osterwoche, und vielen darinnen fallenden Predigten, als auch wegen der in den Wochen zuvor zu verdoppelnden Vorbereitung der Kinder zur Confirmation. Säumen will ich dabey nicht, und alle Zeit, die ich erübrigen kann, darauf wenden.

Die Geschichte der hiesigen Spuckerey hat sich also auch bis zu Ihnen nach Leipzig verbreitet? Wiewohl sie ist auch nach Berlin erschollen. Und ich kann leicht glauben, daß es an manchen ausschmückenden Zusätzen in einer so weiten Entfernung nicht gefehlt haben werde, da es selbst hier an Ort und Stelle nicht daran gefehlet hat, und so mancher geschäfftig gewesen, das schon wunderbar gemachte noch wunderbarer zu machen. Ich soll Ihnen mein Urtheil davon schreiben? Ich kann keines davon haben, denn das setzet die Gewißheit des Factums, und eine genaue Kenntniß desselben in allen seinen Umständen voraus. Die habe ich nicht, Andre, die etwan davon unterrichtet seyn könnten, und zu urtheilen fähig wären, schweigen, um auf keine Weise zu verstoßen; denn es betrifft ein sehr hohes Haus. Ich weiß also nichts zu sagen, als daß der französische Prediger Roques, den der Besitzer des Hauses von Zelle zur Untersuchung herübergeschickt, wieder fortgereiset ist, ohne etwas gesehen zu haben; wenigstens ist davon nichts kund worden. Ein andrer, der im Punkte der Spuckerey ungläubig ist, und zur Beobachtung und Untersuchung da gewesen, hat sich verlauten lassen, daß er durch diese Geschichte noch ungläubiger worden sey. Und ein hiesiger Geheimerrath von Hardenberg hat über die Geschichte dieses drolligten Poltergeistes viel gegen mich gescherzet. Bösartig muß der Poltergeist nicht seyn, denn noch hat er niemanden geschadet, auch denen nicht, welche sich durch ihn von ihrem Posten nicht haben wegtreiben lassen. Die Hauptsache besteht darinnen, daß bloß in Einem Zimmer, vielleicht auch dem daranstoßenden, große schwere Stühle sich ein wenig bewegen und verrücken sollen, doch nur wenn zwo Personen des Hauses dabey zugegen sind, und mehrentheils, wenn sie darauf sitzen. Außerdem ereignet sich nichts. Die ganze Sache hat meine Neugier wenig gereizet; und wenn ich nicht bey Ihnen sicher wäre, daß mein Name nicht darein gemischet wird, so dürfte ich wohl die Frage schwerlich beantwortet haben.

Uebrigens verharre ich mit vieler Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft

Ihr
ergebenster
Johann Adolf Schlegel.

[Adresse:] A. Monsieur Monsieur Reich Marchand Libraire trésrenomé á Leipzig.

In die mühevolle Aufgabe eines Herausgebers führt uns der nächste Brief, der uns erhalten ist. Vorher muß Schlegel einen geschrieben haben, in dem er größere Bücherbestellungen, wohl zur Michaelismesse des Jahres 1773, bei Reich gemacht hatte. Der erwähnte Briefwechsel Gellerts mit dem Grafen v. Brühl erschien übrigens erst 1839 in der großen chronologisch geordneten Gellert-Ausgabe von Julius Ludwig Klee.

Lebhaftes Interesse an der Geschichte der deutschen Sprache bekundet Schlegel in der Nachschrift. Das damals bereits vom Verleger Breitkopf in Leipzig zur Pränumeration angezeigte „Deutsche Wörterbuch" Adelungs kam in den Jahren 1774—1786 heraus und bedeutete für die damalige Zeit eine Tat. Daß aber der Superintendent auch wissenschaftlich in die Sprachhistorie eindringen wollte, beweist seine Bestellung der gotischen Bibelübersetzung durch den Bischof Wulfila. Der schwedische Philolog Johannes Ihre (1707—1780) war, von Studien über die schwedische Sprachgeschichte ausgehend, auf das Gotische gestoßen und hatte sich auf diesem Gebiete besonders erfolgreich betätigt; den „codex argenteus" in Upsala verglich er mit den bisherigen Ausgaben und stellte dadurch in vielen Fällen erst die richtige Lesart fest, und in grundlegenden Arbeiten über die gotische Sprache, ihre Grammatik und Entwicklung, förderte er die damals noch in den Kinderschuhen steckende germanische Sprachwissenschaft erheblich [1]). Ihres verstreute Schriften zur Gotischen Sprachlehre gab gesammelt und vom Verfasser selbst mehrt und verbessert der Berliner Geograph und Pädagog Anton Friedrich Büsching 1773

[1]) Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie. München 1870. S. 200 ff.

heraus[1]) und versprach zugleich, falls sich genügend Pränumeranten fänden, eine Neuausgabe des Wulfila nach den Lesungen Ihres. Offenbar ist die Subskription auf letzteres Werk ohne rechte Beteiligung geblieben, denn es ist nie erschienen, und so ist auch Schlegels Pränumeration zwecklos geblieben. Uns aber beweist sie seine rege Anteilnahme an den Forschungen und Fortschritten der Germanistik seiner Zeit, die er trotz seiner Arbeitslast mit regem Eifer verfolgte.

4.

Hannover Am 10. November 1773.

Werthester Freund,

Endlich erhalten Sie hier einen Theil derjenigen gellertischen Briefe, die zu einer Sammlung in Betrachtung kommen können. — Nur einen Theil? werden Sie fragen. So ists; aber es ist doch die größre Hälfte; 80 Stück, und dabey sieben Bogen Anmerkungen für Herrn Mag. Heyern, um dem, so viel möglich die Arbeit zu erleichtern. Auch muß ich hinzufügen, daß die übrigen gleichfalls schon zum erstenmale durchgesehen, und wegen der wegzulassenden Stellen drey Bogen Anmerkungen darüber niedergeschrieben sind. Sie haben nur um mehrerer Behutsamkeit willen, die itzt bey gellertischen Schriften nicht zu groß seyn kann, noch eine zweyte Durchsicht zu passiren. Ich glaubte, da Ihnen an der Beschleunigung der Sache liegt, besser zu thun, daß ich Herrn Mag. Heyern immer vorläufig etwas zu thun gäbe; zumal da mich Herr D. Cramer noch immer auf die Uebersendung der gellertischen Briefe an Brühlen lauren läßt, ohngeachtet ich ihn vor vier Wochen daran erinnert habe; aber ich habe noch nicht einmal auf meinen Brief eine Antwort erhalten. Wollen Sie ihn etwan einmal daran erinnern? Vierzehen Tage oder drey Wochen will ich noch in Geduld darauf warten, aber kommen Sie dann nicht, so will ich nicht länger warten, und das zweyte Packet der Briefe, deren nochmalige Durchsicht ich unterdessen zu vollenden gedenke, gleichfalls abgehen lassen. Und was von der Gellert-Brüh-

[1]) Joh. ab Ihre Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moeso-Gothicam illustrantia ab ipso doctissimo auctore emendata, novisque accessionibus aucta, iam vero ob praestantiam ac veritatem collecta, et una cum aliis scriptis similis argumenti edita. Berolini 1773. 4°.

lischen Correspondenz zum Drucke brauchbar seyn möchte, so bald ich die Hr. Cramern mit gegebnen Briefe erhalten habe und durchgegangen bin, mit dem großen Packete der von mir zurückgelegten Briefe zuletzt senden, damit Herr Mag. Heyern auch unter den zurückgelegten Briefen nachsuche, ob er etwas Brauchbares darunter finde und mit mir darüber communicire.

Das Bücherpacket habe ich durch den Herrn Buchhändler Schmidt vorigen Freytag richtig erhalten, und danke ergebenst für die gütige Besorgung.

Mein Bruder [1]) ist mit seiner Frau glücklich wieder bey mir angelanget, und hat mir aufgetragen, Ihnen für alle ihm erzeigte Freundschaft nochmals den verbindlichsten Dank abzustatten.

Es ist von geraumer Zeit (ich glaube während meiner akademischen Jahre,) eine wohlfeile schweizerische Ausgabe von Canitzens Gedichten [2]) herausgekommen. Ist dieselbe noch vorhanden, oder ist Ihnen sonst eine wohlfeile Ausgabe davon vorhanden; so bitte ich mir dieselbe gelegentlich auf meine Rechnung aus. Die Haude- und Spenerische, dafür ich zween Gulden geben soll, ist mir für einen Poeten von so mäßigem Werthe zu theuer; zumal da die Kupfer so blaß sind, und von der großen Abnutzung der Kupferplatten zeugen.

Viele freundschaftliche Empfehle von meiner lieben Frau und allen den Meinigen. Ich bin mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft

Ihr
ergebenster
Johann Adolf Schlegel.

Noch Eins. Ein hiesiger Gelehrter wollte gern wissen, ob Herr Breitkopf noch Pränumeration auf das deutsche Wörterbuch annähme, oder vielmehr den Eintritt darein

---

[1]) Johann August Schlegel, Pfarrer in Bad Rehburg, starb schon 1776.

[2]) Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz (1654–1699), Dichter und Hofpoet. Schlegel meint den von Bodmer besorgten Nachdruck der „Nebenstunden unterschiedener Gedichte", der 1737 in Zürich herauskam; die authentische Ausgabe, mit der Biographie des Dichters von König, war 1765 in prächtiger Ausstattung im Verlage von Haude & Spener zu Berlin erschienen.

gestattete. Sie sind wohl so gütig, mir im nächsten Briefe darauf Antwort zu ertheilen.

Und dann noch eine Bitte. H. D. Büsching hat doch bekannt gemacht, daß er, wofern Liebhaber sich dazu meldeten, so wie er Ihrii Scripta Versionem Ulphilanam illustrantia drucken lassen, auch ebenfalls die Versionem Ulphilanam cum versione latina Ihrii drucken lassen wolle. H. Zollikofer [1]) hat die Besorgung von H. D. Büsching gehabt, und Sie sind mit diesem Manne bekannt. Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, unter einer ergebensten Empfehlung von mir ihn zu bitten, daß er, auf den Fall, daß solches zu Stande käme, mich mit anzeichnen möchte, weil ich nach diesem Buche sehr lüstern bin. Er ist wohl auch so gut, mich wissen zu lassen, ob dergleichen zu hoffen sey, weil ich vermuthe, daß hier noch einige sich dazu melden möchten.

Und nun fällt mir etwas von gellertischen Briefen ein. Sie wünschen zu wissen, wie viel Bände sie noch betragen möchten. Liebster Freund, wir wollen froh seyn, wenn wir einen recht vollständigen Band zusammen bringen. Es wird darauf ankommen, wie viel die Demoiselle Lucius [2]) beysteuert. Sie hat an mich im vorigen August geschrieben, daß sie Briefe dazu auszusuchen schon beschäfftigt seye, und hatte damals ohngefähr viere ins Reine geschrieben. Sie haben ja wohl Mittel und Wege, die Beschleunigung dieser ihrer Wahl betreiben zu lassen. Leben Sie nochmals wohl.

Am 11. Nov.

Bereits vierzehn Tage später ging ein neues Paket von Gellertischen Briefen, die zur Herausgabe fertig gemacht waren, nach Leipzig ab. Wir hören endlich auch einmal wieder von der Uebersetzung des Geschichtswerkes der Frau von Beaumont, dessen dritter Teil immer noch ausstand; erst 1774 war Schlegel, der vielbeschäftigte, damit fertig, und der letzte Band konnte im folgenden Jahre herauskommen; nun lag diese pädagogische Schrift vollendet vor.

Als Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges im Winter 1760 nach Leipzig kam, ließ er am 11.

---

[1]) Georg Joachim Zollikofer (1730—1788), Prediger der Reformierten Gemeinde in Leipzig, bedeutender Kanzelredner, Freund der Leipziger Gelehrten und Dichter.

[2]) Vgl. oben S. 208, Anm. 1.

(nicht 18.) Dezember Gellert zu sich rufen und unterhielt sich längere Zeit mit ihm über die deutsche Literatur und deren Aussichten in der Zukunft. Ueber diese rasch berühmt gewordene Audienz berichtete Gellert ausführlich in einem Briefe an seinen Freund, den Satiriker Rabener; durch eine Indiskretion geriet dieses Schreiben samt Rabeners Antwort in unberufene Hände, ward sofort im Druck veröffentlicht, mehrmals nachgedruckt und um andere, durch Vertrauensbruch abgeschriebene Briefe der beiden Freunde vermehrt[1]). Gellert war auf das höchste bestürzt über diese Publikationen, da sie den Anschein erwecken konnten, als ob er selbst sie veranlaßt hätte, um sich nach außen hin ein Ansehen zu geben und von sich reden zu machen, ein Beginnen, was dem ängstlichen und bescheidenen Moralprofessor so fern wie irgend möglich lag. Indes, an der Tatsache war nichts mehr zu ändern, und sie bereitete Gellert noch manche schweren Stunden. Darauf bezieht sich der vierte Absatz des folgenden Schreibens. An Demoiselle Lucius machte übrigens Gellert von jener Unterredung keine Mitteilung, wohl aber an eine andere Korrespondentin, Fräulein Erdmuth von Schönfeld, und zwar an sie ausführlicher als an Rabener[2]).

5.

Hannover Am 25. November 1773.

Werthester Freund,

Da es Ihnen, wie ich aus Ihrer Anwort sehe, so angenehm gewesen, das erste Packet von ausgelesenen Briefen des sel. Gellerts zu erhalten: so wird es Ihnen ohne Zweifel nicht unangenehm seyn, daß ich, ohne erst die Durchsicht

---

[1]) Die Veröffentlichungen gingen in folgender Reihenfolge vor sich: 1. Zwey Briefe, der I. von C. F. Gellert, der II. von G. W. Rabener. Leipzig und Dresden 1761. — 2. Vier Briefe, von Gellert und Rabener. Frankfurt und Leipzig 1761. — 3. Fünfter und Sechster Brief, von G. W. Rabener und C. F Gellert. Leipzig und Dresden 1761. — Schließlich alle vereinigt: 4. Sechs Briefe von Gellert und Rabener nebst dem Gespräche Gellerts mit dem Könige Friedrich II. [Leipzig und Dresden] 1762. Neudruck 1763.

[2]) Briefe Gellerts an Fräulein Erdmuth von Schönfeld, nachmals Gräfin Bünau von Dahlen, a. d. J. 1758—68. Leipzig 1861. Briefe vom 12. Dezember 1760. Jetzt am leichtesten zugänglich in der Ausgabe von Gellerts Werken durch F. Behrend (Berlin, Bong). Bd. 2, S. 222—226.

des Gellert-Brühlischen Briefwechsels zu vollenden, und den zugleich zu überschicken, von andern Briefen wieder ein zweytes Packet folgen lasse, darinnen 76 Briefe (wovon doch noch verschiedne abgehen möchten) und 3½ Bogen Anmerkungen von mir befindlich sind.

Es ist nun weiter nichts Brauchbares unter den Scripturen (wiewohl ich zum Ueberflusse noch einmal nachsehen werde) ohne allein der Brühlischgellertische Briefwechsel. Ich habe aber darum nicht abwarten wollen, bis ich auch den beyschließen könnte, weil mir H. D. Cramer aus Lübeck zwar den größren Theil der gellertischen Briefe an den Grafen von Brühl zugeschickt, aber doch noch einen Theil, oder, wie er mir meldete, einige zurückbehalten hat, die er noch bey der Ausbesserung seiner Lebensbeschreibung[1]) zu benutzen gedenket. Ich muß aber notwendig, wenn ich mir die Arbeit nicht erschweren soll, den ganzen Briefwechsel beysammen behalten. Indessen bin ich schon mit Eifer dabey, und habe an die 20 schon durchgegangen, und das Brauchbare herausgehoben; werde auch darinnen, so geschwind mir nur meine anderen Geschäffte gestatten, fortfahren, um dann, wenn ich den Rest von Cramern erhalte, die Arbeit desto eher zu Ende zu bringen.

Aber da die Durchsicht der gellertischen Briefe mir so vielmehr Zeit hinwegnimmt, als ich gedacht; so muß leider noch immer der Auszug aus der alten Geschichte nachstehen, und ich besorge nunmehr, daß mein und Ihr Wunsch, gegen Fastnachten einen kleinen Theil zu liefern, nicht wird erfüllet werden können. Ich will mein Möglichstes thun, mit dem Anfange des künftigen Jahres dazu zu kommen; aber da ich dießmal die Fastenarbeit habe, so wird dieß eine Pause von wenigstens zween Monaten verursachen.

Cramer will den luciussischen Briefwechsel haben? Und wozu? Er denkt, von der Unterredung des Königs von Preußen etwas darinnen zu finden. Ich kann dergleichen mich nicht erinnern; und wo ich nicht irre, ist der ganze Briefwechsel jünger, als die Unterredung[2]). Und mir ist von dieser Unterredung nichts, gar nichts vorgekommen; weiter nichts be-

---

[1]) Sie erschien unter dem schlichten Titel „Gellerts Leben" 1774 in Leipzig bei Weidmanns Erben & Reich und ist die erste Biographie des Dichters (wiederabgedruckt in der Ausgabe der „Sämtlichen Schriften" als Band X).

[2]) Kleiner Irrtum Schlegels. Die Korrespondenz begann im Oktober 1760.

wußt, als der gedruckte gellertische Brief, der dem sel. Gellert so viel Seufzer ausgepreßt hat. Ich wünschte auch, daß man über eine Sache, die dem sel. Gellert so viel Kummer verursachet, in seiner Lebensbeschreibung sich nicht zu weit ausbreiten möchte. Die witzelnden Köpfe, die unsres Freundes Angedenken nicht gewogen sind, könnten da neues Spiel bekommen, oder es doch glauben. Durch Absendung des luciussischen Briefwechsels wird die Demoisell Lucius zudem gehindert, in ihrer Arbeit fortzufahren; und wer weiß das, wie lange? Lübeck liegt weit von Leipzig ab; und Cramer hat mancherley Geschäffte, die ihn an einer schleunigen Zurücksendung hindern können.

Was das adelungische deutsche Wörterbuch anlangt; so hat mich ein Freund der Director der hiesigen Schule, Herr Ballhorn [1]), ersuchet, ihm in die Zahl der Pränumeranten zu verhelfen. Ein Thaler wurde gleich anfangs bezahlt; und beym Empfange des ersten Theils wieder vier Thaler. Es beträgt also eine Pistole, die ich hier beyschließe. Wollen Sie die Gütigkeit haben, einen Pränumerationsschein für ihn zu besorgen, und den herausgekommenen ersten Band in dem ersten Packete, das Sie hieher schicken, unter der Adresse an mich beyschließen?

Ach eben fällt mir ein, Sie zu ersuchen, daß Sie in der Dyckischen Buchhandlung sich erkundigen lassen, ob mein Brief vom 7 November, noch vor ihrer Abreise ins Gebirge, bey ihr angelangt, und ob sie das Packet mit 15 Exemplaren vom zweyten Theile der Evangelienpredigten meines Bruders [2]) das mein Bruder nicht mitnehmen können, Madam Dycken nachher an mich zu übermachen vergessen, und nachdem ich noch immer vergeblich und ängstlich ersuche, weil ich die Pränumeranten, deren Collecteur ich gewesen, noch immer darauf warten lassen muß, noch zuvor an mich abgeschicket. Wäre es noch nicht geschehen, so ließe ja wohl das deutsche Wörterbuch demselben sich beyfügen.

---

[1]) Vgl. über diesen tüchtigen Schulmann, der von 1759—1774 das Lyceum in Hannover leitete, die ausgezeichnete „Geschichte des Ratsgymnasiums (vormals Lyceum) zu Hannover" von Franz Bertram (Hannover 1915), S. 251—267.

[2]) „Predigten über die Evangelia auf alle Sonntage und Festtage im Jahre." 4 Teile. Leipzig 1773—1775.

Desgleichen der zweite Theil vom Tagebuche des Hn Lavaters [1]), den ich mir auf meine Rechnung ausbitte.

Noch Eine Bitte. In Halle im gebauerischen Verlage wird Pränumeration auf eine Wochenschrift angenommen, die den Titel führen soll: Akademie der Grazien oder literarische Unterhaltungen für Frauenzimmer [2]). Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben und für mich Pränumeration auf Ein Exemplar besorgen.

In Ansehung dessen, was ich von D. Büschingen geschrieben, muß ich mich nicht deutlich ausgedrückt [haben]. Ihre Scripta versionem Ulphilanam illustrantia habe ich bereits, da ich selbst unter den Pränumeranten gewesen bin. Aber er hat dabey zugleich eine gedruckte Nachricht ausgegeben, worinnen er meldet, „daß „ihm der H. von Ihre eine schöne Abschrift von des Ulphilas „Uebersetzung der vier Evangelisten, nach seinen Verbesserungen, „nebst einer lateinischen Uebersetzung übersandt; welche er, „D. Büsching bereit sey, in gleichem Formate mit den Ihri„schen Schriften drucken zu lassen, wenn sich so viel Liebhaber „dazu angeben würden, daß die Kosten bestritten werden „könnten.“ Ich wollte mich also als ein Liebhaber dazu angeben; und das möchte wohl bey H. Zollikofer, der Collecteur in Leipzig gewesen, geschehen müssen.

Viele Empfehlungen von meiner Frau und meinem ganzen Hause. Ich bin

Ihr ergebenster Freund
Johann Adolf Schlegel.

Nun folgt leider eine Pause in der vorliegenden Korrespondenz; die Briefe der Zwischenzeit haben sich bisher nicht auffinden lassen. Gellerts Briefe waren 1774 als 8. und 9. Band seiner „Sämtliche n Schriften“, und auch als besonderes Buch, erschienen, und damit Schlegels Mühewaltung be-

---

1) „Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter Seiner Selbst“; den ersten Teil hatte Zollikofer 1771 bei Weidmanns Erben & Reich herausgegeben, den zweiten veröffentlichte Lavater selbst 1773 im gleichen Verlage.

2) Wochenschrift, von Christian Gottfried Schütz in Halle 1774—80 herausgegeben.



lohnt worden. Ohne Erwähnung seiner Arbeit an den Bänden waren sie herausgekommen, und so ist es geschehen, daß über seine Editionstätigkeit daran bisher kaum etwas bekannt gewesen ist.

Mit eigenen Arbeiten war Schlegel selbst dann wieder hervorgetreten. Im Jahre 1775 hatte er gleich drei Schriften veröffentlicht, die „Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi, neu übersetzt und mit Anmerkungen erläutert", „Zwey Predigten von Jesu Christo" und „Weissagungen Jesu von der Zerstörung Jerusalems, erläutert und mit der Geschichte verglichen". Die erste und dritte hatte wiederum Reich in Leipzig verlegt.

Schlegels warmer Amtseifer, seine vertrauende Christgläubigkeit, sein wissenschaftliches Streben fanden nun auch ihren Lohn, obgleich anfangs sein obersächsischer Dialekt und die Lebhaftigkeit der Gesten als Prediger ihn den Hannoveranern weniger empfahlen. Die Superintendentur an der Neustädter Kirche, zu der er 1775 befördert wurde, brachte einen vergrößerten Wirkungskreis und damit neue Arbeit, so daß er in den ersten Jahren wenig zu wissenschaftlichen Studien kam. Nur „Drei Predigten, bei seiner Amtsveränderung gehalten", ließ er 1776 in Hannover drucken. Er konnte vorläufig nur rezeptiv gegenüber den Neuerscheinungen des Büchermarktes sich verhalten, und so darf es nicht wundernehmen, daß die noch folgenden Briefe von eigenem literarischen Schaffen nichts, dagegen häufige Klagen über Arbeitslast ohne Erholungsmöglichkeit mitteilen.

Eng befreundet war Schlegel mit dem Kommissär der Calenberg-Grubenhagenschen Landschaft Rehberg in Hannover; dessen Sohn, der nachmalige berühmte philosophische und politische Schriftsteller August Wilhelm Rehberg[1]), war nach drei in Göttingen verbrachten Semestern zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig Michaelis 1775 übergesiedelt. Ihn empfahl Schlegel dem Freunde Reich zur freundlichen Aufnahme in der Familie.

[1]) Vgl. über ihn: K. Lessing, Rehberg und die französische Revolution. Freiburg i. B. 1910; Carl Enders, Friedrich Schlegel (Leipzig 1913), S. 83 ff.; W. Rothert, Allgemeine Hannoversche Biographie. Bd. II (Hannover 1914), S. 398–411.



6.

Hannover Am 21 Januar 1776.

Werthester Freund,

Der Unruhe und Arbeit bey meiner Amtsänderung ist so viel gewesen, daß ich, meines öftren Vorsatzes ohngeachtet, dennoch nicht dazu kommen können, zu thun, was gleich nach der Michaelsmesse hätte geschehen sollen; nämlich Ihnen den richtigen Empfang des übersandten Geldes, so wie der Exemplare zu melden[1]) und für Yves Reisen[2]) meinen ergebensten Dank abzustatten. Wenn ich von dem Werke über die Zerstörung Jerusalems zu den Aushängebogen noch die wenigen fehlenden, von Qq an bis zu Ende, nebst Titelblatte und Vorberichte gelegentlich erhielte, so gäbe dieß noch ein brauchbares Exemplar für einen meiner Söhne ab. Ich setze voraus, daß Sie dieß Exemplar aus Ihrer Maculatur ergänzen könnten, ohne eines der Ihrigen Exemplare dadurch defect zu machen.

In der Unruhe habe ich auch das deutsche Wörterbuch, worauf ich pränumerirt, vergessen; und doch wird vermuthlich nach Michael wieder ein Theil erschienen seyn[3]). Es mag nun damit anstehen bis zu Ostern. Jetzt hätte ich ohnedieß noch keine Zeit, auch nur Einen flüchtigen Blick darauf zu werfen.

Eben so hat es mir an Zeit gefehlt, meinen so ernsten Entschluß [zu] erfüllen, und darinnen einer meiner dringenden Pflichten Genüge zu thun; nämlich einen jungen Hannoveraner, Herrn Rehberg, der viel Hoffnung von sich giebt, und besonders eine brennende Liebe zu den schönen Künsten hat, als den Sohn meines hiesigen besten Freundes, zu empfehlen. Aber ich höre, daß er bereits mit Ihnen Bekanntschaft erlangt hat, und ich bin sicher, daß er sich selbst empfohlen haben wird.

---

[1]) Honorar und Freiexemplare eben des Buches über die Zerstörung Jerusalems.

[2]) Des Engländers Edward Ives „Reisen nach Indien und Persien. Aus dem Englischen". (Leipzig 1774—75, bei Weidmanns Erben & Reich.)

[3]) Der zweite Teil war in der Tat Michaelis 1775 herausgekommen.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs ergebenste, und ich bin mit unveränderter Hochachtung Zeitlebens

Ihr
ergebenster Freund und Diener
Johann Adolf Schlegel.

[Adresse:] A Monsieur Monsieur Reich Marchand Libraire trés celebre â Leipzig.

7.

Hannover. Am 14 April 1776.

Werthester Freund

In meinem letzten Briefe [1]), welchen ich dem Galanteriehändler, Hn. Klingsch [2]) mitgegeben, habe ich noch etwas vergessen. Ich habe mein Exemplar von den drey Bänden meiner Predigten, die in Ihrem Verlage herausgekommen sind [3]), verliehen, und dadurch eingebüßet. Schon vor geraumer Zeit ließ ich in hiesigen Läden vergeblich darnach fragen; und was kann es helfen, wieder darnach fragen zu lassen? Ich ersuche also in dieser Messe, mir ein Exemplar von diesen drey Predigten mit Hn. Klingsch auf meine Rechnung zu übersenden. Ich würde das Geld gleich beygeschlossen haben, wenn mir der Preis bekannt wäre.

Unter nochmaliger Empfehlung an Sie und Ihre Frau Gemahlin von mir, meiner Frau und meinem ganzen Hause, und unter Versicherung aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft verbleibe ich

Ihr
ergebenster
Johann Adolf Schlegel.

[Adresse:] A Monsieur Monsieur Reich, Marchand Libraire trés renomé â Leipzig.

Der letzte der vorliegenden Briefe ist ein Jahr später geschrieben. Reich beabsichtigte, den „Auszug aus der alten

1) Nicht bekannt.
2) Aus Hannover, der nach Leipzig zur Ostermesse gereist war.
3) „Predigten über die ganze Leidensgeschichte Jesu Christi." I. Teil 1767. II. Teil 1769. III. Teil 1773.

Geschichte" bis Konstantin den Großen durch Schlegel fortführen zu lassen. Schlegel hatte auch zugesagt, mußte aber einsehen, daß die Arbeit seine durch das Amt voll in Anspruch genommenen Kräfte überstieg, und sagte ab. Die Weiterbearbeitung übernahm an seiner Stelle Georg Heinrich Martini, Rektor der Nicolaischule zu Leipzig (1722—94), und von ihm erschien noch Bd. 4 (1779) und Bd. 5 (1780). Den 4. Band hatte Schlegel selbst noch mit einer Vorrede „Ueber Geschichtsstudium der Kinder und Geschmack der historischen Lehrart" eröffnet, die noch heute lesenswert ist und geschickte pädagogische Winke erteilt. Das war Schlegels letzter Anteil an dem umfänglichen Werke.

8.

Werthester Freund!

So angenehm es mir sonst gewesen, Sie zur Meßzeit durch einen Brief meiner zu erinnern: so ungern gehe ich dießmal daran, da ich mich genöthigt sehe, das Versprechen, welches ich in Ansehung der Fortsetzung von dem Auszuge aus der alten Geschichte gethan, nämlich sie bis auf Kayser Constantin den Großen fortzuführen, itzt wieder zurückzunehmen. Da ich, soweit es mir möglich ist, in Erfüllung meiner Zusagen pünktlich zu seyn mich beeifere, so habe ich bisher Anstand genommen, darüber etwas zu schreiben, und mich dazu verbunden erachtet, um nach dem Antritte meiner neuen Aemter erst abzusehen, in wiefern es nicht doch möglich zu machen stünde, Ihnen den noch rückständigen kleinen Band zu liefern. Da ich aber finde, daß es schlechterdings unmöglich ist; so würde ichs für unverantwortlich halten, Sie noch länger in der Erwartung zu lassen, daß ich nun vielleicht bald diesen Band liefern würde. Ich schmeichle mir, daß Sie Freundschaft genug für mich haben, mehr darüber mich zu bedauern, als unwillig auf mich zu werden. Wenn ich noch etwas je in Druck gebe, so kann es nichts anders seyn, als etwan Predigten, die ich so wie ich sie gehalten, durch andre abschreiben lasse, oder was ich noch sonst liegen habe, und das zwar gerade so wie es ist, ohne an Ausbesserungen zu denken. Denn ich habe keine Nebenstunden mehr; im strengsten Verstande mag ich sagen, kaum Augenblicke der Erholung, da ich mir fast nicht einmal Muße zum Essen nehmen kann, und immer zuerst vom Tische, wo ich

doch allein mit meiner Familie zusammen bin, hinwegeilen muß. Zwar mag ich wohl hoffen, wenn ich, was bey dem Alter und der Leibesschwäche meines Antecessors natürlicher Weise in Unordnung gerathen, einigermaßen in Ordnung gebracht, dann und wann eine Stunde für mich zu gewinnen; aber doch darf ich gewiß niemals wieder auf so viel Zeit rechnen, als die Ausarbeitung eines Fleiß und Muße fodernden Werkes, wie die Fortsetzung des Auszugs ist, verlanget. Ich muß also bitten, mich einer Verbindlichkeit zu entledigen, die ich, wenn ich auch schon meinen Vorsatz noch so oft erneuerte, doch nicht zu erfüllen im Stande seyn würde. Bin ich doch in diesen beiden Jahren nicht im Stande gewesen, die Predigten meines sel. Freundes [1]), ohnerachtet meines Versprechens an die Wittwe, zum Drucke zu bringen, obgleich dazu nichts gehöret, als Lesen, Durchsehen und Wählen.

Ob ich gleich nicht vermuthe, daß von Hn. Adelungs Wörterbuche ein neuer Theil in dieser Messe erscheinen sollte [2]), so lege ich doch auf den Fall, daß es geschähe, den Pränumerationsschein bey, mit ergebenster Bitte, die alsbald zu erstattende Auslage zu thun, wenn ein neuer Theil zu haben ist, und wo nicht, ihn an mich zurückzusenden.

Unter vielen freundschaftlichen Empfehlungen von meiner Frau und meinem ganzen Hause an Sie, werthester Freund, und Ihre Frau Gemahlinn bin ich

Ihr
ergebenster Freund
Johann Adolf Schlegel.

Hannover Am 16. April 1777.

[Adresse:] Herrn Herrn Reich, berühmten Buchhändler in Leipzig.

In der Tat hat Schlegel in der Hauptsache nur noch Predigten veröffentlicht; in zwei Bänden gab er 1787 und 1789 seine „Vermischten Gedichte" an den Tag (Hannover,

---

[1]) Nikolaus Dietrich Giseke (1724—65), auch einer der „Bremer Beiträger". Seine Predigten gab Schlegel schließlich 1780 heraus.
[2]) Der dritte Teil erschien erst zur Michaelismesse 1777.

in der Schmidt'schen Buchhandlung), zum guten Teil eine Sammlung seiner Jugendpoesien aus den „Bremer Beiträgen".

So weit reichen die Briefe im Kestner-Museum. Hoffentlich öffnet zu weiteren Publikationen[1]) das Archiv der Weidmannschen Buchhandlung wieder einmal seine Pforten; dann werden Johann Adolf Schlegels Biographie und Schriftstellerei noch manche schätzenswerte Aufklärung erhalten.

---

[1]) Karl Buchner, Aus den Papieren der Weidmannschen Buchhandlung. 2 Teile. Berlin 1871—73.

Die Frau im mittelalterlichen Hildesheim.

Von L. Zeppenfeldt.

Eine eigentliche Frauenfrage, die in unseren Tagen brennend geworden ist, hat es im Mittelalter noch nicht gegeben. Die Verhältnisse lagen einfacher; der ganze wirtschaftliche Kampf, der jetzt so manche Frauenkraft vor der Zeit aufreibt, war damals für die Frau nicht vorhanden. Der Mann ging seinem Berufe nach, während die Frau im Hause für die Bedürfnisse der Familie sorgte. In der maschinen- und fabriklosen Zeit hatte ja die Arbeit der Frau im Hause und für das Haus eine ganz andere Bedeutung als heute, denn man verfertigte nicht nur fast alle Kleidungsstücke und die gesamte Wäsche selber, sondern bereitete auch manches andere für den Haushalt Notwendige, wie Kerzen, Seife usw. im Hause.

Da es, wie gesagt, keine Frauenfrage im eigentlichen Sinne gab, so wurden auch keine Bücher über die Frauen geschrieben; aus alten Nachrichten, Urkunden und tagebuchartigen Aufzeichnungen (Brandissches Diarium) ist es aber doch möglich, von dem Leben und Treiben der Frau im mittelalterlichen Hildesheim ein Bild zu gewinnen, das zwar nicht wesentlich von demjenigen aus anderen Städten zu unterscheiden ist, aber durch die bedeutende Stellung der alten Bischofs- und Hansastadt besonders hervortritt.

Weil das Leben der mittelalterlichen Frau sich hauptsächlich im Hause abspielte, so hatten auch für sie die häuslichen Vorgänge, wie Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe und dergl., ganz besondere Bedeutung. Ein fast geschäftliches Verfahren ging der Verbindung eines jungen Paares vorauf; bei der Verlobung spielte der Rat der Verwandten eine Rolle, so daß von einer eigenen Wahl kaum die Rede sein konnte. War eine heiratsfähige Tochter im Hause, so wurde irgend eine gute Freundin oder Anverwandte die Heiratsvermittlerin. In den Gotteshäusern fand oftmals die erste Besprechung der beiderseitigen Mütter statt.

Henning Brandis erzählt in seinem Diarium, daß bei seiner ersten Eheschließung mit Anne von Alten 1475 seine Mutter mit der Frau von Alten in der Domgruft deswegen zuerst miteinander verhandelt hätte, und bei seiner zweiten Ehe mit Geseke Breyer 1479 kam, da die Mutter inzwischen gestorben war, sein Bruder Hans mit der Mutter seiner Braut auf dem Chor der St. Georgskirche zu dem Zweck zusammen. War die erste Besprechung der Mütter zur Zufriedenheit ausgefallen, so wurde eine Zusammenkunft der Verwandtschaft verabredet, wobei man die Mitgift genau festsetzte. Dann erst durfte die Braut den Bräutigam empfangen. Wenn es also auch meistens keine Liebesheiraten waren, so fügte man sich eben der Sitte, und manchmal hat wohl auch die gute Freundin, die sich den Kuppelpelz verdiente, der heimlichen Neigung Vorschub geleistet. Schon mit 14 Jahren konnte sich das junge Mädchen verheiraten. In einer Eheberedung, die der Dompropst Otto 1350 vermittelt, wird bestimmt, daß die Hochzeit zwischen Hans von Ingenem und Adelheid Frese stattfinden solle, sobald die Braut vierzehn Jahr alt geworden sei; auch verpflichtet sich der Vater der Braut, das junge Paar in seinem Hause ein Jahr lang zu unterhalten. Es kam damals oft vor, daß der Ehestand der jungen Leute die ersten Jahre im Hause der Eltern geführt wurde, dann erst bezogen sie eine eigene Wohnung. Die Tochter des Bürgermeisters Henning Brandis blieb zweieinhalb Jahr mit Mann und Kind umsonst im Hause des Vaters. Diese Sitte erklärt sich wohl daher, daß die Frauen bei ihrer Jugend noch nicht fähig waren, einen eigenen Hausstand zu führen.

Die Hochzeit selbst wurde bei reichen Leuten mit großem Gepränge und viel Essen und Trinken gefeiert, sie dauerte bei den Angesehenen mehrere Tage. Man tanzte bei der Gelegenheit viel, nicht allein im Hause, sondern auch auf dem Rathause und in den großen Sälen der Amtshäuser, die besonders für die Feste der Angehörigen der Gilde bestimmt waren. Das Brauergildehaus auf der Osterstraße hatte im Hintergebäude einen großen Hochzeitssaal, in dem 1640 sogar die Hochzeit des Landgrafen Christian von Hessen gefeiert wurde, bei der es so wüst herging, daß anständige Mädchen und Frauen das Haus verließen. Auch weibliche Personen konnten sich in die Gilde, die im Mittelalter eine bedeutende Rolle in Hildesheim spielte, aufnehmen lassen;

sie durften dann die Rechte derselben genießen und auch die großen Feste mitfeiern, besonders die „Maizeit“, die vor den Gildehäusern anfing und auf der Wiese ihre Fortsetzung fand.

Bei der Hochzeit tauschten die Brautleute oft kostbare Geschenke, Schmucksachen und Kleinodien aus; auch goldene Ringe pflegte man sich damals schon zu geben; die Braut schenkte dem Bräutigam ein Hemd, manchmal mit goldenen Borden verziert. Das Verlöbnis des Tile Brandis kostete ihm vierzig Gulden, für damalige Zeit eine große Summe. Auch die Freunde der Brautleute und die Familienglieder wurden beschenkt, und die Hochzeitsgäste teilten Gaben an die Braut aus. Je mehr die Zeit vorschreitet, desto mehr Verschwendung wird getrieben. 1403 erließ der Rat eine Bestimmung, daß eine Aussteuer nach auswärts nicht mehr als fünfzig Mark Silberwert betragen dürfe; wer dagegen handele, müsse zehn Mark Strafe zahlen. In späterer Zeit wiederholen sich immer wieder die Verordnungen des Rats, die der Ueppigkeit bei den Hochzeitsgelagen und den prächtigen Aussteuern wehren sollen. Die großen Brauttruhen aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die aus dem Besitz der Familie Brandis stammen und jetzt zu den Sammlungen des Roemermuseums (z. Z. im Knochenhaueramtshause) gehören, geben eine Vorstellung von der Größe der Aussteuerschätze, die dem jungen Mädchen aus reichem Hause mitgegeben wurden. Auch die Kleidung, die anfangs schlicht war, verliert immer mehr ihre Einfachheit. Auf dem Grabmal der Schonette von Nassau im Dom zu Hildesheim (in zweiter Ehe mit Herzog Otto von Braunschweig vermählt, gestorben 1436) sehen wir das lebensgroße Bild der Verstorbenen, die in einen weiten faltigen Rock und glockenförmigen schweren Mantel gehüllt ist. Den Kopf bedeckt eine mit gefälteten Krausen verzierte Haube. Hauben tragen auch die Frauen auf den Bildern des Roemermuseums aus dem fünfzehnten Jahrhundert, doch liegen sie glatt dem Kopfe an. Diese Bilder können gleich den Schnitzereien des dort befindlichen Trinitatisaltars als Gewandstudien dienen. Das oben meist enganliegende Kleid endigt in einem weiten, mit Borden verzierten Rock. Der große radartige Mantel bekommt erst in späterer Zeit einen breiten Schulterkragen. Schmucksachen scheinen zu jeder Zeit bei den Frauen beliebt gewesen zu sein. Andere Bilder mittelalterlicher Maler

schildern die Vorgänge im Leben der Frau, wie sie auch in Hildesheim sich abgespielt haben. Beachten wir z. B. die Darstellung einer Wochenstube auf dem in München befindlichen Bilde der Geburt der Maria von dem Meister des Marienlebens, so sehen wir dort acht geschäftig umherhantierende Frauen; ebenso bei Dürer in seinem Marienleben. Joachim Brandis erzählt, daß bei der Geburt seines Töchterchens Margarete acht Frauen zugegen waren, außer der „Bademome" und der Schwiegermutter Frauen der Verwandtschaft. Die Taufe fand oft schon am folgenden Tage, jedenfalls einige Tage nach der Geburt des Kindes statt. Die Sitte erforderte es, daß nicht nur das Kind von dem Paten ein Taufgeschenk (häufig einen halben Joachimstaler oder eine andere Geldmünze) erhielt, sondern auch die Mutter; den Dienstboten und den Leuten, die das Licht und Salz bei der Taufe trugen, wurde auch ein Trinkgeld verabreicht. Bei der Firmelung, die manchmal schon an Kindern von sechs Jahren vollzogen wurde, schenkten die Firmpaten als Andenken besondere Geldstücke: Kronentaler, Rheinische Gulden, Schreckenberger, Christophorusgroschen (1501 in Hildesheim geprägt).

Geburt und Tod waren auch damals oft beisammen. Wenige Tage nach der Geburt des ersten Sohnes starb Anne von Alten (1478), Henning Brandis erste Gattin, er nennt sie „myn leve Anne, der got gnedich sy." — Bei einer anderen Gelegenheit tritt der Tod unter eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft. Bei dem Hochzeitsessen der Magdalene Brandis (1544) sinkt plötzlich eine der Brautjungfern bewußtlos zurück, als sie gerade einen Becher mit Wein aufheben will, um zu trinken. Vergeblich sind die Versuche, sie ins Leben zurückzurufen; als eine Tote wird sie von Tisch getragen und in die Stuve gelegt, während die Gäste auf der geräumigen Diele sitzen bleiben. Gegen Abend schafft man sie in einem Teigtroge aus dem Hause fort — eine zwar praktische, aber mindestens seltsame Benutzung dieses Geräts. Auch als eine Begine aus dem Konvent des Brühls Ilsabe Schowarte in der Andreaskirche während des Gesanges vor der Predigt tot umfiel, ward sie in einem Teigtroge hinweggetragen.

Bei dem Begräbnis reicher Frauen opferte man den Armen. Nach dem Tode der Frau von Hans Brandis d. Ae. speisete man eine große Zahl Arme aus hundert Schüsseln.

Ein dunkles Gebiet im Mittelalter ist das Hexenwesen; manche Frau verlor ihr Glück, ja ihr Leben durch den Aberglauben der Zeit. Auch Krankheit brachte man mit Zauberei in Verbindung. Als Magdalene Brandis einst an einer seltsamen Krankheit litt — sie lag zum Entsetzen ihrer Angehörigen zuzeiten bewußtlos, dachte die Familie, die doch zu den Gebildeten gehörte, diese Zustände wären durch Zauberei verursacht. Im Siechenhause St. Nikolai lebte 1439 eine Frau Ilsebe, welche durch die Besprengung mit Weihwasser die Leute gesund zu machen glaubte. Der Rat der Stadt wird vor der Zauberin gewarnt und gebeten, daß sie wegen des Schadens, der aus ihrem Tun erwuchs, aus der Stadt gewiesen werden möge. Eine andere Frau, die dicke Anneke genannt, wurde von den Leuten in allerlei Krankheitsfällen bei Menschen und Vieh häufig aufgesucht, weil sie in die Kristallen sehen und andere Narrheiten und Teufelswesen treiben konnte. Endlich kam dieser Unfug vor den Rat, der die Frau ins Gefängnis setzen ließ. Als es sich herausstellte, daß sie schwanger war, ist sie in des Marktvogts Hause verwahrt worden, wo sie eine Tochter gebar. Sechs Wochen später brachte man sie in den Keller, das Kind aber in die Kirche und von da zu anderen Leuten. Die dicke Anneke wurde peinlich verhört und bekannte unter den Folterqualen viele Bosheit, die sie mit dem Teufel begangen haben wollte, auch hätte sie mit Gift viel Vieh auf der Weide im Amt Marienburg und der Dompropstei umgebracht. Es befand sich nicht allein alles so, sondern viele Leute klagten, daß sie großen Schaden davon gehabt hätten. Auf dieses ihr Bekenntnis bestimmte der Rat, daß sie mit dem Feuertode bestraft werden sollte, was bald darauf auf der Steingrube, der uralten Hildesheimer Gerichtsstätte, geschah. Da war unzählig viel Volks nicht allein aus der Stadt, sondern aus allen umliegenden Dörfern zugegen. Dieses Opfer des Aberglaubens wurde zu Fuß auf besondere Bitte zur Richtstätte geführt, man pflegte sonst die Verurteilten auf einer Karre hinzufahren.

Noch im Jahre 1607 verbrannte man zwei Frauen als Hexen auf der Steingrube unter dem Vorwande, daß sie vielen Leuten wehe getan hätten.

Müssen wir derartige Strafen als ungerecht und grausam bezeichnen, und freuen wir uns, daß der Aberglaube, der

freilich in unseren Tagen immer noch nicht ganz geschwunden ist, doch wenigstens nicht mehr solche Früchte zeitigt, so könnte doch unsere Zeit wiederum von der scharfen Zucht lernen, die bei sittlichen Vergehen ausgeübt wurde und zwar nicht nur von der Kirche, sondern auch von der städtischen Behörde. Es war 1440 bei Strafe verboten, Frauen, die sich der Unzucht hingaben, in die Häuser aufzunehmen. Hatten Verheiratete sich mit anderen Männern vergangen, so sollten sie zu ihren Ehemännern zurückkehren und sich mit ihnen auf ehrliche Weise ernähren oder als Dienstmägde zu rechtschaffenen Leuten gehen. Wenn sie das nicht wollten, mußten sie die Stadt verlassen. Gefallene Mädchen, die heimlich ein Kind zur Welt gebracht hatten, wurden nach sechs Wochen vom Rat ergriffen, am Schandpfahl, Kak genannt, der am Eckpfeiler des Bäckergildehauses am Markt stand, öffentlich gestäupt und dann aus der Stadt gewiesen.— (Auch bei Diebstahl und Hehlerei stäupte man die Frauen und wies sie aus der Stadt.) Eine Ehefrau hatte in der Abwesenheit ihres Mannes mit einem Geistlichen Ehebruch getrieben; ihr Mann überraschte sie dabei und klagte sie beim Rat an. Auf dem Rathaus wurde sie verhört. Zur Strafe mußte sie die Schandsteine von der Wage bis nach dem Ostertor tragen; der Schinder und zwei Ratsknechte gingen neben ihr her. Nach einer Verordnung des Rats trugen die unzüchtigen Frauen lange Mäntel ohne Kragen; der Mantel oder das Regentuch sollte auf der Straße über den Kopf gezogen werden, damit anständige Frauen nicht mit ihnen verwechselt werden konnten. Verboten waren den Huren Gold- und Silberschmuck, Perlengeschmeide, gefältete Halskrausen, Borden an den Kleidern und dergl. Wer dagegen handelte, den bestrafte der Rat.

Ganz besonderes Gewicht legten die Gilden auf tadellos sittliches Leben derjenigen, die Aufnahme in die Innung begehrten. 1457 wollen die Knochenhauer der Frau des Kord Westval kein Recht am Amte gewähren, da sie ihre Würdigkeit vor der Heirat nicht durch Zeugen beweisen konnte. Die Bäcker weigerten sich 1511, die Tochter Klaus Fickens in ihr Amt aufzunehmen, weil ihr Vater ein Trompeter gewesen sei, ein Beruf, der in keiner hohen Achtung stand. Die Satzungen der Aemter erforderten es, daß sechs glaubwürdige Männer das einwandsfreie Leben der Eltern des Neuaufzunehmenden und seiner Frau bezeugten. Die strengen

Gesetze der Aemter und Gilden haben jedenfalls einen weitgehenden Einfluß auf das sittenreine Leben der Frau im Mittelalter ausgeübt.

Wie weit die Frau beim Handwerk mit tätig war, läßt sich nicht ganz deutlich sehen; da die Nachrichten darüber nur spärlich sind. Im allgemeinen ruhte Handel und Gewerbe in der Hand des Mannes. Die Frauen und Töchter der Handwerksmeister durften beim Handwerk helfen, aber die Meisterschaft konnten sie nicht erlangen. Ausnahmsweise wird der Witwe und Tochter eines Leinewebers 1408 gestattet, die Weberei weiter zu betreiben. Lehrmädchen gab es nicht. Die Kürschner verklagten einmal einen Gildegenossen, weil er Mädchen beschäftigte. Da er erklärte, daß er sie nur zur Ausbesserung alter Pelzwaren hielte, hatte der Rat nichts dagegen einzuwenden.

Fand die Frau also hie und da als Gehilfin des Mannes Beschäftigung beim Handwerk, so scheint sie doch schöpferisch weder in der Kunst noch Wissenschaft hervorgetreten zu sein, wenigstens sind uns nach beiden Seiten hin keine Namen aus Hildesheim überliefert. Eine gelehrte Frau, wie die Nonne Roswitha von Gandersheim, gehörte überhaupt zu den Ausnahmen. Nur in den Hildesheimer Klöstern beschäftigten sich im Mittelalter die Frauen mit den Wissenschaften; Nonnen kamen von hier als Lehrerinnen nach anderen Klöstern. Mehr geleistet ist von den Frauen auf dem Gebiete der künstlerischen Handarbeiten. Das Roemermuseum besitzt zwei alte Kaseln und eine Altardecke aus dem Trinitatishospital (Sammlungen des Knochenhaueramtshauses), die wahrscheinlich in Hildesheim selbst im fünfzehnten Jahrhundert angefertigt sind. Die biblischen Figuren — auf den Kaseln ist die Kreuzigung dargestellt, — sind teils aufgenäht, teils gestickt. Auch in der Michaeliskirche befindet sich eine derartige gestickte Altardecke. Diese vier Stücke legen Zeugnis davon ab, daß bereits im fünfzehnten Jahrhundert die Paramentik in hoher Blüte in Hildesheim stand, und es ist nur zu bedauern, daß nicht noch mehr Handarbeiten aus der Zeit erhalten sind. Die Klöster sind wohl die Stätten, in denen diese Arbeiten hauptsächlich getrieben wurden. Wer in ein Kloster einzutreten wünschte, hatte dazu in Hildesheim selbst Gelegenheit. Im Michaeliskloster waren anfangs neben den Mönchen auch Nonnen,

dadurch kam aber das Kloster in schlechten Ruf; man trennte die Geschlechter und gründete eigene Nonnenklöster. Die Gründung des Magdalenenklosters in Hildesheim (auch Süsternkloster, büßende Schwestern, genannt) geschah 1224; es nahm adlige und bürgerliche Konventualinnen auf. Die alten Urkunden bringen einige Namen: Hanne von Damm, Jutta Velstede, Irmgard von Lutter, Ghesele Rinteln, Grete von Mollem, Metele Schönhals; von den ältesten Priorinnen werden Gertrud und Adelheid genannt, später Elisabeth vom Berge (1330). Als der Prior Johannes Busch, geb. 1400, die niedersächsischen Klöster reformierte, fand er im Gegensatz zu anderen Klöstern im Magdalenenkloster gute Zucht und frommen Sinn bei den Insassen, die unter der vorzüglichen Leitung der Schwester des Dompropstes, Hildegund von Hahnensee standen. Die Priorin wird als eine ehrbare, kluge, demütige Frau geschildert, die nie müßig gewesen sei. Selbst vor das Sprechgitter ihres Klosters kam sie nicht ohne ihr Arbeitszeug und wollenes Knaul nd strickte dort Strümpfe. Die Nonnen beschäftigten sich mit Nähen, Flechten von Schuhen, Stricken von Handschuhen und Socken.

In die Klöster wurden vielfach Töchter aus guten Familien zur Erziehung gegeben, besonders solche, die früh verwaist waren. Die Nonnenklöster und kirchlichen Schulen waren damals die einzigen Bildungsstätten für die weibliche Jugend.

Auch in den benachbarten Frauenklöstern: Lamspringe, Gandersheim, Heiningen, Derneburg, Escherde fand manches Hildesheimer Kind Aufnahme. Hier mußte bei der Reformierung der Klöster durch Johannes Busch manchmal strenge Zucht geübt werden, da die Nonnen vielfach auf verkehrte Wege geraten waren. Bischof Magnus erschien eines Tages (1442) mit Busch im Kloster zu Derneburg und ließ alle Nonnen auf Wagen setzen und in andere Klöster bringen, weil sie sich den neuen Ordnungen nicht fügen wollten.

Eine eigentümliche Erscheinung des Mittelalters sind die Klausner und Klausnerinnen. Das Einsiedlerleben hatte sich vom Morgenland ins Abendland verpflanzt. Fest eingemauert in die Zelle, in die Speise und Trank von außen hineingereicht wurde, verließ der Klausner nur als Leiche

seine enge Behausung. Um Hildesheim gab es im Mittelalter drei Klausen: bei dem Katharinenhospital vor dem Ostertor, bei Lutzingeworden und bei St. Nikolai auf dem Damm. Es lebten dort Frauen, die vollständig auf die Welt und ihre Freuden verzichtet hatten und nur Gott dienen wollten. Die Klausnerin vor dem Ostertor sollte nicht soviel in ihrer Klause haben, wie eine Maus verzehren konnte; später wurden die Vorschriften etwas milder. Die Klausnerin, welche in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts als Nonne eingekleidet und vor dem Ostertor eingeschlossen war, durfte nach der milderen Regel des heiligen Augustin leben, sie konnte sogar lesen; alle vierzehn Tage genoß sie das heilige Abendmahl, ihre Dienerin tat es alle Monat. Durch den schon genannten Reformator Busch wurde mit großer Feierlichkeit unter dem Beisein vieler Menschen eine Einsiedlerin in St. Nkiolai eingeschlossen. Wie eine Laienschwester kleidete man sie mit dem Skapulier ein und gab ihr wie auch den anderen Klausnerinnen einen schwarzen Schleier. Diese Frau war bereits sechzig Jahre, als sie Klausnerin wurde, dreißig Jahre hindurch hatte sie ihrer Vorgängerin täglich Speise und Trank gebracht.

Trugen die Klöster dazu bei, eine praktische Lösung der Frage nach der Versorgung der alleinstehenden Frau zu finden, so geschah dieses außerdem noch durch andere Stiftungen der Kirche, einzelner Wohltäter und des Rats. In den vielen Hospitälern der Stadt — jede Kirche hatte früher ein eigenes Hospital — fanden alte und kranke Frauen Aufnahme und Verpflegung. Wir hören von Siechen- und Leprosenhäusern; der Aussatz war im Mittelalter hier sehr verbreitet. Manche der ältesten Stiftungen bestehen noch heute, z. B. der „Große Heilige Geist", später Trinitatishospital genannt, das Katharinenhospital u. a.

Auch für die gebildeten Kreise war gesorgt. War es zwar Regel, daß die Töchter des Hauses sich verheirateten, so hatten doch auch die Unverheirateten, die nicht in ein Kloster eintreten wollten, die Möglichkeit, durch ein gemeinsames Leben Ersatz für die fehlende Häuslichkeit zu finden in den Beghinen-(Beginen-)Häusern. Diese waren im elften Jahrhundert in den Niederlanden entstanden und kamen von da zu uns; man verstand darunter Gesellschaften einfacher, ohne Prunk nur ihrer Frömmigkeit lebender

Frauen. Die Beginenhäuser waren im Mittelalter etwa das, was man jetzt Damenstift nennt. Sie standen unter Aufsicht des Bischofs. Beginen lebten auf dem Johannishofe am Damm und im Alten und Neuen Konvent im Hintern Brühl, der sich bis unterhalb der Dommauer hinzog und erst später mit in die Stadt einbezogen wurde. Der Alte Konvent hieß anfangs Haus Meienburg (Meienberg) und lag in der Nähe der Kleinen Venedig, etwa dort, wo jetzt die Treibestraße endigt. Der Bischof Siegfried II. nahm die Kongregation 1281 in seinen Schutz und sicherte ihr die Habe der austretenden Schwestern zu. Der Neue Konvent im Hintern Brühl zwischen der Städtischen Krippe und dem Wohnhaus Nr. 20 gelegen, wird zuerst in einer Urkunde des Bischofs Otto II. erwähnt, in der er die Verordnungen seiner Vorgänger bestätigt. Es ist daher anzunehmen, daß die Gründung der Konvente bereits in früherer Zeit geschah. In diese Genossenschaften konnten unbescholtene Frauen der besseren Kreise sich einkaufen; der Austritt stand ihnen frei, falls sie sich verheiraten wollten. Scheinbar ist es dort nicht immer sehr friedlich hergegangen, denn die Bischöfe müssen öfter Streitigkeiten der Insassen durch neue Verordnungen regeln. Bischof Gerhard bestätigte den Beginen des Alten Konvents im Brühl den Besitz ihres Hauses und verlieh ihnen zu ihrem Wohl und ihrer Bequemlichkeit eine neue Ordnung (1393), damit sie Gott besser dienen könnten. Um mancherlei Zwietracht und Unbequemlichkeit willen wird darin bestimmt, daß keine in die Vereinigung aufgenommen werde, die nicht einen guten Ruf habe. Sollte doch jemand darin sein oder hineinkommen, die nicht unbescholten wäre, oder eines Vergehens überführt würde, so sollte diese aus der Kongregation ausgestoßen werden, sie ginge dann aber ihres eingezahlten Geldes verlustig. Wenn eine dem Siechtum verfiele oder aussätzig würde, möge sie das Haus verlassen mit Rückgabe ihres Geldes. (Für derartige Kranke gab es ja besondere Anstalten.) Ein halbes Jahr nach dem Einkauf mußte das Haus bezogen werden, wollte man seines Rechtes nicht verlustig gehen. Nur Unverheiratete oder solche Witwen, die keine kleinen Kinder haben, sollten aufgenommen werden. Ueber die Aufnahme hatte der ganze Konvent gemeinsam zu beschließen; bei Meinungsverschiedenheiten entschied die Mehrzahl. Die zänkischen Frauen, die keinen Frieden halten konnten, so daß der größte Teil nicht

mit ihnen auskam, wurden ausgewiesen und erhielten ihr Geld zurück. Der Konvent, später unter Aufsicht des Magistrats gestellt, bestand noch im siebzehnten Jahrhundert, 1753 wurde das zum Konvent gehörende Grundstück zum Gemüsegarten gemacht, es trägt noch jetzt den Namen Konventsgarten.

In dem Johannishofe auf dem Damm erhielten die Dienstmägde ihre Ausbildung. Alljährlich wurden zwei von ihnen durch ein Vermächtnis des Domkellners Burchard Steynhoff (1440) vom Rat ausgesteuert und verheiratet. Das Gesinde hörte viel mehr mit zur Herrschaft, als es in unseren Tagen der Fall ist. Die Mägde schliefen in derselben Kammer wie die Töchter des Hauses, ja zuweilen sogar in demselben Bett. Erkrankten sie, so pflegte man sie wie die eigenen Kinder. Henning Brandis erzählt davon in seinem Tagebuch. Eine seiner Mägde Hilborch sei eines abends von der andern Ilsabe heftig erschreckt. Diese hatte die schlafende Hilborch aus Scherz überfallen; vor Schreck kam sie ganz von Sinnen. Hennings Schwägerin Alheit von Alten, die mit der Magd das Bett geteilt hatte, holte schnell Henning Brandis und seine Frau herbei, Frau von Alten wurde benachrichtigt. Sie behandelte die Kranke mit Umschlägen von Rosenwasser auf Kopf und Puls, gab ihr Honigwasser zu trinken und badete ihre Füße und Beine mit Kamillen. Erst nach acht Tagen besserte sich der Zustand. Gerade diese ausführliche Erzählung wirft ein helles Licht auf das gute Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde.

Das religiöse Leben der Frauen außerhalb des Klosters äußerte sich im Besuch der Kirchen, in der Teilnahme an den Aachenfahrten zur Verehrung von Reliquien, durch kirchliche Stiftungen und testamentarische Vermächtnisse. In der Lambertikirche wurden 1504 besondere Frauenstühle gesetzt, welche die Frauen selbst bezahlen mußten. An den jährlichen Prozessionen (Petri ad Vincula) nahmen die Jungfrauen mit aufgelösten Haaren teil. Sie gingen von St. Michael nach der Sülte und darauf zur Katharinenkirche in die Bittmesse in bestimmter Ordnung; an den Wegen durfte kein Firnwein, Honigkuchen und Obst verkauft werden.

Trat die Frau im frühen Mittelalter kaum aus der Stille des häuslichen Lebens an die Oeffentlichkeit, so wurde das mit der fortschreitenden Zeit anders. Bei den mancherlei

Fehden, welche die Stadt im fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auszufechten hatte, war auch die Frau mit tätig. Es wird erzählt, daß während die Männer auf den Wällen und an den Toren der Stadt bei den Belagerungen Wachtdienst ausübten, die weiblichen Personen Tag und Nacht die Straßen und Häuser bewachten. Es ist bezeichnend, daß auf den geschnitzten Bildern des Landsknechthauses an der Wollenweberstraße (1554) auch eine kriegerische Frau mit Pfeilen in der Hand dargestellt ist. Manche Frauen — wenn auch wohl nicht gerade die besten — zogen, durch die Kriegsfurie aufgepeitscht, vor den Kriegern her, steckten ihre Schürzen als Banner auf und waren so lange mutig, bis sie den Kampf sahen. Dann warfen sie sich voller Angst auf die Knie, falteten die Hände und weinten. Paßte also das rauhe Kriegshandwerk nicht für die Frauen, so bewiesen sie doch mehr Mut, wenn es sich um Glaubenskämpfe handelte. Das ausgehende Mittelalter war eine religiös außerordentlich bewegte Zeit, an der die Frau lebhaften Anteil nahm. Es scheint, als ob die lutherischen Gedanken besonders bei den Hildesheimer Frauen früh Eingang gefunden haben. Die Stadt widerstand der neuen Bewegung besonders durch den Einfluß des Bürgermeisters Wildefuer aufs heftigste. Als die umliegenden Städte Hannover, Braunschweig, Goslar bereits die neue Lehre angenommen hatten, und die Stadthäupter sich immer noch nicht entschließen konnten, die Reformation in Hildesheim einzuführen, da waren es Hildesheimer Frauen, die sich mit Geschenken zu dem Landgrafen Philipp von Hessen, der gerade in Wolfenbüttel im Lager stand, aufmachten und um seine Hülfe baten, daß ihnen das Evangelium gebracht werde. Mit der Einführung der Reformation 1542 brach dann für die Stadt Hildesheim und auch für die Frau in ihren Mauern eine neue Zeit an. Sie hat allmählich eine ganz andere Stellung im wirtschaftlichen Leben bekommen, neue Berufe haben sich ihr geöffnet, und in unseren Tagen hat die Not der schweren Zeit die Frau mitten hineingestellt in den Kampf ums Dasein. Nur die Hildesheimer Jungfrau im Stadtwappen, das typische Bild der mittelalterlichen Frau, ist geblieben und sieht unbeweglich von ihrem hohen Standort am Rathaus auf das Leben und Treiben der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts herab.

Literaturübersicht:

Lüntzel, H. A.: Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim, Bd. 1 und 2. Hildesheim 1858.

Doebner, R.: Urkundenbuch der Stadt Hildesheim, Bd. 1—8. Hildesheim 1881—1901.

Bertram, A.: Die Bischöfe von Hildesheim. Hildesheim 1896. S. 91—93, Tf. 5.

Haenselmann, L.: Henning Brandis, Diarium. Hildesheim 1896.

Buhlers, M.: Joachim Brandis, d. Jüngeren Diarium. Hildesheim 1902.

Mithoff, H. W.: Kunstdenkmale und Altertümer, Bd. 3. Hannover 1875. S. 160.

Hartmann, M.: Geschichte der Handwerkerverbände der Stadt Hildesheim im Mittelalter. Hildesheim 1905. S. 54 ff.

Zeller, A.: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover II, 4. Stadt Hildesheim, Kirchliche Bauten. Hildesheim 1905, S. 17 ff.

Gründung eines „Niederdeutschen Bundes".

Bericht von G. Chr. Coërs.

Am Sonntag, den 17. März d. J. fand in Berlin im „Spatenbräu" eine „Niederdeutsche Tagung" statt, die von weittragender Bedeutung für das ganze Kulturleben der niedersächsischen Lande werden kann. Einberufen war die Tagung vom „Verein der Niedersachsen und Friesen" in Posen, und die Einladung war ergangen an alle bekannten Sprach-, Geschichts-, Altertums-, Museums-, Kunst- und Heimatvereine Niederdeutschlands, aber auch an Einzelpersonen, die sich in Wort und Tat um die Erhaltung und Förderung unserer Stammeseigenheiten bemüht hatten. Bei der Erschwerung der Reise und des Aufenthaltes an fremden Orten, wie sie der lange Krieg mit sich bringt, hatte ich anfangs Bedenken, der auch an mich ergangenen Einladung zu folgen, obwohl ich den Zweck der Tagung von Herzen guthieß. Ich überwand aber diese Bedenken nach einer brieflichen Aussprache mit Herrn Weppner, dem Schriftführer des Posener Vereins, und wurde dann zu meiner Freude mit der Vertretung des „Vereins für Geschichte der Stadt Hannover", sowie mit der des „Schüttingbundes" und des „Museums-Vereins für die Grafschaften Hoya und Diepholz" in Nienburg an der Weser betraut.

Es war etwas nach zwei Uhr, der festgesetzten Stunde, als ich mich in dem Tagungszimmer einfand, und ich war überrascht über die große Zahl der Besucher. Es waren außer einigen Damen gegen vierzig Männer aus den verschiedensten Gegenden erschienen, von denen mancher mehrere Vereine vertrat. Es seien genannt Geheimrat Prof. Dr. Jostes, Münster, Vertreter der „Deutsch-flämischen Gesellschaft"; Prof. Dr. Koldewey, Harzburg, Vertreter des Landesvereins für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig"; Geh. Baurat Mohrmann, Hannover, Vertreter des „Altsachsenbundes"; Seemann, Berlin, Vorsitzender des „Allgemeinen plattdeutschen Verbandes"; Bödewadt, Berlin,

Leiter des Deutschen Kuriers; Karl Wagenfeld, Münster; Richard Hermes, Hamburg; Prof. Dr. Seedorf, Bremen.

Den Vorsitz der Tagung führte Prof. Dr. Gagezow aus Posen. Nach der Begrüßung und kurzen einleitenden Worten gab der Vorsitzende Herrn Weppner das Wort, um über den Erfolg der Einladung zu dieser Tagung zu berichten. Es wurden die eingeladenen Vereine, eine große Zahl, einzeln genannt und bemerkt, ob zustimmend oder ablehnend, ob vertreten oder nicht. Die bei weitem meisten der in Betracht kommenden Vereine hatten zustimmend geantwortet und waren vertreten. Mehrere hatten wegen der weiten Entfernung von der Entsendung eines Vertreters abgesehen. Ablehnend hatte sich der verdiente Hamburger Verein „Quickborn" geäußert, was lebhaft bedauert wurde. Aus der Versammlung wurden noch einige, meist kleinere Vereine genannt, an die keine Einladung ergangen war, was für unerheblich angesehen wurde. Eine Anzahl von Vereinen hatte sich von vornherein zum Anschluß an den zu gründenden „Niederdeutschen Bund" bereit erklärt. Der Vorsitzende lud nun zur Aussprache ein und schlug vor, die Verhandlungssprache sollte nach Wahl hoch- oder plattdeutsch sein. Die Besprechung eröffnete Prof. Dr. Koldewey. Aus freudig bewegtem Herzen dankte er dem Posener Verein für die erlösende Tat, die uns endlich zu greifbaren Erfolgen führen müßte. Dann nahmen noch viele das Wort, teils um die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses niederdeutschen Kulturstrebens zu betonen, teils um über Einzelheiten aufzuklären oder sich aufklären zu lassen. In den meisten Fällen wußte der Vorsitzende auftauchende Zweifel und Bedenken leicht zu zerstreuen. Insbesondere betonte er, daß finanzielle Schwierigkeiten gar nicht da wären, da von einer hochstehenden Person genügend Geldmittel zur Verfügung gestellt seien. Geldopfer würden also von den angeschlossenen Vereinen gar nicht gefordert werden. Die Verhandlung drohte sich in unfruchtbare Erörterungen zu verlieren, da wurde darauf hingewiesen, daß eine Gelegenheit wie diese sobald nicht wiederkehren würde, und daß es darauf ankäme, nicht auseinander zu gehen, ohne den Bund ins Leben gerufen zu haben, möchte auch nicht jede Einzelheit schon ganz geklärt und spruchreif sein. Dr. Gaster, Direktor der deutschen Schule zu Antwerpen, brachte nun eine Entschließung ein des Inhalts: Die versammelten Vertreter

niederdeutscher Vereine begrüßen die Anregung des Posener Vereins zur Gründung eines niederdeutschen Bundes, beschließen diese Gründung mit den Zielen, die in dem Einladungsschreiben ausgesprochen sind, genehmigen vorläufig die vom Posener Verein vorgelegten Satzungen und schreiten zur Wahl eines Arbeits-Ausschusses und des geschäftsführenden Vorstandes. Diese Entschließung wurde einstimmig angenommen. Die Anwesenden schrieben sodann ihren Namen in eine Liste und bezeichneten die Vereine, deren Beitritt zum Niederdeutschen Bund sie vorbehaltlich endgültiger Genehmigung durch die Vereine selbst erklärten. Ich habe auch für die von mir vertretenen Vereine den Beitritt ausgesprochen.

Nun folgte eine Pause, in der alte Bekanntschaften wieder erneuert und manche fruchtbaren Gedanken ausgetauscht wurden. Nach der Pause wurde nach Vorschlägen aus der Versammlung ein Arbeits-Ausschuß von etwa dreißig Männern gewählt, darunter Koldewey, Jostes, Bödewadt, Borchling, Wossidlo, Wagenfeld, Seemann, Wisser und der Berichterstatter. Als die Liste der Ausschußmitglieder genau festgelegt war, wurde der geschäftsführende Vorstand mit dem Sitze in Berlin gewählt. Als Vorsitzende wurden gewählt die Herren Jakob Bödewadt (Berlin), Prof. Dr. Seedorf (Bremen) und Dr. jur. H. F. Blunck (Hamburg), als Schriftführer Karl Seemann (Berlin) und Karl Wagenfeld (Münster), als Kassenwart Dr. jur. R. von Damm, Berlin.

Es war mir eine große Freude, dieser Gründung des Niederdeutschen Bundes beiwohnen zu können. Nach den vielen Bemühungen einzelner Männer und kleinerer Vereine und Verbände, das zu drei Vierteln schlafende niederdeutsche Volk aufzurütteln und zur Selbstbesinnung zu bringen, ist der Verband berufen, die Werbung und Aufklärung durch Versammlungen und Tagespresse zu organisieren und eine wirksame Zusammenarbeit mit den Fürsten, Regierungen und Behörden Niederdeutschlands durchzusetzen. Er soll, wie die Posener Einladung sagt, eine Einheitsfront schaffen, die mit geschlossener Wucht dem gemeinsamen, allumfassenden Ziele zustrebt. Es gilt vor allen Dingen die Schule, die Volksschule wie die Seminare, die höheren Schulen wie die Universitäten für die niederdeutsche Sprache,

Kultur und Art zu gewinnen. Ein paar plattdeutsche Lesestücke im Schullesebuche — mehr ist bis jetzt meist nicht erreicht — sind dafür nicht hinreichend. Es gilt ferner die heimatliche Tagespresse den niederdeutschen Bestrebungen geneigt zu machen. Wir hoffen, daß sie fortan eine starke Stütze für den zielbewußten Wiederaufbau unserer Stammeseigenart werden möge. Dann kann auch die niederdeutsche Kultur und Kunst im weitesten Sinne (Schauspielkunst, Volkslied, bildende Kunst, Kunstgewerbe), was sie so lange entbehrt hat, eine liebevolle Pflege finden.

Nur durch Zusammenschluß aller für Erhaltung unserer Stammeseigenart tätigen Kräfte läßt sich ein durchgreifender Erfolg erhoffen. — Es gilt vielfach noch heute, was vor bald hundert Jahren Dr. Karl F. A. Scheller geschrieben hat: „Viele verziehen die Miene sogleich zu einem spöttischen Lächeln, wenn sie nur Plattdeutsch hören, und bemühen sich, durch verzerrte widerliche Aussprache der Wörter diese Sprache noch verächtlicher zu machen. . . . Es mag übrigens kosmopolitisch völlig gleichgültig sein (was es aber natürlich nicht ist!), was für eine Sprache wir sprechen und gebrauchen, wenn es nur gehörig geschieht, aber die Vorzüge der sassischen Sprache sind in jeder Hinsicht zu bedeutend, als daß ihre Kenntnis und weitere Bearbeitung nicht höchst wünschenswert sein sollte. Wer Sassisch versteht, bedarf keines weiteren Unterrichts als die Regeln der Aussprache, um in höchstens acht Tagen Holländisch zu lernen. Er kann die englische, dänische und schwedische Sprache, jede einzeln, in weniger als einem halben Jahre völlig verstehen und richtig sprechen lernen. . . . Der ungeheuere Wortreichtum der Sprache macht es dem Sassen unnötig, auch nur das kleinste Wort aus einer anderen Sprache zu borgen, so daß selbst in dieser Rücksicht dem Hochdeutschen noch Tausende von Wörtern abgelassen werden können, um in diesem manche Lücke zu füllen. Die zahlreichen Grund- und Stammwörter mancher Wörterfamilien, die im Hochdeutschen nicht vorhanden sind, können nur eine richtige allgemeine deutsche Etymologie begründen. Weder also der deutsche Sprachforscher, noch der Geschichtsforscher kann die Kunde der sassischen Sprache entbehren, noch der Jurist, der bei der Entscheidung nach alten Dokumenten oder nach dem mündlichen Verhör des sassischen Landmanns keine unverzeihlichen Fehler machen will, noch der Arzt, der ohne Kenntnis dieser Sprache den Kranken

weder ausfragen noch gehörig bescheiden kann, noch der Geistliche und Schullehrer, die durch Unkunde der Sprache oft die lächerlichsten Zweideutigkeiten veranlaßt haben" (Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826. Vorrede S. XIV f.) — Der „Niederdeutsche Bund" ist berufen, das, was an guter Eigenart des großen Sachsenstammes noch lebensfähig ist, aufzusuchen, zu hegen, zu pflegen und zu entfalten zum Besten unseres größeren Vaterlandes. Ein Glückauf dieser friedlichen Schöpfung inmitten des blutigen Völkerkrieges!

Professor Dr. Oehlmann †.

Am 23. März verstarb nach kurzem Leiden im 70. Lebensjahre der Realgymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. Ernst Oehlmann. Vermöge seiner reichen Geistesgaben und seines nie erlahmenden Arbeitstriebes ist es dem nun Entschlafenen vergönnt gewesen, auf den verschiedensten Gebieten segensreich zu wirken. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn wie sein umfangreiches Wissen befähigte ihn, in seinem Lebensberufe, dem Lehrfache, sich erfolgreich zu betätigen. Insbesondere hat er sich um die Humboldtschule in Linden, deren Direktor er seit ihrer Begründung war, große Verdienste erworben. Seine Schaffensfreudigkeit verblieb ihm auch, nachdem er sich vor sechs Jahren in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Der Lutherische Verein verliert in ihm seinen Vorsitzenden, der Kirchenvorstand der Martinsgemeinde ein eifriges Mitglied. Auch seiner hannoverschen Heimat und ihren Ueberlieferungen blieb Dr. Oehlmann treu ergeben.

Im Herbst 1898 zum ersten Vorsitzenden der hiesigen Geographischen Gesellschaft gewählt, hat er dieses Amt seitdem mit lebhafter Anteilnahme und der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit verwaltet, eine größere Anzahl von Vorträgen selbst gehalten und darin seinen Zuhörern eine Fülle von Wissensstoff mitgeteilt. Insbesondere gab er alljährlich einen gründlichen und die ganze Erde umfassenden Ueberblick über die geographischen Ereignisse des jeweils verflossenen Jahres. Weit über die Grenzen unseres Landes hinaus ist er sodann als Herausgeber erdkundlicher Lehrbücher, die viele Auflagen erlebt haben, bekannt geworden. Die Hannoverschen Geschichtsblätter enthalten von ihm in Jahrg. 6 einen Aufsatz über „Unsere Heimat", in Jahrg. 18 über die Schlacht von Waterloo.

Wir werden unserem verewigten Freunde, dessen Verlust von uns schmerzlichst empfunden wird, ein dankbares Andenken bewahren.

Aus dem Geschichtswerke Ph. Maneckes.

„Von Amts-Geldern, so der Cämerey gehören.

A. 1655 d. 28. Febr. ist von E. E. Rath und Geschwornen in pleno per majora geschloßen, daß hinführo alle junge Amts-Brüder von dem Gelde, welches sie ins Amt geben müßen, den 3ten Theil hiesiger Cämerey einliefern sollen, und zwar ad quinquennium, damit es zu anfangs nicht zu schwer fallen möge. Weil aber dabevor zwey Drittel in die Cämerey geliefert worden, so sollten elapso quinquennio die jungen Amts-Brüder den Halbschied als ein gemeines gutwilliges Temperament von den praestandis der Cämerey bezahlen. Wenn die Amts-Kosten zu Gelde geschlagen, soll der Cämerey davon ihr Theil abgeführet werden. Wenn Jungfern ins Amt sich befreyen, soll ebenmäßig von dem Gelde, was sie ins Amt geben müßen, der Cämerey ihre tertia anfallen."

„Taxa des Breyhahns" (veröffentlicht in den Hannov. Geschichtsblättern Jhg. 1915 S. 349.)

„1657. Joh. Bodenius wird ab ordinaria homicidii poena absolviret und des Landes verwiesen" (s. Hannov. Geschichtsblätter Jhg. 1914 S. 413).

„Wegen erster Instanz in der Regierung."

Am 1. Mai 1666 schrieb der Rath an die Regierung und bat um Rücksendung von Akten in der Streitsache Overlach gegen Berkenkamp, die an den Rath als judices primae instantiae verwiesen worden war. Die Regierung hatte sich diese Akten zu ihrer Information einschicken lassen. Der Rath sprach dabei seine Zuversicht aus, es werde nicht beabsichtigt sein, sein Recht in Betreff der prima instantia zu beeinträchtigen.

„Wegen disproportionirter Einteilung der Contribution."

An den Rath der Stadt Göttingen wurde am 15. Nov. 1666 geschrieben und geklagt, daß Hannover in der Contribution irrthümlicherweise um 115 Thlr. zu hoch angesetzt sei. Da dieses für die 4 großen Städte des Fürstenthums bedenkliche Folgen haben könne, so wurde anheimgegeben, gemeinsam mit Northeim und Hameln eine diesbezügliche Denkschrift überreichen zu lassen.

„Consultatio über der Stadt Jurisdiction contra Dr. L. Koch."

Bürgermeister und Rath schrieben 1668 an die Juristische Fakultät zu Frankfurt a. d. Oder, die Stadt Hannover habe seit mehr als hundert Jahren sowohl die Jurisdictio criminalis wie die J. civilis nebst dazu gehörenden Rechten in der Stadt bis an die Zingeln oder Schlagbäume vor den Thoren besessen. Zum Beweise dafür berief sich der Rath auf einige in den Anlagen A—E und R mitgetheilte Schreiben der fürstlichen Regierung bezw. von Mitgliedern der herzoglichen Familie, aus denen eine Anerkennung der städtischen Gerichtsbarkeit hervorgeht. Später seien allerdings durch einige Stadtvögte und die Regierung dem Rathe Schwierigkeiten gemacht, dieser habe jedoch vom Kaiserlichen Kammergerichte 1607 völlige Process und Mandatum de non impediendo administrationem Justitiae erhalten (Beilage F). Wegen der Jurisdiction ist dann 1619 zwischen Herzog Friedrich Ulrich und dem Rathe ein Vergleich getroffen[1]). Wegen weiterer Verhandlungen, die noch stattgefunden haben, wird auf mehrere Beilagen Bezug genommen. Jedenfalls sei festzustellen, daß sich der Rath bis auf diese Zeit in quieta quasi possessione Jurisdictionis tam criminalis quam civilis et reliquorum jurium eidem connexorum conserviret habe.

Nachdem aber Herzog Johann Friedrich 1665 die Regierung übernommen hatte, wurde an Stelle des früheren Stadtvogtes ein Stadt-Schulze, Dr. Lucas Koch, eingesetzt. Als der Rath hiervon in Kenntnis gesetzt worden war, bat er, der neue Beamte möge der von 200 Jahren hergebrachten Observanz zufolge angewiesen werden, das

[1]) Hannoversche Chronik S. 349.

hannoversche Bürgerrecht zu erwerben; es erfolgte jedoch nichts darauf. Der Stadt-Schulze unternahm es sogar, von den fremden, vor den Bürgerhäusern und auf deren Steinwege sowie auf dem Markte ausstehenden Kramern Stidde- oder Stättegeld zu fordern. Auf eine Eingabe des Rathes an die Regierung erstattete der Stadtschulze einen Bericht, in dem er sich namentlich auf eine als Beilage N mitgetheilte Urkunde von 1526 berief. Eine Erwiderung des Rathes, worin er die Gültigkeit dieser Urkunde bestritt, blieb ohne Antwort. Der Stadtschulze zwang vielmehr im Aegidien- wie im Simonis et Judae-Markte die fremden Kramer, die Stiddegelder, die sie dem Rathe bereits gezahlt hatten, ihm nochmals zu entrichten. Der Rath ersuchte daher die juristische Fakultät zu Frankfurt a. d. Oder nunmehr um eine gutachtliche Aeußerung wegen des Stiddegeldes, wegen der geforderten Erwerbung des Bürgerrechtes durch den Stadtschulzen und wegen der übrigen Stadtrechte im Gegensatze zu den Bestimmungen der Urkunde von 1526.

Die als Anlagen A ff. mitgeteilten Briefe beziehen sich darauf, daß mehrere Herzöge, die Herzogin Sidonia und die fürstliche Regierung sich 1560 für einen vor dem städtischen Gerichte angeklagten Kammerdiener Ernst Blume verwandt haben.

Anlage unter K 2: „Verzeichniß der Stadtvoigte von A. 1477 bis hieher.

1. Claus Meister Gert von A. 1477—1478.
2. Hermann Vornwold von 1479—1485.
3. Hans Fridrich von 1486—1491.
4. Peter Werneke von 1492—1524.
5. Cord Viverts 1525.
6. Hans Eggerdes 1526.
7. Lüder Buchholz von 1527—1534.
8. Albert Funke von 1538—1541.
9. M. Cort Tiesen von 1542—1545.
10. Asmus von der Ziel 1545.
11. Dieterich Sieverdes.
12. Hans Tacke.
13. Hans Ledder.
14. Hans Buße.
15. Magnus Volger 1581.
16. Johannes Wördehenck 1591.
17. Jacob Lange 1605.

18. Jobst Lange 1610.

19. Joh. Manardus 1628.

20. Joh. Conrad Müller 1636, welche alle Bürger gewesen."

„In der Beylage sub L ist enthalten, daß der Stadtschulze von einigen auswärtigen Kramern, so auf dem Stadtmarkte Buden aufgeschlagen, Stiddegeld geheischet und, bis sie deswegen sich würden abfinden, einen Arrest angekündiget, deswegen sie bei dem worthaltenden Bürgermeister sich beschweret und sich ihrer anzunehmen gesuchet, dieser auch alsofort den Secretarium an den Schulzen gesandt und um Abstellung der Neuerung anhalten laßen, darneben aber gedroht worden, falls ihm nicht vor Aegidien-Markt ein ander Befehl gebracht würde, alsdann die Kramer, bis sie Abtrag gemacht, in den Thoren anzuhalten. Nun möchte er zwar die Erhebung des Stiddegeldes für ein Regale halten, weil aber sie und ihre Vorfahren solches allemahl auf ihrem Markt pro usu fori gehoben, auch kein Stadtvoigt außer deßen, was an dem Ort, da von Alters das Gericht geheget worden, etwa fallen möchte, jemahls angemaßen, dahingegen sie den großen Weg auf ihrer Cämmerey hielten, daß der Markt rein und in gutem Stande auch Steinwege erhalten würde, darneben notorium, daß wie sie auf dem Markte, also ihre Bürger für ihren Thüren mehr denn für 30, 40, 60, 80, ja 100 Jahren beregte Stiddegelder aufgenommen und desfalls weit über Menschen Gedenken in quieta possessione gewesen und noch sein, niemand aber de facto in sua possessione zu turbiren, gleichwohl zu befahren stünde, daß nächst bevorstehenden Aegidii-Markte der Stadtschulz seine Dreuungen zu Werke richten möchte, so gereichet an Kanzler und Räthe ihr unterdienstlich Suchen, dem Schulzen zu demandiren, daß er sie in ihrer wohl hergebrachten possession vel quasi unturbiret laßen müßte. Ist datiret den 21. August 1668.

„Die Beylage sub M ist dahin gerichtet, daß dem Stadtschulzen pro norma die 42 articuli de A. 1526 zwischen Herzog Erich und dem Rath der Stadt Hannover angewiesen, in deren letzteren von dem Stiddegeld von fremden Krämern und Marktleuten dem Voigt zu nehmen gesetzet. Welches er auch dem Secretario Falkenreich angedeutet, stellete demnach dahin, wie er sich bei bevorstehendem Aegidien-Markt verhalten sollte."

„Die Beylage sub N lautet also: „Von Gottes Gnaden wir Erich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg sein mit unsern Räthen und dem Rade in unser Stadt Hannover in diese nachbeschriebenen Articuln unser Gerechtigkeit Obrigkeit halber daselbst übereinkommen und haben die mit ihnen eindrächtiglich gehandelt und beschloßen wie folget.

1. Erstlich, alle Gewalt, die in unser Stadt Hannover geschiehet, so ferne sich die Schläge und Schlagbäume erstrecken, gehört uns zu strafen.

2. Alle verlauffene Habe und verworfen Gut fället an unser Gericht, nemlich Büchsen, Spieße, Barten, Kannen, Pötte, Armböste, Meßer, Schwerdte und dergleichen, damit man werfen, hauen und schlagen kann.

3. Die Blutronne, so in unser Stadt Hannover fället, so weit sich die Schläge und Schlagbäume erstrecken, gehöret von unserntwegen unserm Voigt zu strafen und ist 60 Schilling Hannöverisch.

4. Wer den andern mit Fäusten oder sonsten braun und blau schlägt und nicht verwundet, der gibt 5 Schill. Hannov.[1])

5. Wird einer geschlagen und solches nicht geklaget, der bricht 60 Schill. Hannov.

6. Wird etlich Gut in unser Stadt bey einem Bürger bekümmert und derselbe nicht gehalten würde, der soll 60 Schill. Hannov. geben.

7. So ein Bürger für unser Gericht geladen würde und die erste Forderung versitzet, der bricht zum ersten mahl 1 Schill. Hannov., zum andern mahl 5 Schill., zum 3ten mahl 60 Schill. Hannov.

8. Wer unser Gericht und unsern (Stadt-)Voigt verachtet, dem unser Gericht befohlen ist, den soll man verfesten aus der Stadt und nicht wieder herein laßen, es geschehe mit unsers Voigts Wißen und Willen.

9. Wer dem andern mit freveler Hand und Thaten auf das seine läuft, der verbricht an jedem Fuß, so ferne sich die Gewalt erstrecket, 60 Schill. Hannov.

10. Es soll auch niemand in unser Stadt Kummer thun denn unser bestätigter Voigt.

---

[1]) Vgl. die Stadtrechtsurkunde von 1241: U.-B. der Stadt Hannover S. 10 u. 13.



11. Es soll auch niemand ohne Vorwissen und Willen unseres Voigts den gethanen Kummer wiederum eröffnen ohne Strafe.

12. Der Rath unser Stadt Hannover soll auch keinen Gefangenen peinlich verhören lassen, es sey denn unser Voigt der erste und letzte mit dabey an und über und deßen ein gut Aufsehens habe, daß dem Gefangenen kein Gewalt begegnen möge.

13. Es soll auch niemand in unser Stadt Hannover zum Tode verordnet werden, es sey gleich Mann oder Weib, die den Tod verwirket haben, es geschehe denn vor unserm Gericht und unsers Voigts Wissen und Willen.

14. Ob nun der Rath einige Gewalt thun, gebrauchen und fürnehmen wollte, als wir uns doch nicht versehen wollen, so soll unser Voigt kein Gericht holten, sondern solches erstlich an uns gelangen laßen.

15. Auch soll kein Gefangener aus den Haften gelaßen werden, der den Tod nicht verschulder hätte, es geschehe denn mit unsers Voigts Wißen und Willen.

16. So einer gehauen, geschlagen oder gestochen würde, daß er davon stürbe, so soll man ein Gericht hegen und alle diejenigen, so dabei über und an gewesen, dafür fordern, und nothdürftig erkundigen, wer der rechte Thäter gewesen sey. Ist denn der Thäter weg, so soll man ihn verfesten und nachtrachten, und das Gericht sollen die Freunde fordern, dieweil der Todte über der Erde stehet.

17. So einer mit Recht zum Tode verurtheilet wird, so soll der Rath derselben Mißethat Urgicht von unserm Voigt einen Richtschein unter seinem Pittschaft fordern und nehmen.

18. Würde ein Mann, Frau, Knecht oder Magd mit unziemlichen Schmähworten angegriffen, die ihnen an ihren Glimpf und Ehre gelangeten, und solches zu Recht nicht könnte oder möchte erwiesen und ausfündig gemacht werden, die sollen von unserm Voigt ohne alle Gnade gestrafet werden.

19. Wer solches verschwiege und nicht klagte, der soll in 60 Schill. Hannov. verfallen sein.

20. Wenn auch unser Stadtvoigt pfänden will, so soll der Rath ihm ihren Stadtknecht oder Diener zugeben, und dem Kläger die Pfänder zu seinen Händen stellen, davon gehöret einem jeden Knecht 1 Schill. und dem Voigt 5 Schill. Hannov. Die soll der Beklagte ausgeben, auch soll der Kläger zu 3 folgenden Gerichtstagen die Pfände aufbieten laßen,

damit der Schuldener seine Pfände wiederum möge zu sich lösen. Thäte er aber daßelbe nicht zu rechter Zeit, so soll man die Pfände einfordern, als Recht ist. Was alsdann die Pfände beßer als die Schuld, soll man dem Schuldener nachgeben; so aber die Pfände der Schuld nicht werth wären, mag unser Voigt mit unserm Gericht mehr Pfande nachholen.

21. Wer dem andern schuldig ist in unser Stadt Hannover, der soll für unser Gericht und sonst nirgends gefordert worden, da soll einem jeden Rechts verholfen werden.

22. Welcher mit falscher Maße, Gewicht und Waare befunden, der soll all seines Guts an unser Gericht verfallen sein.

23. Es soll auch niemand in unser Stadt Hannover Fenster Pfäle stoßen oder setzen noch keine machen, es geschehe denn mit unsers Voigts Wißen und Willen.

24. Es soll auch niemand Keller-Luken, Keller-Fenster nach der Straßen werts machen, es geschehe denn mit unsers Voigts Wißen und Willen, und gibt von jedem ein Stübichen Wein.

25. Es soll auch kein Ausmann ohne fürhergehende Klage in unser Stadt Hannover bekümmert werden; so aber einer mit dem andern zu schaffen, soll er es unserm Voigt klagen, der ihn verschreiben soll an Städte, Flecken oder unsern Amtmann, da der Beklagte geseßen ist. Wird ihm der nicht Rechts verhelfen, so soll unser Voigt darauf hindern und bekümmern bis so lange der Kläger bezahlet ist.

26. Welcher gestohlen Gut an sich nimmt ohne unsers Voigts Urlaub, der verbricht in unser Gericht all sein Gut.

27. Der Rath in unser Stadt Hannover soll allezeit zwey von ihren Rathspersonen bey unser Gericht setzen, so oft das gehalten wird, damit niemand verkürzet werden möge.

28. Unserm Voigt zu Hannover gehöret alle Jahr auf Martini Abend ein halb Stübichen Weins und für 6 Witte Weißbrodt, das soll der Rath daselbst ausgeben.

29. So einer von unserem Gerichte mit Rechte einen Richtschein erwirbt, der gibt unserm Voigte ein halb Stübichen Weins und jedem Beysitzer ein Quartier Weins.

30. So auch einer gerechtfertiget wird, so gehöret unserm Voigte ein Stübichen Weins und jedem Beysitzer ein halb Stübichen Weins.



31. Wenn der neue Bürgermeister und Rath verkündiget und bestätiget wird vor unserm Gerichte auf dem Rathhause, gehöret unserm Voigt ein Stübichen Weins.

32. Ist ein Bürger Brüche schuldig und derselbe in 14 Tagen nicht ausgibt und den Voigt bezahlt, soll und mag ihn der Voigt aus der Stadt verfesten und nicht wieder darin, es geschehe denn mit unserm Wissen und Willen.

33. Die Bäcker in unser Stadt Hannover geben jährlich unserm Voigt auf Ostern ein Stübichen Weins und ein Weißbrodt für 6 Schill. hannöverisch, damit seind sie von uns begnadet. So sich ihre Jungen auf den Brodscharren schlagen, soll unser Voigt davon keine Brüche nehmen, so ferne es nicht zum Tode oder zur Lähmniß gereichet.

34. Auch haben wir unsern Voigt in unser Stadt Hannover befreyet und begnadet mit aller Freyheit von aller Stadt-Pflicht, niemands nichts zu thun noch zu geben. Dazu soll der Rath über unsern Voigt nicht zu heischen noch zu verbieten haben, sondern soll uns allein gehorchen und dienen, bey poen tausend Goldgülden, das sie uns bewilliget haben.

35. Des Voigts Knecht hat der Stadt Freyheit mit dem Schoße und Bauerwerke, so er da ein Bürger ist und zu rechter Zeit verbodet für unser Gericht, ausbeschieden die Froneboten.

36. Welcher in Unzucht lebet, Frau, Knecht oder Magd, sondern Ehe, soll unser Voigt strafen. Wollen sie das nicht laßen, so soll man sie verfesten aus unser Stadt Hannover, und nicht wieder herein laßen, es geschehe dann mit unserm Wißen und Willen.

37. So auch unserm Voigte zu unserm Behuf etwas von nöthen wäre, und derhalben den Rath um Hülfe ansprechen würde, sollen sie Beystand zu leisten ihm willig seyn.

38. Wo der Rath unser Stadt Hannover in unsere erbliche Gerechtigkeit, wie obstehet, greifen würde, sollen sie uns jederzeit in tausend Goldgülden verfallen sein.

39. Der Scharfrichter soll unserm Voigt alle Jahr geben 2 Paar Hänschen und auf Faßelabend ein Stübichen Weins.

40. Das Stiddegeld von fremden Kramern soll unser Voigt aufnehmen binnen der Stadt, und wer unter dem Gericht aussteht und feil hat, das Stiddegeld gehöret unserm Voigt.

Diese fürgemelte Articul samt und sonders sind in unser Stadt Hannover verhandelt durch uns und den Rath

daselbst also verwilliget und angenommen Donnerstag nach Bartholomaei A. 1526. Die Händler sind gewesen Hermann von Oldershusen, Erb-Marschalk, Franz von Holle, Cort von Holle, Johann Schade, Canzler, und Ostman Bartholdi, von des Rades wegen Jürgen vom Sode, Gert Limborg, Hans Volger, Hans Meyer, Ludolf von Lüde, Volkmar von Anderten und Burchart Vorenwold. Daß dieses durch die hieroben zu Ende benannte fürstl. Räthe, auch von den Verordneten des Raths zu Hannover also verhandelt und bewilliget, haben wir verordnete Räthe zwischen Diester und Leine zu mehrer Urkund unsers gnädigen Fürsten und Herrn Secret hierunter auf das Spatium gedrückt. Actum zur Neustadt Dienstages nach Exaudi A. 1556."

„Die Anlage sub O ist des Inhalts, daß E. E. Rath die Articul an ihren Ort gestellet sein ließen, es wäre auch vor Jahren ihnen und ihren Vorfahren eine Copey von dergleichen Dingen, so tempore Erici senioris A. 1526 soll aufkommen und 30 Jahr hernach A. 1556 post obitum ipsius allererst in gewißen Articuln von damaliger Regierung zwischen Diester und Leine mit dem fürstl. Secret bedrücket, auch in fine erwähnet, als wenn durch einige aus ihrer Vorfahren Mittel sothane Articul verhandelt wären. Sie hielten sich aber vergewißert, daß

1. dieselbe Leute oder von sothanen Namen weder A. 1526 noch 1556, aufs mindeste nicht alle im Rathstuhl geseßen, auch
2. ihre Vollmachten nicht aufgeleget noch fürbringen können.
3. Es wäre auch seltsam, daß nicht ein Bürgermeister oder der Syndicus dazu sollte deputiret worden sein,
4. noch die Articul alsofort in A. 1526 und bey Lebzeiten Herzog Erichs utriusque vollenzogen,
5. noch auch einig Original mit der Stadt Insiegel davon verhanden.
6. Es wäre auch mit Originalien zu beweisen, daß kaum 4 Jahr nach der Articulorum Bedrückung von damaliger fürstl. Regierung und Herrschaft die Possessio der in den Articulis enthaltenen Jurium nicht dem Stadtvoigt, sondern dem Rath zugeeignet, dannenhero leicht zu begreifen, wie fehlsam und irrig die Articul sein müßten, welches sie doch nur pro

coloranda possessione, keines weges aber weiter deswegen sich mit ihnen einzulaßen, wollten erinnert haben.

Es wäre auch ein error, daß in ihrem Memoriali vom 21. Aug. das Stiddegeld unter dem Gericht dem Stadtschulzen attribuiret, der bey der Nachfrage sich befünde, daß nicht allein auf dem Markte, sondern auch unter dem Gerichte von undenklichen Johren durch den Marktvoigt behuf der Cämmerey das Stiddegeld, niemals aber durch den Stadtvoigt eingenommen, gestalt denn der alte Stadtvoigt Conrad Johann Müller es nicht anders sagen könnte, auch deßen länger denn für 40 Jahren gewesenen Antecessoris Joh. Manardi beygefügtes Attestatum solches ebenmäßig bekräftigte, wollten demnach sothanen errorem damit corrigiret und den Stadtschulzen dahin zu weisen gebeten haben, daß er sich in den Terminis seiner Antecessorum behalten und sich daran genügen laßen müßte. Ist datiret d. 7. Sept. 1668."

In einer Anlage P bescheinigt Manardus am 10. Jan. 1649 u. a., daß er von vielen Gegenständen keinen Zoll genommen habe, „viel weniger an Stiddegeld unter dem Gericht".

Die Anlage Q betrifft im besonderen noch das Vorgehen des Stadtschulzen wegen des Stiddegeldes, das zur Folge haben würde, „die fremden Kramer abzuschrecken und zu der Stadt höchstem Praejudiz die Commercien zu sperren".

„Die Anlage sub R ist ein Schreiben Canzler und Räthe zu Münden an Bürgermeister und Rath zu Hannover sub dato d. 26. Jun. A. 1581, in welchem sie begehren, Vincentz Boventeich, einen eingezogenen Bettler und vormahligen Förster des Pleßischen streitigen Gehölzes, wegen eines falschen Brand-Briefes zu strafen."

„Anlage sub S. Schreiben E. E. Raths wegen D. Koch Stadt-Schulzen Amt und Bürger-Eydes", vom 22. Mai 1668, an den Herzog Johann Friedrich.

„Responsum der Juristen-Facultät zu Frankfurt a. d. Oder.

„Quaestio I, de Jurisdictione". In der ihr vorgelegten Streitsache stellte sich die Fakultät auf Seite des Rathes, besonders da dieser in continuirlicher

Possessione Jurisdictionum tam civilis quam criminalis gewesen und noch sey",

2. auch actus possessorios, so vorkommen, diesfalls libere exerciret, einen fürstl. Diener ob homicidium A. 1560 inhaftiret, für welchen die Fürsten und fürstl. Regierung intercediret, welches nicht geschehen, wenn nicht dem Rath die Jurisdictio zugestanden.

3. Obgleich einige Turbationes vom Stadtvoigt vorkommen, sey doch der Rath von ihrem Recht nicht abgestanden, sondern habe ob turbationes mandatum cassatorium et de non impediendo bey Kayserl. Cammer erhalten, und also bey der Possession sich geschützet.

4. Darauf eine klare unstreitige Transaction erfolget A. 1619, in welcher von den Landesfürsten dem Rath die Peinliche Gerichte in allen gradibus sowohl quoad cognitionem als executionem zu ewigen Zeiten ohne alle Hinderung oder Zuziehen des Stadtvoigts überlaßen, so müßte es dabey auch bleiben und der Voigt abgewiesen werden,

5. insonderheit weil der Rath den Cammer-Proceß darauf schwinden laßen

6. und die nachfolgende Fürsten alle der Stadt Rechte geconfirmiret,

7. bevorab weil auch E. E. Rath über 40 Jahr darnach sciente et patiente Principe actus possessorios liberè exerciret und demselben vom fürstl. Consistorio ein Weib des Ehebruchs halber zu bestrafen übergeben, daß daher der Rath ferner ungehindert bey dem freyen exercitio solcher peinlichen Gerichte zu laßen und der Stadtschulze demselben mit Recht keinen Eingriff hierin zu thun befugt.

Die hierwider allegirte Articul de A. 1526 könnten ihn nicht schützen, weil sie annoch zweifelhaft und ungültig, indem sie A. 1526 entworfen und nach 30 Jahren erst vollenzogen, 2. vom Rath nicht gebührend unterschrieben, auch niemahl agnosciret, noch 3. mit dem Stadtsiegel bekräftiget, 4. auch der Stadtvoigt vermöge solcher Articul niemahl zur quasi possession der peinlichen Gerichte gelanget, sondern 5. vielmehr der Rath 4 Jahr hernach einen Hofbedienten ob homicidium incarceriren laßen, vor welchen, si defectus meri imperii fuisset, nicht würde intercediret worden sein, und 6. posito, daß solche Articuli auch legitimè vollzogen, wäre denselben nicht allein per contrariam consuetudinem,

sondern auch per expressam transactionem A. 1619 cum serenissimo Principe zur Genüge derogiret, indem daselbst der Stadtvoigt a mero imperio gänzlich und namentlich excludiret wird.

Quaestio II, vom Bürger-Eyde. Die andere Frage betreffend: Ob itziger Stadtschulze sich von Abschwörung des Bürger-Eydes entbrechen könnte, so schiene zwar, daß er als ein fürstl. Diener nicht schuldig, unter des Rats Pflicht sich zu begeben, 2. bevorab weil er eine graduirte Person, 3. auch nicht Stadtvoigt, sondern Stadtschulze hieße. Weil aber doch der Rath über 200 Jahre von den Stadtvoigten den Bürgereyd eingenommen, zudem 2. eine klare Transaction vor sich hat de A. 1591, so müßte es dabey auch bleiben ob autoritatem transactionis evidentem.

Es könnten ihn auch darwider weder 1. die fürstl. Dienste, noch 2. der Gradus schützen, weil 1. der Eyd nicht auf dem Amt, sondern auf die Person et fidem erga patriam gerichtet, auch kraft der Transaction der Eid dem Amt nicht schaden soll und ad 2. und indem er das Amt auf sich nimmt, sich des Eides nicht entbrechen könnte. Der veränderte Name hülfe auch dazu nicht, weil das Amt einerley et diversitas nominis nihil infert.

Quaestio III wegen des Stiddegeldes betreffend, so stritten zwar für den Gerichtsschulzen obberegte Articuli § ult., denen zu folge er sich würklich in die Possession gesetzet, und in 2 Märkten das Geld gehoben. Weil aber 1. der Rath in undenklicher Possession, 2. und das Onus hätte, den Markt rein und in gutem Stande auch die Steinwege zu erhalten, zu deßen Sublevation das Geld billig gefordert würde, so könnten darwider die von dem Stadtschulzen producirte Articuli nichts verfangen, maßen auf dieselbe vorhin zur Gnüge geantwortet, sie auch hoc in passu wegen der undenklichen contrairen Observanz niemahls zum Effect kommen oder zum wenigsten per immemorialem praescriptionem Senatus hinwieder gehoben; hinderte auch nicht, daß der Stadtschulze in 2 Jahrmärkten die Gelder gehoben, weil 1. der Rath nichts desto minder bey seiner quasi possession geblieben und der Stadtschulze nur ein mehres von den Krämern gefordert, womit er den Rath nicht aus seiner quasi possession gesetzet, sondern nur die fremden Kramer graviret, daß sie solches doppelt zahlen müßen. 2. sey solches ein merum factum, welches einen

andern seines Rechten nicht berauben könnte. 3. es sey auch pendente lite geschehen, und also nur für eine Turbation zu achten, quae ob litis pendentiam ante omnia rescindenda, 4. dahero der Rath in seiner antiquissima possessione geblieben und dabey billig zu schützen.

Quaestio IV, wie sich der Rath wider alle Turbationes ferner schützen könnte, betreffend, so könnten demselben zuforderst die remedia possessoria pro retinenda possessione zu statten kommen, und in specie das Interdictum uti possidetis, weil der Rath in quasi possessione der peinlichen Gerichte, in Abstattung des Bürgereydes und in Einforderung des Stiddegeldes unstreitig begriffen, und zwar nec vi, nec clam, nec precario, denn auch gedachtes Interdictum nicht allein ad res soli, sed et ad res incorporales solo adhaerentes gezogen würde. So könnte auch solches auf die quasi possession des Raths in Einforderung des Stiddegeldes billig gezogen werden ob rationis identitatem. Nachmahls so stünde auch dem Rath zu, actionem quasi confessoriam anzustellen. Letztlich hätte der Rath auch das remedium implorationis officii judicis. Ist datiret d. 14. Dec. 1668.

Niedersachsen
und die
Monumenta Germaniae historica.[1])

Von Wilhelm von Issendorff.

Die Jubelfeier der Hahnschen Buchhandlung am 25. September 1917 richtet unsern Blick auf das große Werk deutscher Forschung, welches in ihrem Verlage erschienen ist und noch erscheint: die Monumenta Germaniae historica, und im Januar des nächsten Jahres wird ein Jahrhundert vergangen sein seit der Gründung jener Gesellschaft, welche, von deutschem Geiste getragen, die feste Grundlage für das große Quellenwerk geschaffen hat: der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde. Groß ist das Quellenwerk schon dem äußeren Umfange nach mit seinen annähernd vierzig Folio- und ebensovielen Quartbänden. Groß auch in Anbetracht der Kräfte, welche an ihm gearbeitet; haben doch viele der bedeutendsten deutschen Geschichtsforscher annähernd ein Jahrhundert lang daheim und im Auslande Bausteine für diesen Riesendom der Wissen-

[1]) Quellen: „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", Bd. I—III, hrsg. von Lambert Büchler und Dr. ph. Karl Georg Dümge, (Frankfurt a. M. 1820—1821); Bd. IV, hrsg. von Johann Karl von Fichard gen. Baur von Eiseneck (das. 1822); Bd. V—XII, hrsg. von Dr. ph. Georg Heinrich Pertz (Hannover 1824—1872); Dr. ph. Ernst Dümmler, „Ueber die Entstehung der Monumenta Germaniae", in „Im Neuen Reich" 1876, Bd. II S. 201 ff.; Dr. ph. Georg Heinrich Pertz, „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein" (Hannover 1849—55), bes. Bde. V und VI nebst Beilagen; Dr. ph. Georg Waitz, „Georg Heinrich Pertz und die Monumenta Germaniae historica", im „Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", Bd. II S. 453 ff.; Max Lehmann, Freiherr vom Stein; 3 Bde. (Leipzig 1902—1905), bes. Bd. III S. 491—499. Schrifttum: Dr. ph. Wilhelm Wattenbach, „Pertz", in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bd. 25 S. 406 ff.; derselbe, „Deutschlands Geschichtsquellen", Bd. I (Berlin 1885), S. 17—27.

schaft zusammengetragen! Groß aber nicht zum wenigsten um des vaterländischen Geistes willen, welcher so viele wertvolle Kräfte so lange und unter oft schwierigen Umständen in Spannung hielt, um diesen Erfolg auszulösen; denn es galt, die gesamten Grundlagen der älteren deutschen Geschichte zu sammeln, für alle Zeiten zu erhalten, sie allen Freunden der vaterländischen Geschichtskunde zugänglich zu machen und dadurch das deutsche Volksbewußtsein zu stärken; es galt einen Kampf mit geistigen Waffen zu geistigem Aufbau unseres ganzen deutschen Volkes und Vaterlandes! An dieser Tat hat Niedersachsen einen beträchtlichen Anteil gehabt. Wie das zuging und was sich danach ergab, das mögen diese Zeilen ausweisen.

Der Urheber und kraftvolle geistige Träger des Planes, der Kgl. Preußische Staatsminister a. D. Karl Freiherr vom und zum Stein zu Nassau, meistens schlechthin Freiherr vom Stein genannt, jener große Staats- und Volksmann aus der Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft und der Freiheitskriege, war allerdings kein Niedersachse. Zu Nassau im lieblichen Tal der Lahn war er am 26. Oktober 1757 im väterlichen Schlosse geboren. Fast aus den Wellen der Lahn, jenem Städtchen gegenüber, erhebt sich, aus dem Massiv des Taunus frei heraustretend, ein bewaldeter Bergkegel, gekrönt mit den Ruinen der Burg Nassau, von welcher die Grafen, späteren Fürsten und Herzöge zu Nassau, die Ahnherren der Oranier, ihren Namen entlehnt haben, und an seinem Abhange auf scharfem Grat sehen wir noch heute die Reste der Burg Stein, der Wiege des vormals reichsunmittelbaren Geschlechtes, aus welchem der Staatsminister Freiherr vom Stein hervorgegangen ist. Es gehörte der freien Reichsritterschaft des Kantons Mittelrhein im Rheinkreise des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation an. Das gleiche ist von den Langwerth von Simmern zu sagen, aus deren Familie Steins Mutter hervorgegangen war.

Und doch sind Beziehungen zu Niedersachsen schon frühzeitig angeknüpft worden. Ein Bruder der Mutter, Georg Reinhard Freiherr Langwerth von Simmern, stand als Hofrat, später als Oberappellationsrat und zuletzt als Landdrost in Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen, später Kgl. Hannoverschen Diensten und erwarb im Jahre 1743 durch Eventualbelehnung nach Abfindung der Lehns-

träger den Sattelhof Wichtringhausen am Deister, welchen als Rittergut die Familie bekanntlich noch jetzt besitzt[1]). Wahrscheinlich seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß Stein, von seinem Vater für die richterliche Laufbahn bestimmt, von 1773 bis 1777 die Universität Göttingen besuchte, um sich für seinen Beruf wissenschaftlich vorzubilden. Hier trat er mit niedersächsischen Altersgenossen, vor allem mit Ernst Brandes, dem späteren Kurator der Universität, und August Rehberg, dem späteren Kgl. Hannoverschen Geheimen Kabinettsrat, in vertrauten Umgang[2]) und schloß er Freundschaft mit dem etwas älteren Franz von Reden (geboren zu Hoya am 10. Oktober 1754), welcher später als Kgl. Hannoverscher Gesandter beim Päpstlichen Stuhle zu Rom das die Verhältnisse der römisch-katholischen Kirche im Königreiche ordnende Uebereinkommen zuwege gebracht hat[3]). Die Beziehungen zu von Reden und Rehberg haben für die ganze Lebensdauer Bestand gehabt. Zugleich hat sein Aufenthalt in Göttingen, wie er selbst bezeugt, seine Vorliebe für das niedersächsische Volk befestigt[4]). Nachdem er dann beim Reichskammergerichte zu Wetzlar, beim Reichstage zu Regensburg und beim Reichshofrat in Wien seine Ausbildung vollendet, zwischendurch auch mit seinem Freunde von Reden zusammen einige deutsche Fürstenhöfe besucht hatte und dann in jugendlicher Verehrung für Friedrich den Großen in den Kgl. Preußischen Staatsdienst getreten war, wurde er im Jahre 1784 mit der Leitung des Bergwesens und der Fabriken in den westfälischen Gebietsteilen Preußens[5]) mit

---

[1]) Gustav Stölting und Dr. jur. Börries Freiherr von Münchhausen, „Die Rittergüter der Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen“, (Hannover 1912) S. 150 f. Heinrich Freiherr Langwerth von Simmern, Aus Krieg und Frieden (Wiesbaden 1906) S. 286; ders., Familiengeschichte der Freiherren Langwerth von Simmern (Hannover 1909) S. 244.

[2]) Steins Lebensbeschreibung, von ihm selbst entworfen, bei Pertz, Beilagen zu Bd. IV—VI, S. 156; William von Hassell, „Geschichte des Königreichs Hannover“, Bd. I (Bremen 1898) S. 158 ff.; Wilhelm Rothert, „Allgemeine Hannoversche Biographie“ Bd. II S. 398 ff. Ueber Steins Wohnung in Göttingen siehe D. Johannes Beste, „Göttingen und Leipzig, Universitätserinnerungen“ (Braunschweig 1917) S. 76. Max Lehmann, Freiherr vom Stein, Bd. I S. 20.

[3]) Steins Lebensbeschreibung a. a. O.: Rothert a. a. O. S. 570. Dr. jur. Ferdinand Frensdorff in der Allg. D. Biogr., Bd. 27 S. 507—509.

[4]) Steins Lebensbeschreibung a. a. O.

[5]) Zu Preußen gehörten damals u. a. die Fürstentümer Minden und Mörs, die Grafschaften Tecklenburg, Mark und Ravensberg.

dem Amtssitz in Wetter a. d. Ruhr betraut und dadurch wieder nach Niedersachsen geführt. Häufig unterbrochen freilich durch Reisen, welche er teils im politischen Auftrage der Staatsregierung, teils zu eigener Belehrung ins Ausland zu machen hatte, hat sein Aufenthalt in Westfalen bis zum Jahre 1804 gedauert. Nachdem er im Jahre 1786 mit dem ihm befreundeten, der Calenberger Familie von Reden entstammten Kgl. Preußischen Geheimen Oberfinanzrat Friedrich Wilhelm Grafen von Reden[1]) zusammen eine Reise nach England gemacht hatte, um das britische Bergwesen kennen zu lernen, wurde er im Jahre 1787 zum zweiten, 1788 zum ersten Direktor und 1793 zum Präsidenten der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Cleve und Hamm befördert, und gelang es ihm, die Ruhr schiffbar zu machen und Kunststraßen ohne Frondienste herzustellen. Unter ihm diente damals Ludwig Freiherr Vincke, der spätere Wirkliche Geheime Rat und Ober-Präsident der Provinz Westfalen, dem Hause Ostenwalde bei Buer im Osnabrückschen entstammend und in mancher Hinsicht ein Schicksalsgenosse Steins. Bei wiederholten Aufenthalten in der Stadt Hannover lernte letzterer auch den damaligen Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Hofrat Ernst zu Münster-Ledenburg, den am 27. Juni 1792 in den Reichsgrafenstand erhobenen späteren Kgl. Hannoverschen Staats- und Kabinettsminister und Erb-Landmarschall, und den damals noch in Braunschweig-Lüneburgischen Diensten stehenden Gerhard Scharnhorst, späteren Organisator des preußischen Heeres, kennen, und am 8. Juni 1793 vermählte er sich mit Wilhelmine Gräfin von Wallmoden-Gimborn, einer Tochter des Feldmarschalls, während seine jüngste Schwester dem Schloßhauptmann, späteren Staatsminister Georg August von Steinberg zu Hannover angetraut wurde. Das Vordringen der Franzosen im Jahre 1794 nötigte ihn, seine Gemahlin zu deren Verwandten nach Hannover in Sicherheit zu bringen und selbst seinen Aufenthalt in Wesel zu nehmen. Nachdem Preußen zur Entschädigung für die durch seinen Sonderfrieden zu Basel am

---

[1]) Geboren zu Hameln am 23. März 1752, war wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung des schlesischen Bergbaues unmittelbar vor dieser Reise in den preußischen Grafenstand erhoben. Später (1804) wurde er Geheimer Staatsmininister. Er starb am 3. Juli 1815. Vgl. Grünhagen, „von Reden" in der „Allg. D. Biogr." Bd. 27 S. 510—513.

5. April 1795 an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Gebietsteile im Jahre 1802 von Napoleon I. unter anderm das Bistum Paderborn und den südlichen Teil des Bistums Münster nebst der Hauptstadt als säkularisierte Fürstentümer zugewiesen erhalten hatte, wurde Stein beauftragt, die Verwaltung dieser Gebiete zu führen und in die allgemeine preußische Staatsverwaltung hinüberzuleiten. Er nahm seine Wohnung in einem Flügel des fürstbischöflichen Schlosses (den andern Flügel bewohnte gleichzeitig der Generalleutnant Gebhard von Blücher, der spätere Generalfeldmarschall, als Militär-Gouverneur). Auch diese Aufgabe löste er mit feinem Verständnis für die Eigenart von Land und Volk, bis er nach dem am 17. Oktober 1804 erfolgten Tode des Ministers Karl August von Struensee am 27. desselben Monats als dessen Nachfolger zum Geheimen Staatsminister ernannt und dadurch dem Lande der roten Erde für längere Zeit entzogen wurde. Seine Bemühungen, den preußischen Staat zum Widerstande gegen Kaiser Napoleon I. zu führen, scheiterten bekanntlich an franzosenfreundlichen Neigungen der meisten andern Minister und an der Zaghaftigkeit König Friedrich Wilhelms III. Von Napoleon I. geächtet, mußte Stein fliehen, und er benutzte seinen Aufenthalt in Rußland zur Vorbereitung der Freiheitskriege, deren Erfolg großenteils ihm zu verdanken ist. Sein Verdienst wurde von den Siegern anerkannt. Nachdem die verbündeten Mächte Oesterreich, Preußen und Rußland ihn schon alsbald nach der Völkerschlacht bei Leipzig an die Spitze der gemeinsamen Zentralverwaltung der eroberten Länder gestellt hatten, bot nach dem Pariser Frieden Oesterreich ihm das Amt eines Präsidialgesandten beim neu errichteten Deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., Preußen dasjenige eines stimmführenden Gesandten bei demselben an[1]).

Freiherr vom Stein lehnte beide Würden ab und zog sich in das Privatleben zurück. Seinen Wohnsitz nahm er zunächst wieder auf seinem väterlichen Erbe zu Nassau. Aber hier waren die Verhältnisse inzwischen andere geworden. Auf Grund der Rheinbundakte vom 16. Juli 1806, welcher auch Nassau beigetreten, war die Steinsche bisher reichsunmittelbare Standesherrschaft dem Herzogtum Nassau einverleibt. Dies hatte Stein die Freude an seinem Besitz im

[1]) Pertz a. a. O. Bd. V S. 24.

Lahntal arg verleidet. Dazu kamen politische Reibungen mit der Herzogl. Nassauischen Staatsregierung und eine persönliche Abneigung gegen den übrigens durchaus verdienstvollen leitenden Staatsminister Ernst Freiherrn Marschall von Bieberstein[1]). Er sehnte sich daher nach einem zweiten Heim, um nicht ununterbrochen an sein älteres gebunden zu sein. Nun besaß er noch eine Herrschaft namens Birnbaum an der Warthe, also im östlichen Teile der preußischen Monarchie; die hatte er im Jahre 1802 käuflich erworben. Aber er, der im Jahre 1809 „mit Ekel aus Preußen geschieden" war[2]), mochte auch dahin nicht für die Dauer zurückkehren. Jetzt erinnerte er sich wieder jener Zeit, da er in Westfalen die rüstigsten und kräftigsten Jahre seiner Jugend verlebt hatte. Für dieses Land der alten Sachsen hatte er eine ganz besondere Zärtlichkeit. In ihm und in dessen Menschen als den echtesten Enkeln des alten Sachsenstammes fand er noch vieles erhalten, was in den meisten Teilen Deutschlands ausgelöscht oder verlebt war, vieles von echtesten, ältesten deutschen Sitten und Gebräuchen und Rechten in der Gemeinde, wie im Hauswesen, in der Tagelöhnerhütte, wie in den Schlössern des Adels, was ihn anheimelte. Er war mit diesem Lande in innigster Liebe verwachsen; vor allem lobte er das westfälische Bauernwesen mit den festgeschlossenen Höfen, eine Art eigentümlichen Majorats, wonach des ältesten Urgroßvaters Hof immer sicher auf einen seiner Urenkel hinabkam[3]). Als er später einmal — im Jahre 1822 — vom damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (nachherigen König Friedrich Wilhelm IV.) zu Gutachten über Entwürfe zu einer provinzialständischen Verfassung Preußens und einer landständischen Verfassung Westfalens aufgefordert war, Entwürfen, welche stark den Stempel der durch die Karlsbader Beschlüsse gekennzeichneten Polizeiwirtschaft trugen, hatte er in seinem Gutachten vieles an ihnen auszusetzen. In einem Begleitbriefe an den Kronprinzen vom 10. November 1822

---

[1]) Zahlreiche schroffe Bemerkungen in Briefen Steins an Gagern bei Pertz Bd. V; vgl. im übrigen Dr. C. Spielmann, „Geschichte von Nassau", Teil I (Wiesbaden 1909), S. 250 ff., auch Ernst Moritz Arndt, „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein", 4.—8. Tausend (Hamburg 1912) S. 186; Neuer Nekrolog der Deutschen Bd. 1? S. 62—68.

[2]) Arndt a. a. O. S. 172.

[3]) Arndt a. a. O. S. 187.

findet sich der denkwürdige Satz: „Ein weiser, religieus-sittlicher Monarch, umgeben von einem zahlreichen blühenden edlen geistvollen Geschlecht, darf einem braven treuen besonnenen Volk vertrauen, das diese Tugenden durch Opfer jeder Art und durch Ströme von Blut, so es freudig für Thron und Vaterland vergoß, bewährte; in seinem Busen liegt nicht Verrath und Aufruhr."

Es war der Herrensitz Cappenberg, nahe der Südgrenze des Münsterlandes, nördlich von Lünen an der Lippe und in geringer Entfernung von Dortmund und der Grafschaft Mark gelegen, welchen Stein zu seinem Heim in Niedersachsen erwählte. Einst Stammburg eines Grafengeschlechts, welches von ihm seinen Namen entlehnte, war es von Gottfried, dem letzten Grafen dieses Hauses, einem Taufpaten Friedrich Rotbarts, in ein Prämonstratenserstift verwandelt, unter französischer Herrschaft säkularisiert, dann an Preußen gekommen und von diesem als Domäne eingezogen[1]. Das Schloß, auf einer Höhe gelegen, bot weite Umschau in die blühende Landschaft, und das zugehörige Gebiet bestand vorwiegend aus Wald, welcher allerdings, wie auch das Schloß, in der langen Kriegszeit arg vernachlässigt war. Auf Steins Bitte und auf den Vortrag des ihm wohlgesonnenen Finanzministers Ludwig Grafen von Bülow, eines Braunschweigers[2], genehmigte König Friedrich Wilhelm III. am 21. Juni 1816 den Umtausch Cappenbergs gegen Birnbaum. Zwar zogen sich die Auseinandersetzungen noch solange hin, daß die rechtswirksame Uebergabe erst am 1. Juli 1818 erfolgen konnte; aber Stein war nicht gehindert, schon vorher sein neues Heim einzurichten und zu beziehen. Die Wiederinstandsetzung des Schlosses leitete er selbst. Für die Leitung des Forstbetriebes gewann er den Oberförster Pock, einen geborenen Hannoveraner, einen kräftigen, feurigen, unermüdlichen Mann, welcher bei dem Forstinspektor Bodecker im Amte Lauenstein und beim Oberförster Ebeling in Oldendorf die Forstwirtschaft gründlich erlernt und alsdann

[1] Pertz Bd. V S. 86, 91, 276; Arndt a. a. O. 185 f.; C. Geisberg: Das Leben der Grafen von Cappenberg und seine Klosterbildung, in der Westfälischen Zeitschrift Bd. 12; Dr. ph. Ferdinand Schöne, „Beiträge zur Geschichte des Prämonstratenserklosters Cappenberg" (Münster 1913).

[2] Geboren zu Essenrode am 14. Juli 1774 als Sohn des Lüneburgischen Landschaftsdirektors von Bülow, vom Könige Jerome von Westfalen in den Grafenstand erhoben.



im Dienste des Feldmarschalls Ludwig Grafen von Wallmoden-Gimborn auf der Herrschaft Gimborn gestanden hatte[1]).

Nachdem Stein so sein neues Heim eingerichtet und gleichzeitig auch sein väterliches Schloß zu Nassau mit jenem linken Flügelturm ausgestattet hatte, in welchem noch jetzt sein Arbeitszimmer gezeigt wird, sann er darüber nach, wie er die selbstgewählte Muße zum Nutzen seines Volkes fruchtbar machen solle. Seiner jüngsten Tochter Therese, welche später einen Niedersachsen, Ludwig Grafen von Kielmannsegge, geheiratet hat, Geschichtsunterricht gebend, wählte er die deutsche Geschichte auch zum Gegenstand eigner Forschung. Hierbei kam ihm die Schwierigkeit zum Bewußtsein, mit welcher die Auffindung und Beschaffung der Quellen verbunden war, und diese Wahrnehmung veranlaßte ihn, den Gedanken an die Gründung eines Vereins zur Bearbeitung der Quellenschriftsteller ins Auge zu fassen[2]). Durch solche Bearbeitung hoffte er, den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihre gründliche Erforschung zu erleichtern und dadurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und zum Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen. Die vielen durch die Umwälzung des Jahres 1803 zerstreuten Urkunden sorgfältig zu sammeln und vor dem Untergange zu bewahren, war Sache der Regierungen. Zur Erforschung, Sammlung und Vervielfältigung der übrigen Quellenschriften dagegen erschien ein Verein einzelner Freunde des Vaterlandes als die geeignetste Grundlage.

Er setzte sich darüber zunächst mit dem Universitätsprofessor Dr. jur. et ph. Karl Friedrich Eichhorn zu Berlin in Verbindung. Der wiederum besprach die Sache mit anderen Berliner Gelehrten. Diese entwarfen auch flugs einen Plan „wie zu einem babylonischen Turmbau“ und legten denselben, ohne vorher Stein etwas darüber mitzuteilen, dem Staatskanzler Karl Fürsten von Hardenberg und dem Minister des Innern Friedrich Freiherrn von Schuckmann vor mit dem Ziele, daß die Königlich Preußische Staatsregierung die Ausführung in die Hand nehmen möge. Erst nachher — am 1. Juli 1816 —

[1]) Pertz Bd. V S. 91.

[2]) Steins Lebensbeschreibung, von ihm selbst entworfen, bei Pertz Beilagen zu Bd. IV—VI S. 196.

sandte Eichhorn den Plan an Stein, das eilige Vorgehen der Berliner Gelehrten damit begründend, daß der Staatskanzler beabsichtige, auf längere Zeit zu verreisen, und daß es deshalb notwendig gewesen sei, ihn noch vorher für die Sache zu gewinnen. Uebrigens, fügte er vorbeugend hinzu, habe man in dem Plane mit Sorgfalt zu vermeiden gesucht, was eine Eifersucht der andern deutschen Staaten erwecken könne. Was fehle, könne füglich noch ergänzt werden; noch vieles lasse sich ganz anders bestimmen. Indessen entsprach der Erfolg des eiligen Vorgehens nicht den Erwartungen. Zwar ordnete der Staatskanzler an, es solle dem Archivwesen einige Aufmerksamkeit zugewandt und für die Erhaltung der durch die politischen Veränderungen an Preußen gelangten Urkunden gesorgt werden; aber von einer Förderung des Unternehmens selbst durch Mitarbeit, durch Oeffnen der Archive oder durch Geldbeiträge war keine Rede. Auch ein nach mehreren Jahren, am 26. Oktober 1819 von der Historisch-philologischen Abteilung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin an das Königl. Preußische Ministerium gerichtetes Gutachten, welches bei manchen einzelnen Ausstellungen das Unternehmen Steins als Ganzes doch warm zur Förderung empfahl, änderte nichts an der Sache. Der damalige Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten Karl Freiherr von Stein zum Altenstein schob sie dem Staatskanzler zu, und dieser ließ sie unberührt liegen [1]).

Bis zum Winter 1817/1818 wartete Freiherr vom Stein auf die Entschließung des Preußischen Ministeriums vergebens; dann unternahm er das Werk auf eigene Hand. Er pflog während des üblichen Winteraufenthalts in Frankfurt a. M. Rücksprache mit ihm gesinnungsverwandten Bundestagsmitgliedern: dem Kgl. Bayerischen bevollmächtigten Minister Adam Freiherrn von Aretin, dem Kgl. Württembergischen Staatsminister Karl Freiherrn von Wangenheim, dem Großherzogl. Badischen Staatsminister Karl Freiherrn von Berckheim, dem Kgl. Niederländischen und Großherzogl. Luxemburgischen Staatsminister Franz Freiherrn von Gagern, dem Großherzogl. Mecklenburgischen Wirklichen Geh. Rat

---

[1]) Pertz Bd. V S. 57, 58.

Leopold Freiherrn von Plessen, dem Ratsherrn der Freien Hansestadt Bremen, Professor der Philosophie Johann Smidt[1]); ferner dem Großherzogl. Badischen Legationsrat bei der Bundestagsgesandtschaft Lambert Büchler, dem Frankfurtischen Geh. Legationsrat und Senator Nicolas Vogt und dem Großherzogl. Frankfurtischen Oberschul- und Studienrat a. D. Dr. jur. Fritz Schlosser[2]) und entwarf selbst die Grundzüge zu seinem Plane[3]). Danach sollte sich ein „Verein zur Beförderung der Ausgabe der Quellenschriftsteller Deutscher Geschichte der Mittelalters" mit dem Sitz in Frankfurt a. M. bilden. Die Mitglieder desselben sollten teils durch Geldbeiträge, teils durch planmäßige Bearbeitung der Quellen, endlich durch Auffindung und kritische Bearbeitung der in öffentlichen und privaten Archiven und Büchereien vorhandenen Quellenhandschriften zur Förderung des Zweckes mitwirken. Eine „Direktion" sollte den Verein leiten, den Schriftverkehr mit den Mitgliedern und andern Teilnehmern pflegen, die Prüfung und Ordnung der eingehenden Arbeiten veranlassen, die Honorare der Gelehrten für deren Arbeiten bestimmen, den Vertrag mit dem Verleger abschließen und seine Erfüllung überwachen und die Ernennungsurkunden für die Mitglieder aus- und zufertigen. Zur Besorgung der Direktionsgeschäfte sollte ein Sekretär angestellt werden, welcher das Siegel und die Registratur des Vereins zu verwahren und das Mitgliederverzeichnis zu führen hätte.

Der Sekretär war bald in der Person des Legationsrats Büchler gefunden, der sich durch wissenschaftliche Bildung, Geschäftsgewandtheit, Fleiß und Vaterlandsliebe auszeichnete und Stein persönlich verehrte. Es galt aber noch, einen Gelehrten zu finden, welcher die rein wissenschaftliche Oberleitung versehen, nach den Weisungen der Direktion die einzelnen Aufgaben stellen, die Gelehrten dafür gewinnen

---

[1]) Smidt, geboren zu Bremen am 5. November 1773, seiner Vorbildung nach Theologe, hat sich um das Schulwesen seiner Vaterstadt verdient gemacht und auf dem Gebiete der Geschichtsforschung Hervorragendes geleistet.

[2]) Schlosser hatte im Dienste Karls Freiherrn von Dalberg, Kämmerers von Worms, des Fürstenprimas des Rheinbundes gestanden, als dieser infolge der Verlegung seiner Residenz von Mainz nach Frankfurt a. M. den Titel eines Großherzogs von Frankfurt angenommen hatte.

[3]) Pertz Bd. V S. 264; der Wortlaut der Steinschen „Grundzüge" daselbst S. 265 f.

und deren Arbeiten ordnen und abnehmen konnte. Für diesen Posten wurde auf Büchlers Vorschlag der Großherzogl Badische General-Landesarchivsekretär, Professor Dr. ph. Karl Dümge zu Karlsruhe, in Aussicht genommen[1]).

Dümge entwarf nunmehr den wissenschaftlichen Arbeitsplan in Gestalt einer Denkschrift unter dem Titel „Ankündigung und Planentwurf einer Sammlung der Quellen deutscher Geschichten des Mittelalters“[2]). Nach einer Erörterung aller früheren Bestrebungen gleicher Art und der Mängel, welche ihre Erfolglosigkeit verschuldet haben, wird darauf hingewiesen, daß die Gründung des geplanten Vereins opferfreudiger deutscher Männer eine Gewähr für die Durchführung der Werkes biete, und werden aus diesem Grunde die Gelehrten aufgefordert, ihr Wissen und ihre Arbeitskraft in den Dienst des Unternehmens zu stellen. Alsdann wird der Umfang des letzteren bestimmt. Danach sollen die Quellenschriften soweit, wie sie wirklich als solche geachtet werden können, also mit Ausscheidung des erweislich Abgeschriebenen und des über den Anfang des sechsten Jahrhunderts zurückreichenden Stoffes in möglichster Echtheit und Eigentümlichkeit ermittelt, durch Textvergleichung festgestellt und durch den Druck vervielfältigt werden, und zwar sollen diese Arbeiten sich erstrecken auf die sog. Geschichtsschreiber (scriptores), Biographien (vitae), auch wichtige Briefsammlungen (epistolae) und auszugsweise auf die Chroniken und Annalen. Nach diesen Klassen und innerhalb einer jeden nach der Zeitfolge soll der Stoff geordnet werden. Dabei gilt es, auch bisher unbekannte oder ungebrauchte Handschriften ausfindig zu machen und zur Vergleichung heranzuziehen, bei verschiedenen Benennungen einer und derselben Person deren richtigen Namen festzustellen, desgl. das Vaterland der Verfassers, Zeit der Abfassung, Art der in der Schrift angewandten Zeitrechnung und die Oertlichkeit der berichteten Vorgänge aufzuklären, den Inhalt, die Sprache und den Stil zu würdigen, durch geeignete Anmerkungen zum Verständnisse des Textes beizutragen und danach jede Arbeit mit einer Einleitung, mit einem geographischen, einem Sach- und Namen-Register und einem Glossar zu versehen. Alsdann werden über die Verteilung der Arbeiten unter die

---

[1]) Dümge im Archiv Bd. I S. 53—59; Pertz Bd. V S. 266.

[2]) Wortlaut im Archiv Bd. I S. 7—52.

einzelnen Gelehrten allgemeine Richtlinien gegeben. Den Schluß bildet ein nach dem damaligen Stande der Forschung hingeworfenes Verzeichnis der zu bearbeitenden Quellen, 116 scriptores und Chroniken, 18 Lebensbeschreibungen und 9 Briefsammlungen bezw. Einzelbriefe ausweisend, nebst reichlichen Anmerkungen zu vielen derselben. Zeitlich umfaßt dieses Verzeichnis die Quellen von den Merowingern an bis zum Untergange der Hohenstaufen.

An diesem Entwurfe änderte Freiherr vom Stein nur einige Stellen aus Besorgnis, dieselben möchten den Katholiken anstößig sein; im allgemeinen erklärte er sich mit ihm einverstanden. Den so verbesserten Entwurf sandte er zur Drucklegung nach Münster. Auf eine Anfrage, wie stark nach dem zu sammelnden Quellenbestande wohl das ganze Druckwerk anwachsen werde, erhielt er von Dümge die Anwort: etwa 20 Quartbände. Danach schnitt er den Wirtschaftsplan zu. In einem Briefe an Ernst Moritz Arndt vom 5. Juni 1818 veranschlagte er die Summe der den Gelehrten zu zahlenden Vergütung auf 30 000 Gulden und machte er sich anheischig, aus eigenem Vermögen gleich anfangs 5000 Gulden zu zahlen und den Rest bei seinen Freunden zu erbitten. Der Verleger würde dann nur noch die Kosten des Papiers und des Druckes zu tragen haben. Erwogen wurde auch, ob man dem Deutschen Bundestage als solchem die Direktion des Unternehmens übertragen solle; doch nahm man wegen überwiegender Bedenken davon Abstand.

Nunmehr übersandte Freiherr vom Stein Abdrucke des verbesserten Dümgeschen Plan-Entwurfs an einige Freunde in Westfalen und Rheinland mit dem Erfolge, daß alsbald von mehreren derselben bare Geldbeiträge eingingen: von Ignaz Freiherrn von Landsberg-Velen auf Velen im Münsterschen 1500 Taler, von Johann Freiherrn von Mirbach auf Harff im Jülichschen 6000 Taler, von Landesdirektor Gisbert von Romberg auf Brüninghausen 1500 Taler und vom Domdechanten, Wirklichen Geheimen Rat Ferdinand August Grafen von Spiegel zum Desenberge und Canstein zu Münster 1000 Taler. Dazu legte er aus eigenen Mitteln einstweilen 3000 Taler. Mit dieser in Westfalen aufgebrachten Summe von 7600 Talern wurde der wirtschaftliche Grundstock zu dem

Unternehmen gelegt [1]). Zum Verlage des Werkes erklärte auf eine Anfrage Steins der Verlagsbuchhändler Johann Friedrich Cotta in Stuttgart sich bereit, wobei dieser unter der Voraussetzung, daß 20 Foliobände zu je 100 Bogen erforderlich sein würden, die Kosten des Papiers und Druckes auf 36 000 Gulden veranschlagte.

Bei Beginn des Jahres 1819 kamen die Vorarbeiten zur Gründung des geplanten Vereins zum Abschluß, und am 20. Januar nachmittags 2 Uhr fanden sich in Steins Wohnung zu Frankfurt a. M. die Männer zusammen, welche gewillt waren, den ersten Grund zu dem Unternehmen zu legen, Freiherr vom Stein als Berufer und Freiherr von Aretin, Freiherr von Berckheim, Freiherr von Plessen und Freiherr von Wangenheim als Gäste.[2]) Ersterer leitete die Verhandlung ein. Der Verein ward gegründet. Die Anwesenden erklärten sich mit Dümges Bestellung zum wissenschaftlichen Leiter und Büchlers, welcher selbst in der Sitzung zugegen war, zum Sekretär einverstanden. „Sanctus amor patriae dat animum" (Heilige Liebe zum Vaterlande gibt Mut) sollte auf Büchlers Vorschlag der Wahlspruch des Vereins sein. Auch setzte man eine Liste von Gelehrten auf, welche unter Uebersendung eines Abdrucks des Aufrufs um ihre Mitarbeit ersucht werden sollten. Es waren insgesamt 43, darunter acht Niedersachsen, von denen aber nur drei sogleich zusagten: Dr. ph. Friedrich Christoph Dahlmann aus Wismar, damals Professor der Geschichte zu Kiel, Dr. ph. Arnold Heeren aus Arbergen bei Bremen, damals Geheimer Justizrat und Professor zu Göttingen, ein angesehener Forscher der Rechts- und Verfassungsgeschichte, und einer seiner Schüler Dr. ph. Georg Heinrich Pertz aus Hannover, damals Hilfsarbeiter an der Königl. Bibliothek daselbst. Als Ehrenmitglied wurde der Königl. Preußische Staatsminister Dr. jur. Wilhelm Freiherr von Humboldt aufgenommen, welcher an dem der Sitzung folgenden Festessen teilnahm [3]).

Dem neugegründeten Verein traten außer den Teilnehmern dieser Sitzung sogleich noch bei Freiherr von Landsberg-Velen, Freiherr von Mirbach, von Romberg und Graf

---

[1]) Pertz Bd. V S. 269 f., 280—282.

[2]) Pertz Bd. V S. 309.

[3]) Das. S. 311; Archiv Bd. I S. 55, 58, 73, 85 f., jedoch mit teilweise veralteter oder unrichtiger Schreibung der Wohnorte.

von Spiegel zum Desenberge und Canstein, welche die ersten Beiträge gezahlt hatten, ferner der Kgl. Preußische Ober-Regierungspräsident Friedrich Graf zu Solms-Laubach zu Cöln a. Rh. und der Bankier Theodor Mülhens zu Frankfurt a. M.[1]) Auf Steins Gesuch bewilligte der Großherzog Ludwig von Baden mittels Schreibens vom 5. März 1819, daß Dümge, um dem Sitze des Vereins möglichst nahe zu sein und sich den Geschäften desselben ganz widmen zu können, unter Beförderung zum General-Landesarchivrat nach Heidelberg versetzt, aber bei unverkürztem Bezuge seines Gehalts auf unbestimmte Zeit vom Dienste beurlaubt werde. So war die Großherzogl. Badische Regierung die erste, welche das Unternehmen opferfreudig unterstützte[2]).

Die nächste Vereinssitzung fand am 6. Juni 1819 statt. Freiherr vom Stein war nicht selbst zugegen, hatte sich aber vorher mit der Tagesordnung und den vorzulegenden Entwürfen einverstanden erklärt. Zunächst wurde das Statut des Vereins festgestellt. Letzterer erhielt dadurch den Namen „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde“. Das Statut zerfällt in zwei Teile: I. Allgemeine und II. Besondere Bestimmungen. Zweck des Vereins (I 1) ist die Herstellung einer Gesamtausgabe der Quellenschriftsteller deutscher Geschichte des Mittelalters. Der Verein hat seinen Sitz (I 2) in Frankfurt a. M. Die Mitglieder sind, jedes nach seinen Verhältnissen, verpflichtet, den Zweck des Vereins zu fördern, sei es durch Geldbeiträge oder durch eine Quellenbearbeitung oder durch sichtbare Bemühungen um die Auffindung und Erschließung von Quellen (I 3). Neben den „constituierenden, ordentlichen und beytragenden Mitgliedern“, welche oben aufgeführt sind, kennt der Verein (I 8) noch „außerordentliche, correspondierende und Ehren-Mitglieder“. Die Aufnahme (I 9) geschieht durch Stimmenmehrheit der in Frankfurt anwesenden. Zur Leitung der Vereinsgeschäfte besteht dauernd eine Direktion, deren Zuständigkeit im wesentlichen nach den oben schon mitgeteilten Steinschen Grundzügen geordnet ist (II 1). Dieser Direktion unterstellt ist das mit der Ausführung ihrer Beschlüsse und mit den laufenden Arbeiten betraute Sekretariat. Dieses hat wenigstens alle drei

[1]) Archiv Bd. I S. 85.
[2]) Pertz a. a. O. Bd. V S. 313; Archiv Bd. I S. 59 und 513.

Monat eine Uebersicht der Vereinstätigkeit zusammenzustellen und einen Auszug aus diesen Uebersichten alljährlich zum Stiftungstage des Vereins der Direktion zur Veröffentlichung vorzulegen (II 2). Ferner ist der Direktion unterstellt die Redaktion für die eingehenden Bearbeitungen und für ihre Zusammenstellung und Herausgabe (II 3). Diese hat alljährlich einen Hauptbericht über ihre Tätigkeit zu erstatten. Soweit das Statut! [1]). Es wurde auch dem Redakteur eine angemessene Entschädigung ausgeworfen, auf Dümges Vorschlag die Herausgabe einer, die Fortschritte des Unternehmens berichtlich behandelnden, die Verständigung unter den Mitarbeitern erleichternden und die allgemeine Teilnahme fördernden Zeitschrift beschlossen und deren Herausgabe dem Sekretär und dem Redakteur gemeinschaftlich übertragen [2]). In zwei weiteren, unter Freiherrn von Steins Vorsitze am 12. und 15. dess. Mts. stattgehabten Sitzungen wurden der Kgl. Niederländische, Großherzogl. Luxemburgische Staatsminister Franz Freiherr von Gagern zum auswärtigen Ehrenmitgliede und der Bremische Bundestagsgesandte Smidt und der Frankfurter Rat Schlosser zu außerordentlichen Ehrenmitgliedern des Vereins und Erzherzog Johann von Oesterreich (der spätere Reichsverweser), Kronprinz Ludwig von Bayern (der spätere König Ludwig I.) und der K. K. Oesterreichische Haus-, Hof- und Staatskanzler Clemens Fürst von Metternich-Winneburg zu Ehrenmitgliedern der Direktion ernannt und wurde beschlossen, der Deutschen Bundesversammlung die Einrichtung des Vereins anzuzeigen und diesen, wie auch die Direktion dem Schutze jener zu empfehlen. Der Vorsitzende übertrug für die Dauer seiner Abwesenheit den Vorsitz dem bevollmächtigten Minister Freiherrn von Aretin [3]). Am 27. Juli 1819 wurde ein von Schlosser verfaßter Entwurf zu der an die Bundesversammlung zu richtenden Schrift im Wortlaute festgestellt,

---

[1]) Wortlaut im Archiv Bd. I S. 80—84; vgl. auch Pertz a. a. O. Bd. V S. 382.

[2]) Pertz a. a. O. Bd. V S. 382.

[3]) Archiv Bd. I S. 57, 86, 141, wo indessen der Ernennung des Erzherzogs Johann zum Ehrenmitgliede der Direktion noch keine Erwähnung geschieht, weil seine Annahmeerklärung noch nicht vorlag; Pertz Bd. V S. 382.

am 11. August die Reinschrift unterzeichnet und abgeschickt [1]), auch beschlossen, daß die laut Beschluß vom 6. Juni vom Sekretär und vom Redakteur gemeinsam herauszugebende Zeitschrift den Titel „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ führen sollte. Der Verlag wurde der Andreäschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. übertragen [2]). Zu Mitgliedern der Direktion wurden der Staatsminister a. D. Freiherr vom Stein als Vorsitzender, der bevollmächtigte Minister Freiherr von Aretin und die Staatsminister Freiherr von Berckheim, Freiherr von Plessen und Freiherr von Wangenheim bestellt, das Kassenwesen dem Bankier Mülhens übertragen [3]). Zum 28. August 1819 wurde dann noch der Großherzogl. Sächsische Geheime Rat und Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages — wohl mehr seiner schriftstellerischen Verdienste als seiner Amtseigenschaft oder geschichtswissenschaftlicher Leistungen wegen — per acclamationem zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt [4]).

Inzwischen hatte auch die Deutsche Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 12. August 1819 auf das Schreiben der Direktion und auf den Vortrag des Kgl. Bayerischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Aretin einhellig beschlossen: „Dieses für die vaterländische Geschichte wichtige Unternehmen, welches in seinem Umfange nur dann vollends gesichert seyn kann, wenn es sich der schützenden Theilnahme und wirksamen Unterstützung der Regierungen Deutschlands zu erfreuen hat, denselben ehrerbietigst dahin zu empfehlen, daß Sie das verdienstvolle Unternehmen Ihres hohen Schutzes würdigen, die gebetene Unterstützung demselben gewähren, insbesondere nicht nur die Benützung der Bibliotheken und Archive zu diesem Zwecke gestatten, sondern es auch begünstigen mögen, daß die in Ihren Landen lebenden Gelehrten, vorzüglich die Vorsteher und Mitglieder gelehrter Institute und Archivarien mit

---

[1]) Wortlaut Archiv Bd. I S. 73—79; übrigens das. S. I, 516, 517; Pertz Bd. V S. 413.

[2]) Archiv Bd. I S. 77; Pertz Bd. V S. 413.

[3]) Archiv Bd. I S. 85 und 86.

[4]) Archiv Bd. I S. 137 f.; Pertz Bd. V S. 418 f. Goethes Unterschrift: „J. W. v. Göthe“.

thätiger Theilnahme zu der Ausführung des vorgelegten Planes mitwirken" [1]).

So war denn der Verein, welcher sich eine so hohe wissenschaftliche und vaterländische Aufgabe gestellt hatte, unter Umständen, welche eine erfolgreiche Aufnahme und Fortführung seiner Arbeit erhoffen ließen, gegründet und eingerichtet worden. Ein Rückblick auf seine Gründungsgeschichte aber läßt das geringe Maß der Beteiligung Niedersachsens an der Leitung des Unternehmens und an der Arbeit selbst auffällig erscheinen, um so mehr, als gerade niedersächsische Edelleute es waren, welche neben dem Urheber des Planes selbst die ersten Geldopfer gebracht hatten. Weder war zur Gründung des Vereins ein Niedersachse hinzugezogen, noch gehörte ein solcher der Direktion an, und die Ernennung des Bremer Ratsherrn Smidt zum außerordentlichen Mitgliede kann im Vergleich zu den Ehren und Würden, welche den Vertretern anderer deutscher Volksstämme zufielen, kaum ins Gewicht fallen. Auch bei den Ersuchen um wissenschaftliche Mitarbeit war die Auswahl auf verhältnismäßig wenige Niedersachsen gefallen. Daß von den acht Auserwählten nur drei annahmen, entspricht dem Verhältnisse, in welchem auch aus den anderen Volksstämmen die Zusagen eingingen. Manche Gelehrte waren eben anderweitig verpflichtet oder beschäftigt. Und unter den Dreien, welche zusagten, war Dahlmann vermöge seiner rechthaberischen Streitbarkeit, welche wohl auch zu dem Vorgehen der sog. Göttinger Sieben nicht wenig beigetragen hat, schwer zu behandeln [2]), Heeren schon nahe an sechzig Jahre alt, Pertz noch ein Anfänger. Letzterer war überhaupt nur deshalb auf die Liste gesetzt worden, weil sein geschichts-wissenschaftliches Erstlingswerk „Die Geschichte der Merowingischen Hausmeier", von Heeren mit einer empfehlenden Einleitung versehen, in Fachkreisen günstiges Aufsehen erregt hatte. Aber es sollte anders kommen; und zwar war gerade Pertz es, durch welchen zwischen Niedersachsen und der Gesellschaft für ältere deutsche

---

[1]) Archiv Bd. I S. 89 f.; Pertz Bd. V S. 413.

[2]) Vgl. Niebuhrs allerdings auch wohl nicht ganz unbefangenes Urteil über Dahlmann in seinen Briefen an Freiherrn vom Stein bei Pertz a. a. O. Bd. VI S. 15 f., 19, 20, 29 f.; Friedrich Thimme: Zur Geschichte der „Göttinger Sieben" in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1899 S. 266 ff., besonders S. 269, 271, 290—293.

Geschichtskunde ein für ersteres ebenso ehrenvolles, wie für letzteren ersprießliches Band geknüpft wurde.

Es hatte dies seinen Grund zum Teil in einer Laune des Schicksals, welche den politischen Zeitströmungen einen Einfluß auf ein wesentlich wissenschaftliches Unternehmen verlieh. Die vaterländische Begeisterung aus der Zeit der Freiheitskriege war bald verrauscht. Dem an Stelle des alten Reiches errichteten Deutschen Bunde war es nicht gelungen, in der Volksseele Wurzel zu fassen. Der Zusammenklang der Herzen zwischen Fürst und Volk ermattete vielerorten. In den meisten Staaten wurde mit der Einrichtung der in der Deutschen Bundesakte wohlwollend vorgesehenen Landstände gezögert. Bald regte sich, zumal bei der Jugend, Unwille und Uebermut und hatte der letztere bei Gelegenheit des Burschenschaftsfestes auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 einen reichlich kräftigen Ausdruck gefunden. Nunmehr wurde bei den Staatsregierungen in Wien und Berlin der Argwohn rege. Bei den einflußreichsten Staatsmännern beiderorten herrschten ohnehin stark polizeiliche Neigungen vor. Dazu kam im März 1819 die Ermordung des russischen Staatsrats August von Kotzebue durch den Studenten Karl Sand, eine Tat, hinter welcher man eine große Verschwörung witterte; und die Reaktion setzte ein. Die Teplitzer Punktationen im Juli, die Karlsbader Beschlüsse im August 1819 bereiteten die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 vor, durch deren Artikel 25 der Artikel 13 der Deutschen Bundesakte authentisch dahin ausgelegt wurde, daß es den Bundesfürsten überlassen blieb, die inneren Landesangelegenheiten hinsichtlich früher bestandener ständischer Rechte beliebig zu ordnen. Ferner wurde bestimmt, daß alle Druckschriften in einer Stärke von weniger als 20 Bogen einer scharfen Zensur zu unterwerfen seien, und wurde eine Zentral-Untersuchungskommission in Mainz errichtet, welche dem Ursprunge und den Verzweigungen der „revolutionären Umtriebe" nachforschen sollte. Das Mißtrauen beider politischer Richtungen gegeneinander war auf das Aeußerste gestiegen und wandte sich nun auch gegen die neu gegründete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Die freiheitlichen Volkskreise, zu welchen die meisten Universitätsprofessoren und Privatgelehrten gehörten, schöpften Verdacht aus der Zugehörigkeit so vieler Bundestagsgesandten und

adligen Grundherren zur Direktion der Gesellschaft. Dahlmann zog verärgert sogar die Zusage der Mitarbeit zurück. Den Regierungen dagegen war die ausgeprägt landständische Gesinnung eben derselben Direktorialmitglieder ein Grund zum Argwohn gegen das Unternehmen, indem sie besorgten, die zu veröffentlichenden Geschichtsquellen möchten gegen die in den Karlsbader Beschlüssen ausgeprägten Grundsätze fruchtbar gemacht werden, und dieser Argwohn der Regierungen band begreiflicherweise auch die beamteten Gelehrten, die Archivare und Bibliothekare mancher deutscher Einzelstaaten. So kam es denn, daß gerade in dem Zeitpunkt, in welchem mit der Anwerbung der Fachgelehrten für die Sammlung und Bearbeitung der Quellenschriften begonnen werden sollte, die Auswahl eine äußerst beschränkte war. Am meisten fühlbar machte der Mangel sich gerade bezüglich des Zeitalters der Merowinger und Karolinger, mit welchen die Sammlung beginnen sollte, und doch lag alles daran, diesen Anfang der Veröffentlichungen zu beschleunigen, um damit erst einmal eine Probe für die Gediegenheit des ganzen Unternehmens zu liefern.

Als Befreiung aus solcher Verlegenheit mochte die Direktion es daher empfinden, als Pertz mittels Briefes vom 15. Juli 1819 sich zur Bearbeitung der wichtigsten bis dahin bekannten Quellenschriften dieses Zeitalters erbot [1]). Er selbst mag kaum einen Arg von der Bedeutung seines Erbietens gehabt haben. Durch die Vorarbeiten zu seinem Erstlingswerke, der „Geschichte der merowingischen Hausmeier", war ihm der Stoff hinlänglich bekannt; dieser Umstand dürfte sein Erbieten ausreichend erklären [2]).

Georg Heinrich Pertz war zu Hannover als Sohn eines Hofbuchbinders am 28. März 1795 geboren, im Sommer 1819 also erst 24 Jahre alt. Er hatte in Göttingen Theologie, dann auch zu Heerens Füßen Geschichte studiert und am 14. Oktober 1815 die philosophische Doktorprüfung bestanden [3]). Alsbald war er beim Kgl. Staatsarchive und bei der Kgl. Bibliothek zu Hannover als Hilfsarbeiter angestellt, und von dieser Stellung aus hatte er jenes Werk herausgebracht, welches ihm sein erstes Ansehen

---

1) Archiv Bd. I S. 70.

2) Wattenbach „Pertz" in der „Allg. Dtsch. Biogr." Bd. 24 S. 406; Brief Steins an Büchler vom 26. Juli 1819 bei Pertz Bd. V S. 412.

3) Wattenbach a. a. O.

in der Gelehrtenwelt erworben hatte. Bei seinem Erbieten, die merowingischen Geschichtsquellen zu bearbeiten, war von einer Vergütung in Gelde anscheinend nicht die Rede gewesen, und die Schaffensfreude des Jünglings verhieß für die weitere Zukunft um so größeren Ertrag, als Pertz bereits über einen guten Erfolg im Auffinden bisher noch nicht verzeichneter Handschriften in der Kgl. Bibliothek zu Hannover berichtete [1]). Die Direktion beschloß also am 18. Dezember 1819, Pertzens Erbieten anzunehmen, und Freiherr vom Stein teilte ihm dies unter dem 21. dess. Mts. mit [2]).

Aber es galt auch diejenigen Quellen des merowingisch-karolingischen Zeitalters zu erschließen, welche sich an bisher der Forschung noch unzugänglich gebliebenen Orten befanden. Als solche kamen vermöge der mancherlei Beziehungen Karls des Großen zum päpstlichen Stuhl vor allem das Vatikanische Archiv und wegen seiner Feldzüge in Italien und des Erwerbes der Lombardei die Archive in den größeren Städten und Klöstern Italiens bis nach Sizilien hin in Betracht. Zuvor aber war noch das Augenmerk auf Oesterreich zu richten, dessen westlicher Teil zu Karls des Großen Zeiten zu Bayern gehört hatte. Unter dessen Herzoge Thassilo war das Bistum Salzburg errichtet, waren klösterliche Niederlassungen bis nach Kremsmünster und Mondsee in Ober-Oesterreich und Admont in Steiermark hin entstanden, und der durch Alcuin vermittelte lebhafte Briefverkehr zwischen dem Hofe Karls des Großen zu Paris und dem Bischof Arn von Salzburg ließ die Auffindung noch weiterer Beziehungen nach dieser Gegend hin erhoffen. Die Direktion hatte sich daher bereits an den Kgl. Bayerischen Regierungspräsidenten Georg Freiherrn von Aretin zu Neuburg, einen Bruder des Bundestagsbevollmächtigten, mit der Bitte gewandt, nach Wien zu reisen und mit den Geschichtsforschern daselbst über die Erforschung und Nutzbarmachung der in der K. K. Bibliothek vorhandenen Quellenhandschriften zu verhandeln. Der aber antwortete, daß er behindert sei, die Reise zu machen. Auch eine alsdann an den Direktor des K. K. Oesterreichischen Geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archivs, Hofsekretär und Hof-Historiographen Josef Freiherrn von Hormayr

[1]) Archiv Bd. I S. 70.
[2]) Pertz Bd. V S. 478.

zu Wien gerichtete Bitte hatte keinen befriedigenden Erfolg [1]). So wußte man denn keinen andern Ausweg, als, Pertz selbst auf Kosten der Gesellschaft nach Wien reisen zu lassen und auf brieflichem Wege ihm die möglichste Unterstützung der zuständigen Beamten in Wien — neben Hormayr kam noch der Scriptor und Custos der Hausbibliothek Bartholomäus Kopitar in Betracht — auszuwirken, wegen der italienischen Handschriften aber anderweit die nötigen Maßregeln zu treffen. Freiherr vom Stein verband daher mit der Annahme des Pertzschen Erbietens zur Bearbeitung der merowingischen und karolingischen Quellen das Ersuchen, selbst auf Kosten der Gesellschaft zu unmittelbarer Benutzung des Archivs und der Bibliothek nach Wien zu reisen, und die Zusicherung, daß man ihm die Hilfe Hormayrs und Kopitars auszuwirken bemüht sein werde.

Pertz empfing diesen Brief an einem Scheidewege seines Lebens ganz unerwartet am zweiten Weihnachtstage. Er ging nämlich gerade mit sich darüber zu Rate, ob er in Hannover eine feste Anstellung am Kgl. Archiv abwarten oder sich zu Ostern als Dozent an der Universität zu Göttingen niederlassen solle. Jetzt war sein Entschluß bald gefaßt; bereits am folgenden Tage antwortete er Stein: er nehme den Auftrag der Direktion an. Zugleich machte er Mitteilung von einigen weiteren im Archiv zu Hannover gefundenen Hinweisen und Handschriften. Nachdem er dann noch ein paar Monate zur Herstellung der übernommenen Abschriften aus dem Kgl. Archiv gebraucht hatte, teilte er Stein, welcher sich noch in Frankfurt a. M. aufhielt, mittels Briefes vom 4. April 1820 mit, daß er zur Abreise bereit sei. Freiherr vom Stein schrieb darauf unter dem 12. dess. Mts. an Pertz: Er wünsche diesem zur Reise Gesundheit, Geduld und göttlichen Segen, und empfehle, den Weg über Leipzig und Prag zu nehmen. Dabei bezeichnete er ihm für beide Orte gewisse Herren mit der Anheimgabe, dieselben aufzusuchen. Den Brief nebst Geldanweisungen nach Hannover und Wien gab er Büchler zur Beförderung. Dann reiste er nach Nassau ab.

---

[1]) Pertz Bd. V S. 412. Hormayr war der spätere Kgl. Bayer. Ministerresident in Hannover, zuletzt Direktor des Reichsarchivs in München. Näheres über ihn vgl. u. a. Neuer Nekrolog der Deutschen, 26. Jahrgang (1848) S. 676 ff.



Am 15. April sandte Pertz, der inzwischen vergeblich auf weiteren Bescheid gewartet hatte, seine Abschriften an die Direktion nach Frankfurt a. M. ab. Alsdann erfuhr er durch die Frau Friederike Gräfin von Kielmannsegge geb. Gräfin von Wallmoden in Hannover, eine Schwägerin Steins, daß dieser nach Nassau abgereist sei. Steins Brief vom 12. war noch nicht angekommen, Pertz rechnete daher nicht mehr auf einen solchen und reiste, da er in Hannover nichts mehr zu tun hatte, ab. Er fuhr über Göttingen, fand für die Nacht Unterkunft bei Heeren und besprach die Sache mit ihm. Heeren empfahl, die Reise über Nassau zu machen und daselbst Stein aufzusuchen. „In Ihren Verhältnissen“, so meinte er, „liegt alles daran, sich Vertrauen zu verschaffen; eine kurze Unterredung vermag da mehr, als lange Briefe.“ Pertz befolgte den Rat. Ueber Cassel, Gießen, Wetzlar kam er am 27. April in Limburg an der Lahn an; in der Frühe des 28. brach er wieder auf, wanderte auf dem Waldwege über Diez und Holzappel, dann das liebliche Lahntal abwärts an dem herrlich gelegenen Kloster Arnstein vorbei nach Nassau, wo er im Gasthof zum roten Löwen einkehrte und Stein seine Anwesenheit brieflich anzeigte. Dieser ließ ihn ersuchen, um 11 Uhr zu ihm zu kommen, und empfing ihn in seinem Arbeitszimmer im Turmanbau seines Schlosses. Offenbar verwundert fragte er ihn, ob er seinen Brief nicht erhalten habe. In wenigen Worten war die Sache aufgeklärt, und es fand nun eine gründliche Aussprache über die Gestaltung der Weiterreise, die Aufgaben in Wien und etwaige weitere Pläne statt [1]). Auf Steins Einladung verblieb Pertz für die Nacht im Schlosse. Am andern Morgen gab Stein ihm einen Brief an Büchler mit und beide verabschiedeten sich. „Das offene Vertrauen, wodurch der große Mann den zuerst in die Welt hinaustretenden Jüngling geehrt hatte, ward durch den Willen erwidert, es zu verdienen; er zeigte, was er von mir erwarte; so war ich entschlossen, der großen Aufgabe, welche er aus Liebe zum Vaterlande unternahm, meine ganze Kraft zu widmen.“ So gibt Pertz selbst das Ergebnis dieser seiner ersten Zusammenkunft mit Stein wieder. Am nächsten Tage kam er in Frankfurt a. M. an, wo er von Büchler freundlich empfangen und auf Steins Wunsch zu dem

---

[1]) Pertz Bd. V S. 478, 480, 494 f., 497 f.

K. K. Oesterreichischen Bundestagsgesandten Johann Freiherrn von Wessenberg und zu den Direktionsmitgliedern Freiherrn von Aretin und Freiherrn von Wangenheim geführt wurde. Der weitere Reiseplan wurde nunmehr festgelegt, und diesem entsprechend erhielt Pertz Empfehlungsbriefe an die unterwegs aufzusuchenden Gönner und Gelehrten [1]).

Am 2. Mai brach er wieder auf. Ueber Heidelberg, wo er am 3. und 4. mit Dümge und anderen verkehrte, ging die Reise „durch das Blütenparadies bei Neckargemünd" über Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Augsburg, das Lechfeld nach München. An allen diesen Orten wurde mit Fachgenossen Rücksprache genommen, um für die Sache zu werben und nach Quellen zu forschen. In München verhandelte Pertz eingehend mit dem Hofbibliotheksdirektor Dr. ph. Adolf Schlichtegroll und dem aus Osnabrück gebürtigen Dr. ph. Bernhard Josef Docen, Custos der Staatsbibliothek. Dann ging es nach Salzburg, wo die St. Petersbibliothek besichtigt wurde; von da weiter über Lambach und Linz nach Wien. Am 19. Mai kam er an [2]).

Er wurde freundlich aufgenommen. Erzherzog Johann, welchem er am 11. Juni aufwartete, sprach sich ausführlich und warm für das Unternehmen aus. Der Präfekt der Hofbibliothek, Wirklicher Geheimer Rat Josef Graf In-Tenczin-Ossolinski, verhieß jede mögliche Förderung. Der Custos Kopitar ward Pertz vollkommen gewogen. So konnte dieser seine Arbeiten in der K. K. Bibliothek unter günstigen Verhältnissen beginnen und rüstig weiterführen. Daneben versuchte er auftragsgemäß einen Verein der österreichischen Gelehrten zur Bearbeitung der Geschichtsquellen aus der Hohenstaufenzeit zu gründen. Zur Mitwirkung der Gelehrten war zwar die Genehmigung des Kaisers erforderlich; aber auf ein Empfehlungsschreiben des

---

[1]) Das. S. 499, 500.

[2]) Das. S. 500. Docen, von Abstammung Bayer, war am 1. Oktober 1782 zu Osnabrück geboren, hatte daselbst das Gymnasium Carolinum besucht und in Göttingen von 1799 ab Literatur und Archäologie studiert. Nachdem er sich weiter in Jena, Dresden und Nürnberg vorgebildet hatte, wurde er seit 1804 in der Staatsbibliothek zu München beschäftigt, 1807 Scriptor, 1811 Custos. Er hat an der Quellensammlung für ältere deutsche Geschichtskunde eifrig mitgearbeitet. Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 6. Jahrgang (1828) S. 803—810; über Schlichtegroll das., 1. Jahrgang (1823) S. 1—31.

Oesterreichischen Bundesgesandten Freiherrn von Wessenberg erlangte Pertz am 20. August 1820 eine Audienz beim Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürsten von Metternich-Winneburg, und dieser, der ja bereits Ehrenmitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde geworden war, erklärte: Er werde sich glücklich schätzen, den Zweck der Gesellschaft zu fördern, und stellte die baldige Entschließung des Kaisers in Aussicht. Obwohl durch Arbeiten der hohen Politik stark überhäuft — war doch damals gerade der Aufruhr im Königreiche beider Sizilien ausgebrochen, welcher dem Kaiserstaate Anlaß zu militärischem Eingreifen gab und dann die Kongresse zu Troppau und Laibach zeitigte! — genehmigte der Kanzler auf ein später von Pertz eingereichtes Gesuch, daß diesem auch das Staatsarchiv und sogar die Staatskanzlei zur Forschung nach einschlägigen Geschichtsquellen geöffnet werde. Den September, während dessen die Bibliothek geschlossen war, benutzte Pertz erfolgreich zum Besuche der wichtigsten österreichischen Klöster.

Je mehr er sich in die Arbeit vertiefte, desto mehr wurde er dessen inne, daß es mit unverhältnismäßigem Aufwande an Zeit und Geld verbunden sein würde, wenn er selbst alle diese Quellenschriften an Ort und Stelle abschreiben und vergleichen würde, und um so nötiger erschien es ihm, für diese Aufgabe die ortsansässigen Gelehrten zu gewinnen. Dieser Ausweg mußte ihm um so mehr am Herzen liegen, als es der Gesellschaft, auf deren Kosten er in Oesterreich lebte, ohnehin an Geldmitteln gebrach, sodaß gleichzeitig von Paris aus für die Gesellschaft unternommene Forschungsarbeiten bereits hatten eingestellt werden müssen [1]) und Freiherr vom Stein sich veranlaßt sah, einen Kuraufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Ems zu benutzen, um diesen mündlich und am 27. Juni 1821 schriftlich um einen Geldbeitrag anzugehen [2]). Aber gerade die Gewinnung der österreichischen Gelehrten für die Abschrift und Vergleichung der Quellen stieß auf große Schwierigkeiten, weil die Kaiserl. Erlaubnis nicht eintraf. Die Ereignisse auf dem Gebiete der hohen Politik hatten sich in der Weise entfaltet, daß der Haus-, Hof- und Staatskanzler

---

[1]) Pertz Bd. V S. 529, 539, 563, 536.
[2]) Das. S. 564; Wortlaut der Bittschrift S. 565 und 566.

nicht mehr zugänglich und Pertz daher auf den schriftlichen Weg und auf den Verkehr mit nachgeordneten Beamten der Kanzlei angewiesen war. Auch der damalige staatsrätliche Referent über die deutschen Angelegenheiten in Wien, Hofrat Kaspar Philipp Graf von Spiegel zum Desenberg-Hanxleden, und der sonst einflußreiche Rat in der Staatskanzlei Josef von Hammer bemühten sich vergebens, die Erlaubnis des Kaisers zu erwirken. Allerdings gestaltete die Wirtschaftslage der Gesellschaft sich im Sommer 1821 wieder günstiger, denn Friedrich Wilhelm III. hatte 1000 Taler gespendet [1]), die Stadt Frankfurt a. M. 750 Gulden, Ernst Graf zur Lippe-Biesterfeld und der Geheimrat Bölling in Cöln a. Rh. kleinere Beiträge gezahlt, Maximilian Fürst von Thurn und Taxis sich zu einem jährlichen Beitrage von je 100 Dukaten auf zehn Jahre, die Herzöge von Anhalt-Dessau, Köthen und Bernburg zusammen zu einem solchen von je 300 Taler auf die gleiche Dauer verstanden, letztere außerdem 600 Taler vorweg gezahlt [2]); nichtsdestoweniger legte die Direktion Wert darauf, daß der Verein in Wien zustande gebracht werde. Auf Empfehlung des Hofrats Grafen von Spiegel setzte daher Pertz behuf neuer Förderung der Angelegenheit eine Denkschrift auf, welche in gedrängter Form darstellte, wie gering die Zahl der zur Bearbeitung des handschriftlichen Quellenstoffes vorhandenen Kräfte im Verhältnis zu der Menge und dem Wert desselben sei, und darauf den Vorschlag gründete: für diesen Zweck die in Oesterreich vorhandenen und zur Arbeit bereiten Gelehrten zu einem „Verein österreichischer Geschichtsforscher" zusammenzufassen, diesen mit der Direktion in Frankfurt a. M. in Verbindung zu bringen und ihnen die Herausgabe der Quellen aus der schwäbisch-rudolfinischen Kaiserzeit und der österreichischen Chroniken zu übertragen. Dieser Entwurf wurde, wie Pertz berichtet, von „Freunden der Sache" gebilligt, dann von ihm vollzogen und dem Haus-, Hof- und Staatskanzler ein-

---

[1]) Das. S. 564, 567.

[2]) Das. S. 568; Archiv Bd. III S. 685—686 und Bd. VI S. 252 und 295, wo neben mehreren Mitgliedern der Gesellschaft selbst auch noch Kurfürst Wilhelm II. von Hessen und der Kgl. Hannoversche Staatsminister Georg August von Steinberg auf Brüggen (Steins Schwager) als Zahlende verzeichnet sind.

gereicht. Dieser überwies die Denkschrift zur Bearbeitung und zum Vortrage dem Referenten in deutschen Angelegenheiten. Leider aber war in der Person desselben unterdessen ein Wechsel eingetreten. Der Nachfolger, Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein, offenbar ganz im Banne der damaligen Reaktion stehend, welche bekanntlich jeder Vereinsbildung argwöhnisch gegenüberstand, behandelte die Angelegenheit mit äußerster Vorsicht. Wiederholt verhandelte er mündlich mit Pertz, um ihn auszufragen. Dann trug er dem Haus-, Hof- und Staatskanzler die Sache vor mit dem Erfolge, daß einstweilen keine Entscheidung herauskam. Nunmehr ließ Pertz dem Hofrat Friedrich Ritter von Gentz die Denkschrift und die Bundestagsbeschlüsse — es war am 26. Juli 1821 wiederum ein dem Unternehmen wohlwollender Beschluß gefaßt — mit der Bitte um Gehör zugehen und formulierte, als ihm dieses von Gentz mit Genehmigung des Haus-, Hof- und Staatskanzlers am 23. August 1821 in Baden bei Wien gewährt wurde, seine Wünsche dahin: 1. Teilnahme österreichischer Gelehrter an der Quellensammlung; 2. ihre Vereinigung zur Herausgabe der Quellenschriften aus der hohenstaufischen Zeit, sowie der Chroniken und Urkunden; 3. die vom Bundestage befürwortete Geldunterstützung; 4. Befassung des Custos Kopitar und des Ersten Staatsarchivars Knechtl als der beiden einzigen dazu fähigen Gelehrten mit der Bearbeitung der Handschriften und Urkunden der Hofbibliothek und des Staatsarchivs. Ritter von Gentz erwiderte: Der Zweck des Unternehmens sei lobenswert. Seitdem aber zwei einander vernichtende Prinzipe Deutschland und Europa geteilt haben, müsse Oesterreich innere Selbständigkeit und Abgeschlossenheit behaupten. An Erhaltung des Bestehenden gebunden, gleiche es einer belagerten Festung, welche gegen den unter allen Gestalten angreifenden Feind auf der äußersten Hut sein müsse. Es habe sich also zu fragen, wozu die zu erforschende Geschichte gebraucht werden solle. Wenn auch die jetzt das Unternehmen leitenden Herren: Freiherr vom Stein, Freiherr von Aretin usw., für die *nächste* Zukunft das völligste Vertrauen einflößen, so sei damit noch keine Sicherheit für die *fernere* Zukunft gegeben, auch nicht durch den Bundestag. Nichtsdestoweniger habe er dem Haus-, Hof- und Staatskanzler geraten, das bloße Sammeln und Herausgeben der Quellen beim Kaiser zu befürworten, und der Kanzler wolle

dem Kaiser mündlich — weil die Sache politisch keineswegs gleichgültig sei — Vortrag halten. Dem Kaiser könne aber das Entstehen einer Gesellschaft der österreichischen Gelehrten nicht angenehm sein, denn erfahrungsgemäß sei alles verdächtig, was als Gesellschaft oder Vereinigung auftrete. Die zu gründende Gesellschaft werde daher, zumal, da die Hälfte der vorgesehenen Mitglieder verworfen werden müsse, auf Begünstigung nicht rechnen können; aber sie werde auch keine Hindernisse finden. Die Benutzung der Bibliotheken bleibe immer gestattet; sogar das Staatsarchiv sei Pertz ja schon geöffnet. Dieser sei überhaupt persönlich willkommen und werde sich über seine Aufnahme auch künftig nicht zu beklagen haben. Geschichtliche Forschungen österreichischer Gelehrter leiden ebenfalls keine Einschränkung, auch gemeinschaftliche nicht; sobald aber die Gemeinschaft sich organisiere, werde sie verdächtig, zumal z. Zt. kein zur Leitung einer solchen Organisation fähiger und das Vertrauen der Regierung besitzender Mann Muße genug habe, um dem Geschäfte vorzustehen. Dagegen habe der Antrag auf Geldunterstützung Aussicht auf Erfolg. Zu dem Antrage betr. Bestimmung Kaiserlicher Beamter zu den Arbeiten der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde wisse er im Augenblick nichts zu sagen, da ihm unbekannt sei, ob man Kopitar unbedingt vertraue. In zehn Tagen werde er nach Wien kommen, und er hoffe Pertz dort zu sehen. Nach zehn Tagen teilte er Pertz in Wien mit: Er habe dem Haus-, Hof- und Staatskanzler von neuem Vortrag gehalten und wünsche guten Ausgang. Der Kanzler denke an diesen Gegenstand nie ohne Zweifel und Besorgnis, obwohl ja das Unternehmen mit den Ansichten der revolutionären Partei in Widerspruch stehe.

Es mag hier unerörtert bleiben, wie weit Gentz bei diesen Auslassungen die Ansicht des Kanzlers Fürsten von Metternich-Winneburg wahrheitsgemäß wiedergab oder aus Eigenem schöpfte oder gar jenem seine eigenen Gedanken suggeriert hat. Immerhin werfen sie ein bemerkenswertes Schlaglicht auf die Anschauungen maßgebender Kreise im Zeitalter der Karlsbader Beschlüsse und lassen sie erkennen, mit welchen Schwierigkeiten unser jugendlicher Stammesgenosse Pertz damals fern von der Heimat unter ihm bis dahin völlig unbekannten Personen und Verhältnissen hat kämpfen müssen. Erreicht hat er während seines Wiener Aufenthalts jedenfalls

die völlige eigene Bearbeitung der in Oesterreich vorhandenen Quellen aus der Zeit der Merowinger und Karolinger und die Erlaubnis, daß die übrigen von ihm herangezogenen und zur Mitarbeit bereiten Gelehrten einzeln nach Maßgabe eines bestimmten Planes die in der Hofbibliothek und anderen Stellen Oesterreichs vorhandenen Quellen aller Art aus der Hohenstaufenzeit bearbeiten konnten.

Da der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde vor allem daran liegen mußte, den die merowingische und karolingische Zeit behandelnden ersten Band des Quellenwerkes möglichst bald erscheinen zu lassen, und da für diesen Zweck die von Pertz übernommene Aufgabe erledigt war, die Vereinsgründung in Wien aber nicht wohl mehr abgewartet werden konnte, so faßte Pertz die Rückreise ins Auge. Eine kurze Reise nach Ungarn zum Besuche des Nationalmuseums und zur Anknüpfung von Beziehungen zu dortigen Forschern bildete den Abschluß.

Inzwischen waren aber an anderen Stellen Umstände eingetreten, welche Pertz vor neue Aufgaben stellten und Niedersachsen enger mit dem Unternehmen der Gesellschaft verknüpfen sollten.

Mehr und mehr hatte sich ein Mangel an wirklich geeigneten Arbeitskräften fühlbar gemacht. Um die Quellen der merowingisch-karolingischen Zeit veröffentlichen zu können, war nach einem Gelehrten, welcher die vatikanischen und sonst in Italien vorhandenen Schätze zu heben geeignet war, gesucht worden, aber vergebens. Der Sekretär der Gesellschaft, Legationsrat Büchler, bisher bei der Großherzogl. Bundestagsgesandtschaft zu Frankfurt a. M., wurde gegen den Ausgang des Jahres 1820 zur Rheinschiffahrts-Kontroll-Kommission nach Mainz versetzt und dadurch gehindert, das Sekretariat weiterzuführen. Er behielt zwar einstweilen den auswärtigen Briefwechsel, auch mit Wien, sowie die Teilnahme an der Herausgabe des Archivs; und für den Rest der laufenden Geschäfte trat vorläufig der Rat Dr. jur. Fritz Schlosser in Frankfurt a. M. ein[1]); aber für die Dauer war diese Geschäftsteilung nicht zu halten, während Schlosser andererseits auch nicht in der Lage war, das Sekretariat ganz zu übernehmen. Vor allem aber traten mehr und mehr Klagen über die Geschäftsführung des Redakteurs

---

[1]) Pertz Bd. V S. 580—585, 587, 538.

Dümge hervor. Bereits unter dem 8. März 1820 hatte Freiherr vom Stein in einem Briefe an Büchler mißfällig geäußert: Dümge zersplittere sich zu sehr in Einzelheiten und verliere darüber die Hauptsache aus dem Auge. Was er geleistet habe, sei geringwertig im Verhältnis zu Zeit und Kosten. Noch drastischer heißt es in einem Briefe Steins an denselben vom 4. Mai: „Herr Dümge würde sich nützlicher beschäftigen mit Vergleichung von Handschriften, als mit der Tagelöhnerarbeit eines Index über einen Oktavband. Dem guten Manne fehlt Uebersicht seines Berufes und Kraft, zur Förderung der Hauptsache einzugreifen". Am 31. Januar 1821 schrieb er an Büchler: „Mir scheint, Herr Dümge müßte sich nicht einzelne Arbeiten, z. B. das Register, besonders bezahlen lassen und ein bedeutendes Aversum erhalten". So wurde denn Dümge in der Redaktion bald ganz unhaltbar, das Verhältnis zum 1. Januar 1822 endgültig gelöst und Dümge von seiner Regierung mit Gehaltszulage wieder nach Karlsruhe zurückversetzt. Noch in den letzten Wochen vor seinem Abschiede muß er zu einem argen Mißfallen Anlaß gegeben haben; denn in einem Briefe an Pertz vom 12. April 1822 schmettert Stein den Vorwurf der Beschränktheit, Zanksucht und Taktlosigkeit hinter ihm her [1]). Den gesamten Briefwechsel übernahm nun vorläufig Schlosser, die Herausgabe des Archivs der in Frankfurt a. M. heimische und auf dem Gebiete der Frankfurter Ortsgeschichte als Forscher und Schriftsteller verdienstvolle Schöffe und Senator Johann Karl von Fichard gen. Baur von Eysseneck [2]), welcher indessen zwar umgänglich und hochgelehrt, aber fast blind und daher für die ihm jetzt anvertraute Aufgabe ungeeignet war.

Unter diesen Umständen sah die Direktion sich immer mehr auf Pertz angewiesen. Das Dringendste, wozu man ihn nötig hatte, war die Quellenforschung in Italien. Seine Art, Handschriften zu entziffern, zu vergleichen und für den Druck abzuschreiben, hatte sich bewährt, und man hätte kaum

[1]) Das. S. 491, 500, 549, 675, 688, 690.

[2]) Geboren zu Frankfurt a. M. am 16. April 1773, † daselbst schon am 16. Oktober 1829; vgl. Kelchner „Fichard" in der Allg. Dtschn. Biogr. Bd. 6 S. 759 f.; Pertz Bd. V S. 538; Neuer Nekrolog der Deutschen, 7. Jahrg. (1829) S. 700—702.

einen geeigneteren finden können [1]). Zufällig hatte Freiherr vom Stein gerade damals mit seiner jüngeren Tochter Therese, um ihr die große Welt zu zeigen, eine Reise nach Rom gemacht, wohin sein Studienfreund Franz von Reden, damals Kgl. Hannoverscher Gesandter am Vatikan, sowie der einer Marschenbauernfamilie im Lande Hadeln entstammte Kgl. Preußische Gesandte, Geheime Staatsrat Dr. ph. Barthold Niebuhr, der berühmte Verfasser der „Römischen Geschichte", ihn eingeladen, und Stein hatte durch einen gelegentlichen Einblick in die vatikanische Bibliothek von der reichen Fülle handschriftlichen Stoffes, welcher dort aufgestapelt war, einen gewaltigen Eindruck gewonnen. Pertz wurde also von Freiherrn vom Stein mittels Briefes vom 3. März 1821 ersucht, nach Erledigung der Arbeiten über die merowingisch-karolingische Zeit in Wien unmittelbar nach Rom weiterzureisen [2]). Dabei erreichte Freiherr vom Stein durch Redens Vermittlung, daß Pertz mit festem Gehalt als Geheimer Archivsekretär am Kgl. Staatsarchive in Hannover angestellt, aber gleichzeitig auf die Dauer eines Jahres vom Archivdienst beurlaubt wurde.

Nachdem Pertz inzwischen seine Arbeiten in Wien beendet hatte, übergab er die weitere Leitung der Angelegenheiten und die Verbindung mit den österreichischen Gelehrten und mit der Direktion in Frankfurt a. M. dem Hofsekretär Franz Ritter von Buchholtz in Wien, einem aus Westfalen gebürtigen und in der K. K. Staatskanzlei beschäftigten Geschichtsschreiber, ferner die Vergleichungsarbeiten in der Hofbibliothek dem Scriptor und Custos Kopitar, die Beaufsichtigung und Leitung der Abschriften im Archiv dem Ersten Staatsarchivar Knechtl und berichtete an die Direktion über das Ergebnis seiner Tätigkeit, namentlich auch über sein Gespräch mit Gentz und über die Reise nach Ungarn, zugleich die Aufnahme einiger ungarischer Gelehrter in die Gesellschaft empfehlend. Es war damals die Zeit des Aufstandes der Griechen unter Aléxandros und Dimitrios Ypsilántis gegen die türkische Oberherrschaft, und die Sache der Griechen fand gerade in Ungarn viele Freunde, während die österreichische Regierung aus Gründen der Legitimität und, um das griechenfreundliche Russische Reich

---

[1]) Waitz S. 459, 460.
[2]) Pertz Bd. V S. 551—554.

von Konstantinopel fernzuhalten, auf der Seite der Türken stand. Hierauf anspielend, erwiderte Stein mit launigem Spott über Gentz: Er (Stein) werde die Aufnahme der ungarischen Mitglieder besorgen, aber es könne dann möglich sein, daß die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde sich über Ungarn mit den griechischen Parteigängern in Verbindung setze, das Türkische Reich erobere und im Harem und Divan des „sanften, milden Sultans Mustapha" vaticanische Handschriften vergleiche. „Suchen E(uer) W(ohlgeboren)", heißt es dann wörtlich, „Herrn von Genz hierüber zu beruhigen, und versichern Sie ihn, der Historische Verein werde, wenn er in Constantinopel thronte, ihm einige Städte in Romilien (Rumelien) anweisen, um sein Küchen-Budget zu befriedigen — mit denen Bewohnerinnen des Harems soll ihm gegenwärtig ohnehin nicht mehr gedient sein". Zugleich gab er ihm Ratschläge für Rom: den Stolz des Päpstlichen Bibliothekars Angelo Mai (zweisilbig) möge Pertz durch Geduld, Höflichkeit und starke Schonung überwinden usw. Auch sandte er ihm Empfehlungsbriefe an Niebuhr und von Reden und an den damaligen Kgl. Preußischen Sekretär der Gesandtschaft beim Vatikan, Josias Bunsen, und teilte mit, daß er den Bankier Mülhens um Kreditbriefe für Pertz nach Mailand und Rom gebeten habe In dem Empfehlungsbriefe an Niebuhr bezeugte er: Pertz habe sich während seines anderthalbjährigen Aufenthalts in Wien als ein gründlicher, gewissenhafter Geschichtsforscher und verständiger, besonnener, junger Mann bewiesen, und bat er Niebuhr, Pertz leitend zu unterstützen, was dieser besonders bei Mai nicht werde entbehren können [1]).

Pertz nahm seinen Weg über Venedig und Florenz, untersuchte an diesen Orten die Handschriftenverzeichnisse, benutzte die für die Karolingerzeit wertvollen Handschriften und traf am Weihnachtsabend 1821 in Rom ein. Hier wurde er von Niebuhr, von Reden und Bunsen freundlich aufgenommen und auf Niebuhrs Fürsprache bei Mai die Besuchszeit der Bibliothek für Pertz ausgedehnt. Freiherr vom Stein, welcher sich seit dem November in Frankfurt a. M. befand, benutzte im Januar 1822 die gleichzeitige Anwesenheit des Kgl. Hannoverschen Geheimen Kabinettsministers Fried-

1) Das. S. 587—589.

rich Bremer daselbst, um für Pertz eine Urlaubsverlängerung bis Michaelis zu erwirken [1]).

Inzwischen reifte nun auch in der Direktion zu Frankfurt a. M. der Entschluß wegen der weiteren wissenschaftlichen Leitung des ganzen Unternehmens. Hier waren unterdessen Personalveränderungen eingetreten. Etwa gleichzeitig mit Büchler waren die Bundestagsgesandten Badens und Mecklenburgs, Freiherr von Berckheim und Freiherr von Plessen, als Opfer des durch die Karlsbader Beschlüsse eingetretenen Wandels der Kabinettspolitik von Frankfurt a. M. abgerufen und deshalb auch aus der Direktion geschieden. Auf Steins Wunsch war an ihrer Stelle der Schöffe und Senator von Fichard gen. Baur von Eyseneck gewählt. Zudem war der Kgl. Bayrische Bundestagsgesandte Freiherr von Aretin, welcher bisher Stein bei dessen Abwesenheit im Vorsitz vertreten hatte, gesundheitlich an weiterer Mitarbeit gehindert. Er verließ seinen Posten, um sich auf seinem Landgute zu erholen, und starb daselbst am 16. August 1822. An seine Stelle trat — ebenfalls auf Steins Vorschlag — der im Jahre 1821 bevollmächtigte Kgl. Sächsische Bundestagsgesandte Hans Georg von Carlowitz, ein gelehrter, vaterlandsliebender, milder und doch geschäftstüchtiger Mann [2]). Die Seele der Direktion aber wurde immer mehr Freiherr vom Stein, wie denn auch die Sorgfalt und die Gründlichkeit, mit welcher er das ganze, große Gebiet der Vereinsbestrebungen bis tief in die Zweige der wissenschaftlichen Forschung durchdrang, hier klugen Rat, dort Anweisungen erteilte, immer ausglich und förderte, die Berichte über das damalige Wirken der Gesellschaft wie ein roter Faden durchzieht.

Unter dem 12. April 1822 schrieb er von Frankfurt a. M. aus an Pertz nach Rom: Dieser möge seine Tätigkeit in Rom auf das dringendste beschränken. Der Versuch der Direktion, die Bearbeitung der Quellenschriftsteller unter besondere Vereine von Gelehrten oder unter einzelne Gelehrte zu verteilen, sei bisher erfolglos gewesen, müsse aber durchgeführt werden, und dazu bedürfe die Gesellschaft seiner

---

[1]) Das. S. 683 f.

[2]) Das. S. 538, 790; vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrg. (1840) S. 323—328.

als eines tüchtigen Gelehrten, welcher dies zum ernsten Geschäfte eines Teils seines Lebens mache. Die Vorsehung scheine Pertz dazu ausersehen zu haben. Die Uebernahme und Ausführung solches Auftrages werde ihm einen Anspruch auf den Dank ganz Deutschlands geben. Es trete bei Pertz vieles zusammen, was ihn vorzüglich zu dieser Unternehmung geschickt mache: Neigung, frühere Studien, zweijähriger Aufenthalt in Wien und Rom, mannigfaltige Verbindungen, Nähe der Bibliotheken in Hannover, Göttingen, Wolfenbüttel und Möglichkeit, den Rat der Gelehrten daselbst zu benutzen [1]). — Im Vertrauen auf die Vorsehung, welche das bisherige Wirken gesegnet hatte, erklärte Pertz sich bereit, die ihm angetragene Aufgabe zu übernehmen [2]).

Da während des September die Bibliothek des Vatikans geschlossen war, benutzte Pertz diesen Monat zur Ausbeutung der süditalienischen Bibliotheken. Er fand in Monte Cassino, La Cava, Neapel und Monte Vergine reiche Urkunden und Handschriften. Dann setzte er im Oktober nach Sizilien über, wo der Schutz des aus Hannover gebürtigen K. K. Oesterreichischen Generals der Kavallerie Ludwig Grafen von Wallmoden-Gimborn, Oberbefehlshabers der österreichischen Besatzungstruppen im Königreiche Beider Sizilien, ihm Eingang in die Bibliothek des Fürsten Fitalia und dadurch Zutritt zu bisher unbekannten Quellen der Geschichte Kaiser Friedrichs II. verschaffte. Dann kehrte er nach Rom zurück, um die Arbeiten im Vatikan wieder aufzunehmen. Am 21. November 1822 langte er an. Die Ausbeute gerade im Vatikan blieb allerdings hinter den Erwartungen zurück. Zur Bibliothek zwar hatte man ihm von vornherein Zutritt gewährt, aber in ihr waren seine Arbeiten bereits wenige Wochen nach seiner Rückkehr beendet, und das eigentliche Ziel seiner Sehnsucht, das Päpstliche Archiv, wurde ihm erst in dem Zeitpunkt zugänglich, als er, die Hoffnung aufgebend, bereits abzureisen im Begriff war. Wie in einem Briefe Niebuhrs an Stein angedeutet wird, ist es einer persönlichen Einwirkung des ersteren auf den Päpstlichen Archivpräfekten Marino Marini zu danken, daß dieser Pertz einließ. Doch auch dann noch blieben viele Erwartungen unerfüllt. Kaiserurkunden, auf deren Er-

---

[1]) Pertz Bd. V S. 687 f.
[2]) Das. S. 692.

mittlung es vor allem ankam, hat Pertz überhaupt nicht gefunden. Er durfte nur diejenigen Urkunden benutzen, welche in den Päpstlichen Verzeichnissen oder anderen Zusammenstellungen aufgeführt waren. Man legte ihm zunächst zwei Registerbände vor. Da sich aus ihnen indessen der Urkundenbestand nicht sicher ergab, so verzichtete Pertz auf die Durcharbeitung der übrigen sechzig bis siebzig Bände um so mehr, als er sah, daß die Urkunden nicht nach der Zeitfolge geordnet waren. Von einer einzigen Urkunde Kaiser Friedrichs I. fand er eine Abschrift. Im übrigen aber lag ein reicher Quellenstoff zur Ausbeute vor, besonders gerade aus Friedrichs II. Zeiten. So fand Pertz in den Regesten allein achtzehnhundert bisher ungedruckte Briefe, und diesen Schatz konnte er aus den Bibliotheken der Fürsten Altieri, Barberini-Colonna di Sciarra, Colonna di Paliano, Conti und Corsini vervollständigen [1]).

Naturgemäß verzögerte sich dadurch seine Heimkehr, doch verlängerte das Kgl. Hannoversche Ministerium auf Ersuchen des Gesandten von Reden den Urlaub bis Johannis 1823. Die oberitalienischen Bibliotheken zu durchforschen, hatte inzwischen ein junger, von Pertz dazu empfohlener Niedersachse, der am 29. Juni 1797 zu Hamburg geborene Dr. jur. Friedrich Bluhme (Blume), übernommen, welchem allerdings zu Ostern 1823 eine Professur in der rechtswissenschaftlichen Fakultät zu Halle a. d. S. verliehen war. Freiherr vom Stein trug ihm an, für die Gesellschaft alsdann nach Paris und London zu reisen, und Bluhme erklärte sich bereit; doch wurde ihm von der Kgl. Preußischen Regierung der Urlaub verweigert und mußte er seine Professur antreten [2]). Pertz war also der Aufgabe nicht ganz enthoben, auch noch in Ober-Italien die Bibliotheken zu besuchen.

Am 4. Juli 1823 reiste er von Rom ab [3]). Noch vor seinem Abschiede von der ewigen Stadt hatte er von Stein Briefe erhalten, welche sich u. a. mit der ihm bei der Gesellschaft zugedachten Stellung befaßten. „Unser Wunsch

[1]) Das. S. 692, 790, 791; vgl. auch seinen Bericht im Archiv Bd. V S. 1ff.; Archiv Bd. V S. 352; Dr. P. Kehr, Die Kaiserurkunden des Vatikanischen Archivs, im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde usw. Bd. XIV S. 343ff., bes. S. 345. Das Päpstliche Archiv ist bekanntlich erst durch Leo XIII. allgemein der Forschung geöffnet.

[2]) Pertz Bd. V S. 791.

[3]) Das. S. 823.

ist", so hieß es in einem Briefe vom 15. Februar, „daß das ganze Werk in Ihre Hände gelegt, alle Unterstützungen, so uns zu Gebote stehen, Ihnen angedeyhen, die Auswahl der erforderlichen Gehülfen und Werkzeuge Ihnen überlassen bleibe. — Sie werden sie im nördlichen Deutschland finden, sowie auch einen tüchtigen, Hannover nahe wohnenden Verleger". Und in einem Briefe vom 30. März: „Wir setzen unser unbedingtes Vertrauen auf E. W. und sind überzeugt, Sie werden mit göttlichem Segen Sich das Verdienst um unser Vaterland erwerben, ihm eine vollständige Sammlung seiner Quellenschriftsteller zu verschaffen" [1]). Die große Erwartung, welche die Direktion auf Pertz setzte, entsprach dem Urteile, zu welchem auch Niebuhr gekommen war. „Er taugt zu jedem Geschäfte, welches eminente Persönlichkeit erfordert", hatte er am 18. Januar 1823 an Stein geschrieben, „sein Charakter ist uns ebenso lieb, wie sein Verstand" [2]).

Auf einer Fußwanderung im schattigen Tal der Chiana vor Florenz stellten sich bei Pertz die Grundgedanken fest, aus denen sich auf der weiteren Reise der Plan für die Gestaltung des großen deutschen Quellenwerkes aufbaute. In Florenz, Mailand, Monza und Turin vollendete er in Archiven und Bibliotheken die nötigsten Vorarbeiten. In Bern nahm er mit dem Alt-Schultheißen der Stadt und Republik, Friedrich Grafen von Mülinen, in St. Gallen mit dem Oberbibliothekar der Abtei, Ildefons von Arx, in Karlsruhe mit Dümge wegen der von diesem vorbehaltenen Bearbeitung der Hohenstaufenzeit, in Frankfurt a. M. mit dem Direktor des Städelschen Instituts, Dr. ph. Johann Friedrich Böhmer, welcher inzwischen für die Teilnahme an den Arbeiten des Sekretariats und der Redaktion gewonnen war und namentlich bei der Bearbeitung der Zeitschrift half, Rücksprache über die nächsten Arbeiten, über den Plan des künftigen Werkes und die notwendige Organisation der Arbeitskräfte, reiste den Rhein abwärts nach Cöln und kam am 26. August 1823 in Cappenberg an. Hier blieb er vier Tage, berichtete Freiherrn vom Stein über seine Arbeiten und Verhandlungen, legte den Plan fest, nach welchem weiter gearbeitet werden sollte, und über-

[1]) Das. S. 792, 793.
[2]) Das. S. 796 f.

nahm die wissenschaftliche Leitung des ganzen Werkes und die Besorgung eines geeigneten Druckers und Verlegers[1]).

Von Cappenberg kehrte Pertz nach Hannover zurück, das er im April 1820 verlassen hatte. Die Urlaubsüberschreitung wurde ihm nachgesehen. Er trat die Stelle des Geheimen Archivsekretärs an, für welche er das Gehalt bereits seit geraumer Zeit im Auslande bezogen hatte, und widmete sich gleichzeitig der Veröffentlichung deutscher Geschichtsquellen. Die Hahnsche Hofbuchhandlung zu Hannover[2]) war geneigt, den Verlag des Quellenwerkes zu übernehmen[3]).

Sobald die Verhandlungen mit ihr unter Zuziehung des Buchdruckereibesitzers Friedrich Culemann zu Hannover zur Reife gediehen waren, reiste Pertz nach Frankfurt a. M., um zu berichten. Am 6. Februar 1824 kam er an, und in der nächsten Zeit fanden nun die Beratungen der Direktion statt, welche die Dinge neu gestalten sollten. Freiherr vom Stein leitete sie. Außer ihm nahmen teil von Fichard, in dessen Wohnung man zusammengekommen war, Pertz, von Carlowitz, Schlosser, Böhmer und auf Steins besondere Einladung der Legationsrat Büchler aus Mainz. Freiherr von Wangenheim war im Sommer 1823 von seinem Posten abberufen und daher aus der Direktion geschieden[4]). Die Grundlage des Quellenwerkes wurde nach dem Plane, welchen Freiherr vom Stein und Pertz in Cappenberg vorbereitet hatten, genehmigt, gedruckt und versandt. Böhmer übernahm das Sekretariat der Gesellschaft. Die Herausgabe des Archivs und der Quellensammlung selbst wurde Pertz endgültig übertragen. Dieser verzichtete aus eigener Entschließung auf jedes Honorar; doch ist ihm, wie es scheint, hernach von der Gesellschaft ebenso freiwillig ein Gehalt von 300 Tlr. zugesichert worden, dazu „ein Honorar für die eigene Arbeit, dessen Verhältnis zu den verschiedenen Arten der Arbeit noch von peritis in Arte bestimmt werden

[1]) Das. S. 790, 823 ff.

[2]) Vgl. darüber Wilhelm von Issendorff „Hahnsche Buchhandlung" im Juli-August-Heft 1917 der „Zeitschrift des Vereins Heimatbund Niedersachsen" S. 655 ff.

[3]) Pertz Bd. V S. 840.

[4]) Friedrich Winterlin, „Wangenheim" in der Allg. Dtschn. Biogr. Bd. 41 S. 153—155; Pertz Bd. V S. 810, 817 ff.; die Abberufung war aus politischen Gründen auf Betreiben der österreichischen Regierung erfolgt.

muß", endlich „ein Aversum von ppter 150 Thlr. für einen Amanuensem" [1]). Am 18. Februar reiste Pertz wieder ab, besuchte in Bonn den Geheimen Staatsrat Niebuhr, welcher bald nach Abschluß des Preußischen Konkordats seinen Gesandtschaftsposten am Päpstlichen Stuhle aufgegeben und eine Professur an der Universität Bonn angenommen hatte, und traf in Bonn, Cassel und Göttingen weitere Verabredungen [2]). Freiherr vom Stein empfahl Pertz in einem Briefe vom 4. März 1825, dem Quellenwerke den Titel „Monumenta Germaniae historica inde a. a. Chr. 500—1500" zu geben [3]). Dieser Titel ist dann bekanntlich mit nur geringerer Aenderung auch gewählt worden; er lautet: Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum quingentesimum" (Geschichtliche Denkmale Deutschlands vom Jahre Christi 500 bis zum Jahre 1500).

Alsbald, und zwar noch in der ersten Hälfte des März, wurde der Verlagsvertrag mit der Hahnschen Hofbuchhandlung von Freiherrn vom Stein in Cappenberg namens der Direktion unterschrieben und zu schleuniger Erledigung an Böhmer nach Frankfurt a. M. geschickt. Hier war man unangenehm dadurch berührt, daß der Verlag von der Deutschen Bundeshauptstadt nach Hannover verlegt werden solle; indessen machte Freiherr vom Stein geltend, daß die Vorsteher der Hahnschen Hofbuchhandlung achtbare und geachtete Männer seien und der Verlag sich in der unmittelbaren Nähe des Redakteurs befinden müsse, um diesem die Geschäftsführung zu erleichtern [4]). Im Spätherbst 1825 wurden dann endlich die Vertragsexemplare ausgetauscht. Der Druck der Monumenta Germaniae historica wurde Friedrich Culemann übertragen.

Die Drucklegung des ersten Bandes wurde nun begonnen, seine Ankündigung von Hannover aus in vielen tausend Exemplaren verschickt. Gleich anfangs zeichnete das Kgl. Hannoversche Kabinetts-Ministerium auf 24 Exemplare, das Kgl. Preußische auf 12, das Kgl. Bayrische auf 6, das Herzogl. Oldenburgische auf 4. Der Kaiser von Oesterreich

1) Pertz Bd. VI S. 10, 17, 20 f.
2) Das. S. 10.
3) Das. S. 116.
4) Das. S. 117.

hatte ein Exemplar bestellt. Im Herzogtum Braunschweig wurde auf sieben, im kleinen Fürstentum Schaumburg-Lippe auf zwei, im Fürstentum Lippe auf eins gezeichnet [1]). Die Freie und Hanse-Stadt Frankfurt a. M., Zentrale des Deutschen Bundes und Stätte der Wahlen der meisten Deutschen Könige des alten Heiligen Reiches, wies einen ganzen Zeichner auf. „Das ist arg", schrieb Freiherr vom Stein an Böhmer, „eine Gänseleberpastete hätte mehr Liebhaber gefunden" [2]). Indessen stellten sich dem Druck eines Werkes, welches die größte Sorgfalt erheischte, verschiedene Hindernisse entgegen. Zudem schwoll inzwischen der Stoff so an, daß schließlich ein schon gesetzter Teil dem zweiten Bande vorbehalten bleiben mußte [3]).

Endlich am 14. August 1826 war der Druck vollendet, waren die Einbände gemacht und wurde mit der Versendung begonnen. Freiherr vom Stein, welchem Pertz gleich das erste Exemplar übersandte, drückte ihm brieflich seine Freude über die Schönheit des Werkes aus, die alle Erwartung übertreffe. „Sie macht der Hahnschen Buchhandlung alle Ehre", schrieb er, „die jedem Autor vorgeschickte Einleitung beweist die Wichtigkeit der größtenteils noch unbenutzt gewesenen Handschriften, und das deutsche Publikum muß sich Glück wünschen, daß die Herausgabe der Geschichtsquellen unseres Volkes einem so gründlichen, geistvollen, scharfsinnigen Gelehrten zu Theil ward" [1]). Eine ausführliche Mitteilung über Erscheinen und Inhalt des Bandes veröffentlichte Pertz in Stück 143 und 144 der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" v. J. 1826 [4]). Die Hahnsche Hofbuchhandlung ließ sie abdrucken und an alle Buchhandlungen verbreiten. In einem Abdruck im „Neuen vaterländischen Archiv", welches in Celle bearbeitet wurde, wurde in einer Nachschrift die Freude darüber bekundet, „daß dieses für Deutschland so wichtige Werk in unserm Vaterlande erscheint". [5])

---

1) Das. S. 118; Monum. Germ. hist., Scriptores, tom. I. Praefatio, Wortlaut der Ankündigung der ersten beiden Bände im Archiv Bd. VI S. 251.

2) Pertz Bd. VI S. 122.

3) Das. S. 169.

4) Das. S. 271—275.

5) Wortlaut im Archiv Bd. VI S. 252—273; Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zu allseitiger Kenntnis des Königreichs Hannover, wie es war und ist, Jahrg. 1825 Bd. I S. 178 ff.

Es war damals auf 387 Exemplare des Werkes gezeichnet. Alsbald stieg die Zahl über 400 hinaus [1]).

Jetzt kam der zweite Band an die Reihe. Ein Teil des Stoffes war schon vorrätig, aus dem ersten Bande zurückgestellt. Dazu kam eine Fülle von Stoff aus denjenigen Schätzen, welche sich in Paris, der Hauptstadt des Karolingerreiches, in Belgien, welches dazu gehört hatte, und in Großbritannien und Irland, der Heimat so mancher kulturbringender christlicher Sendboten des karolingischen Zeitalters, befanden. In Paris hatte schon mehrere Jahre lang der daselbst ansässige Kaiserl. Russische Staatsrat Andreas Adolf Baron Merian, ein schriftstellerisch tätiger Diplomat und Sprachforscher, für Rechnung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde kostspielige Forschungen betrieben, sogar junge Gelehrte nach London geschickt, um daselbst für die Gesellschaft zu arbeiten [2]). Auch der bekannte Philologe und Humanist, Prof. Dr. phil. Karl Hase, damals in Paris Präsident der École spéciale der orientalischen Sprache, hatte sich der guten Sache angenommen. Aber es hatte noch an der vergleichenden Kontrolle gefehlt. Der Versuch, den Professor Dr. jur. Friedrich Bluhme zu diesem Zweck nach Paris zu entsenden, war, wie schon gesagt, an der Urlaubsverweigerung der Preußischen Regierung gescheitert. Unter diesen Umständen drängte es Pertz, selbst nach Paris und London zu reisen. Der Wunsch, die ehrwürdigen Urkunden selbst zu Gesicht zu bekommen und auf Ursprung und Alter prüfen zu können, mag für den Forscher ebenso verlockend, wie für den verantwortlichen Gestalter der Veröffentlichungen Gewissenssache gewesen sein. Daneben machte sich bei Pertz nach der anstrengenden Arbeit, welche die Fertigstellung des ersten Bandes neben seiner laufenden Diensttätigkeit mit sich gebracht hatte, ein Bedürfnis nach Ausspannung fühlbar. Er erbat und erhielt einen Erholungsurlaub für mehrere Monate und reiste um die Mitte des Oktober 1826 ab [3]).

Sein erstes Ziel war Cappenberg. Er fand Stein bei heiterer Laune und voll von Tätigkeit für den bevorstehenden Landtag der Provinz Westfalen, zu dessen Marschall

---

[1]) Pertz Bd. VI S. 276 und 414.

[2]) Archiv Bd. I S. 69, 128, 130, 374, 491, 499; Pertz Bd. V S. 536 u. a.

[3]) Pertz Bd. VI S. 273, 277.

er ernannt war. Die Weiterführung des Werkes wurde erschöpfend besprochen. Am 20. Oktober nahm Pertz Abschied, nachdem Freiherr vom Stein ihm Briefe an seine Freunde in Cöln, Brüssel und Paris mitgegeben hatte [1]). In Cöln a. Rh. wurde er von dem Wirklichen Geheimen Rat Grafen von Spiegel zum Desenberge und Canstein, dem früheren Domherrn zu Münster, welcher inzwischen auf Grund des Preußischen Konkordats und der Päpstlichen Bulla De salute animarum Erzbischof von Cöln geworden war, freundlich empfangen. Das Ende des Oktobers brachte er bei Niebuhr in Bonn zu. Auch dieser gab ihm Empfehlungsbriefe mit. So ausgerüstet und zugleich durch das Erscheinen des ersten Bandes der Monumenta Germaniae historica aufs beste eingeführt, besuchte er mit Erfolg die Bibliotheken in Aachen, Lüttich, Löwen und Gent und erhielt er in Brüssel völlige Freiheit in Archiv und Bibliothek. Er brauchte drei Wochen, um hier alle Handschriften durchzusehen. Am 3. Dezember kam er in Paris an. Hase und einige Franzosen erleichterten ihm hier die Arbeit. Der Einfluß des damals in Paris wohnenden Naturforschers Alexander Freiherrn von Humboldt vermochte es, daß ihm das die merowingischen und karolingischen Urkunden enthaltende Archiv geöffnet wurde. Bald fand er daselbst eine nach dem damaligen Stande der Forschung die älteste Gestalt des Salischen Gesetzes wiedergebende Niederschrift, die Kapitularien und einzelne Geschichtsschreiber der ältesten Zeit, deren zeitfolgegemäße Wiedergabe im ersten Bande der Monumenta Germaniae historica leider aus Unkenntnis übergangen war [2]).

Am 5. Mai 1827 verließ er mit verlängertem Urlaube Paris. Am 6. erreichte er Laon. Hier fand er am 7. Mai die verschollene, auch im Katalog nicht verzeichnete Handschrift der Briefe Einhards, des Biographen Karls des Großen. Er verglich 15 bisher ungedruckte dieser Briefe mit der vorhandenen Abschrift und schrieb sie nochmals ab, darunter einen Brief an die Könige Pipin und Ludwig, Söhne Ludwigs des Frommen, aus dem Jahre 830 oder 833. Dann reiste er weiter. Er erreichte am 11. mittags Calais, nach vierstündiger Ueberfahrt Dover und kam am 12. früh 6 Uhr

---

[1]) Das. S. 277.
[2]) Das. 363.

in London an. Auch hier hatte der erste Band der Monumenta Germaniae historica ihm bereits Ansehen verschafft. König Georg IV. hatte je ein Exemplar dieses Bandes bereits dem Britischen Museum zu London und den Universitäten Oxford und Cambridge geschenkt. Außerdem förderte der Kgl. Hannoversche Geheime Kabinettsminister Georg Graf zu Münster-Ledenburg, Leiter der Geheimen Kanzlei am Sitze des Königs, und der bekannte Erfinder der Schnellpresse, Dr. ph. Friedrich König aus Eisleben, zur Ausführung seines Gedankens seit 1807 in London wohnhaft, seine Forschungen. Graf zu Münster-Ledenburg insbesondere wirkte für Pertz auch eine Verlängerung seines Urlaubs bis zum September aus, und seiner Anregung wird es zuzuschreiben sein, daß Pertz nach Beendigung seiner Arbeiten in London zum Kgl. Bibliothekar in Hannover ernannt und dadurch in seinen Gehaltsbezügen gebessert wurde [1]).

Zu den mancherlei Erfolgen, mit welchen Pertzens Fleiß gesegnet war, kam um diese Zeit auch das Glück in der Liebe. Der junge Bibliothekar reiste von England zunächst nach Paris zurück, wo er eine reizende junge Engländerin kennen und lieben gelernt hatte. Alsbald wurde Hochzeit gemacht, und er trat mit seiner nunmehrigen jungen Frau die Rückreise nach Deutschland an. Solche Ereignisse wirken ja nicht selten auf die Arbeitskraft nachteilig ein, und Freiherr vom Stein, der im Herzen des jungen Gelehrten, als dieser ihn auf der Hinreise in Cappenberg besuchte, wohl Zündstoff bemerkt haben mochte und nun um die Zukunft der Monumenta Germaniae historica besorgt geworden war, hatte zu Pertz gesagt: „Wenn Sie heiraten, so ziehe ich einen schwarzen Rock an“ [2]). Als die Verlobungsanzeige aus Paris eintraf, befand er sich in seinem Schloß zu Nassau. Bei ihm war der Dichter Ernst Moritz Arndt, gegen die Unbilden, welche Preußische Behörden dem begeisterten und begeisternden Freunde seines deutschen Vaterlandes zufügten, Rat, Trost und Schutz suchend und findend [3]). Da wurde die Verlobungsanzeige gebracht. „Der Pertz ist nun auch für uns verloren“, rief Stein aus, den Brief

[1]) Das. S. 411—413, 451.

[2]) Das. S. 277.

[3]) Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben (Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.) S. 314 ff.

auf den Tisch werfend, „ein englischer Blaustrumpf hat ihn in Paris gefangen. Gelehrte, die etwas schaffen wollen, sollten nicht heiraten; sitzen sie erst den Weibern auf dem Schoß, dann ist es aus mit ihnen!" Als aber Pertz mit seiner Frau, die übrigens kein Blaustrumpf war, sich ihm in Cappenberg, wohin Stein inzwischen zurückgekehrt war, vorstellte, fand er dennoch die liebenswürdigste Aufnahme und Freiherr vom Stein rühmte die junge Frau bald vor jedermänniglich [1]). Die Zukunft sollte zeigen, daß die Arbeitskraft Pertzens durch seinen Ehestand Schaden nicht gelitten hatte.

Pertz verließ Cappenberg am 1. November 1827, trat seinen Dienst in Hannover wieder an und nahm nunmehr die Arbeit zur Herausgabe des zweiten Bandes der Monumenta Germaniae historica auf. Die Kgl. Hannoversche Regierung, ohne Unmut über sein längeres Fortbleiben, ehrte ihn durch die Ernennung zum Archivrat, welcher diejenigen zum Mitgliede des Ober-Schulkollegiums, zum Ordensgenealogisten und zum Historiographen des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg nach und nach folgten. Zunächst erschien die Anzeige des zweiten Bandes [2]), dann am 18. Januar 1830 dieser selbst, dem Inhalte nach, restlos von Pertz bearbeitet und, wie der erste, nur Quellenschriften aus der Zeit der Merowinger und Karolinger enthaltend, den Inhalt des ersten Bandes durch Nachfügung älterer, erst jetzt in Paris, London und Laon gehobener Schätze ergänzend, im übrigen ihn zeitlich fortsetzend, in der äußeren Stärke ihn überflügelnd (214 gegen 172 Bogen Folio mit 11 gegen 8 Tafeln Handschriftenproben).

Freiherr vom Stein hat das Erscheinen dieses Bandes, mit welchem man die Gründungsgeschichte des großen Werkes als abgeschlossen betrachten kann, noch erlebt und seine Freude an ihm gehabt. Dann — am 29. Juni 1831 — ist er in seinem Schlosse Cappenberg auf Westfalens roter Erde gestorben. Pertz hat ihn nach jenem Besuche, welchen er mit seiner jungen Frau auf der Rückkehr von Paris in Cappenberg abstattete, nicht wiedergesehen, aber

---

[1]) Pertz Bd. VI S. 451 f.; Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein Hamburg 1912, Alfred Janssen) S. 182.

[2]) Wortlaut im Archiv Bd. VI S. 274—294.

in der sechsbändigen Lebensgeschichte Steins hat er ihm ein Denkmal gesetzt für alle Zeiten dieser Welt [1]).

Mit Freiherrn vom Steins Ausscheiden aus der Direktion der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hatte diese in der Tat ihren stets lebendigen und treibenden Geist verloren, und es ergab sich eigentlich von selbst, daß Pertz und der Sekretär der Gesellschaft, Böhmer, nunmehr die einzigen Direktoren derselben wurden. Böhmer aber, der auf eigene Hand Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters, die „Fontes rerum Germanicarum“ (4 Bände 1843 bis 1868) herausgab, hat sich um die Monumenta Germaniae historica wenig gekümmert, und als er dann am 22. Oktober 1863 das Zeitliche segnete, traten kraft Zuwahl zwar der Hamburger Dr. ph. Johann Martin Lappenberg nebst zwei anderen und nach Lappenbergs schon am 28. November 1865 erfolgtem Tode der früher schon erwähnte Dr. jur. Friedrich Bluhme, ebenfalls Hamburger, in die Direktion ein, doch blieb Pertz tatsächlich alleiniger Leiter des Unternehmens.

Inzwischen aber war in diesem selbst eine erhebliche Wandlung eingetreten. Pertz hatte nach Steins Tode in dessen Sinne Politik zu treiben begonnen, war im Jahre 1832 zum Mitgliede der Zweiten Kammer der Hannoverschen Ständeversammlung gewählt und hatte die „Hannoversche Zeitung“ im Sinne gemäßigten Fortschritts auf konservativer Grundlage ins Leben gerufen und herausgegeben. Hierbei war er mit dem Professor Dr. ph. Friedrich Dahlmann, welcher inzwischen seine Kieler Professur mit dem Lehrstuhl für Staatswissenschaften in Göttingen vertauscht hatte, in enge Fühlung getreten und hatte sich unter dem Einflusse dieses Verhältnisses durch die Amtsentsetzung der sog. Göttinger Sieben und Dahlmanns Landesverweisung persönlich berührt gefühlt. Als ihm nun im Jahre 1842 von

[1]) Einen hübschen kurzen Lebensabriß des Ministers Freiherrn vom Stein hatte Arndt als Nachruf unter der Ueberschrift „Karl Freiherr vom und zum Stein“ in der „Allgemeinen Zeitung“ vom September 1831 veröffentlicht und dann als „Zulage“ seiner Schrift „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ angefügt. Mit dieser Schrift ist sie im Verlage von Philipp Reclam jun. erschienen. Ferner August Rehberg, Der Minister vom Stein in „Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts“ von D. Friedrich Brun, Bd. IV (Jena 1835) S. 165—178. Die neuerliche dreibändige Lebensbeschreibung von Max Lehmann enthält keine einschlägigen Quellen.

der Kgl. Preußischen Staatsregierung die Stelle eines Oberbibliothekars an der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit dem Titel eines Geheimen Ober-Regierungsrats angeboten wurde, nahm er an und siedelte er nach Berlin über und mit ihm die Leitung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und die Schriftleitung der Monumenta Germaniae historica. Nur der Verlag verblieb in Hannover in Händen der Hahn'schen Buchhandlung. Mochte Pertz in Berlin durch den Verkehr mit anderen Gelehrten gleicher Richtung — Friedrich Karl von Savigny, Leopold Ranke, Jakob und Wilhelm Grimm, welche gleich ihm sich der breiteren Sonne Berlins zugewandt hatten —, größeres Genüge für seine wissenschaftlichen Ideale finden, so ist ihm doch auf politischem Gebiete auch in Berlin eine Enttäuschung nicht erspart geblieben, denn, als er bald nach seiner Uebersiedlung daselbst eine politische Zeitschrift herauszugeben unternahm, wurde ihm amtlich bedeutet, daß die Kgl. Staatsregierung Bedenken dagegen habe, und so mußte er es denn aufgeoen[1]).

Es ist nicht ohne Reiz, zu vergleichen, welche Opfer von Niedersachsen, welche von anderen deutschen Volksstämmen in der Zeit, als das Unternehmen ins Leben gerufen wurde, also gerade in seinen schwersten Jahren für dasselbe gebracht sind. Die großen deutschen Staaten haben kaum irgend welche Opfer gebracht, wohl aber Schwierigkeiten verursacht. Freiherr vom Stein, der Preußische Staatsmann, welcher aus Begeisterung für „Friedrich den Einzigen“, wie er Friedrich II. nennt[2]), in den preußischen Staatsdienst getreten war, schrieb unter dem 15. Februar 1823 an Niebuhr: „Von denen Regierungen ist bisher wenig geschehen, man macht kostbare naturhistorische Expeditionen von Wien, München und Berlin nach Egypten, Nubien, Brasilien, dem Cap, man erforscht die Geschichte der Pharaonen, das Leben und Weben der Colibris, Gazellen und Affen

---

[1]) Wattenbach, „Pertz“ in der „Allg. Dtsch. Biogr.“, Wilhelm Arndt, „Georg Heinrich Pertz“ in „Im neuen Reich“ 1876 Bd. II S. 651—657; Georg Waitz, Bildung der neuen Zentraldirektion der Monumenta Germaniae, im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde usw. Bd. I S. 4.

[2]) In „Steins Lebensbeschreibung, von ihm selbst entworfen“, bei Pertz, Beilagen zu Bd. IV—VI S. 156.

mit und ohne Schwänzen, aber für die Geschichte unseres Volkes geschieht Nichts“ [1]). Besonders machte er dem Kgl. Preußischen Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, Freiherrn von Stein zum Altenstein, den Vorwurf, daß dessen wissenschaftlicher Sinn sich auf das Tierleben in den fremden Weltteilen beschränke. So schrieb er im Sommer 1824 an Bluhme: „Noch ist von Herrn M. v. Altenstein keine Unterstützung erfolgt, dagegen reisen zwölf Naturforscher, und wir dürfen den Gesang der amerikanischen Singes hurleurs [2]) in Noten gesetzt erwarten, von denen gelehrten Bemühungen eines dieser Männer“ [3]). Wenn man damit andererseits vergleicht, daß die Großherzogl. Badische Regierung einen General-Landesarchivar mehrere Jahre lang für die Schriftleitung der Gesellschaft zur Verfügung stellte, so ist das doch immerhin eine Leistung, welche dem viel kleineren Staate zu um so größerer Ehre gereicht. Verhältnismäßig den größten Beitrag aber hat die Kgl. Hannoversche Regierung dadurch geleistet, daß sie ihrem Archivar und Bibliothekar von 1823 bis 1842, also 19 Jahre lang, bei voller Gehaltszahlung die wissenschaftliche Leitung des großen Werkes gestattete und ihm für die langen Aufenthalte in Italien, Belgien, Frankreich und England einen bereitwilligst von Halbjahr zu Halbjahr verlängerten Urlaub gab.

Vor allem aber gebührt des deutschen Vaterlandes Dank dem niedersächsischen Gelehrten Pertz, dessen Geist, Ausdauer, Gründlichkeit und Fleiß bei einem ungewöhnlichen Maße wissenschaftlicher und praktischer Begabung und hochgemuter Opferfreude es vermocht hat, das Unternehmen wissenschaftlich auf die Füße zu stellen und durch alle Schwierigkeiten des Anfangs sicher hindurchzuführen, und, hat seine Tätigkeit auch in Berlin ihren Abschluß gefunden, so fällt doch der Schwerpunkt seiner Verdienste in die hannoversche Zeit seiner Arbeiten.

Noch mehrere Reisen hat Pertz gemacht, um für die späteren Abschnitte des Mittelalters Quellen auszuschöpfen: 1835 nach den Niederlanden, 1839 nach Paris, 1841 mit Böhmer zusammen nach dem Elsaß, 1843 nach Böhmen, Oester-

[1]) Pertz Bd. V S. 800.
[2]) Brüllaffen.
[3]) Pertz Bd. VI S. 60.

reich, Salzburg und Mähren und 1844 nach London und Middlehall [1]). Die Kosten dieser Reisen wird er größtenteils aus eigenen Mitteln bestritten haben, denn mit Rücksicht auf die ungünstige Wirtschaftslage des Unternehmens hat er überhaupt auf Vergütung lange Zeit verzichtet und dabei noch erhebliche Mitgliedsbeiträge an die Gesellschaft geleistet, drei Jahre lang sogar mit Böhmer zusammen das Werk ganz aus eigenen Mitteln unterhalten [2]).

Pertz hat die Bände I—IX und XVI—XIX der alten Geschichtsschreiber („Scriptores") und die Bände I und II der alten Stammesgesetze („Leges") großenteils selbst bearbeitet. Vieles hat er eigenhändig abgeschrieben, darunter manches für die fernere Zukunft schon vorgearbeitet. Fünfundzwanzig Bände der Monumenta tragen seinen Namen. Zwar fand er einen treuen Gehilfen im Korrekturlesen in dem Archivsekretär Karl Ludwig Grotefend, welcher einer alten Göttinger Familie entstammte; doch machte diese Hilfe ihn von der wissenschaftlichen Verantwortung nicht frei. Daß es bei so umfangreicher und grundlegender Entfaltung auf einem Schaffensgebiet, auf welchem man bis dahin Erfahrungen noch nicht hatte sammeln können, Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen geben kann, versteht sich von selbst, und, sofern man neuerdings das eine oder andere anders eingerichtet, z. B. statt des Folio- oder neben ihm Quart-Format eingeführt hat, so liegt der Grund wohl vorwiegend in dem Wandel der Zeiten. Jedenfalls hat Pertzens Verfahren zu seiner Zeit stets mehr Stimmen für als gegen sich gehabt. In einzelnen Fällen sind ihm auf der Grundlage später aufgefundener neuer Quellen Irrtümer in bezug auf die kritische Beurteilung der von ihm bearbeiteten nachgewiesen [3]); aber, wenn man weiß, wie unstet gerade die Urteile der Quellenkritik zu pendeln pflegen, so wird man angesichts der Tatsache, daß Pertz doch die Quellenforschung im großen Stile

[1]) Archiv Bd. VII S. 105—108, 128—130, Bd. VIII S. 1—3, 203—259, Bd. IX S. 463—485, 486—504.

[2]) Wilhelm Arndt a. a. O., Waitz S. 465.

[3]) So z. B. bezügl. der Handschriften zu Einhards Vita Caroli und der Freisinger Handschrift zu den Werken des Langobardischen Kanzlers Liutprand; vgl. darüber Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen Bd. I S. 177 bezw. 395.

erst begonnen hat, sich nur darüber wundern, wie gering an Zahl seine Irrtümer waren. Jedenfalls stehen die letzteren in keinem Verhältnis zu der ausgezeichneten Weise, in welcher Pertz durch die kritische Bearbeitung der Annalen aus der Karolinger Zeit für alle weiteren Forschungen eine sichere Grundlage gegeben hat[1]).

Sein Hauptverdienst bestand indessen in der Ordnung und Oberleitung der ganzen Arbeit. Dies war ja eben die Stelle, an welcher das Unternehmen, bevor Pertz die Zügel in seine Hand nahm, bis zu jenem Augenblicke gekrankt hatte. Das vorherige Bestreben, Gelehrtenvereine zu bilden oder größere Arbeitsmengen in die Hand eines namhaften Gelehrten zu legen, hatte sich nicht bewährt. In an sich lobenswerter Selbsterkenntnis hatte Dahlmann es in einem Briefe an Freiherrn vom Stein als besonders schwierig bezeichnet, „das hartnäckig vereinzelte Streben deutscher Schriftsteller für ein gemeinsames, treues Zusammenwirken zu erziehen", und, als Dahlmann dann selbst in unsachlicher Verquickung der Dinge die Karlsbader Beschlüsse zum Anlaß nahm, die fest zugesagte Mitarbeit an dem Quellenwerk wieder aufzukündigen, hatte Stein geklagt: „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk"[2]). Pertz war 28 Jahre alt, als er die wissenschaftliche Leitung übernahm und dadurch vor die Aufgabe trat, mit dem bisher beteiligten Gelehrtenvolk, soweit nötig, aufzuräumen, neue geeignete Kräfte anzuwerben und die Arbeiten nach neuem Plane unter sie zu verteilen. Er suchte sie sich vorwiegend in den Kreisen der Jüngeren und hat geradezu eine Forscherschule begründet, welche, eine weit über den eigentlichen Zweck hinausreichende Bedeutung gewinnend, dem nachwachsenden Geschlechte gezeigt hat, wie man Quellen lesen müsse, um Geschichte zu schreiben. Und nun die Veröffentlichung der Quellen selbst! Durch sie ist das deutsche Mittelalter überhaupt erst aufgedeckt worden. Der Wissenschaft „tief unter den Füßen ein neblichtes Meer", der romantischen Dichtkunst eine „mondbeglänzte Zaubernacht", wurde jenes Zeitalter deutschen Wachsens und Werdens, völkischen Ringens und Raufens nun an das volle Sonnenlicht des

---

[1]) Das. S. 131.
[2]) Dümmler S. 208, 210.

jungen Tages gerückt. Die Tür, welche unser würdiger Landsmann Justus Möser 1780 durch seine „Osnabrückische Geschichte“, dann der Eidgenosse Johannes von Müller 1786—1808 durch seine „Schweizergeschichte“, jeder für sein heimatliches Einzelgebiet zur Spalte geöffnet hatte, wurde jetzt auf einmal völlig aufgetan, und Friedrich Rückert konnte zum deutschen Volke seiner Tage sagen:

„Was irgend noch von alter Geisteshabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag: zusammen wird's gelesen
Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne draus, wie reich du bist gewesen.“

Es war ja damals überhaupt eine Zeit deutscher Morgenröte! Aus der Nacht korsischer Fremdherrschaft hatten die Freiheitskriege Deutschland zu äußerer und innerer Erneuerung geführt; mit dem Lorbeer grünte das Lied, und die Ruhmestaten des um seine heiligsten Güter siegreich kämpfenden Volkes und seiner Helden drückten den Männern der Wissenschaft den Griffel in die Hand, von ihnen zu zeugen. Das war das Zeitalter Leopolds von Ranke und seiner Jünger. Diesen wuchs in den Monumenta Germaniae historica gewissermaßen der Unterbau aus dem Erdboden deutscher Geschichte. „Ohne Ihr großes Quellenwerk“, hat Ranke einmal zu Pertz gesagt, „würde es mir niemals gelungen sein, einen Kreis jüngerer Geister zu diesen Studien heranzuziehen“ [1]. Vordem hinter vielen Kulturländern Europas weit zurückgeblieben, hat das deutsche Volk in den Monumenta Germaniae historica ein Quellenwerk erhalten, welchem kein anderes Volk der Erde ein ebenbürtiges zur Seite stellen kann. Das war unseres Landsmannes Pertz Verdienst.

Seine letzten Jahre sind leider durch öfteren Verdruß getrübt worden. Manche Veröffentlichungen, welche er nach der Zeitfolge für eine spätere Zukunft vorgearbeitet hatte, wurden von anderen vorweggenommen, wodurch seine Arbeiten einen großen Teil ihres Wertes verloren. Auch wurde er bei zunehmendem Alter mißtrauisch und daher oft hart in der Abweisung Bittender. Vom Strebertum der Umwelt angewidert, in der Millionenstadt Berlin

[1]) Waitz S. 465; Wilhelm Arndt a. a. O. S. 654.

vereinsamt, ist er am 7. Oktober 1876 zu München, wo er auf einer Rückreise von Tirol an einer Tagung der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften teilnahm, also fern von den Stätten seiner Wirksamkeit gestorben[1]).

Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welcher er den größten Teil seiner Schaffenskraft geweiht und deren Leiter und Träger er während der letzten Jahrzehnte gewesen war, ist ihm im Tode vorangangen. Noch hatte sie sich mehr und mehr regelmäßiger Geldbeiträge vonseiten der meisten deutschen Staaten erfreuen dürfen; da bereiteten die Ereignisse des Jahres 1866 diesem Idyll ein Ende. Die Mainlinie, welche infolge der Errichtung des Norddeutschen Bundes Deutschland in zwei Hälften schnitt, machte sich auch jener Gesellschaft gegenüber geltend, indem die Südstaaten sich kühl von ihr zurückzogen. Erst die Gründung des Deutschen Reiches und die Wiederanbahnung freundlicher Beziehungen zur Oesterreich-Ungarischen Monarchie vermochten eine neue Grundlage für die wirtschaftliche Sicherung der Monumenta Germaniae historica zu schaffen. Aber die Art, in welcher dies geschah, ist bezeichnend für den Wandel des Zeitgeistes.

Am 25. Juni 1872 beschloß der Bundesrat des Deutschen Reiches, die Bewilligung von Beiträgen an den Beding zu knüpfen, daß die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens der unter dem Kgl. Preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten stehenden Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin übertragen werde. Diese erklärte sich bereit, im Falle des Todes oder Rücktritts des zeitigen Leiters die Leitung zu übernehmen. Der Not gehorchend, bot Pertz zu Anfang des Jahres 1873 die Hand zu einer Verständigung. Nach Verhandlungen, welche zunächst im engeren Kreise, dann in einer durch Verfügung des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck berufenen Versammlung von Vertretern reichsdeutscher und österreichischer Akademien gepflogen wurden, kam endlich ein Einverständnis dahin zustande, daß die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde aufgelöst und die Leitung des Unternehmens in die Hand einer neu einzurichtenden „Central-Direktion der

[1]) Waitz S. 466—468; Wattenbach, „Pertz" in der „Allg. Dtschn. Biogr.; Wilhelm Arndt a. a. O. S. 651.

Monumenta Germaniae historica" gelegt werden sollte, in welche die überlebenden Mitglieder der alten Direktion, Pertz, Euler und Bluhme, übertraten. Dem sogleich vereinbarten Statut der Central-Direktion zufolge sollte diese aus mindestens neun Mitgliedern bestehen, von denen je zwei durch die Akademien zu Berlin, München und Wien abgeordnet, die übrigen von der Central-Direktion selbst hinzugewählt würden (§§ 1 und 2). Ihren Vorsitzenden hatte diese frei zu wählen (§ 3). Alljährlich mindestens einmal um die Osterzeit sollte eine Vollsitzung stattfinden (§ 6 Absatz 2), nach Schluß derselben der Vorsitzende über ihre Beschlüsse, die Rechnungsablage und den neuen „Etat" berichten und dieser Bericht durch die Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin dem Reichskanzleramte (jetzigen Reichsamte des Innern) mit dem Ersuchen um Mitteilung an die Oesterreichische Regierung eingereicht werden (§ 8). Unter dem 9. Januar 1875 wurde dieses Statut vom Reichskanzler genehmigt, und auf dieser Grundlage bewilligten das Deutsche Reich und das Kaisertum Oesterreich (diesseits der Leitha) jährliche Beiträge zur Gesamthöhe von 10 000 Tlr. Courant = 30 000 ℳ [1]).

Die erste und „konstituierende" Versammlung der neuen Centraldirektion fand vom 7. bis zum 11. April 1875 statt. Von der alten Direktion nahmen nur noch Pertz und Euler teil; Bluhme war bereits gestorben. Die Berliner Akademie der Wissenschaften war durch ihren Sekretär, den Schleswig-Holsteiner Dr. jur. et ph. Theodor Mommsen, und durch den Professor der Geschichte zu Göttingen, Dr. jur. et ph. Georg Waitz, vertreten. Den Vorsitz führte vorläufig Mommsen. An Bluhmes Stelle wurde der Professor

---

[1]) Waitz, Bildung der neuen Centraldirektion der Monumenta Germaniae, im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde usw. Bd. I S. 5—7. Wortlaut des neuen Statuts daselbst S. 7—9. Der Bericht läßt durchblicken, daß Pertz sich anfangs heftig gewehrt hat. Uebrigens hatten bereits zur Zeit des Deutschen Bundes zwei vom Lehrstuhl zum Ministersessel emporgestiegene, von der akademischen zur diplomatischen Laufbahn hinübergewechselte Rechtswissenschaftler, der Kgl. Bayrische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dr. jur. Ludwig Freiherr von der Pfordten und der Großherzogl. Badische Bundestagsgesandte, Reichs-Justizminister a. D. Dr. jur. Robert von Mohl am Bundestage eine Verstaatlichung des Unternehmens angeregt, doch waren sie über das Maß der letzteren nicht einig geworden. Die Juni-Ereignisse des Jahres 1866 haben den Bundestag nicht mehr zur Abstimmung kommen lassen.

Dr. ph. Wilhelm Wattenbach, Holsteiner von Geburt, zugewählt. Die Wahl des Vorsitzenden fiel auf Waitz[1]).

Dieser, geboren am 8. Oktober 1813 zu Flensburg, also ebenfalls auf niedersächsischem Boden, wo bereits sein Großvater sich niedergelassen hatte, hatte zu Kiel und Wien Rechte und Geschichte studiert und war nach Abschluß dieser Studien nach Hannover gekommen, um, von Leopold von Ranke empfohlen, Pertz bei der Bearbeitung der Monumenta Germaniae historica zu helfen[2]). Unter allen Mitarbeitern hat gerade er wohl am längsten und erfolgreichsten sich betätigt. Zur Erforschung der Quellen für spätere Zeitalter hat er in Archiven und Bibliotheken zu Kopenhagen, Lyon, Montpellier, Paris, Luxemburg, Toul und Coblenz, sowie in den obersächsischen und thüringischen gearbeitet und die Herausgabe von Geschichtsquellen aus der Zeit der salischen Kaiser besorgt. Nachdem er dann von 1842 bis 1848 eine Professur in Kiel bekleidet, in der Revolutionszeit der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. angehört hatte, folgte er 1849 einem Rufe auf den Lehrstuhl für Geschichte an unserer Landesuniversität zu Göttingen, von welchem er nunmehr nach Berlin übersiedelte, um den Vorsitz in der Centraldirektion zu übernehmen.

Pertz hat ja seine eigene Kaltstellung nicht lange überlebt. Aber es wird zum Trost seiner letzten Lebensmonde gereicht haben, das Werk seines Lebens in den sicheren und geschickten Händen seines einstigen treuen Gehilfen zu wissen. Und als er dann das Zeitliche gesegnet hatte, wählte die Centraldirektion an seine Stelle den inzwischen als Geschichtsschreiber namhaft gewordenen Heinrich von Sybel[3]).

Der neue Vorsitzende der Centraldirektion, Waitz, widmete dem Dahingeschiedenen einen würdigen Nachruf in

---

[1]) Waitz a. a. O. S. 9; daselbst auch die vollständige Teilnehmerliste.

[2]) Wie ich einer mir vom Superintendenten Eberhard Waitz zu Hannover, einem Sohne des Professors, erteilten Auskunft entnehme, stammt die Familie aus Thüringen. Vgl. übrigens Archiv Bd. VII S. 183—191, Bd. VIII S. 3—24 und 260—283; ferner Ferdinand Frensdorff „Waitz", in der Allg. Dtschn. Biogr. Bd. 40 S. 602—629; sodann den Nachruf im Neuen Archiv usw. Bd. XII S. 3 ff.; Wilhelm Wattenbach, „Ottokar Lorenz und Georg Waitz, ein Wort zur Abwehr", das. Bd. XIII S. 249 ff.; Ernst Dümmler, „Waitz und Pertz", das. Bd. XIX S. 269 ff.; Mario Krammer, Aus Georg Waitz' Lehrjahren, das. Bd. XXXVIII S. 701 ff.

[3]) Amtlicher Bericht im Neuen Archiv usw. Bd. IV S. 3.

dem Aufsatz „Georg Heinrich Pertz und die Monumenta Germaniae historica“, welcher im zweiten Bande des „Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ einen Platz fand. Man wird es Waitz nachrühmen dürfen, daß er das Unternehmen im Geiste seines Begründers geleitet hat. Durch seine vieljährige Zusammenarbeit mit Pertz und die vertrauten Beziehungen, in welchen er mit diesem bis zu dessen Tode ohne jede Trübung gestanden hatte, mochte er dazu besonders befähigt sein. Einen tüchtigen Mitarbeiter hatte Pertz auch an dem Hamburger Archivar Lappenberg gefunden[1]).

Am 24. Mai 1886 ist Waitz zu Berlin gestorben, und mit seinem Tode war die Leitung des Unternehmens abermals verwaist. Am 18. Juni 1886 übertrug die Centraldirektion den einstweiligen Vorsitz dem am 22. September 1819 zu Rantzau in Holstein geborenen Professor Dr. ph. Wilhelm Wattenbach zu Berlin, Verfasser des Werkes „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“, welcher von 1843 bis 1855 unter Pertz an den Monumenta Germaniae historica mittätig gewesen war und die österreichischen Klöster, wie auch die Münchener Bibliothek nach Quellen durchforscht hatte.

Die Verhandlungen über die Neubesetzung der Stelle zogen sich in die Länge. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 14. November 1887 wurde der erste Satz des § 3 im Statut durch die Bestimmung ersetzt: „Der Vorsitzende der Centraldirektion wird, nach erfolgter Präsentation mindestens zweier von der Centraldirektion für geeignet erachteter Personen auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser ernannt.“ Es liest sich wie unterdrückter Spott, wenn der amtliche Bericht von 1888 dazu bemerkt: „Der Vorsitzende wird also künftig die Rechte und Pflichten eines Reichsbeamten haben“[2]). Das Ende vom Liede singt der Bericht vom folgenden Jahre: „Der in dem letzten Bericht beklagte provisorische Zustand des Unternehmens“, heißt es da[3]), „hat endlich am 9. Mai 1888

---

[1]) Waitz hat in den Monumenta Germaniae historica bearbeitet: Scriptores tom. III pag. 408—467; tom. IV pag. 45—51, 78—86 und 106—148; tom. V pag. 481—568; tom. VII pag. 111—174; tom. IX pag. 337—406 und tom. XXIV pag. 502.

[2]) Amtlicher Bericht im Neuen Archiv usw. Bd. XIV S. 3.

[3]) Amtlicher Bericht ebenda Bd. XIV S. 3. Die Ernennung fiel also in die 99 Tage der Regierung Kaiser Friedrichs. Der Bericht ist von Dr. phil. Ernst Dümmler als dem neuen Vorsitzenden selbst unterzeichnet. Dieser war Berliner von Geburt.

durch die Ernennung des Professors E. Dümmler in Halle zum Vorsitzenden der Centraldirektion mit den Rechten und Pflichten eines Reichsbeamten nach mehr als zweijähriger Dauer seine Endschaft erreicht. Daß die Arbeiten auch in der Zwischenzeit ihren ungestörten Fortgang finden konnten, wurde der einstweiligen Leitung des Herrn Prof. Wattenbach verdankt."

Es ist bemerkenswert für den Boden, auf welchen das Unternehmen verpflanzt war, und bezeichnend für den Wandel der Zeiten, daß man nach den einstigen vergeblichen Bemühungen Eichhorns und seiner Freunde jetzt die völlige Verstaatlichung des Werkes betrieb. War es auch nicht der Einzelstaat Preußen, sondern das Deutsche Reich, welches sich des verwaisten Kindes annahm, so ist doch der Zauber der Romantik, welcher einst in großer Zeit die Wiege des aus den deutschen Freiheitskriegen geborenen Werkes umwob, damit der amtlichen Schematik gewichen. Wo vormals die heilige Liebe zum Vaterlande tatzeugend waltete, herrscht jetzt die Dienstanweisung und das Disziplinargesetz für Reichsbeamte. Nachdem die alte Direktion unter Freiherrn vom Stein die Freiheit ihres Waltens restlos gewahrt hatte, „ressortiert" die neue Centraldirektion jetzt vom Reichsamte des Innern, in dieser Beziehung gleichgestellt u. a. der Verteilungsstelle für die Kaliindustrie, dem Reichs-Börsenausschusse und dem Reichs-Patentamte. Während das freie Wort über alle verschlungenen Pfade der Gründungsgeschichte Zeugnis ablegt, bewahrt die Amtsverschwiegenheit alle Dienstgeheimnisse der neuesten Entwicklung in einem Maße, daß man die gewaltigen Kämpfe um freie Gesellschaft und steifes Behördentum, um geschichtlich gewachsene Rechte und die Notwendigkeiten der Staatsgewalt nur ahnen kann, bis auch sie einmal dazu reif sein werden, Gegenstand geschichtlicher Quellenforschung zu sein. Man möchte das beklagen; und doch — in einer Zeit, in welcher ragende Geister nach der Art des deutschen Edelmannes Freiherrn vom Stein und unsers Landsmannes Pertz fehlen und freiwillige Beiträge für wissenschaftliche Unternehmungen unter der Vernüchterung der Sinne und unter der Zersplitterung der Zwecke und Kräfte lange Ebben erlebt haben —, mag der an diesem Werke vollzogene Wandel wenigstens den Trost gewähren, daß durch ihn die Fortsetzung wirtschaftlich gesichert ist.

Niedersachsen und die Monumenta Germaniae historica! Es ist eine Geschichte eigener Art, welche beide miteinander verknüpft und wieder voneinander gelöst hat. Wie Freiherr vom Stein, der große Urheber und Förderer des Werkes, fern von Niedersachsen geboren, aber ohne Niedersachsens Zutun auf dessen Boden verpflanzt wurde und hier kräftig Wurzel schlug, so sind auch die Monumenta Germaniae historica fern von Niedersachsen entstanden, dann aber hierher verpflanzt worden, ohne daß dieses sich darum beworben hätte. Was Freiherrn vom Steins Herz endlich mit allen seinen Fasern an Niedersachsen knüpfte, war die echte niedersächsische Art, wie sie in dem freien Roß auf grüner Au ein Sinnbild gefunden hat, und, was die Verlegung seines großen vaterländischen Werkes nach Niedersachsen herbeiführte, war der Geist, die Ausdauer, die Gründlichkeit und die treue Hingabe des Niedersachsen Pertz, niedersächsische Tugenden, welche sich gerade zu der Zeit bewährten, als man nach allen andern Seiten vergebens auf Rettung ausgespäht hatte. Während anfangs in der Leitung des Unternehmens alle andern Volksstämme — Rheinfranken, Bayern, Schwaben, Thüringer, Mecklenburger — ausschließlich vertreten, Ehrenstellen an Oesterreicher, Preußen, Bayern, Frankfurter verliehen waren, Niedersachsen aber die ersten Opfer an Geld und die wirksamsten an Arbeit brachten, ist das Niedersachsentum doch, trotz der ihm eigenen Zurückhaltung berufen worden, das Werk allein auszuführen, und stark genug gewesen, es durch alle Brandungen und Klippen hindurchzusteuern bis auf die hohe See. Wer gedächte hier nicht daran, wie unser Landsmann aus grauer Vorzeit, der Herzog Heinrich der Vogler, zum deutschen Königtum berufen wurde und hernach das Reich aus Not und Zerfall zu neuer Macht und Blüte geführt hat?

Und wenn es nun, sobald die Monumenta Germaniae historica auf niedersächsischem Boden kraftvoll entstanden waren und ihre wissenschaftliche Durchführung durch niedersächsische Kraft gewährleistet schien, — wenn es alsdann einem andern gelang, sich ohne Gefahr und erhebliche Kosten in den Besitz des Errungenen zu setzen und dieses nach seiner Art umzumodeln, so werden wir uns doch die stolze Erinnerung nicht nehmen lassen, in welcher die durch keinen Machtspruch abänderbaren geschichtlichen Tatsachen

für alle Zeiten fortleben werden. Es ist von jeher Niedersachsenart gewesen, bei allem Werk das Heil und die Ehre des ganzen deutschen Vaterlandes im Auge zu haben, und, wenn die in unserer Heimat gestalteten Denkmale deutscher Geschichte jetzt der Pflege des Deutschen Reiches anvertraut sind, so wird unsere „heilige Liebe zum Vaterlande", zum deutschen Vaterlande, ihnen auch fernerhin geweiht sein.

Die Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliotheksbauten.

Von Hans Haug-Straßburg.

Das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit, in der die Sinnenkultur der Menschheit vielleicht ihr Höchstmaß erreicht hatte, brachte die technische und künstlerische Ausgestaltung des Buches, seine innere und äußere Ausstattung zu einer Blüte, über die wir heute noch, trotz unserer äußerst hochstehenden Buchkultur, staunen müssen. Das Papier, der Druck, der Bild- und Ornamentschmuck des Buches, und sein Einband von goldgepreßtem Saffian oder Kalbleder, waren zu einer Harmonie zusammengeschmolzen, die unseren Augen und Fingerspitzen oft einen auserlesenen Genuß bereiten. Doch nicht zufrieden damit, jedem einzelnen Bande künstlerisches Gepräge zu verleihen, hat das achtzehnte Jahrhundert seine Liebe zu ihm auch auf den Raum, auf das ganze Gebäude ausgedehnt, die ihm zur Aufbewahrung dienten. Während aber die Buchkunst besonders in Frankreich zur höchsten Blüte gedieh, ist es Italien und namentlich Süddeutschland, wo der Bibliotheksbau das letzte Wort seines damaligen Ideales gesprochen hat.

Wilhelm Pinder, dessen Buch über den deutschen Barock[1]) jeder Deutsche gelesen haben müßte, hat mit geradezu genialem Blick erkannt, daß die aus dem Grobianismus des siebzehnten Jahrhunderts erwachende deutsche Volksseele ihren ersten Ausdruck in der Barockarchitektur gefunden hat. Treffender konnte er diesen Satz nicht belegen, als mit dem Hinweis auf Augsburger Bibelillustra-

[1]) Deutscher Barock, die großen Baumeister des 18. Jahrhunderts. Karl Robert Langewiesche, Königsstein i. T. und Leipzig (Blaue Bücher). o. J. (1912.)

tionen der Zeit, wie sie für den Vertrieb im großen berechnet wurden: „Die Vorgänge sind völlig belanglos, überhaupt nicht zu erkennen; dafür schwelgt die Phantasie im Aussinnen von Raumkonstellationen. Die Handlung ist Staffage aus winzigen Püppchen. Was man sehen will, sind riesige Hallen, Bogengänge, Kuppelräume, ungeheuer malerisch verschmolzen und immer durch langgestreckte Raumideen auf das Unendliche verweisend — Bauphantasien. Man träumte von Architektur . . ." Ein solches architektonisches Traumgebilde — wir greifen aus den vielen herrlichen Bibliotheken Süddeutschlands[1]) die schönste heraus — ist Fischer von Erlachs Hofbibliothek zu Wien[2]). Wir treten in den braungoldschillernden, mit Balkonen zu einer Kuppel hinaufwogenden Raum, zum Lesen, zum Studieren, und sind von ihm ebensosehr in Anspruch genommen, wie uns beim französischen Buche die Ausstattung gefesselt hatte.

Was dem Deutschen zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Architektur gewesen war, wurden in der zweiten Hälfte Literatur und Philosophie. (Sie sind es geblieben, während die Baukunst im neunzehnten Jahrhundert zum Stiefkind unter allen Künsten wurde.) Die großen Namen Deutschlands sind nicht mehr Neumann und Pöppelmann, sondern Lessing, Klopstock, Kant. Das durch den dreißigjährigen Krieg verrohte Volk hatte der Sinne bedurft, um wieder zum Geiste zu kommen.

Dieser Umschwung konnte nirgends klarer zutage treten als gerade im Bibliotheksbau, der literarischen und architektonischen Anforderungen zugleich zu genügen hat. Ein Abschnitt der Baugeschichte der Göttinger Universität möge dem Verständnis dieser Uebergangsperiode dienen. Die kleine protestantische Universität bürgt dafür, daß das Studium nicht zu kurz kam, die Zeit dafür, daß auch ästhetische Rücksichten nicht außer acht gelassen wurden.

In den auf die Gründung der Universität folgenden Jahren befanden sich die Bibliotheksräume im oberen Stockwerk des 1734 errichteten Kollegiengebäudes, das sich an die mittelalterliche Paulinerkirche anlehnte und mit seinen vier Flügeln einen quadratischen Hof umschloß. Das Aussehen

[1]) St. Gallen, Wiblingen, Waldsassen, Schussenried, St. Florian usw.
[2]) Pläne von J. Bernhard Fischer v. Erlach, Ausführung 1723—1735 durch seinen Sohn J. Emmanuel.

dieses Baues, sowie der inneren Einrichtung der Bibliothek sind uns durch zeitgenössische Stiche erhalten[1]). Der sonst schmucklose Bau hat verkröpfte Fenstergewände und ein Barockportal jonischer Ordnung. Die innere Einteilung in einzelne Räume erfolgt nur durch die Bücherregale, so daß der vierflügelige Bau im Obergeschoß eigentlich nur einen Raum aufweist. Trotzdem bot sich, wenn wir den Darstellungen bei Pütter und Heumann Glauben schenken dürfen, in jedem Flügel dem Auge ein angenehmes, nicht beunruhigendes Raumbild (Abb. 1).

Bald konnte das Obergeschoß die im Laufe der Jahre rasch anwachsende Zahl der Bücher[2]) nicht mehr fassen; das ganze Kollegiengebäude wurde der Bibliothek eingeräumt, und schon 1769 trug man sich mit dem Gedanken an einen Neubau. Der Hannoversche Hofarchitekt Johann Dietrich Heumann, dessen Vater und Vorgänger 1736 Pläne für eine barocke Umgestaltung des Göttinger Rathauses geliefert hatte[3]), wurde mit dem Entwurf beauftragt[4]). Der Bau war am Leineufer, zwischen Allee und Petersilienstraße, also in unmittelbarer Nähe des alten Bibliotheksgebäudes vorgesehen. Heumann bringt im Ent-

---

[1]) Johann Stephan Pütter: Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Göttingen. Bd. I. 1765 S. 207: Kopfvignette, einen der Bibliothekssäle darstellend. S. 222, Grundriß. — Wahre Abbildung der Königl. Groß-Britan. und Churfürstl. Braunschw.-Lüneb., Stadt Göttingen, Ihrer Grund-Lage, Aeußerl. und Innerlicher Prospecte und der zur Georg-Augustus-Universität gehörigen Gebäude, gezeichnet und in Kupfer herausgegeben durch Georg Daniel Heumann, Königl. Groß-Brit. Hoff- und Universitaets-Kupfferstecher in Goettingen. o. J. — Jo. Matth. Gesner: De Academia Georgia Augusta etc. Göttingae, Abr. Vandenhoeck (1737) Frontispice.

[2]) Die Göttinger Bibliothek umfaßte 1765 (nach Pütter I ca. 60000 Bände, 1787 (nach Pütter II) 120000, 1820 (nach Pütter III) 240000. Heute ist sie mit ca. 525000 Bänden und 6000 Manuskripten, nach Berlin, München und Straßburg die bedeutendste Bibliothek Deutschlands.

[3]) Ferd. Wagner, Die Baugeschichte des Göttinger Rathauses. Jahrbuch des Geschichtsvereins für Göttingen. Jahrg. I (1908) S. 34ff.

[4]) Ein zusammenhängendes Bild der beiden bisher ganz unbekannten Architekten Heumann läßt sich vorderhand noch nicht geben. Vom Vater, Joh. Paul H., der um 1736 als Hofarchitekt auftaucht und bis zu seinem Tode 1760 in dieser Stellung verbleibt, sind mir in Hannover verschiedene Arbeiten bekannt. Joh. Dietrich H., von dessen Tätigkeit sich außer dem Göttinger Bibliotheksbau nichts nachweisen läßt, wird seinem Vater 1756 als II. Hofarchitekt adjungiert, nimmt dann von 1760 bis zu seinem Tode 1776 die erste Architektenstelle ein.



Abb. 1.

Saal in dem 1734 erbauten Teil der Göttinger Universitätsbibliothek.

Taf. VII aus Georg Daniel Heumann: Wahre Abbildung der . . . Stadt Göttingen.

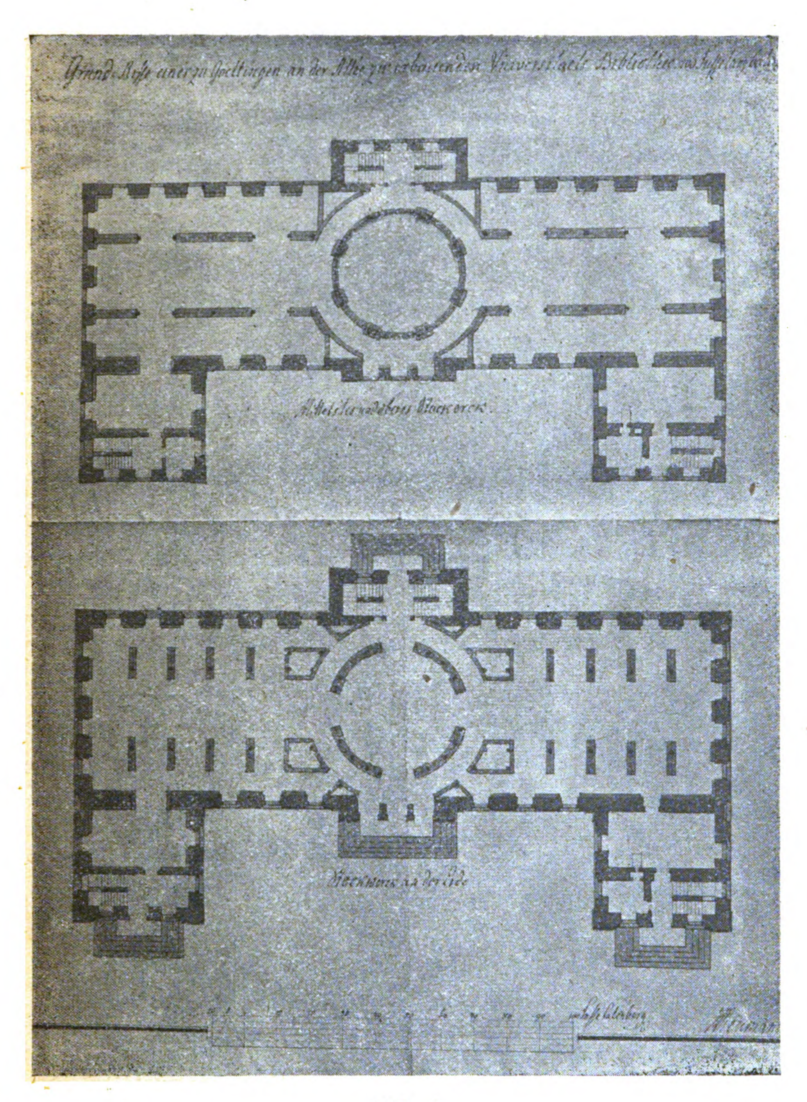


Abb. 2.

Grundrisse zu einem Bibliotheksneubau 1769,

von Johann Dietrich Heumann. (Staatsarchiv Hannover.)

wurfe[1]) die Bibliothek in einem einfachen und wohlproportionierten Gebäude unter. Die reichere Ausgestaltung läßt er der Fassade nach der Allee zuteil werden. Von den 15 Achsen der 200 Fuß langen, dreistöckigen Fassade nimmt er drei in ein von Lisenen eingefaßtes Mittelrisalit, das ein wappengeschmücktes Fronton bekrönt. An den Enden der Fassade schiebt er wiederum drei Achsen als kurze Flügel vor, in denen Treppen, Dienst- und Arbeitsräume untergebracht sind. Das einfache Zeltdach ist in der Mitte von einem Dachreiter unterbrochen, der Laterne einer eingebauten kassettierten Kuppel, die den oberen Abschluß des ganz unerwarteten inneren Prunkstücks bildet: ein kreisförmiger Raum, Lichthof und Repräsentationsraum zugleich, von zweistöckiger Galerie umgeben, vermittelt den Zutritt zu den Bibliotheksälen. Die Galerien, von acht Pilastern überschnitten, mit Balustraden und Gittern versehen, gewähren einen Ueberblick über die ganzen Bücherbestände, eine Anordnung, auf die Heumann stolz war und auf die wir später noch zurückkommen werden. Die Rückfassade, nach der Petersilienstraße zu, erfährt ihre Gliederung durch ein die Haupttreppe bergendes Mittelrisalit. Die Fenster sind im Erdgeschoß durchgehend rundbogig, im ersten Obergeschoß rechteckig, im zweiten fast quadratisch, mit leicht verkröpften Gewänden. Der übrige Schmuck besteht lediglich aus Gurten und lisenenartigen Eckpilastern. Breitgelagerte Freitreppen führen zu den vier Eingängen, die an beiden Mittelrisaliten und an den Stirnseiten beider Flügel angebracht sind.

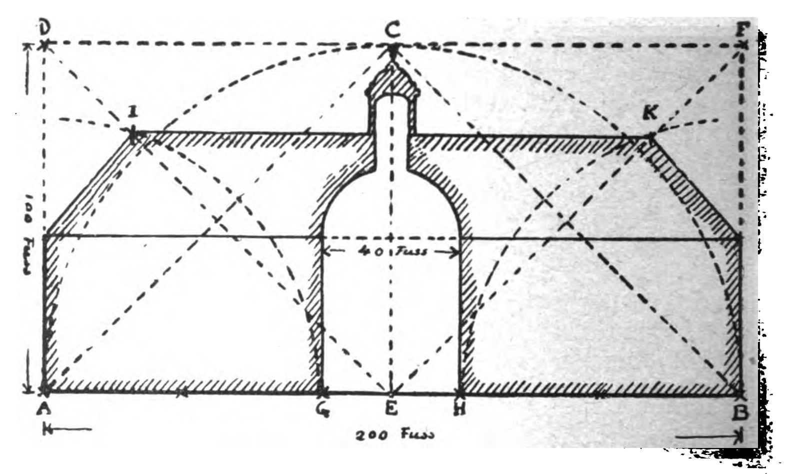
Die harmonischen Proportionen des Risses ließen den Gedanken aufkommen, daß dem Aufbau, und besonders dem Querschnitt der Bibliothek ein geometrisches System zugrunde liege. Heumann wäre da nach dem Muster der größten Barockarchitekten vorgegangen, etwa Balthasar Neumanns in seinen Rissen zu weltlichen und kirchlichen Bauten[2]).

---

[1]) Risse einer zu Göttingen an der Allee zu erbauenden Universitätsbibliothek. Hannov. Staatsarchiv, Kartenverzeichnis I. A. b. 39. 3 Blatt.

[2]) vgl. A. Feulner: Balthasar Neumanns Rotunde in Holzkirchen. Konstruierte Risse in der Barockarchitektur (Zeitschr. für Geschichte der Architektur, Jahrg. VI, Heidelberg 1913, S. 155 ff.) — Willi P. Fuchs: Die Abteikirche zu Neresheim und die Kunst B. Neumanns. Stuttgarter Dissertation 1914. — V. Curt Habicht: Die Herkunft der Kenntnisse Balthasar

Für die Abmessung des Grundrisses nimmt er als einheitliches Maß den Durchmesser des Kuppelraumes: Die Gesamtlänge des Gebäudes beträgt fünf, das Mittelrisalit der Rückfront und die Seitenflügel in der Breitenausdehnung je eine dieser Einheiten. Die Grundlage für die Konstruktion des Aufrisses bildet ein gleichschenkeliges, rechtwinkeliges Dreieck, dessen Scheitelpunkt den Knauf der Kuppellaterne bildet (ABC). Die Katheten eines gleichen

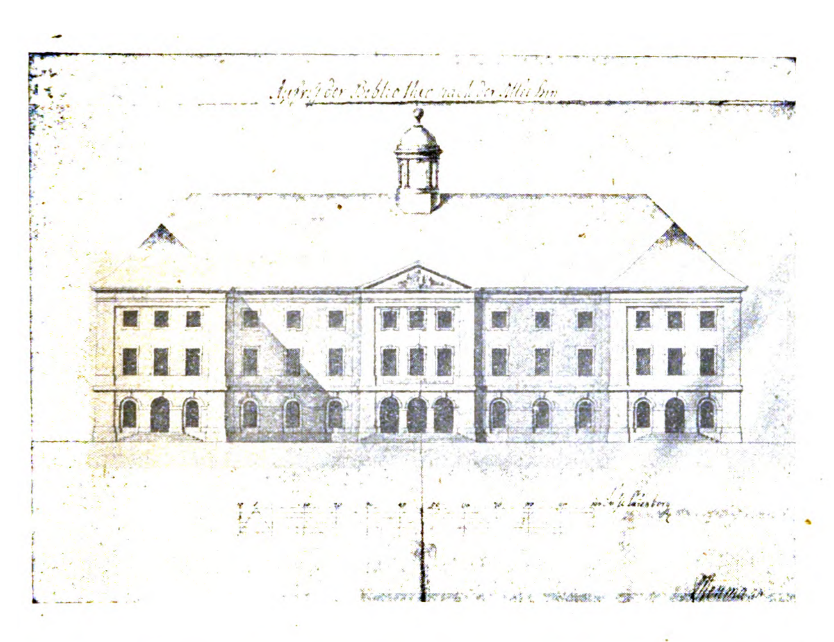


mit der Spitze auf dem Mittelpunkt der Hypotenuse (E) stehendes Dreiecks (DEF) ergeben, an ihrem Schnittpunkt mit Kreisen, die um A und B mit dem Durchmesser AG bezw. BH geschlagen sind, die Endpunkte des Dachfirstes (JK). Für die Gliederung des Kuppelraumes ließen sich keine Konstruktionen nachweisen.

Heumann arbeitet also mit einfachen Mitteln, im Vergleich zu den Prinzipien der Triangulation und des goldenen Schnittes, die bei Balthasar Neumann, Johann Michael Fischer und anderen Barockarchitekten vorwiegen.[1])

Neumanns auf dem Gebiete der Zivilbaukunst. (Monatshefte für Kunstwiss. IX. Jahrg. Heft 2. Febr. 1916.) — Bereits die Antike und auch die Gotik kannten derartig konstruierte Baurisse. Vgl. besonders Odilo Wolff: Tempelmaße. Wien 1912. — G. Dehio: Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance. Straßburg 1895. — F. Hoeber: Orientierende Vorstudien zur Systematik der Architekturproportionen. Frankfurt 1906.

[1]) Vgl. A. Feulner a. a. O. S. 160 ff.



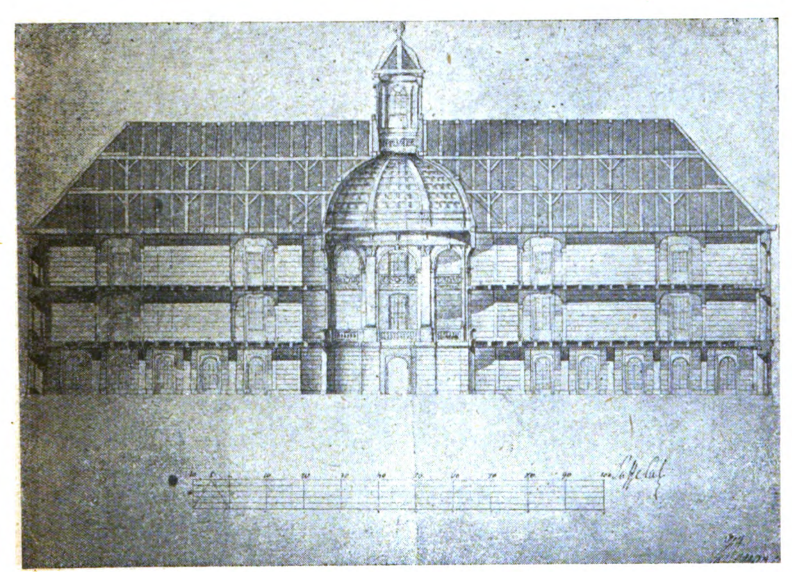


Abb. 3 und 4.
Aufriß und Längsschnitt des Heumannschen Bibliotheksentwurfs 1769.
(Staatsarchiv Hannover.)

In dem Begleitschreiben zum Kostenanschlag vom 18. August 1769[1]) führt Heumann zunächst alle Maßnahmen auf, die er zur Vermeidung der Feuersgefahr geplant hat. Dann geht er zur Besprechung der inneren Einteilung und der Aufstellung der Bücher über, die wir wegen des besonderen Lichtes, das sie auf die Grundsätze des Bibliotheksbaues im 18. Jahrhundert wirft, hier wiedergeben:

„. . . Die Einrichtung der Bibliothec betr., so haben die bisherigen projecte entweder in Sälen oder offenen, vom Erdboden bis unter Dach gehenden Gallerien bestanden.

„Eine jede dieser Arten hat ihre Gründe vor und wieder sich. In Sälen fallen die Bücher nicht prächtig in die Augen, weil man jedesmahl nur einen Theil davon übersiehet, sie erfordern aber dagegen einen geringen Raum und sind von dauerhafter Construction. Gallerien sind an sich schon kostbar (= kostspielig), wegen der ihnen zukommenden Verziehrung, werden aber noch kostbarer, weil sie, wenn sie nicht einer Kirche ähnlich sein sollen, einen weit größeren Raum einnehmen; indem aber auf ein Mal das Gantze übersehen wird, so erscheinet der Bücher-Vorrath auf der vorteilhaftesten Seite.

„Aus diesen Ursachen habe beide Idéen zu combiniren gesucht und in dreyen Stockwerken große offene Säle angeleget, welche auf einen 46 Fuß breiten bis zum Dache hinausgehenden Dom oder Kuppel schießen, von deßen Circumferenz, oder 120 Fuß langen Gallerien, man ungehindert den größesten Theil der Bücher eines Saals, oder, wenn man will aller Säle, durch eine geringe veränderte Stellung übersehen kann.

„Weil an der Erde das wenigste Licht ist, so habe die Repositoria in die Quere gesetzt. Wolte man an den Enden der Bücher Börter, die in Göttingen vorhandene gypsene Büsten stellen, so würde das Ansehen dieser Säle schön perspektivisch ausfallen. Im 2ten und 3ten Stockwerk sind die Repositoria nach der Länge des Gebäudes geordnet, weil dadurch der mittlere Raum fähiger wird, die vorhandenen Bücher-Pulte, oder sogenannte Restalen, aufzunehmen, und weil auf der Göttingischen Bibliothek diese Art eine gute Wirkung thut.

[1]) Hannov. Staatsarchiv. Des. 92. XXXIV, Nr. II, 2a. „Ohngefähret Anschlag eines zu Göttingen an der Allée zu errichtenden neuen Bibliothec-Gebäudes, außer denen Vorbauen 200 Fuß lang und 60 Fuß tief."



„Die Anzahl der Bücher-Locate ist folgende, wenn auf 13 Fuß Höhe 9 und auf 14 Fuß 10 Reihen Bücher gerechnet werden: als

An der Erde, ohne die Arbeitsstube 937 lauf. Fuß Repositoria, 9mal giebt	8433 locate
Mittelste Etage ohne die Arbeitsstube 814 Fuß Reposit., 10mal gerechnet	8140 —
Oberste gantze Etage, als woselbst keine Arbeitsstube 886 Fuß mit 10	8860 —
Summa	25433 Fuß locate

„Da nun in dieser Zahl nicht mit berechnet ist, was über und unter den Fenstern etwa könnte gelassen werden, und was die jetzigen Bücher-Pulte wirklich befaßen, so sind nicht nur genug Locate da, sondern es könte auch die Verfertigung von einem 1/4 dieser Repositorien gewiß bis auf die ersten 10 Jahre verschoben werden.

„Die äußere Façaden sind ziemlich simple gehalten worden, sie können aber mit wenig veränderten Kosten, eine noch geringere, oder aber vermehrte Verziehrung erhalten. . ."

Heumanns Lösung der Frage: einzelne Säle oder großer Galerieraum, ist in der Tat bemerkenswert. Suchen wir nun eine Genealogie seiner Bauidee aufzustellen, so drängt sich in erster Linie Wolfenbüttel auf, das Heumann bei der geringen Entfernung von Hannover gewiß kannte. Die besonders als Wirkungsstätte Lessings berühmte herzogliche Bibliothek wurde in den Jahren 1706 bis 1710 von Hermann Korb, vielleicht dem bedeutendsten Barockmeister Niedersachsens, „nach Angabe des Herrn von Leibniz"[1]) erbaut. Das Gebäude mußte 1887 wegen Baufälligkeit niedergerissen werden, so daß sich unsere Analyse nur auf ältere Abbildungen, Baupläne und vorhandene Beschreibungen stützen kann[2]). Auf Resten des alten Kanzlei-

[1]) Gottfried Wilhelm Leibniz war von 1690 bis 1710 Leiter der Bibliothek, verwaltete aber sein Amt im wesentlichen von Hannover aus.

[2]) C. Gurlitt, Geschichte des Barockstils usw. in Deutschland, Stuttgart 1889, S. 64. — P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1904, S. 149 ff., Beitrag von K. Steinacker. — Leonhard Christoph Sturm in seinem „Architektonischen Reise-Anmerckungen" (Augsburg 1719, S. 6) äußert sich wie folgt: „Die in Form eines runden Tempels auf dem Schloßplatz gebauete neue Bibliothec ist nicht weniger herrlich anzusehen, als der darinnen verfassete Schatz von Büchern. Sie ist als ein ovalrunder Tempel gebauet, da man um einen Saal herum in unterschiedlichen Chören übereinander Bücher siehet, zu welchen man durch eine ansehenliche Treppe kommen kan."

gebäudes, das bis dahin die Bibliothek beherbergt hatte, erhob sich ein rechteckiger, fast schmuckloser Bau, einen ovalen Kuppelraum umschließend [1]). Das Erdgeschoß, das mit der alten Anlage zu rechnen hatte, war Sockelgeschoß und bot in seiner inneren Gliederung kein Interesse. Darüber erhebt sich der ovale Saal, vierstöckig umgeben von Galerien, die von zwölf Pfeilerbündeln getragen sind. Die Pfeiler sind im untersten Geschoß toskanischer, im zweiten jonischer, im dritten und vierten Geschoß korinthischer Ordnung, getrennt von schweren Architraven. Sie gewähren in den beiden untersten Stockwerken einen Durchblick auf die Bücherregale, die konzentrisch mit den Galerien verlaufen; im dritten Geschoß erscheinen zwischen den Pfeilern die das Gebälk des Manteldaches verdeckenden, mit Laub- und Bandelwerk ornamentierten Füllungen; im vierten endlich 24 Rundbogenfenster, durch die dem Raume reichliche Lichtzufuhr zuteil wird. Trotz der das Gebäude beherrschenden Kuppel ist der Saal flach eingedeckt. Als Bibliotheksräume kommen außer den Galerien in jedem Stockwerk vier zwickelförmige Zimmer in Betracht. Die Treppe ist wie bei Heumann in einem mittleren Vorbau untergebracht. Der Bau steht im deutschen Barock ohne Vorbild da; Leibnizens „Angabe“ und Korbs italienische Erinnerungen (dort eher die Antike und Renaissance als der Barock) mögen ihn zustande gebracht haben, wozu noch der Einfluß der architekturtheoretischen Werke Sturms [2]) hinzutritt, von dessen Zentralbauten Korb offenbar angeregt wurde. Die Idee, den reinen Zentralbau für eine Bibliothek nutzbar zu machen, scheint jedoch Korb eigen zu sein [3]). Der Bau hat etwas Ungeschlachtes, eine gewisse geniale Naivität, ganz dem Wesen des Erbauers entsprechend, wie wir es in Philipp Christian Ribbentrops „Beschreibung der Stadt Braunschweig“ [4]) gezeichnet finden: „Korb war Tischlergeselle und begleitete Herzog Anton Ulrich auf seinen Reisen als Bedienter. Er hatte Talente, mit deren Hülfe er in Italien sehr gute Kentniße in der

---

[1]) $39 \times 28^1/_2$ m im Grundriß. Höhe des Kuppelsaales 12,8 m.

[2]) Sturm war 1695—1700 Professor der Mathematik an der Ritterakademie zu Wolfenbüttel gewesen.

[3]) Meier a. a. O. S. 157 weist auf die Möglichkeit einer Einwirkung auf den 30 Jahre später entstandenen Bau der Ratcliffe-Bibliothek in Oxford hin.

[4]) Braunschweig 1789. Bd. I. p. 273 f.

Baukunst sich erwarb. Vorkentnisse giengen ihm ganz ab. Er konte gar nicht zeichnen. Seine Idee entwarf er mit Kreite auf den Tisch, oder mit einem Stocke in den Sand. Seine Lehrlinge musten sie dann in einen Riß bringen. Einer von diesen, welcher noch am Leben ist, hat mir erzält, daß ein nicht recht eingenommener Gedanke, ein verfehlter Strich ihm oft von Seiten des darüber aufgebrachten Baumeisters schmerzhafte Empfindungen verursacht hätte. Korb war einer der besten Architekten seiner Zeit. ....“ [1]).

Neben Korb erscheint Heumann mit seinen konstruierten Rissen als der trefflich geschulte Architekt der Spätzeit. Sein Entwurf ist kühler, abgeklärter, harmonischer als der wuchtig aufstrebende, doch etwas schwerfällige Bau des Wolfenbütteler Baumeisters. Wir wissen über Heumanns Schulung leider gar nichts. Er taucht 1756 als II. Hofarchitekt in Hannover auf — der I. Architekt war sein Vater Johann Paul Heumann, — wurde 1760 selbst I. Architekt und starb am 24. Dezember 1774 [2]). Nach den mir bekannten Werken Johann Paul Heumanns [3]) kann Johann Dietrich die Kenntnisse, die er beim Göttinger Bibliotheksbau an den Tag legt, kaum von seinem Vater her haben. Auch im Schaffen Georg Friedrich Dinglingers, des bedeutendsten stadthannoverschen Baumeisters aus der Mitte des Jahrhunderts [4]), scheint er keine Anregungen gefunden zu haben. Da wir nun über seine Lehrzeit gar nichts wissen, so sind wir darauf angewiesen, die Quellen seiner Kenntnisse bei den Architekturtheoretikern zu suchen. Es kämen da vor allem in Betracht Leonhard

---

[1]) Geboren 1655 zu Niese im Lippeschen, gest. 1735 zu Braunschweig. Hauptwerke: Schloß Salzdahlum bei Braunschweig (1688—97), Garnisonkirche (1705) und Umbau des Schlosses zu Wolfenbüttel (1715—17), der Rittersitz Hundisburg sowie verschiedene Bürgerhäuser in Braunschweig. Vergl. auch seine schöne Grabschrift in der Wolfenbütteler Johanniskirche. Wiedergegeben bei Meier a. a. O. S. 95.

[2]) Kgl. Groß-Britannisch und Chur-Fürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Staatskalender, Jahrgänge 1737—1777. Totenregister der Neustädter Hof- und Stadtkirche.

[3]) 1736 Plan zum Umbau des Göttinger Rathauses, 1741 Entwurf zum Neubau des abgebrannten Flügels am Schloß zu Hannover, 1749 Altarwand der Gartenkirche, 1759 Altarwand der Johanniskirche zu Hannover.

[4]) Vgl. die Aufsätze V. Curt Habichts über Georg Friedrich Dinglinger, Hannov. Geschichtsblätter, Jahrg. 1915, S. 457 ff. und 1916, S. 271 ff.

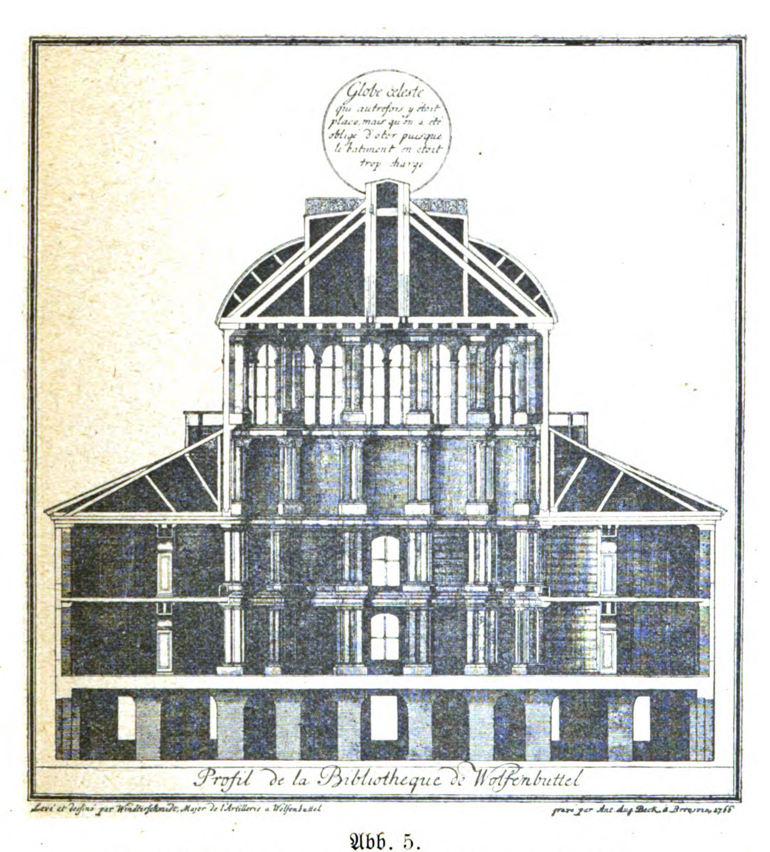


Abb. 5.

Längsschnitt der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aufgen. 1766 von Artilleriemajor Winterschmidt, gest. von A. A. Beck.
(Nach P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Wolfenbüttel.)

Christoph Sturm [1]) und Johann Friedrich Penther [2]). Unter den zahlreichen kirchlichen Zentralbauten, die Sturm in seiner „Vollständigen Anweisung aller Arten von Kirchen wohl anzugeben“ [3]) veröffentlicht, findet sich allerdings nichts, das Heumann bei der Gestaltung der Rotunde unmittelbar beeinflußt hätte. Auch für die Fassade wäre als Vorbild nur der „Aufriß zu einem Vornehmen Adelichen Schloß auf dem Lande“ [4]) anzuführen, die ähnliche Aufteilung durch Pilaster und Gurten, sowie besonders verwandte Dachbildung aufzuweisen hat. Doch drängt das Gefühl des Architekten aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu einer aufgelösteren, freieren, wenn auch durchaus einfachen und sachgemäßen Fassadenaufteilung: Das halbe Jahrhundert, das Sturm und Heumann trennt, hatte den Einfluß der Franzosen erlebt.

Den Grundriß des Kuppelraumes könnte etwa der eines „Magnifiquen Saals“ in des sächsischen Architekturtheoretikers P. J. Sängers „Vorstellung einiger moderner Gebäude, zur Pracht, zur Zierde und zur Bequemlichkeit eingerichtet“ [5]) angeregt haben. Doch der Aufbau läßt wiederum das leichter aufstrebende Wesen französischer Raumauffassung erkennen. Wenn mir auch kein Beispiel einer derartigen Rotunde bekannt ist, so zeigt doch die Wandgliederung unverkennbare Anklänge an den französischen Klassizismus nach 1750, der die während der Régencezeit unterbundenen Theorien Versailles' und der Louvrefassade wieder aufnehmend, Werke wie A. J. Gabriels Concordienplatz (1753—1754) und Héré de Cornys Schloßanlage zu Nancy (1750—53) zutage förderte. Das Gemeinsame ist das Aufsetzen einer Kolossal-

---

[1]) Vgl. Habicht: Die deutschen Architekturtheoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts. Kap. III. (Zeitschr. für Architektur und Ingenieurwesen, Jahrg. 1917, S. 210 ff.)

[2]) Geb. 1693 zu Fürstenwalde, studierte seit 1713 in Frankfurt a. O., wo kurz vorher (1702—1711) Sturm doziert hatte. Bergsekretär, dann Bergrat in Stolbergschen Diensten. Von 1736 bis zu seinem Tode 1749 Professor in Göttingen. Von seinen mathematischen und architektonischen Werken ist die 1744 bis 1748 in Augsburg erschienene vierbändige „Ausführliche Anleitung zur bürgerlichen Baukunst“ das wichtigste.

[3]) Augsburg 1718.

[4]) Ein sehr nötiges Hauptstück . . . Augsburg 1721, Taf. I. Abgebildet bei Habicht, Die Herkunft der Kenntnisse B. Neumanns, Abb. 5.

[5]) Nürnberg, o. J. (ca. 1720) abgebildet bei Habicht, Die Herkunft der Kenntnisse B. Neumanns, Abb. 6.

ordnung [1]) von korinthischen Säulen oder Pilastern auf ein quadriertes Sockelgeschoß, wobei die Proportionierung der größeren oberen Wandhälfte zur unteren fast immer nach dem goldenen Schnitt erfolgt [2]). Die kassettierte Kuppel spiegelt bereits den Einfluß spätrömischer Bauten wider, wie er sich nördlich der Alpen wohl zuerst an Soufflots Pantheon (1764) bemerkbar machte.

Es bleibt noch die Möglichkeit einer Beeinflussung durch den Göttinger Architekturtheoretiker Penther ins Auge zu fassen. Bei Penther kommen, da nur die vier ersten Bände der „Ausführlichen Anweisung zur Bürgerlichen Baukunst" erschienen sind — der fünfte sollte die Kirchenbauten behandeln — keine Zentralbauten vor [3]). Die Bibliothek, die er als Bestandteil eines fürstlichen Schlosses wiedergibt [4]), ist rechteckig und von einer dreistöckigen Galerie umgeben, deren Säulen im Erdgeschoß toskanischer, in den zwei Obergeschossen jonischer bezw. korinthischer Ordnung sind. Lehrreich ist nur eine Gegenüberstellung der von Penther zutage gebrachten Anschauungen [5]) mit denen Heumanns: „ ... die gantze Einrichtung dieser Bibliothec dient zum Nutzen, und zur Parade. Man kan füglich zu allen Büchern kommen, und hat allemahl, man mag sich befinden wo man will, einen schönen Prospekt fast von der gantzen Bibliothec. Es hat diese Einrichtung viel gleiches mit der Petersburgischen Academie-Bibliothec, außer das jene nur zwey Reihen, diese aber drey Reihen von Repositoriis oder gleichsam drey Etagen hat. Dann ist auch hier die Proportionierung der Modul wohl ausfallend. In den Embrasuren der Fenster können Schränke zu raren Büchern und zu Libris prohibitis seyn, so zugleich Tische abgeben können. ..." Außer der

---

[1]) Blondel, in seinem Cours d'Architecture (Paris 1771—77) nennt „ordre colossal" eine Säulenordnung, die 2 oder mehrere Geschosse überschneidet.

[2]) Vgl. Perraults Louvrefassade (1667—79), J. H. Mansarts und R. de Cottes Inneres der Versailler Schloßkapelle (1699—1710), J. H. Mansarts Place Vendôme (1708), die oben erwähnten Bauten Gabriels und Hérés, sowie Gabriels Pavillons an der Versailler Hoffassade (1771 bis 1773). — Heumanns Aufriß ist nicht genau nach dem goldenen Schnitt konstruiert.

[3]) Es sollten im ganzen 8 Bände erscheinen. Siehe Ebel: Das ehemalige Schloßopernhaus in Hannover (Die Denkmalpflege) 1914. S. 61.

[4]) IV. Teil, Tafel XVI, Grundriß und Längsschnitt.

[5]) ibid. S. 24—25, § 74—76.

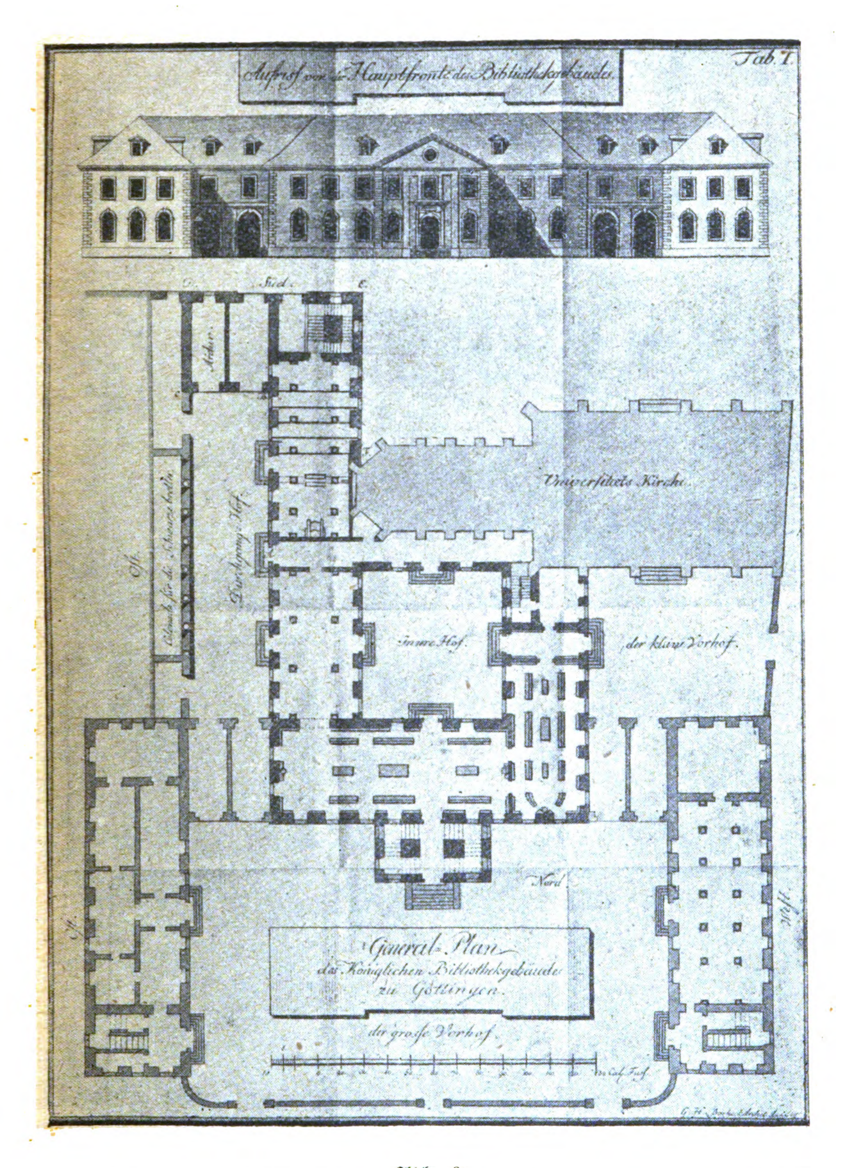


Abb. 6.

Das von G. H. Borheck 1787 erweiterte alte Bibliotheksgebäude, nach Pütter II, Taf. I.

Petersburger erwähnt Penther noch die Bibliotheken zu Wien und zu Wolfenbüttel, ohne aber näher darauf einzugehen.

Heumanns Pläne kamen leider nicht zur Ausführung, anscheinend weil die dazu erforderlichen Geldmittel nicht vorhanden waren. Doch scheinen sie auf die spätere Umgestaltung des alten Bibliotheksgebäudes eingewirkt zu haben.

Die hannoversche Königliche Bibliothek verwahrt einen Entwurf, der folgende Inschrift trägt: „Gedanke, wie die goettingische Universitäts-Bibliothek nach und nach vergroeßert werden kennte .... gezeichnet den 12ten Januar 1771 von C. G D. Müller der Mathem. Befl." [1]) Die Nordseite des quadratischen Komplexes von 1734 ist nach beiden Seiten verlängert, und mit einem Mittelrisalit sowie zwei vorgeschobenen Flügeln versehen.

Aehnlich fiel dann auch der 1787 vom Universitätsarchitekten Georg Henrich Borheck [2]) nach eigenen Entwürfen, teilweise unter Benutzung vorhandener Nebengebäude ausgeführte Erweiterungsbau aus (Abb. 6) [3]).

---

[1]) Sign. XIX, D. 29. (Kartenmappe 18.) — C. G. D. Müller ist vielleicht identisch mit dem Ingenieur-Leutnant G. C. Müller, der anscheinend etwas später den „Entwurf zu einem neuen Hause auf Vauxhall, Stadt Hannover", einem schönen Fachwerklandhaus, anfertigte, der heute im Hannov. Staatsarchiv aufbewahrt wird. (Kartenverzeichnis I. A. b. 81.

[2]) Geboren den 30. September 1751 zu Göttingen, studierte daselbst und lehrte hernach selbst Mathematik, Architektur und Feldmeßkunst. 1780 Klosterbaumeister der Fürstentümer Calenberg und Göttingen, zugleich Ernennung zum Universitätsarchitekten. In den folgenden Jahren baut er außer der Bibliothekserweiterung (1787) das architektonisch bedeutende „Accouchierhospital" (1785—1791) frei nach Plänen des Chevalier de Nerciat aus Cassel. Von ihm ist außerdem der sog. Borhecktempel auf dem Hainberg vor dem Albanitor. Seine letzte mir bekannte Arbeit sind die schönen 1802 datierten Entwürfe zu einer Sternwarte für die Göttinger Universität im Hannoverschen Staatsarchiv. (Des. 92, XXXIV, Nr. II 2b.) Auch als Theoretiker scheint Borheck Beachtung zu verdienen. Er las (nach Pütter) jedes halbe Jahr: 1. Ueber die Anlage wirtschaftlicher Landgebäude. 2. Ueber die vorteilhafteste Einrichtung der Stadtgebäude nach ihren verschiedenen Absichten. 3. Ueber die Wasserbaukunst, und insbesondere über Mühlen und Brückenbau. 4. Ueber die Entwerfung wichtiger Bauanschläge. Einen Teil dieses Lehrstoffes hat er uns in seinem 1779 zu Göttingen erschienenen Kupferwerke: „Entwurf einer Anwendung zur Landbaukunst nach ökonomischen Grundsätzen" übermittelt. (Biogr. Angaben meist nach Pütter a. a. O. II. 196.)

[3]) Siehe auch Tafel 2 in „Alt-Göttinger Stammbuch", Die Georgia Augusta ihren Angehörigen im Felde, Weihnachten 1916. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht (1916).

Wie bei Heumanns Entwurf wurden die Treppen in das Mittelrisalit und in die Seitenflügel verlegt, die nur zweistöckige Anlage hatte bei einer 300 Fuß breiten Fassadenausdehnung etwa dasselbe Fassungsvermögen wie der geplante Bau an der Allee[1]). Stilistisch lehnt sich Vorheck an die älteren Göttinger Universitätsbauten, etwa an die 1735 erbaute Reithalle, an: Verputzbau mit Ortsteinen an den Ecken, rundbogige Oeffnungen im Erdgeschoß, rechteckige im Obergeschoß, alle mit derb-schlichten Gewänden. Reichere Gliederung erhält nur das Mittelrisalit durch ein nicht ganz geschickt angewandtes Lisenengebilde.

Der im neunzehnten Jahrhundert wieder eintretende Platzmangel machte eine neue Erweiterung erforderlich (1878—83), der die Vorhecksche Anlage weichen mußte. Wenn aus diesem Grunde auch kaum mehr etwas vom ehemaligen Bau übrig bleibt, so erscheinen doch die Wandlungen, die er im Laufe der Zeit erfahren hat, und besonders die Theorien, die bei diesen Gelegenheiten ausgesprochen wurden, für die Entwicklungsgeschichte der Bibliotheksbauten wichtig genug, mitgeteilt zu werden. Man möge sie als einen Beitrag zu einer noch zu schreibenden Monographie über die künstlerische und technische Ausgestaltung der Bibliotheksräume und -bauten hinnehmen. Dieser Zweig der Architektur und Raumkunst verdient, fast in demselben Maße wie etwa das Theater, über das mehrere Untersuchungen vorliegen[2]), eine eingehende Behandlung[3]).

---

[1]) Der Ostflügel beherbergte noch bis 1793 das Museum. Vgl. Pütter a. a. O. III. 398 f.

[2]) Als umfassendstes Werk sei M. Hammitzsch: Der moderne Theaterbau (Dresdner Diss.) Berlin 1906, genannt.

[3]) Verfasser bereitet eine solche vor.

Hermann Grotes geschichtliches Kartenwerk.

Von Dr. O. Jürgens.

Nur wenigen bekannt, in der Oeffentlichkeit nicht mehr hervortretend, hat Dr. Hermann Grote die letzten Jahrzehnte seines schäffensreichen Lebens in nächster Nähe der Stadt Hannover zugebracht [1]). Hier bewohnte er ein Häuschen, das an der Limmer Brücke auf der sog. Erder-Worth lag, einer Stätte, die ihren Namen von dem ehemaligen Dorfe Erder führt und jetzt zu Linden gehört. Die Verdienste, die dieser gründliche Forscher und geistvolle Schriftsteller sich erworben hat, gehören vornehmlich Gebieten an, die vom Standpunkte der Geschichte aus als deren Hilfswissenschaften betrachtet werden, der Genealogie, Heraldik und Numismatik. Hier konnte er, wie er sich mir gegenüber mit berechtigtem Selbstgefühl einmal äußerte, auf sich selbst anwenden, was Kaiser Augustus von seinen Verdiensten um die Stadt Rom gesagt haben soll: latericiam inveni, marmoream relinquo.

Was die Wappen- und Münzkunde sowie die Genealogie den Forschungen Grotes verdanken, wird von den Vertretern dieser Wissenschaften in vollem Maße gewürdigt und ist durch seine entsprechenden Werke auch allgemeiner bekannt geworden. Dagegen ist es verhältnismäßig unbeachtet geblieben, daß Grote sich auch auf dem Gebiete der hannoverschen Landesgeschichte betätigt hat. Der Grund,

[1]) Hermann Grote, geb. 28. Dezbr. 1802 in Hannover, gest. 3. März 1895 in Linden. Nachrichten über sein Leben bis zum Jahre 1867 sind, von ihm selbst verfaßt, in Bd. VII seiner Münzstudien S. 145—170 enthalten. Vgl. ferner: W. Rothert, Allgemeine hannoversche Biographie Bd. II S. 175—186. Die Angaben in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 49 S. 562 betreffen nur Grotes Tätigkeit auf dem Gebiete der Münzkunde. Ein von ihm verfaßter Aufsatz über „Die frühere Verfassung der Stadt Hannover" ist im 3. Jahrg. der Hannov. Geschichtsblätter S. 89ff. veröffentlicht.



daß nur wenige eine Kenntnis hiervon erhalten haben, liegt darin, daß die Arbeit, zu der die Vorarbeiten erhalten geblieben sind, nicht abgeschlossen und daher nicht veröffentlicht worden ist.

Als Ergebnisse der hierauf bezüglichen Forschungen sind ein Atlas nebst dazu gehörigen Entwürfen sowie eine Anzahl von handschriftlichen Vorarbeiten vorhanden, welche mir s. Zt. aus dem Nachlasse Dr. Grotes von den Erben in dankenswerter Weise überlassen worden sind und seitdem im Stadtarchive aufbewahrt werden. Der Atlas besteht aus einer Karte der Diöcesen und Gaue Niedersachsens sowie 12 Tafeln, auf denen die Grenzen dargestellt sind, welche die braunschweig-lüneburgischen Lande gehabt haben in den Jahren: 1) 1300, 2) 1345, 3) 1388, 4) 1409, 5) 1432, 6) 1495, 7) 1525, 8) 1595, 9) 1625, 10) 1635, 11) 1665, 12) 1705. Grote hat diese 12 Tafeln in der Weise hergestellt, daß er auf je einer „Post-Karte des Königreichs Hannover und der angrenzenden Länder, 1825", die Grenzen der verschiedenen Landesteile, wie sie in den einzelnen Jahren bestanden, durch farbige, mit Tusche ausgeführte Linien und die braunschweigisch-lüneburgischen Gebiete selbst auch durch Flächenfärbung bezeichnete. Die erwähnte, 1825 im Buchhandel erschienene Landkarte war 40 × 47 cm groß und eignete sich, da der Druck nur matt war und gegenüber den farbigen Linien und Flächen zurücktrat, ganz gut zu derartigen übersichtlichen Eintragungen.

Die hierzu gehörigen Handschriften sind folgende:

1. Ein Folioheft, von Grote bezeichnet als „Historischer Atlas zur Erläuterung der Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg und seiner Besitzungen". Es werden darin auf je einer Doppelseite behandelt die Fürstentümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, Lüneburg, Hildesheim (nur z. Teil), die Grafschaften Hoya und Diepholz, das Fürstentum Wolfenbüttel, östliche und westliche Nachbarländer (nur z. Teil). Auf jeder dieser Doppelseiten sind links in einer Kolumne untereinander die Namen der Verwaltungsbezirke angegeben. Rechts davon sind nebeneinander 12 weitere Rubriken gezogen, den oben genannten Jahren bis 1705 entsprechend, in denen zu jedem dieser Jahre angegeben ist, zu welchem Gebiete der betr. Bezirk damals gehört hat.

2. Ein zweites Folioheft, „Historische Entwicklung des Territorialbestandes der einzelnen Provinzen des Hauses Braunschweig-Lüneburg," enthält, nach den Landesteilungen und einzelnen Fürstentümern angeordnet, Auszüge aus Erath, Koch, Scheidt und anderen Werken zur braunschweig-lüneburgischen Geschichte. Daran schließen sich weitere Aufzeichnungen Grotes, die gleichfalls Stoff für eine Bearbeitung der Landesgeschichte enthalten.

3. Schriftstücke, die Bearbeitung und geplante Herausgabe des Werkes betreffend. Wir ersehen aus den Akten, die von 1835 bis 1856 reichen, daß Grote lange Zeit hindurch neben seinen übrigen Arbeiten auch auf dem Gebiete der hannoverschen Landesgeschichte tätig gewesen ist. Das erste dieser Schreiben, vom 15. Januar 1835, ist eine Mitteilung des hiesigen Königlichen Archivs „An den Herrn Dr. jur. Grote jun. hieselbst. Im Auftrage des Königlichen Cabinetsministerii setzen wir Sie hiemit in Kenntniß, daß im Königlichen Archiv eine Urkunde über die in den Jahren 1409 oder 1410 vorgenommene Theilung der Lande Braunschweig-Lüneburg und Eberstein nicht vorhanden, und nur aus einer später ausgestellten Urkunde zu ersehen ist, daß in jener Theilung die Schlösser Harburg, Bleckede und Lüdershausen an Herzog Heinrich gefallen waren." Als Auskunft in der gleichen Sache, die Grote „behuf einer historischen Arbeit" erbeten hatte, teilte ihm das Kgl. Archiv am 13. September 1844 folgendes mit:

„Im Jahre 1409 am Montage nach dem Sontage Oculi mei (11. März) errichteten die Brüder Bernhard und Heinrich Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg einen Receß, worin verabredet ward, daß die Lande Braunschweig und Lüneburg nebst der Herrschaft Everstein sowie geistliche und weltliche Lehen innerhalb Jahresfrist getheilt und wie bei der Theilung verfahren werden sollte. Herzog Bernhard sollte theilen und Herzog Heinrich vierzehn Tage nach der Theilung wählen. Herzog Bernhard wollte ihm „die Theilung in zwei Schriften antworten" und jeder die dem anderen zugefallenen Dienstmannen und Städte an denselben verweisen.

Die Teilung wird im Jahre 1409 noch nicht erfolgt sein, denn beide Brüder stellten im selben Jahre gemeinschaftlich einen Revers wegen der vom Stifte Corvey zu

Lehen gehenden Güter aus und ebenso reversirten sich beide an St. Barbarae Tage (4. Dezember) 1409 wegen der Gandersheimschen Lehen, nämlich der von dem edelen Herrn Heinrich von Homburg hinterlassenen Güter. Eine von Herzog Bernhard am Freitage nach heiligen drei Könige 1411 den Bürgermeistern und Rathmännern der Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg ausgestellte Urkunde macht es wahrscheinlich, daß die Theilung im Verlaufe des Jahrs 1410 oder in den ersten Tagen des Jahrs 1411 geschehen sei. Weil nämlich nun die Theilung vorgegangen, so verweiset er (dem am 11. März 1409 errichteten Recesse gemäß) die genannten Bürgermeister wegen der Lösung der ihnen durante communione versetzten Schlösser Harburg, Lüdershausen und Blekede an Herzog Heinrich, auf dessen Antheil sie gefallen seien.

Nachrichten wegen sonstiger Ueberweisung von Landestheilen und Unterthanen in Gemäßheit jener Auseinandersetzung finden sich im Königl. Archive ebensowenig wie die im Recesse des Jahrs 1409 erwähnten beiden Theilungsschriften.

Die Frage, zu welchem Landestheile damals das Amt Wölpe, sowie die auf beiden Seiten der jetzigen Grenze zwischen den Fürstenthümern Lüneburg und Wolfenbüttel liegenden Aemter gelegt wurden, muß unerledigt bleiben.

So viel hat sich jedoch über die damalige Theilung ermitteln lassen, daß die Herrschoften Homburg, Hallermund und Adenois auf des Herzogs Bernhard Theil fielen, denn 1411 belehnte ihn Bischof Wulbrand von Minden mit den beiden letzteren Herrschaften. 1412 leisteten ihm und seinem Sohne Otto die Gebrüder von Hardenberg Verzicht auf ihre Ansprüche an die Herrschaft Homburg und 1414 errichtete Herzog Bernhard und sein Sohn Otto mit dem Stifte Hildesheim einen Vertrag wegen der genannten Herrschaft."

Eine andere Anfrage Grotes, die sich auf die vormalige Zugehörigkeit mehrerer Dörfer in der Nähe von Einbeck zu den Aemtern Erichsburg bezw. Rotenkirchen bezog, wurde vom „Cabinet Seiner Majestät des Königs, vermöge besonderen Auftrags", am 9. November 1844 eingehend beantwortet.

Nachdem die Arbeiten am Atlas von Grote noch längere Zeit hindurch fortgesetzt waren, hatte er den Wunsch, ihn herauszugeben und stellte einen „Approximativen Kosten-

anschlag für die Herausgabe eines historischen Atlas des Königreichs Hannover" auf, von dem jedoch der Schluß hier nicht vorliegt. Er macht darin zunächst einige Angaben allgemeiner Art:

„Der Atlas besteht aus 12 Charten und dem Texte [1]. Das Format das des Stielerschen Atlas. Da sich die Blätter nur durch die verschiedenen politischen Gränzen von einander unterscheiden, und der größte Theil der Zeichnung auf allen übereinstimmt, so können die Blätter mit doppelten Platten gedruckt werden, deren eine, die Urplatte, für alle die nämliche ist." Die folgenden Ausführungen enthalten Einzelheiten über den Druck der Tafeln und des Textes, die Herstellungskosten sowie die zu erwartenden Einnahmen, wobei eine Subskription des Ministeriums auf 50 Exemplare vorausgesetzt wird. Der Verkaufspreis würde 3 Taler betragen.

Grote machte dann, wie sich aus dem Zusammenhange entnehmen läßt, der Königl. Regierung Mitteilung von seinem Plane, und diese ließ sich zunächst von der Archivverwaltung ein Gutachten ausstellen. Als solches ist unter Grotes Akten abschriftlich vorhanden ein

„Gehorsamster Bericht des Archivars Dr. Schaumann, Hannover, den 7. April 1855. Betreffend einen vom Dr. Grote hieselbst eingereichten historischen Atlas des Königreichs Hannover.

Dem hohen Rescripte Eurer Excellenz vom 19./20. März d. J. gemäß habe ich nicht verfehlt, dem von dem Dr. Grote hieselbst eingereichten historischen Atlas des Königreichs Hannover einer prüfenden Durchsicht zu unterwerfen, und erlaube mir im folgenden meine Ansicht über das Unternehmen auszusprechen:

Die Idee, dem Gedächtniß das Erlernen der beim welfischen Territorio so reichlich vorkommenden Veränderungen und Theilungen durch chartographische Darstellungen zu erleichtern, ist eine alte und schon oft ausgesprochene. Durch die Verwirklichung derselben würde der Dr. Grote sich ohne

[1] Ueber den Verbleib des Atlas sowie des Textes ist nichts bekannt geworden. Die im Stadtarchive vorhandenen Karten bilden wahrscheinlich nur einen Entwurf, die dazu gehörigen Handschriften offenbar nur Vorarbeiten zu einer begleitenden Darstellung. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Krusch sind im hiesigen Königlichen Staatsarchive keine Nachrichten vorhanden, aus denen etwas über den weiteren Fortgang der Angelegenheit zu entnehmen wäre.



Zweifel ein bedeutendes Verdienst um das Studium der vaterländischen Geschichte erwerben.

Ob er die Kenntnisse zu etwas derartigen habe, darüber vermag ich im Allgemeinen mich nicht auszusprechen. Ich habe nur von seinen Freunden gehört, daß ihn langjährige heraldische und numismatische Studien beständig auf die Einzelheiten der hannoverschen Geschichte hingewiesen; auch habe ich ferner in Erfahrung gebracht, daß er an dem fraglichen Werke über zehn Jahre gearbeitet und gesammelt, indem ihm bereits zum Behuf der Förderung dieser Arbeit 1844 Mittheilungen aus dem hiesigen Archive gemacht seien.

Auch kann ich mich über die Ausführung der von Dr. Grote vorgelegten Arbeit im Ganzen nur günstig und empfehlend aussprechen.

Zwar sind dabei eine Reihe von neueren historischen Schriften nicht benutzt, wie z. B.:

a) Die neue Auflage der Hannoverschen Landesgeschichte,
b) Lappenbergs Hamburgsches Urkundenbuch,
c) das Lübecksche Urkundenbuch,
d) das Friesische Archiv, herausgegeben von Ehrentraut,
e) Raumers Urkundenbuch für Brandenburg,
f) Osnabrücksche Mittheilungen und Fortsetzung der Möserschen Osnabrückschen Geschichte von Stüve,
g) das vaterländische Archiv u. m. a.

Allein eines Theils würde sich dies Versehen leicht und jeden Augenblick nachholen lassen, anderntheils ist es wirklich sehr zweifelhaft, ob sich dadurch grade für die Grotesche Arbeit bedeutende Resultate gewinnen lassen würden. Denn wenn auch neuere Quellen viel für eine veränderte Anschauung von inneren Angelegenheiten und andern speciellen Verhältnissen bieten, so haben die schon längst bekannten Haupt-Theilungs- und Acquisitions-Documente noch mit keinem neuen vermehrt werden können, und der in den Origines Guelficae, in Koch pragm. Geschichte, Erath von den Haupttheilungen usw., Rethmeyer und andern enthaltene Stoff könnte zur Noth schon genügen, wenn es nicht auch ein Ehrenpunct für ein neues Werk wäre, nichts von neueren Forschungen unbenutzt zu lassen.

Daß bei einer Geschichte, wo die Landes-Veränderungen sich oft aus den kleinsten Gebietswechselungen herstellen — oft handelt es sich nicht um Aemter, sondern um einzelne Dörfer — mitunter kleine Irrthümer vorfallen, muß man als unvermeidlich ansehen. Auch ich habe deren einige gefunden; eine genaue Benutzung wird deren vielleicht hie und da, namentlich bei den äußeren Gränzen noch einige entdecken. Allein bei Unternehmungen wie die vorliegende wird immer erst nach längerer Zeit und vielseitiger Beurtheilung und Besprechung völlige Fehlerfreiheit erreicht. Nur das kann meiner Ueberzeugung nach schon jetzt gesagt werden: ein bedeutender Hauptfehler wird sich nicht finden.

So wird unter andern die zweite Theilung definitiv in das Jahr 1286 gelegt, während das Document darüber gar nicht mehr existirt und Scheidt bereits aus anderen Gründen es ziemlich gewiß dargethan hat, daß die Theilung nicht vor 1288 geschehen sein kann.

Auf den früheren Karten wird der Ort Bockenem nicht mit zur Grafschaft Wohldenberg verzeichnet, wozu er ursprünglich gehört hat.

Bei der Karte von 1595 entbehrt man jede Erklärung darüber, warum die zur Grafschaft Hoya gehörigen Stifter Bassum und Nenndorf als besondere Territorien angegeben sind.

Außerdem müßten meiner Ueberzeugung nach noch folgende Zusätze als Verbesserungen eingebracht werden.

I. Es sind vor dem Jahre 1300 noch zwei Karten anzufertigen.

a) Die eine müßte mit gänzlichem Ausschluß aller angränzenden Gebiete allein das Territorium enthalten, was der Herzog Otto Puer 1235 dem Kaiser Friedrich II. zu Lehn aufgetragen und als Herzogthum Braunschweig-Lüneburg zurückempfangen hat.

b) Die zweite müßte bestimmt sein für die Theilung von 1269, durch welche Alt-Braunschweig und Alt-Lüneburg entstand.

II. Auf allen Karten müßte, um das Braunschweig-Lüneburgische Territorium gleich von den angränzenden Gebieten sondern, und so die Vergrößerung besser verfolgen zu können, ersteres neben der geschehenen Illumination nochmals mit einem hervorstechenden dünnen Farbestrich (Schwarz, Gold oder Silber) umzogen werden. So wie

die Karten jetzt sind, vermag auf jeder einzelnen derselben der mit der Landesgeschichte nicht vollständig Bekannte auch nicht, Braunschweig-Lüneburg von seinen Gränzländern sofort abzuscheiden.

Mit diesen Verbesserungen halte ich das Unternehmen des Dr. Grote für ein jeder Empfehlung würdiges. Auf welche Art übrigens auch Eure Excellenz vielleicht demselben eine Unterstützung zukommen zu lassen gedenken, so wird doch dabei immer auch noch der Weg einzuschlagen sein, daß Eure Excellenz auch für die Folge darauf Bedacht nehmen, in den Lectionsplan der Gymnasien bei der Geschichte das Studium grade der vaterländischen Geschichte speciell vorzuschreiben. Solange dies nicht geschieht, wird auch der Absatz des vorliegenden Historischen Atlasses meiner Ueberzeugung nach immer ein sehr zweifelhafter sein."

Diesem Gutachten fügte am 19. April 1855 v. Warnstedt ein Promemoria bei, worin er gleichfalls die Benutzung der neueren Urkundenbücher als unerläßlich bezeichnete und Schaumann auch darin beistimmte, daß 1. der Territorialbestand der Länder Ottos des Kindes chartographisch darzustellen, 2. die Teilung von 1267 bezw. 1269 genau anzugeben sei.

Nachdem dann Grote wegen Veröffentlichung seines geschichtlichen Atlas am 20. Mai 1856 ein Gesuch an die Regierung gerichtet hatte, teilte ihm am 1. Juli 1856 das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten mit, daß es geneigt sei, das von Grote beabsichtigte wissenschaftliche Unternehmen in der von ihm gewünschten Weise zu fördern und zwar sowohl durch Abnahme von 50 Exemplaren wie durch Vorschußzahlungen an seine Verlagsbuchhandlung. Am Schlusse dieses Schreibens heißt es:

„Wir bevorworten indessen ferner, daß bevor zu der Herausgabe dieses Atlasses geschritten wird, Sie diejenigen Vervollständigungen und Ergänzungen anzunehmen haben, welche nach dem Urtheile des Archivars Dr. Schaumann hieselbst erforderlich sind, um Ihrem Werke den wünschenswerthen Grad der Vollkommenheit und Richtigkeit zu geben. Wir haben den Archivar Dr. Schaumann veranlaßt, sich dieser Mühewaltung zu unterziehen und an uns deshalb zu berichten.

Indem wir dieses dem Herrn Doctor zu erkennen geben, halten wir uns überzeugt, daß unsere obigen Entschließungen genügen werden, um den Fortgang des von Ihnen beab-

sichtigten Unternehmens sicher zu stellen. Wir werden dasselbe mit Interesse verfolgen und bezweifeln nicht, daß Sie die rasche Förderung desselben sich werden angelegen sein lassen."

Für eine Herausgabe des Atlas waren somit die Wege geebnet. Jedoch scheint Grote die Ausführungen Schaumanns als eine unberechtigte Kritik empfunden zu haben und ihm dadurch das Unternehmen verleidet zu sein. Jedenfalls ist die Ausführung des Planes, durch welche damals die Kenntnis unserer heimatlichen Geschichte gefördert worden wäre, leider unterblieben. Die Veröffentlichung jetzt noch zu unternehmen, empfiehlt sich nicht, da Einzelheiten der im Atlas enthaltenen Angaben nicht mehr dem heutigen Stande der geschichtlichen Forschung entsprechen, und da neuerdings im Auftrage der Historischen Kommission ein Historischer Atlas von Niedersachsen bearbeitet wird[1]). Wohl aber ist Herm. Grotes Kartenwerk sehr geeignet, dem Benutzer einen Ueberblick über die räumliche Entwicklung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg zu geben.

---

[1]) Hinsichtlich der hierauf bezüglichen Arbeiten vgl. die Darlegungen Joh. Kretzschmars in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen Jahrg. 1904 S. 391 und Karl Brandis das. 1909 S. 329; ferner die seit 1910/11 erschienenen Jahresberichte der Historischen Kommission sowie das Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine Jahrg. 1918 S. 87.

Aus dem Geschichtswerke Ph. Maneckes.

„Neustädter Markt wird angefochten.“

Am 3. Mai 1671 beklagte sich die Gemeinde darüber, daß auf der Neustadt, ebenso wie es in der Altstadt der Fall ist, wöchentlich zwei Jahrmärkte gehalten und nicht allein Feld-, Garten- und Baumfrüchte, frische Butter und dergleichen Victualien samt allerlei Hokenware, sondern auch andere Waaren der verschiedensten Art zu kaufen gestattet sein sollte. Das widerstreite aber ihren von den Landesfürsten erhaltenen Privilegien, wonach vor den Thoren der Stadt und überhaupt im Umfange von einer Meile Waaren, deren Verkauf den hiesigen Aemtern zukommt, nicht von Fremden verkauft werden dürfen. Sie würden sonst in ihrer Nahrung beeinträchtigt und unfähig werden, die Lasten des Landes zu tragen. Auch würden in den benachbarten Städten überall die Wochenmärkte derart eingeschränkt, daß die Aemter dadurch an ihrer Nahrung keinen Abbruch empfänden. Es würden dort nämlich nur Garten- und Feldfrüchte verkauft nebst dem, was dem Landmann in seiner Haushaltung zuwächst und er selbst aufzieht, nicht aber was aus fremden Orten mit großen Kosten und Gefahr angeschafft wird. Sie könnten sonst nur die Altstadt verlassen und auf der Neustadt Buden aufschlagen und die Wochenmärkte halten, weil sie davon keine Contribution zu geben brauchten, sie aber nicht einmal so viel verdienten, als die Abgaben erforderten.

Die Fremden würden diese Gelegenheit benutzen, sich hier ständig aufzuhalten und ihre Waaren zu verkaufen, die Einfältigen aber, in der Hoffnung, billiger zu kaufen, mit untauglichen Waaren oder sonst betrogen werden, während sie selbst dagegen Jahr aus Jahr ein, es sei wohlfeil, oder theuer, stets gute Waaren beschaffen und vorräthig haben müßten und diese um billigen Preis abgeben. Auf

andere zu erwartende Nachtheile wollen sie nicht weiter eingehen. Sie hätten zwar erleben müssen, daß die Neustadt sich dermaßen vergrößerte, hätten aber nie erwartet, daß zum Nachtheil der Altstadt ihr solche Freiheiten sollten eingeräumt werden, welche dereinst Alt- und Neustadt zugleich ruiniren und die Nahrung an Fremde bringen würden. Sie wollten daher Bürgermeister und Rath als ihre unmittelbare Obrigkeit gebeten haben, sich für sie beim Herzog zu verwenden.

„Ordnung wegen des Frey-Braues 1682"
(s. Hannov. Geschichtsblätter Jahrg. 1915 S. 351.)

„Berkelmanns Hof."

Peter Lorenz Berkelmann hatte 1642 ein Haus an der Stadtmauer, das s. Z. der Oberst Johann von Holle gebaut und dann der Großvogt zum Calenberge Lucas Langemantel besessen hatte, von dessen Tochter Catharina gekauft, um mit seiner Familie darin zu wohnen. Wegen der städtischen Abgaben und Lasten hatte er damals mit dem Rathe einen Vertrag auf 30 Jahre geschlossen. Nach Ablauf dieser Zeit wollte, da er inzwischen gestorben war, sein Sohn Lorenz Julius Berkelmann 1672 mit dem Rathe wegen Abschluß eines neuen Vertrages verhandeln. Da er aber bemerkt hatte, daß einige aus der Gemeinde gegen ihn eingenommen seien und den Hof an den allgemeinen Lasten theilnehmen lassen wollten, wandte er sich an die Regierung.

Der Rath lehnte jedoch deren Eingreifen ab und hielt, auch trotz eines 1674 gegen ihn ergangenen Urtheils, daran fest, Berkelmann müsse, falls er mit ihm nicht einig werde, dieselben Lasten tragen wie seine Nachbaren. So kam es, daß Berkelmann Jahre lang überhaupt keine Abgaben zahlte, da auch weder unter Dr. Hagemann, noch unter Lic. Türkes Syndikat etwas geschah, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Schließlich konnte die Sache jedoch nicht länger liegen bleiben, da Berkelmann zu Schoß, Contribution, Servis usw. nichts beitrug, während an die übrigen Bürger mit der zunehmenden Verschlechterung der städtischen Finanzen immer höhere Ansprüche gestellt und ihre Klagen daher immer häufiger wurden. Diese Lasten konnten damals kaum noch getragen, auch die wegen der

Collecte aufgenommenen Capitalien nicht genügend verzinst werden, so daß der städtische Credit auf dem Spiele stand und die Kriegs-Canzlei mit militärischer Execution drohte.

Der Syndikus Manecke unternahm es daher, die Sache wieder in Gang zu bringen. Er führte aus, daß jeder, der in einem Gemeinwesen angesessen und daher durch dessen Befestigungen, Sicherheitspolizei und Gerichtswesen geschützt sei, auch an den dafür nöthigen Kosten in entsprechender Weise theilnehmen müsse. Die Lasten seien bekanntermaßen nicht immer gleich, sondern wechselten, je nachdem sie auf Grund der jeweiligen Zeit und Sachlage von der Regierung unter Zuziehung der Landstände festgesetzt würden. Es sei daher nicht angängig, mit einem der Eingesessenen auf längere Zeit eine sich gleichbleibende Jahresabgabe zu vereinbaren. Eine solche sei zwar 1642 mit dem älteren Berkelmann verabredet worden, doch habe man damals eben noch nicht ahnen können, wie hoch später die Kosten für Contribution, Magazin, Einquartierung und Servis steigen würden.

Heutiges Tages würden außer den Reichs- und Kreissteuern jährlich gegen 10 000 Malter Magazin und monatlich etwa 22 000 Thlr. Contribution ausgeschrieben und ein ganzes Regiment sowie der Generalstab in die Stadt einquartiert werden. Wenn von Berkelmanns Hofe damals als Abgabe 10 Thlr. bezahlt ist, so müßte der Besitzer jetzt und seitdem er sich den Leistungen eigenmächtig unter dem Vorwande einer Klage entzogen hat, nach richtigem Verhältniß jährlich weit über 100 Thlr. entrichten.

Die fürstliche Kanzlei werde sich hoffentlich mit dieser Sache um so weniger befassen, als weder die Anlage noch die Vertheilung der Lasten jemals dorthin gehört hat, vielmehr jene von der Regierung und den Landständen beschlossen, diese aber jedesmal ausschließlich von Bürgermeister und Rath geschehen sei. Es würde auch für das städtische Contributionswesen eine zu große Störung und Zeitverlust verursachen, wenn es einem Eingesessenen freistehe, von der angelegten Contribution an die Kanzlei zu appelliren oder daselbst gegen Bürgermeister und Rath eine langwierige und kostspielige Klage anzustellen. So fänden denn auch die Berufungen in Contributionssachen nicht an die Canzlei statt, sondern seien an zwei Geheim-

räthe verwiesen. Diese hätten aber bisher in der Vertheilung noch nicht die geringste Unbilligkeit bemerkt, sondern ausdrücklich für billig befunden, die vermeintlichen Freihöfe wieder heranzuziehen.

Kläger habe zwar eingewandt, er sei kein Bürger und treibe keine bürgerliche Nahrung, allein nach hiesigem Stadtrechte könne niemand ein Haus zu Eigenthum besitzen, er sei denn Bürger. Auch komme es hier nicht darauf an, ob er Bürger oder Edelmann sei, sondern ob er Grundbesitz in der Stadt habe und deswegen contribuiren müsse. Daß er aber keine bürgerliche Nahrung treibe, komme hier nicht in Betracht, da die städtischen Abgaben hierselbst 1. von den Häusern, 2. vom Vermögen, 3. von der Nahrung erhoben würden. Wegen der Nahrung aber sei vom Kläger bisher nichts gefordert, sondern nur das Haus in Anschlag gebracht.

Den Einwand des Klägers, die 1642 festgesetzte Abgabe von 10 Thlrn. müsse eher jetzt herabgesetzt werden, weist Manecke durch Hinweis auf den Vertrag zurück, in dem ausdrücklich des Schosses, der außerordentlichen Lasten und Contribution, gewissen jährlichen Korns, gewisser Musketen, Bandelier, Kraut, Loth und 2 bewehrter Männer gedacht sei, welches alles des Klägers Vater zu liefern übernommen habe. Erfahrungsgemäß seien die Lasten heutiges Tages weit größer als damals, wo die Contribution monatlich in etlichen Groschen bestanden habe, während sie jetzt 3—15 Thlr. betrage. Auch habe man damals noch keine Einquartierung oder für ein Magazin zu sorgen gehabt, vielmehr sei die Brau-Nahrung in höchstem Flor, der Stadt Einkünfte von den Mühlen, Weinkeller, Apotheken und sonst in gutem Stande gewesen, welches heutiges Tages jedoch großentheils durch das Brauwesen auf dem Lande, durch die in der Nachbarschaft neuerungsweise angelegten vielen Wind- und Wassermühlen, auch vermehrte Weinschenken und Apotheken in und außerhalb der Stadt sehr beeinträchtigt sei.

Bürgermeister und Rath bäten daher, sie nicht zu einer Verhandlung mit Berkelmann zu nöthigen, die der übrigen Bürgerschaft beschwerlich sei und die sie weder vor dieser noch vor der Landesherrschaft verantworten könnten. Vielmehr möge dem Kläger eröffnet werden, daß er die öffentlichen Lasten gleich seinen Nachbaren zu tragen habe und daß deren Vertheilung dem Rathe allein zustehe.

Diesen Darlegungen gemäß erkannten Vice-Kanzler und Räthe am 23. Febr. 1684 zu Recht, daß Kläger wegen seines in Hannover gelegenen Hofes gleich anderen bürgerlichen Häusern die bürgerlichen ordentlichen und außerordentlichen Lasten nach einem den gewöhnlichen Grundsätzen gemäß eingerichteten Anschlage von Ostern 1672 an zu tragen schuldig sei.

„Marienseer Hof, ob er frey."

Zwischen dem Rathe und dem Kloster Mariensee, das hier an der neuen Mauer, der jetzigen Marstallstraße, einen Hof und 5 Buden besaß, war ein Streit entstanden, indem der Rath von den Bewohnern Theilnahme an den städtischen Lasten verlangte, das Kloster aber Freiheit davon beanspruchte. Die Stadt stützte sich dabei namentlich auf eine Urkunde des Propstes Magnus v. J. 1442, die aber vom Kloster nicht anerkannt wurde. Da auf die Forderung der Stadtkämmerei keine Zahlung erfolgte, so behielt diese eine dem Stift zustehende Rente zurück. Das Kloster wandte sich 1668 mit einer Klage an die fürstliche Kanzlei und erwirkte ein Mandatum de solvendo an Bürgermeister und Rath, doch wurde der Streit weiter geführt. Insbesondere verfaßte der Syndikus Manecke einen ausführlichen Bericht, in welchem er alle Gründe des Rechtes und der Billigkeit anführte, aus denen das Kloster gehalten sei, die seit 1638 rückständige Zahlung an Schoß, Wachtgeld, Contribution und Meinwerken für das Haus und 5 Buden, zusammen bis 1682 über 3000 Thlr., nebst den Zinsen, zu leisten.

„Cämerey contra Lunden olim Rautenberg."

Die Kämmerei hatte 1599 dem Bartold Rautenberg, erbgesessen zu Rethmar, 1000 Thlr. geliehen, die jährlich mit 6 v. H. zu verzinsen waren. Zur größeren Sicherheit sollten seine Güter, Erbe und Lehen, bis zu dem angegebenen Betrage als Unterpfand dienen. Nicht lange darauf kam es jedoch zum Konkurse, und das am 11. Jan. 1610 in Celle ergangene Urtheil, durch welches die Reihenfolge, in der die Gläubiger zu befriedigen waren, festgesetzt wurde, war für Hannover sehr ungünstig. An 11. Stelle war der hannoversche Bürger Levin Lunde aufgeführt, der damit

der Stadtkämmerei vorging. Aus dem langwierigen Rechtsstreite der Stadtkämmerei gegen die Familie Lunde sei hervorgehoben, daß erstere beim fürstlichen Hofgericht beantragte, „terminum ad liquidandum anzusetzen und die Lunden Erben dazu zu citiren, damit sie alle und jede Aufkünfte, die sie aus den Rautenbergischen eingehabten Gütern seither A. 1610 gehoben, richtig designiren und wo möglich die Cämerey auch zu den ihrigen verholfen werden möchte. Darauf auch eine Citation ad liquidandum erkannt d. 10. Oct. 1671 an Jonas Lunden sehl. Erben, als Jobst Lunden, Erich von Wintheim, Henrich von Anderten, Erich Anton von Wintheim, Erasmi Lunden Gevollmächtigten, Melcher Lunden Wittiben zu Bemerode und Valentin Behmer, Levin Lunden Creditoren Curatori bonorum". Nach mehrfachen Einwendungen der Beklagten wurde 1673 „zu recht erkannt, daß Beklagte einwendens ohngehindert wegen der einhabenden Rautenbergischen Güter zu liquidiren und eine richtige Verzeichniß alles deßen, so sie und ihre Eltern von Zeit beschehener Immission an bis hieher genoßen und daraus gehoben, ad proximum herzugeben schuldig". Einer Supplication wurde nicht stattgegeben, vielmehr blieb es bei dem Urtheil, und demgemäß haben Beklagte am 12. Dec. 1674 „geliquidiret, daß ihnen aus den Rautenbergischen Gütern noch restiren 10 331 Thlr. 12 Gr."

Wahl Lic. von Wintheim zum Bürgermeister d. 21. Mart. Ao. 1684.

Den 21. Mart. 1684 ward Lt. von Wintheim zum Bürgermeister erwehlet; damit ging es also zu: Es ist gebräuchlich gewesen, daß die Syndici zum Consulat befordert, allermaßen D. Türke, D. Amsing und D. Hagemann daßelbe nach einander widerfahren, auch kurz nach Bürgermeisters Amsings Tode D. Hagemann selbst zu mir gesagt, es schickte sich nicht anders, ich müßte Bürgermeister werden, und wollten sie alsdann geschwinde mit der Syndicat-Wahl auch verfahren, worauf ich mich doch höflich entschuldiget, sie würden mich damit verschonen [1]). Nachgehends ist ein gräflicher Bedienter von Bückeburg incognito zu uns in St. Georgii Kirche auf des Raths Priche gekommen, welchen

[1]) Ueber Maneckes Stellung und amtliche Tätigkeit in Hannover vgl. Hannov. Geschichtsbl. Jahrg. 1910 S. 248 und 1915 S. 477.



D. Hagemann so wohl als ich unten an stehen laßen. Solches hat man mir zur Hoffart wollen ausdeuten, da doch D. Hagemann eben daßelbe gethan, wir beyde den Mann nicht gekannt, er auch auf unser Priche nicht berechtiget, und wenn wir jedermann sollten über uns stehen laßen, nicht allein unser im Namen der Stadt tragendes hohes Amt geschimpfet, sondern auch wir gar von der Priche würden vertrieben werden.

Bald darauf hat der Mann durch Melcher von Wintheim gemacht, daß D. Hagemann seinem Sohn und noch einem andern Knaben den Kirchenschlüssel zum Bürgermeister-Stuhl gegeben, so daß sie sind dreist hinaufgegangen und neben mir getreten, der Bürgermeister aber aus der Kirchen geblieben. Weil mir nun bedünket unbillig zu sein, daß ich nebst Kindern sollte von einer Priche sehen, da die vornehmsten Glieder des Raths bishero gestanden, auch von des Bürgermeisters Anleitung nicht gewußt, überdem derselbe nicht berechtigt, einen Stuhl, der nicht sein eigen, sondern von der Stadt zu seinem und der obersten des Raths Amt gewidmet, mit meiner und der übrigen Verkleinerung an andere, bevorab an Kinder, zu vergönnen und mit den Stadtgütern als sein eigen zu gebehren, so bin ich aus dem Stuhl zurück getreten in den andern, so dahinter. Daßelbe ist von den Knaben und ihren Adhaerenten dermaßen angebracht, als ob der Herr Consul selbst geschimpfet, und ich mich über ihn zu erheben trachtete.

Um eben dieselbe Zeit haben mir die Schoßherren geklaget, daß der Hauptmann nicht zu ihnen käme, wenn die Execution sollte verrichtet werden, darüber gar wenig einkäme, das meiste im Rest bliebe, und das Publicum versäumet würde, auch mehr andere Klagten hinzu gemischet, darüber ich den schlechten Zustand unsers Stadtwesens beseufzet, und daß ich ihn zur Hauptmannschaft mit befördert, welches dem guten Mann mag hinterbracht sein, darüber auch denn geoffendiret. Dieser Occasion hat sich bedienet Melcher von Wintheim, der bishero die austräglichsten Aemter bey der Mühlen, Apotheken und Weinschenke samt dem Ziegelhofe bedienet, und weil die Bürgerschaft damit allerdings nicht zufrieden, für eine Aenderung, wenn ich zum Consulat sollte gelangen, sich befürchtet, auch demnach sowohl apud Consulem als beim Hauptmann rechtschaffen zugegoßen und hingegen obgedachten seinen Vetter

recommandiret, welchen er allbereit für 2 Jahren gerne hätte im Rath gehabt, wenn ich es nicht gehindert.

Hiezu ist vermuthlich noch dieses gekommen, daß die aus der Kaufmanns-Innung sich besorget, wenn ich zum Consulat käme, möchte ich die Krämer-Parthey ergreifen wegen streitiger Handlung mit neuen Waaren, welche für Laken geachtet, aber nicht also genennet werden, und demnach lieber den Wintheim als mich im Consulat gesehen.

Hiezu haben sie eingewandt dem Ansehen nach nicht allein obgedachte Motiven, sondern auch, ich wäre bey jedermann verhaßet, ich wäre zu hoffärtig und was dergleichen mehr, da doch jedermann, auch Hagemann und Wintheim selbst sehr vielen Leuten verhaßet und ich niemand zum Haße Ursach gegeben, noch weiter mich erhoben als mein Amt und Stand erfordert.

Diese Consilia haben sie insgeheim geschmiedet und vermuthlich zu Mitgehülfen gehabt die bekannte Sauf- und Spielgesellschaft, welche ich allemahl propter nimiam Consulis familiaritatem et alias rationes gehaßet. Dazu ist vermuthlich gekommen, daß Hagemann mit ihm verwandt, täglich gesoffen und gespielet und also einen guten Collegen an ihm vermuthet, welcher auch den schlechten Zustand des Stadtwesens und deßen Verbesserung, imgleichen wie alles von Hagemann versäumet, nicht reflectiren, sondern more consueto alles mitmachen würde.

Hiezu hat vermutlich auch mit geholfen Borchardt Jürgen von Anderten, weil er meiner Frauen Mutter schuldig und bey meinem Consulat sich mehrern Nachdrucks besorget, imgleichen ich zu verschiedenen Mahlen im Rath erinnert, daß man ihm im Billetir-Amt einen Collegam sollte adjungiren, damit wenn ihm etwas menschliches zukäme, per ignorantiam omnium rerum, so bey der Einquartirung vorfallen, die Stadt nicht gefährdet würde, welches er nicht gerne gesehen. Anderer Ursachen mehr zu geschweigen.

Sie haben aber um so viel beßer durchdringen können, weil ich mich um das Consulat gar nicht bemühet, sondern mit meinem Amt wohl zufrieden; wenn der Rath aber mich einmüthig und rechtmäßig würde erwählet haben, ich meine Dienste der Stadt zu versagen nur keine Ursache gehabt. Dannenhero der Bürgermeister auch etwa sich besorget, wenn ich das Consulat bekäme, möchte ich auch das Syndicat behalten wollen und ihm also der gewöhnliche acquaestus

entgehen, welchen er entweder aus beiden oder wenigstens aus einer Promotion zu erwarten hätte.

Ueber diese Consilia ist die Zeit hingangen bis 3 Wochen vor Ostern der Bürgermeister im Rath mit einer verdächtigen Vehemence proponiret, daß es sey Zeit zur Bürgermeister-Wahl zu schreiten und auf der Cantzel bitten zu laßen, welches auch also beschloßen und 2 Sonntage nach einander geschehen.

In währender Zeit hat man mir viel gesaget von D. Oldekop, daß der dem Bürgermeister 1000 Thlr. für die Promotion geboten, imgleichen von Lic. von Wintheim, daß der seiner Frauen Brautschatz wollte daran wagen und D. Landwehr auch ein namentliches geboten und offeriret.

Weil aber für dergleichen Marquetenterey allemahl einen Abscheu gehabt, überdem Oldekop zu jung, der Stadt-Sachen unerfahren, auch erst für etlichen Jahren hie kommen und mit keinen unbeweglichen Gütern angeseßen, Lt. Wintheim imgleichen in praxi nicht geübet, noch geseßen, sondern obaeriret, dem Bürgermeister und anderen des Raths nahe verwandt, auch ein Patritius und aus der Kaufmanns-Innung, welcher nebst Hagemann ex eadem tribu contra consuetudinem loci zugleich nicht können Bürgermeister sein, Landwehr zu hitzig und ungeseßen, auch nebst seinem Vater, welcher Stadt-Hauptmann, nicht zu einer Zeit das Consulat führen können, so habe es für eine ungegründete Rede gehalten und mir nicht einbilden können, daß man so fahrläßig mit dem höchsten Amt der Stadt gebehrden würde, da so viel an gelegen.

Nachdem nun 2 Sonntage für die Wahl gebeten und an folgenden Mittwochen noch nichts von der Wahl geredet, habe Secret. Töpffer an den Bürgermeister geschicket und erinnern laßen, daß es Zeit würde sein zum Werk zu greifen, damit wir nicht mit dem vielen Beten verlachet noch das parturiunt über uns gesungen würde. Imgleichen würde nötig sein, nach dem Einhalt Herzog Johann Friedrichs Resolution den Eid sowohl in der Geheimten Achte als den ganzen Rath über die Bürgermeister-Wahl schwören zu laßen [1]), und ob ich wohl mich schuldig erkennete, gemeiner Stadt gleich meinen Antecessoren in der Qualität zu dienen, so hielte doch dafür, wenn der Herr Bürgermeister des Raths

[1]) Die erwähnte Entscheidung Herzog Johann Friedrichs über die Bürgermeisterwahl sowie die Eides-Formel s. in den Hannov. Geschichtsbl. Jahrg. 1915 S. 473—475.



Affection gegen mich nicht gesichert wäre, wie er doch seines Ortes wohl wißen könnte, so würde es nicht allein mir, sondern auch dem ganzen Rath verkleinerlich sein, mich nebst andern, die etwa nicht einst meines gleichen, mich auf die Wahl zu setzen.

So hätte ich auch gehöret, daß jemand aus der Kaufmanns-Innung mit sollte in Consideration kommen; weil aber der Herr Bürgermeister allbereit selbst aus dem Ordine wäre, und man kein Exempel hätte, daß zugleich 2 Consules daraus genommen, es auch in geringeren Officiis zu Rathhause nicht geduldet würde, sondern allemahl gegen 1 aus dem Kaufmann, 2 aus der Gemeine seyn müßten, zudem solches die Proportion der Bürgerschaft gegen den Kaufmann sattsam erforderte, und deswegen zum öftern 2 Consules zugleich aus der Gemeinde gewesen, so wollte ich nicht hoffen, daß der Hr. Bürgermeister desfalls eine Aenderung zu machen gemeinet, widrigenfalls würde ich wegen meiner Eide und Pflichten denselben contradiciren müßen.

Ferner ob ich gleich mit auf die Wahl gesetzet würde, würde ich doch als ein vornehmes Glied der geheimten Acht vorher mein Gutdünken über die beide andere, so neben gesetzet werden sollten, eröffnen müßen. Worauf er mir zur Antwort wißen lassen, der Affection wegen wäre er nichts gesichert; der Eid sollte abgestattet werden. Die Wahl wäre ganz frey, absque exclusione des Kaufmanns, und könnte ich nach Belieben darbey sein.

Als ich nun am 21. Martii, welches nach alter Gewohnheit zum wenigsten einen Tag vorhero hätte geschehen sollen, in die geheimten Achte gefordert und dieselbe nebst dem Bürgermeister vor mich gefunden, habe ich sie nach Gewohnheit gegrüßet, der Bürgermeister aber hat mir ein solches ungewohntes Gesicht zugemachet, daraus ich nicht alleine deßen bishero verborgene große Feindschaft und was er bey dieser Wahl vorhätte, sondern auch daß er allbereit einen guten starken Trunk Wein zu sich genommen, bemerken können.

Er hat auch bei allen seinen Reden mir nicht einst das Gesicht gegönnet, sondern wider Gewohnheit daßelbe mir vorbey den Rathsherren zugewandt, 2) darneben gepproponiret, ich hätte mich des Consulats gänzlich begeben, welches ich modestiae causa et ad emoliendam omnem suspicionem ambitionis unbeantwortet gelaßen, der Meinung, wenn ich

mich gleich deßen begeben hätte, welches doch nicht geschehen, daß doch die Geheimte Acht sowohl als der Rath auf das bonum publicum nichts desto minder sehen und mich wählen könnten.

3) Demnach hat er seine Candidaten in folgender Ordnung abgelesen: a) D. Koch, b) D. Landwehr, c) D. Oldekop, d) den jungen D. Türken und e) Lt. von Wintheim. Den ersten hat er sofort wegfallen lassen, den andern seiner Frauen unzeitigen Kindbette, auch hitzigen Kopfes halber getadelt, daß aber viele Bürger ihm anhingen, in Consideration gebracht.

Als nun auch ich meine Gedanken darüber eröffnen sollen und gesehen, daß der alte D. Türke so wenig als Lic. Schulze, davon doch eine Zeithero viel redens gewesen, in Vorschlag kommen, zudem ich selbst artificiosè, ne dixerim dolosè excludiret, habe ich mein zu dem Ende den vorigen Abend schriftlich abgefaßets Votum dem Hrn. Bürgermeister zugestellet, mit Bitte, daßelbe verlesen, ad protocollum legen und mir eine Recognition darüber ertheilen zu laßen, auch meinen Abtritt genommen praefatus de permissione, worauf der Bürgermeister abereinst trotzig geantwortet, ich könnte hingehen.

Ehe es aber zur Ablesung der Candidaten gelanget, hat er pro forma den Eid der geheimten Achten erectis digitis den übrigen vorgelesen und schwören laßen, selber aber à part nicht geschworen, wie in dergleichen Fällen billig hätte geschehen sollen, überdem, sein boshaftes Vorhaben desto beßer zu verbergen, hat er das Collegium bedrohet sub poena ejectionis nichts von den rationibus, welche über die Candidaten fallen würden, auszuschwätzen, welches die Einfalt dahin gedeutet, als ob sie auch das dabey vorfallende Unrecht nicht an gehörigem Orte klagen dürften.

Als ich nun zu Hause kommen und des Bürgermeisters Intriguen beßer nachgesonnen, habe ein Zettul zu Rathhause gesandt des Inhalts, daß, ob ich mich zwar inter Candidatos nicht angemeldet, dennoch ihnen dadurch ihre Macht nicht restringiren wollte, auch mich zu solchem Amt zu wählen, denn ich mich schuldig erachtete zu thun, was meine Antecessoren gethan.

Wie ich aber nachgehends vernommen, ist es nicht verlesen noch attendiret, sondern das Werk durch die Autorität des Bürgermeisters dahin dirigiret worden, daß ich von der

Zahl der Candidaten excludiret und allein 1) D. Landwehr, 2) D. Oldekop und 3) Lt. von Wintheim vorgeschlagen worden.

Diesem nächst hat man Secretarium Töpffer an mich geschicket und gebeten ans Rathhaus zu kommen, der Wahl beyzuwohnen, da dann der Bürgermeister abermahl den andern zwar Wahl-Eid vorgelesen, aber selbsten weder geschworen noch gewählet, sondern sein Votum suspendiret.

Als ich nun gesehen, wie alles so verdächtig und gewaltsam zugegangen, auch der Bürgermeister, den andern das Gewißen leichter zu machen, diese Worte gebrauchet, sie hätten eben darauf nicht zu sehen, wer der geschickteste zu diesem Amt, sondern nur, wer unter den vorgeschlagenen dreyen der beste nach ihrem Gutdünken sey, überdem ich nach meinem Eide und Gewißen niemand mein Votum geben wollen, sondern expressè gesaget, ich hielte keinen unter allen capabel dazu.

Nichts desto minder haben die andern gewählet, und die Majora den Wintheim betroffen, worauf denn alle Zettul auf Befehl des Bürgermeisters verbrannt, und ich gesagt, es wäre eine Sache, dergleichen nicht geschehen, solange Hannover gestanden, daß 2 Consules zugleich aus der Kaufmanns-Innung gewesen, worwider aber der Bürgermeister mit trotzigen Worten heraus geprahlet, das hätte sich noch niemals ein Syndicus eingebildet, daß er dem Rath Leges vorschriebe, und das wollten sie auch mir nicht gestehen. Worauf aber ich geantwortet, ich hätte sowohl ein freyes Votum auf dem Rathhause als er.

Diesem nächst hat der Bürgermeister dem Gerichtschreiber befohlen, den Wintheim heran zu holen, da dann auch, nachdem einige Parthevsachen abgehandelt, der Bürgermeister ein groß Compliment gemachet, als ob er per majora legitimè in des sel. Amsings Stelle gewählet, dieser auch praemeditatè eine Rede angefangen und auf das Exempel des Curii sich bezogen, dem Vaterlande zu dienen, es aber nicht ausgeführet, sondern allsofort wieder abgekürzet, den Eid abgestattet, die Glückwünschung von dem Bürgermeister, aber nicht von mir noch von den andern nach Gebrauch a part und aufstehendsweise empfangen, allemaßen dann der Bürgermeister, als er gemerket, daß ich an allen dem Verfahren keinen Gefallen trüge, noch dem Wintheim die gewöhnliche Ehre erweisen wollen, zu den übrigen, welche zum Aufstehen bereit, diese Worte gesagt, sie möchten nur sitzen bleiben.

Den folgenden Tag habe Berend Bartels zu mir gefordert und demselben guten Theils angedeutet was passiret, demselben freystellend, ob er mit der Gemeinde deswegen wollte reden. Den Montag hat sich die Gemeinde zu Rathhause versamlet und sind die Vorsteher zu mir gekommen, Raths zu erholen, denen ich allen Glimpf zu gebrauchen, jedoch das Recht der Gemeinde auf zuläßige Weise zu conserviren gerathen. Welches sie auch versprochen; der Bürgermeister aber hat einigen deswegen hart zugeredet und dabey ist es geblieben. Er hat auch nachgehends in Stadtsachen der Gewohnheit und seiner Schuldigkeit nach nichts außerhalb Raths mit mir communiciret, sondern gar vor geheimter Rathstuben und mit den Schatzräthen über das hohe importante Licent-Wesen alleine geconsultiret. Gott hat ihn aber gestrafet, daß er nachgehends nicht eine gesunde Stunde gehabt, überdem noch außerhalb Landes zu Wiesbaden d. 4. Sept. dieses Jahres Abends um 5 Uhr hat sterben und begraben werden müssen.

Aus der Sammlung der Landes=Verordnungen im Stadtarchive.

Bald nach seiner 1725 erfolgten Wahl zum Bürgermeister der Stadt Hannover ließ Chr. Ulrich Grupen neben anderen Arbeiten, durch die er sich die größten Verdienste um das Stadtarchiv erwarb, eine Sammlung von Landes=Verordnungen[1]) anlegen. Sie ist bezeichnet als „Hannoversche Zellische Landes=Constitutionen und Policey=Verordnung", umfaßt sechs Foliobände und enthält eine große Anzahl von meist gedruckten, zum geringeren Teile handschriftlichen Verordnungen. Es sind vorwiegend solche, die auch für die Stadt Hannover von Bedeutung waren und zwar sind sie in Gruppen eingeteilt, die nach alphabetisch angeordneten Stichworten aufeinander folgen. Da später vollständige Sammlungen der Landes=Ordnungen und Gesetze im Druck erschienen und somit allgemein zugänglich sind, so soll hier auf den Inhalt nicht weiter eingegangen, sondern nur die Anordnung sowie einzelne Stellen mitgeteilt werden, welche für Hannover besonders in Betracht kommen oder zur Erklärung der betreffenden Ueberschrift dienen.

Abzugsgeld.

Bisher hatten die einzelnen Landesteile und Städte des Kurfürstentums Braunschweig=Lüneburg das Recht gehabt, von solchen Einwohnern, die ihr Gebiet dauernd verließen, einen verschieden bemessenen, jedenfalls aber erheblichen Teil ihres Vermögens als Abzugsgeld einzuziehen. Da dieses als ungerecht empfunden wurde und zu vielfachen Beschwerden geführt hatte, so hob Kurfürst Georg Ludwig durch Verordnung vom 18. Mai 1708 die darauf be=

[1]) Oskar Ulrich gibt in seinem Werke über „Christian Ulrich Grupen, Bürgermeister der Altstadt Hannover, 1692—1767" S. 46—50 eine Uebersicht über Grupens Tätigkeit auf diesem Gebiete.

züglichen Privilegien und Gewohnheiten auf, sofern der Abzug aus einem Teile des Kurfürstentums in einen anderen desselben Landes erfolgte. Dagegen sollte das Abzugsgeld als Vergeltungsmaßregel fortbestehen, wenn der bisherige Einwohner in ein fremdes Land zog, das seinerseits Abschoß von solchen erhob, die in braunschweig-lüneburgisches Gebiet auswanderten.

Verordnungen Nr. 1—8, aus den Jahren 1708—1721[2]).

Nr. 1. „Von Gottes Gnaden, Wir Georg Ludewig, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heil. Röm. Reichs Churfürst rc. fügen hiemit zu wissen, demnach zwischen Unsern Fürstenthümern Calenberg, Grubenhagen und andern dazu gehörigen Graf- und Herrschaften eins, und dem Fürstenthum Zell sampt denen bey voriger Fürstl. Zellischer Regierung dazu gehörig gewesenen Graf- und Herrschaften andern theils, wie auch in denen darin belegenen Land- und großen Städten, das so genannte Abzugs-Recht bisher im gange gewesen und zu großer Beschwerde allerseitiger Eingesessenen gegen einander mit eben dem rigore als gegen Fremde gebraucht worden, solcher gestalt daß, wann die Unterthanen obbemeldter Unsrer Lande mit ihren Gütern aus einem ins andre, oder auch so gar Bürger aus denen Städten sich nur außer denenselben aufs platte Land oder an einen andern Ort im Lande begeben, die Abziehende den 3ten, 4ten oder 10ten Pfennig Abschoß lassen müssen, Wir aber solches an sich odiose Werk, absonderlich unter Unterthanen, so unter einer Regierung stehen, für gar was hartes und unbilliges erkennen, und also nunmehro, nachdem durch Gottes gnädige Schickung obermeldte Fürstenthümer unter Unsrer Regierung mit einander combiniret, nicht länger zu dulden, sondern aus landesväterlicher Vorsorge durchgehends in und zwischen allen Uns angehörigen Landen gänzlich aufzuheben gemeinet sind, also und dergestalt, daß wenn 1) Jemand vom höchsten bis zum niedrigsten aus einem Fürstenthume ins andere, oder 2) aus einer Stadt an einen andern Ort in Unsern Landen, es sey wo es wolle, seine Wohnung verrücken, oder seine Haab und Güter, Erbschaften, Vermachtnissen, Kauf- und Heyraths-Gut oder andere Mobilien und effecten transferiren wird, der-

---

[2]) Vgl. Chur-Braunschweig-Lüneburgische Landes-Ordnungen und Gesetze Calenbergischen Teils (Repertorium 1740) S. 2 und 3, desgl. Zellischen Teils, Alphabetisches Haupt-Register (1745) unter Abzugsgelder.

selbe desfalls mit aller Nachsteuer gänzlich verschonet, und deshalber an keinem Orte, noch besonders in unsern Landstädten, unter wasserley praetext es wolle, gestalt Wir dann Kraft landesfürstl. Macht und Gewalt alle und jede darob haltende Privilegia, Concessiones und Gewohnheiten hiemit gänzlich cassiren und aboliren, aufgehalten werden soll, es wäre dann, daß 3) die Güter in ein fremdes Land, allwo man von Unsern Unterthanen Abschoß nimbt, gehen würden, da dann Uns, Unsern Adlichen Gerichten und denen Städten, welche das Abzugs=Recht erweislich hergebracht, unbenommen seyn soll, ex jure retorsionis gleichfalls soviel Nachsteuer, als in dem frembden Lande von denen Unsern genommen wird, zurück zu behalten: Welchenfalls jedennoch 4) Unsre Bediente, wie sie in Unsers weyl. Herrn Vettern Herzog Friederich Ulrichs hochsel. Andenkens Constitut. vom 3ten Pfennig de anno 1623 specificiret, und deren Erben in Linea recta, oder welchen 5) Wir sonsten aus sonderbarer Gnade den Abschoß erlassen werden, sampt deren Gütern, vom Abzuge nach wie vor befreyet bleiben;

Als befehlen Wir Unsern Ober=Hauptleuten, Drosten, Beambten, Gerichts=Inhabern, Schultheißen, Bürgermeistern und Raths=Männern in denen Städten, und insgemein allen Unsern Angehörigen und Unterthanen sambt und sonders, daß sie obigem allen also unterthänigst= und schuldigster maßen nachleben, so lieb ihnen ist Unsere schwere Ungnade und sonsten zu gewärtigende Strafe zu vermeiden.

Urkundlich Unsers Churfürstl. Handzeichens und vorgedruckten Geheimbten Canzley=Secrets. Geben in Unserer Churfürstl. Residence Hannover den 18ten Maji 1708.

Georg Ludewig Cuhrfürste."]

Accise. Licent.

Hannoversche Verordnungen Nr. 1—52, von 1620—1725.
Cellische Verordnungen: Nr. 53—81, von 1682—1698.
Licent=Sachen: Nr. 82—112, von 1691—1701.

Nr. 9: Accise- und Consumtions-Ordnung des Herzogs Ernst August, vom 20. Oct. 1686. Verlegt durch Nicolaus Förster, Buchhändler zu Hannover, wohnend in der Kramerstraße. — Der Herzog hat in dem Bestreben, die Lasten der Unterthanen erträglicher zu machen

und die bei dem bisherigen Modus der Contribution sich ergebende Ungelegenheit abzustellen, eine erträgliche Consumtions-Accise für das beste Mittel gehalten und daher nach erfolgter Beratung mit der Landschaft die bisherige Contribution aufgehoben und statt deren eine auf die Consumtion gelegte Accise oder Licent einzuführen beschlossen:

„1. Vom Getränke.

Alicant — Spanisch-Wein, Malvasier, Bastart, und andere dergleichen rare und kostbare Weine von der Ohm oder 40 Stübchen Wormser Eyche . . . . 4 Rthlr.
oder vom Quartier . . . . 1 Mgr.
Rhein-, Stein-, Mosel- und Neckar-Wein, Seck, Vin de Bordeaux und Champagne von der Ohme . . 2 Rthlr.
oder vom Quartier . . . . 4 Pf.
Gemeine frantzösische, Franken- und Bergstraßer, auch Hambacher u. a. dgl. Weine von der Ohm . . . . 1 Rthlr.
oder vom Quartier . . . . 2 Pf.“

Die ferneren Bestimmungen betreffen die Abgaben von Branntwein und Bier.

„2. Vom Korn und Brodt.

Vom Rocken und Gersten in den Mühlen gemahlen, vom Malter Braunschweigscher Maß, oder von 258 bis 270 lb. Korn . . . . 12 Mgr.
Thut vom Himpten oder von 43—45 lb. . . 2 Mgr.&c.“

„3. Vom Schlacht-Vieh.

Von allerhand Schlacht-Vieh, als Ochsen, Rinder, Schweine, Schafe, Hamel, Ziegen, Kälber, Lämmer, Hidchen, Sponferckjen zu eigener Consumtion oder Verkauf von jedem Thaler, darum es gekauft oder was es werth ist, welches die Schlächter zu beobachten beeydiget werden sollen . . . . 3 Mgr.“

„4. Von Kleidung, Schuhe und Stiefeln.

Was von neuen zur Kleidung gebrauchet wird, muß nicht bey dem Kramer, sondern beym Schneider veracciset werden, und der Schneider das Kleid ehender nicht folgen lassen, bis ihme über die abgeführte accise der Zettel eingeliefert, und soll solche accisung geschehen auf nachfolgende

Maße: Vom Tuch und allem Zeuge, so zum Kleide vor Manns- oder Frauens-Personen, auch Kinder gebrauchet wird, es sey Seyden, Wöllen oder Linnen, imgleichen von doublüre, Futter, worunter auch Peltereyen zu verstehen, seyden Knöpfen und alles übrige, so am Kleide fest ist, von jeden Thaler, darumb es gekauft oder bedungen 3 Mgr." 2c.

„5. Salz, Toback und Karten.

Derjenige, so dergleichen im Lande aus der ersten Hand kauft, oder von außen ins Land kommen läßt, oder mit sich herein führet, entweder selbst zu consumiren oder zur Consumtion einzeln wieder auszusellen
Salz vom Malter Braunschweig. Maße . . 1 Rthlr.
oder vom Himpten . . . . 6 Mgr." 2c.

Allodium. Entscheidungen der Kgl. u. Churfürstl. Regierung wegen der auf den Allodialgütern der erloschenen alten Braunschweigischen Linie haftenden Schulden. Nr. 1—3 von 1725 und 1726.

Aemter und Gilden. Nr. 1—23 aus den Jahren 1594—1727.

Apotheke. Nr. 1—7 a. d. J. 1718—1720.

Armenwesen. Nr. 1—26 a. d. J. 1595—1723.

Bd. II.

Backordnung. Nr. 1—7 a. d. J. 1713—1720.

Bau-Wesen. Nr. 1—6 a. d. J. 1659—1713.

Branntwein-Brennerei. Nr. 1—20 a. d. J. 1698—1725.

Brau-Nahrung. Nr. 1—15 a. d. J. 1643—1718.

Braunschweigische Rebellion. Nr. 1—4 a. d. J. 1602—1614.

Brunnen-Ordnung. Nr. 1—7a. d. J. 1686—1718.

Buchdrucker-Censur. Nr. 1—4 a. d. J. 1614—1718.

1. Privileg Herzog Friedrich Ulrichs für Elias Holwein, Buchdrucker und Formschneider zu Wolfenbüttel; 21. Jan. 1614. 2. Privilegien der Herzöge für die Sternsche Buch-

druckerei in Lüneburg. 3. Privileg König Georgs I. für den Buchdrucker J. H. Hillermann in Hameln; 13. Juni 171[illegible].

Bürgerhäuser. Nr. 1—3. 1692—1712.

1. Herzog Ernst Augusts Verordnung wegen der Bürgerhäuser, so von Personen acquiriret, welche zu der Bürgerschaft sich nicht mitrechnen, und daß davon alle Land- und Stadt-Praestanda richtig einkommen sollen." 13. Dez. 1692. 2. Churfürst Georg Ludewigs Verordnung, daß, wann ein bürgerlich Haus an einen Extraneum und solchen, so kein Bürger ist, verkaufet worden, derselbige das Bürgerrecht und nach Beschaffenheit der Häuser das Brauerrecht zu gewinnen und deshalb Praestanda nach Verfließung 2 Jahr abzuführen schuldig seyn solle." 9. Oct. 1704. 3. „Ejusdem Verordnung, daß die bürgerliche Häuser, Aecker, Wiesen, Garten ꝛc. nicht heimlicher Weise an andere sollen verkaufet oder sonsten alieniret werden, sondern an die ordentliche Obrigkeit vorher angemeldet werden sollen." 6. Dec. 1712.

(Fortsetzung folgt.)

Joh. Chr. Kestners Arbeiten zur braunschweig-lüneburgischen Landesgeschichte.

Von Dr. O. Jürgens.

Den ältesten Bestandtheil des im Stadtarchive befindlichen Kestnerschen Nachlasses bilden Handschriften, die sich auf Joh. Chr. Kestner beziehen. Dieser wurde am 28. August 1741 als Sohn des Geh. Kanzlisten Joh. Herm. K. in Hannover geboren [1]). Nach Beendigung der Göttinger Studienzeit blieb er zunächst in Hannover, hatte die Absicht, den Beruf eines Rechtsanwalts zu ergreifen und bemühte sich, wie er schrieb, sich „bey geschickten Advocaten durch Ausarbeitungen und Fleiß einige Kenntniß in praxi zu erwerben“.

Die damals eingerichtete Visitation des Reichskammergerichtes in Wetzlar ließ in Kestner den Wunsch entstehen, sich „von dem Cameral-Proceß in der Nähe zu unterrichten“ und „nachdem verlautet, daß dem von Sr. Königl. Maj. nach der künftigen Reichs-Cammer-Gerichts-Visitation bestimmten Hrn. Deputirten Subdelegato jemand zu Expedirung der dabey vorfallenden Geschäfte werde mitgegeben werden“, bewarb er sich im März 1767 um die entsprechende Stelle. Dem Gesuche wurde statt gegeben; Kestner traf am 11. Mai 1767 in Wetzlar ein und blieb dort bis Mai 1773. Er verlobte sich mit der Tochter des Amtmanns Buff, Charlotte,

---

[1]) Ueber Joh. Chr. Kestners Familie s. Anna Wendland, Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte (Hannov. Geschichtsbl. Jahrg. 14) S. 100; seine amtliche Stellung und Tätigkeit: M. Bär, Gesch. d. Kgl. Staatsarchivs zu Hannover (Mitteilungen d. Kgl. Pr. Archivverwaltung, Heft 2) S. 12 und 17, ferner u. a. Allg. deutsche Biographie Bd. 15 S. 662. Goethes Briefwechsel mit Kestner und Charlotte: Aug. Kestner, Goethe und Werther (1854). Ed. Berend, Goethe, Kestner und Lotte (1914). Vgl. W. Herbst, Goethe in Wetzlar, S. 87—96, 195; Eugen Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, S. 14; Eggers, die Kestner, S. 16.

die dem deutschen Volke in der anmuthsvollen Gestalt vor Augen steht, wie sie Goethe in den „Leiden des jungen Werther“ gezeichnet hat.

Kestners Amtsgeschäfte als Sekretär waren die folgenden: „1. Besuchung der Dictatur, 2. Expedirung des Berichts nach Hannover, 3. Was der Hr. Gesandte demselben sonst für Beschäftigung giebt, 4. Anschaffung der Schreibmaterialien, 5. Verwahrung der mundirten Visitations-Actenstücke bis dahin, daß sie eingeschickt werden, 6. Bemerkung und Anzeigung desjenigen, was in Publico nützliches zu vernehmen.“ Aus dem Entwurfe zu einem Briefe, dessen Zeit und Bestimmung nicht ersichtlich ist, geht hervor, daß Kestner seine amtliche Stellung für keineswegs beneidenswert hielt; er sagt von ihr: „1. hat sie keine Annehmlichkeit, denn a) hat man viel zu thun; ich wenigstens. Des Morgens von 9 bis gegen 12 Uhr Dictatur, von 3 Uhr Nachmittags bis gegen 5 wiederum (so war es die meiste Zeit, obgleich manchmal des Nachmittags keine war und zuweilen nicht viel geschrieben ist). Die Posttage haben mir immer viel Arbeit gemacht; zwey Mahl in der Woche, hierzu gehörten diese und manchmal vorhergehende Tage.“

Hiernach stellte, wenigstens damals, Kestners Amt keine zu hohen Anforderungen an seine Zeit, und er behielt Muße genug, um sich seiner Braut und ihrer Familie zu widmen, anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen sowie seine geschichtlichen und literarischen Neigungen zu betätigen. Jedenfalls hat Kestner, seiner gewissenhaften Wesensart entsprechend, sich in Wetzlar als fleißiger Beamter bewährt. In einem Zeugnisse, das ihm der Reichskammergerichts-Assessor von Fleckenbühl später ausstellte, sagt dieser, daß Kestner „verschiedene Jahre hindurch meine Schreibstube frequentiret und sich sowohl in der gemeinen als Reichspraxi mit ganz besonderer Verwendung geübet“ sowie daß er sich „die geraume Jahre seines hiesigen Aufenthalts still, sittsam und ohntadelhaft betragen, mit ohnermüdetem Fleiß und Emsigkeit theils seine theoretische Wissenschaft fortgesetzet, theils sich mit practischen Ausarbeitungen beschäftiget, sofort durch viele wohlgerathene Aufsätze und Schriften überzeugend dargeleget, daß er seine Zeit nützlich angewendet, gute Kenntniß in praxi bei einer feinen theoretischen Wissenschaft sich erworben, und all diejenige Eigenschaften sich eigen gemacht habe, welche den-

selben gewiß als einen sehr brauchbaren Mann bewähren werden. Wetzlar, den 9. Dec. 1773."

Die Wetzlarer Zeit ging nunmehr für Kestner zu Ende. Er hatte sich, da ihn offenbar die Ausübung der Rechtswissenschaft nicht völlig befriedigte, um eine Stelle am Königlichen Staatsarchive in Hannover beworben und es war ihm durch Königl. Verfügung vom 12. März 1773 „die durch die Ascendirung des dermahligen Archiv-Secretarii Haccius erledigte Stelle eines Archiv-Registratoris bey dem Calenbergischen Archiv, jedoch mit dem Character eines Secretarii und 300 Rthlr. Besoldung" übertragen worden.

Am 30. März 1773 wurde der Ehevertrag geschlossen „zwischen Herrn Johann Christian Kestner, Königl. Groß-brittanischen Chur Braunschweig-Lüneburgischen Archiv-Secretario zu Hannover an einem, dann Junfer Charlotte Sophie Henriette, Herrn Henrich Adam Buff, des hohen Teutschen Ritterordens Amtmann alhier zu Wetzlar 2ten ehelichen Tochter andern Theils". Der Vertrag ist unterschrieben und untersiegelt von den beiden Ehegatten, dem Amtmann Buff und zwei Zeugen.

Im Mai erfolgte die Uebersiedelung nach Hannover und am 9. Juni 1773 wurde der bisherige „Secretarius bey der Subdelegation zur Visitation des Cammer-Gerichts" durch den Geh. Justizrat und Archivar Strube nach folgender Eidesformel in Pflicht genommen:

„Ihr sollet geloben und schweren einen Eid zu Gott, daß Ihr im Königl. Calenbergschen Archiv zur täglichen Arbeit um gehörige Zeit, Vor- auch im Sommer Nachmittages, und so oft es sonst nöthig ist, Euch fleißig einfinden, und solches ohne hinlängliche Ursachen nicht verabsäumen, die Euch anzuvertrauende Archiv-Sachen dergestalt in Acht nehmen und besorgen, daß Ihr, was von dem Königl. Ministerio oder denen, die dem Archiv vorgesetzet sind, Euch zu registriren, abzuschreiben oder sonst zu thun wird aufgetragen werden, getreulich und fleißig resp. registriret, abschreibet und ausrichtet, davon und was Euch bey Eurer Verrichtung von Sr. Königl. Majestät geheimen und allen Archiv-Sachen bekannt wird, Niemanden, als dem es seines Amts halber zu wissen nöthig, etwas offenbahret, keinem, wer es auch sey, ohne dazu habenden Befehl, Originalien, Copeyen oder auch Extracte und Nachrichten aus dem Archiv vorzeiget, lesen lasset und noch weniger mittheilet; die Anno-

tationes, welche Ihr etwa vor Euch aus dem Archiv machet, in selbigem lasset, vor die Conservation der Urkunden und Acten gehörig Sorge traget, auf Feuer und Licht genau Acht habet, bey dem Aus- und Eingehen die Thüren wohl verschließet und die Schlüssel niemandem anvertrauet, und Euch überhaupt so bezeiget, wie es einem getreuen und fleißigen Bedienten und Archiv-Registratori gebühret und wohl anstehet."

Der neuen Thätigkeit, die seitdem seinen Lebensberuf bildete, hat sich Kestner mit Eifer und Freudigkeit hingegeben. Allem Anscheine nach ist er von seiner Archivarbeit befriedigt gewesen, zumal da seine Bemühungen erfolgreich waren. In einem Berichte an das Ministerium vom 23. April 1785 konnte er darauf hinweisen, daß „der Calenbergische Theil des Archivs nunmehro völlig in Ordnung gebracht worden, nämlich alle Urkunden und Acten sortiret, rubriciret, registriret, in gehörige Fächer gebracht, auch designiret oder in die Verzeichnisse eingetragen sind".

Die fortschreitende Arbeit Kestners fand die Anerkennung seiner vorgesetzten Behörde, so daß seine Stellung sich allmählich auch äußerlich besser gestaltete. So lautet eine Mitteilung des Hofrats Rudloff vom 24. Febr. 1784: „Eur. Wohlgeb. gebe ich mir die Ehre mit Bezeugung meiner ergebensten Theilnehmung zu eröfnen, daß Se. Königl. Maj. Ihnen unterm 13. dieses das Patent und den Character von Höchst ihro Rath zu ertheilen geruhet haben." Später erfolgte noch die Ernennung zum Hofrath und es wurde ihm ermöglicht, sein Einkommen noch durch nebenamtliche Beschäftigung zu verbessern, worauf er seiner zahlreichen Familie wegen allerdings Wert legen mußte. Seine amtliche Stellung zur lüneburgischen Landschaft machte öftere Reisen nach Celle erforderlich und führte ihn im Frühjahr 1800 auch nach Lüneburg. Hier starb Kestner, dessen Gesundheitszustand schon seit längerer Zeit schwankend gewesen war, am 24. Mai 1800.

Johann Christian Kestner hatte, wie er selbst erwähnt und wie sich auch aus seinen nachgelassenen Schriften ergibt, schon in früher Jugend eine lebhafte Neigung zu literarischer Beschäftigung und erzählender Darstellung. Eine Anzahl dichterischer Versuche sowie kleine Aufsätze unterhaltender Art sind davon noch vorhanden. In seiner Göttinger Zeit beschäftigte sich Kestner außer der Rechtswissenschaft auch mit der

ihn besonders anziehenden Geschichte und las in der Historischen Societät eine kleine Abhandlung vor: „Untersuchung der Frage, ob sich der Nutzen der neuern Geschichte auch auf Privatpersonen erstrecke?“ Er fordert darin vom Geschichtschreiber die Fähigkeit einer künstlerischen Darstellung, „ich möchte fast sagen, der Geschichtschreiber müsse ein Dichter seyn, nicht der begeisterte und erschaffende Dichter, aber doch der fühlende, der mahlende und betrachtende Dichter“.

Während des Aufenthaltes in Wetzlar verfaßte Kestner umfangreiche Aufzeichnungen über seine eigenen Erlebnisse, die Stadt, das Reichskammergericht sowie einzelne Personen, wobei die tagebuchartige Behandlung durchaus überwog.

Seit seiner Rückkehr nach Hannover widmete er sich naturgemäß in erster Linie seinem neuen Amte, und die Ergebnisse seiner archivalischen Tätigkeit finden sich im hiesigen Königl. Staatsarchive [1]). Von größeren Arbeiten, die unmittelbar aus seiner amtlichen Wirksamkeit hervorgingen, wird eine in einem Schreiben Rudloffs vom 11. Juli 1783 erwähnt: „Eur. Wohlgeb. habe ich die Ehre, die mühsame, gründliche und nützliche Arbeit wegen der Hildesheimschen Religions-Beschwerden hiebei wieder zuzustellen. Ich habe sie mit Vergnügen gelesen und bin vollkommen damit einverstanden.“

Zugleich war Kestner jedoch bestrebt, geschichtliche Darstellungen zu verfassen, die sich nach Form und Inhalt an einen größeren Leserkreis wenden und diesem zugute kommen konnten. Ein als Entwurf vorhandener Brief von ihm bezieht sich auf die Herausgabe von Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans; jedoch scheint in dieser Sache nichts weiter von ihm unternommen zu sein. Eine andere von seiner Hand geschriebene Arbeit betrifft die ältere Geschichte der Stadt Hameln.

Eingehender beschäftigte er sich mit der Geschichte des braunschweig-lüneburgischen Fürstenhauses. Die hier vorliegende Handschrift, von Kestner selbst geschrieben, umfaßt 252 Folioseiten, von denen je die eine Hälfte zu Nachträgen bezw. Verbesserungen des ursprünglichen Textes benutzt ist.

---

[1]) Bär, Gesch. d. Kgl. Staatsarchivs gibt das. S. 75 ein Verzeichnis von Berichten über staatsrechtliche Fragen, die von Kestner bearbeite worden sind.

Auch sind hier andere Seitenzahlen angegeben, die sich vielleicht auf eine darnach hergestellte Abschrift beziehen. Die Handschrift beginnt: „Geschichte des Churhauses Braunschweig-Lüneburg. I. Abschnitt. Von den Welfen bis zur Theilung der Welfischen Lande unter den Kindern Herzog Heinrich des Löwen. Im 8ten Jahrhundert bis 1203. — Das Haus Braunschweig-Lüneburg zeichnet sich vor manchen anderen fürstlichen Häusern dadurch aus, daß dessen Geschichte in ununterbrochener Geschlechtsfolge tief aus dem Alterthum hergeleitet werden kann, ohne an ihrer Gewißheit und Würde zu verlieren. Jenes ist ein Beweis, daß es schon damals in die öffentlichen Begebenheiten Einfluß gehabt und die Aufmerksamkeit der Welt und der Geschichtschreiber an sich gezogen haben müsse, und dieses, daß solche durch hervorstechende Handlungen und glänzende Verdienste erreget worden" usw. — Nach dieser Einleitung wird die ältere Geschichte der Welfen, insbesondere von Welf I. an, erzählt, im zweiten Abschnitt sodann „Von den jüngeren Welfen, aus dem Hause Este" bis zu Heinrich dem Schwarzen fortgeführt. Daran schließen sich noch Ausführungen über die früheren Bewohner Niedersachsens zur Zeit der Römer.

Die vorliegende Darstellung umfaßt demnach lediglich die älteste Geschichte der Welfen und reicht nur bis zu der Zeit, da sie in Nordwestdeutschland Besitz erwarben. Auch was sonst von Kestnerschen Handschriften noch vorhanden ist, zeigt, daß er eine Fortführung bis zur Neuzeit zwar beabsichtigt, aber nicht ausgeführt hat. Einer dieser Abschnitte sollte behandeln die „Geschichte der Erwerbungen des durchlauchtigsten Hauses Braunschweig-Lüneburg und deren weiteren Besitzes", ist aber über einige einleitende Worte nicht hinaus gelangt.

Es scheint Kestner selbst zweifelhaft gewesen zu sein, ob seine schriftstellerische Gestaltungskraft für sein Vorhaben, eine volkstümliche Darstellung der braunschweig-lüneburgischen Fürstengeschichte zu schreiben, ausreichen würde. Er verfaßte daher folgende Denkschrift, in der er seine bisherige Entwicklung und seine weiteren Absichten darlegte, um sie einem sachverständigen Freunde vorzulegen und diesen um eine gutachtliche Aeußerung zu bitten:

„Schon seit vielen Jahren gehe ich damit um, eine Braunschweig-Lüneburgische Geschichte zu schreiben, und ich glaube dazu einigen Beruf zu haben.

Der allgemeine mögte dieser seyn, daß ich von Jugend auf Neigung zur Geschichte hatte. Diese äußerte sich nicht bloß in der gewöhnlichen Neugier oder Wißbegierde der Kindheit, sondern auch darin, daß ich schon früh, etwa im 12ten oder 13ten Jahre, um nicht zu irren, ich glaube sonst, es war noch früher, im Lesen historischer Bücher gleichsam schwelgete; indem ich nicht nur mit einem das Lucubriren liebenden Lehrer bis in die Nacht 12 bis 1 Uhr bloß für mich, ohne dazu angehalten zu seyn, und wenn meine ältern Brüder längst schliefen, ununterbrochen fort las, sondern auch des Tags fast alle Augenblicke dazu gleichsam stahl, indem ich Bücher von kleinerm Format immer mit mir in der Tasche führte und oft heimlich las, weil manches Buch verboten wurde. Denn es liefen freilich Romanen genug mit durch, ja alle die damals nur existirten, oder die ich erhalten konnte. Doch war es mir schon nicht bloß um die Lectüre kleiner leicht zu absolvirender Geschichtchen zu thun. Der Herkules und Herkuliskus und mehrere voluminöse Romanen waren mir nicht zu dick.

Ich schrieb auch schon früh, nicht ohne Beifall meines Lehrers, selbst einen kleinen Roman, einen teutschen Robinson, und zwar im Jahr 1755, worin ich die damalige Herüberkunft des hochsel. Königs Georg des Andern nach Teutschland anbrachte, und meiner Meynung nach prächtig schilderte, also in meinem 14ten Jahre.

Außer den Romanen aber las ich unermüdet, unter andern die große Welthistorie in Quart, Ansons Reisen um die Welt, Du Halde Reisen nach China usw. usw., um nur eine Probe zu geben, daß mich die Weitläuftigkeit der Bücher nicht abschreckte. Unter den lateinischen Autoren liebte ich vorzüglich die historischen, fürnämlich den Cäsar und Tacitus, weil sie mich wegen der teutschen Nachrichten am meisten interessirten. Ich habe auch einst eine Uebersetzung des Cäsars vorgehabt.

Nachher vertiefte ich mich, weil einer meiner ältern Brüder, der nun schon lange verstorben ist, ein Dichter war, in die schönen Wissenschaften, die wir ex professo studieren wollten, und daher den Rollin, den Batteux nach Ramlers Umarbeitung und nach Schlegels Uebersetzung, die Litteratur-Briefe und Berliner Bibliothek usw. usw. ämsig lasen, auch maches Gedicht machten. Die historischen und die malerischen Gedichte, Erzählungen usw. waren mir jedoch

die angenehmsten Arten. Weil mein Lehrer Hang zur Autorsucht bei mir merkte, denn es ward manches Paquet eigener Aufsätze zusammen geschrieben, so rieth er mir, die Geschichte zu meinem Fach zu wählen. Er hatte Einsicht, meynte es treu, kannte mich genau; also darf ich darauf trauen, daß er genugsame Anlage bei mir dazu spürte.

Schon in meinen höheren Schuljahren hielt ich einigen meiner Mitschüler gleichsam ein Repetitorium über den Achenwall, worüber wir beim hiesigen Director Ballhorn ein Privat-Collegium hörten. Indessen trieb ich doch noch einige Zeit die schönen Wissenschaften eifrig, ohne besondere Rücksicht auf die Geschichte; und ich dachte nichts geringeres als einst ein Heldengedicht, Trauerspiele, Comödien, Idyllen usw. usw. herauszugeben. Jedoch machte ich damals einem hiesigen Schüler, welcher auf Academien gehen wollte, aus Freundschaft eine Rede über einen historischen Gegenstand, die er auf öffentlicher Schule hielt, und vom Director Ballhorn approbiret wurde, ohne daß jedoch Jemand den wahren Verfasser erfahren hat.

Da ich aber in der Folge den ernsthaftern Wissenschaften besonders auf der Akademie den Rang gab, so zog mich zu Göttingen die Geschichte nach den Vorlesungen eines Pütter, Gatterer und Achenwall völlig wieder an sich. Eine nähere persönliche Bekanntschaft mit dem Herrn Hofrath Gatterer veranlaßte diesen, mich unter den allerersten würklichen Mitgliedern seines damals errichtenden historischen Instituts, nebst den Herren Lichtenbergs, Eyring, jetzigen Etatsrath Hennings und andern, von selbst aufzunehmen, und zwar gleich bei Errichtung des Instituts.

Ich wählte das historische Fach, nämlich die Geschichtbeschreibung; und der Herr Hofrath Gatterer that meinem ersten im J. 1765 vorgelesenen Aufsatz, ohne meine Veranlassung und ohne weitere Correktur, die ich gewünscht hätte, die Ehre an, solchen im dritten Band seiner historischen Bibliothek abdrucken zu lassen (welches den Aufsätzen anderer Mitglieder, außer denen vom Hrn. Professor Eyring, nicht widerfahren ist). In diesem Aufsatz stellte ich eine allgemeine Vergleichung der alten Geschichtschreiber mit den neuern Teutschen an und desiderirte besonders, daß letztere für Privatpersonen noch wenig oder nichts gethan hätten, um diesen die Geschichte, als solchen, interessant und nützlich genug zu bearbeiten. Ich glaube darin gezeigt zu haben, daß ich in dem

erwählten Fach schon damals nicht ganz fremd war, und äußerte darüber Ideen, die nicht erborgt waren, die ich auch nachgehends bei andern nicht gefunden habe, wozu ich mich noch größten Theils bekenne, und wovon ich in der Ausführung meiner vorhabenden Geschäfte Gebrauch zu machen gedenke.

Diese Verbindung mit dem Historischen Institut hätte mich nun zwar schon ehender veranlassen sollen, etwas historisches zu liefern. Allein vorerst mußte ich durch andere, besonders juristische, Arbeiten für meine Unterkunft Sorge tragen. Hernach kam ich im April 1767 nach Wetzlar zur Visitation. Diese raubte mir (für mein Individuum war es würklicher Raub) fast meine ganze Zeit, vom Morgen bis in die Nacht, die ich zum Theil auf ein angenehm nützliches Nebengeschäft, wie die Geschichte ist, hätte verwenden können; so daß ich genug zu thun hatte, in dem größten Theil der Nächte, wenn mir diese noch etwa übrig blieben, und buchstäblich während dem Essen, das ich oft zu Haus that, zu meiner eigenen Uebung und Vorbereitung zu weiteren Geschäften, juristische Arbeiten mancherlei Art, oft von der größten Importanz, für mich auszuarbeiten; wobei ich das Essen auf der einen stehen und die Acten unmittelbar auf der andern Seite liegen hatte.

Meine Amts-Arbeiten führten mich nur höchstens in die Reichsgeschichte, in so weit sie aufs Cammergericht, die Reichsdeputations- und Reichstage Bezug hat. Ich unterließ zwar nicht, in dieses Feld der Geschichte so weit hinein zu gehen, als es die Zeit mir zuließ. Aber selbst konnte ich doch natürlicher Weise in der Geschichte nichts thun oder leisten, da ich die Jurisprudenz, die cammergerichtliche und die gemeine, zu meinem Palladio machen mußte, welches mir auf Fälle, weil ich in meinem Vaterlande noch keine sichere Aussicht hatte, helfen konnte. Denn ich habe es nie aufs Gerathewohl ankommen lassen können. Also konnte ich in diesen 6 Jahren für die Geschichte wenig oder nichts thun.

Endlich ward ich hier beim Königl. Archive angesetzt; und dieß, sowie auch meine Consulentie, rechne ich billig zu meinem nähern Beruf, in der Hausgeschichte etwas zu thun. Mein Amt brachte es von selbst mit sich, daß ich in die hiesige Geschichte hineingehen mußte, ohne die man sich dabei nicht helfen könnte und alle Augenblicke Fehler machen würde. Ich that es gern, und es zeigten sich nach und nach viele

Materialien dazu. Dies erweckte bald die Idee bei mir, für die Geschichte unsers Hauses etwas zu thun.

Durch ein einsmaliges Gespräch mit dem sel. Geheimten Justizrath Strube, der mir seine Freundschaft und sein Vertrauen schenkte, das ich lebenslang verehren werde, ward es Entschluß. Er klagte, daß die Geschichte des Hauses im Grunde noch immer nicht recht bearbeitet sei und in den bisherigen Versuchen zu verworren und verwickelt vorgetragen werde, als daß man sie gern lesen mögte, oder ein nicht wohl unterrichteter sich leicht darin finden könne: und ermunterte mich, einst einen Versuch zu machen.

Nach dieser Unterredung entwarf ich einen Plan, wodurch ich den Klagen und Hauptmängeln der bisherigen Grundrisse und Versuche abzuhelfen glaubte. Eben war ich im Begriff, ihm selbigen vorzulegen, als er starb, mein großer Gönner und Freund, er, der mir besonders zu dem gedachten Vorhaben so sehr zum sichern Führer gedient haben würde. Indessen gab ich meinen Vorsatz nicht auf und habe bisher zur Ausführung meines Plans von Zeit zu Zeit einige Materialien gesammelt.

Weil aber vorerst an der Inordnungbringung des Calenbergischen Archivs noch gar vieles zu thun war, und ich viele Jahre hindurch theils damit, theils mit der Direction dieser Arbeit viel zu thun, und die erforderten Berichte und Gutachten fast allein zu verfertigen hatte, auch mein Bedürfniß erforderte, daß ich hauptsächlich fürs Brot zu arbeiten und dabei auf gleich erfolgenden Nutzen zu sehen hatte, so konnte ich in jener eigenen Nebenarbeit nur langsam fortrücken.

Nachdem aber endlich im vorigen Jahre das Calenbergische Archiv ganz in Ordnung gebracht ist, so ist seitdem mein Vorsatz zu Ausführung jenes Plans auch stärker geworden; und meine bisherige Unpäßlichkeiten, die zwar neben den Amtsarbeiten eine häusliche Erholung erforderten, haben mir bei aller Beschwerde das Angenehme verschafft, daß ich dazu gelangt bin, den Anfang meines Versuchs in der Anlage produciren zu können.

Ich habe davon noch einige Rechenschaft zu geben.

1. Das Hauptsächliche meines Plans, worin er sich nämlich von der bisherigen Behandlungsart der hiesigen Geschichte auszeichnen wird, behalte ich noch zur Zeit für mich, weil ich ihn lieber erst weiter vollenden wollte. Es könnte eicht etwas dazwischen kommen, das mich wiederum zu einer

langen Pause nöthigte, und irgend ein academischer Gelehrter mögte leicht mehr Muße haben, inzwischen von meinem kleinen Geheimnisse in einem legeren Versuche oder Grundrisse oder dergl. Gebrauch zu machen und ihm das Neue zu benehmen, zumahl da die Ausführung meines Plans in jenem bezielten Unterscheidungszeichen an sich nicht viel Zeit erfordern würde. Denn man brauchte darnach nur irgend einen schon vorhandenen Versuch bloß umzuarbeiten, und man würde immer etwas erhebliches Neues und etwaiges Nützliches liefern, etwas leisten, was noch keiner geleistet hat

Damit es aber nicht Großsprecherisch scheine, will ich doch so viel davon im Allgemeinen sagen, daß es eines Theils in gewissen Gränzen bestehet, die ich mir vorgeschrieben habe, andern Theils in einer gewissen Stellung der Geschichte, die ihr das Verwickelte benimmt, sie leichter übersehen, auch angenehmer und resp. interessanter macht. — Mündlich will ich wohl mehr davon sagen. Ein Bladt Papier kömmt aber leicht aus Versehen vor mehrere Augen, als man vorerst verlangt.

Ich habe darin aber nicht bloß mein Dafürhalten vor mich, sondern das gültige Urtheil des sel. Struben in so fern als ich dadurch seinen Klagen abhelfen zu können völlig versichert bin. Ich brauche aber von dem kleinen Geheimniß in Rücksicht der beigehenden Probe um so weniger schon etwas zu sagen, weil es sich dabei noch nicht, sondern erst in der Folge äußern kann.

2. Ueber die übrige Behandlungsart muß ich aber meine Idee näher zu erkennen geben. Meine Absicht ist:

a) überhaupt so viel möglich darstellende Geschichte zu schreiben, nicht bloß zu sagen: dieser war groß, edel, tapfer, von Einfluß in die öffentlichen Begebenheiten 2c. 2c., sondern zu zeigen, wie er es war; also nicht bloßen Grundriß zu liefern, dergleichen wir schon haben.

b) Ich mache die Geschichtsforschung nicht zur Hauptsache, sondern deren Erzählung, liefere meistens nur Resultate anderer und meiner Geschichtsforschung. Die Geschichtsforschung gehört für den Gelehrten; und diesem will ich in einem Anhange ein Genügen thun. Ich benutze zwar die Quellen, und was darüber disseriret ist. Allein ich führe sie im Hauptbuche, weder im Context noch in Noten, namentlich an. Dieß ist beim Lesen unangenehm und wenigen von Nutzen. Im Anhange aber führe ich die Beweise an

(welche auch schon in meinem Concept stehen; ein Paar stehen auch in dieser Abschrift, theils aus Versehen des Abschreibers, theils bey einigen Zusätzen, die das Concept nicht enthält), oder beantworte Zweifel, oder sage, warum ich dieß oder jenes für wahr, für nicht wahr halte. Nur selt n ist es in der Geschichte selbst nöthig, und dann will ich es auch thun, wovon in der Probe Beispiele sind. Namentlich allegiren thue ich aber nur im Anhang. Manchmal führe ich auch etwas zweifelhaftes an, wenn man der Wahrheit nicht näher kommen und jenes nicht zuverlässig verwerfen kann. Ich gebe es aber dann auch nicht für unzweifelhaft aus.

c) Ich will zwar keinen Roman schreiben, sondern Erzählungen würklicher Begebenheiten liefern, die ich völlig oder größten Theils beweisen kann. Allein ich wünschte nicht bloß zu erzählen, sondern auch mit unter zu reflectiren, zu räsonniren, etwas zu politisiren, auch zu moralisiren, zu philosophiren rc.. Meinen Stil wollte ich dabei nicht zu sehr erheben, aber auch nicht zu trocken oder niedrig werden lassen. Wenn es mir gelingt, mögte ich ein Volksbuch liefern, für alle Stände möglichst gleich interessant, gleich nützlich. Dieß war die Hauptidee in meiner Abhandlung von 1765, wobei ich an die Alten dachte. Heut zu Tage ist deren Ausführung wegen meistens ermangelnder Privatnachrichten von den Fürsten und sonst schwerer. Wenn man aber nur näher kömmt, als bisher, wirds schon Verdienst seyn. Ich kenne Schmidts Geschichte noch nicht ganz. Was ich aber aus Recensionen, Auszügen und sonst daraus weiß, hat derselbe darin einen schönen Anfang gemacht; und ich werde sein Buch, zumahl in Rücksicht dessen, daß meine Geschichte manchmal in die Reichsgeschichte eingreifen muß, selbst noch erst studieren, ehe ich die letzte Hand an meine Geschichte lege.

d) Meine Geschichte wird mehr Biographie der Fürsten als Beschreibung ihrer Länder enthalten. Allein, indem ich erzählen werde, was die Fürsten für ihre Länder und Unterthanen gethan (welches erst in dem Verfolg, wo sie uns einheimisch werden, füglich geschehen kann), so werde ich auch die Landesverfassung, öffentlichen Einrichtungen rc. rc. von selbst nicht einmal übergehen können; also auch von dieser Seite nützlich zu werden suchen. So speciell, wie Spittler, werde ich zwar nicht seyn; dieser hat mir, im Vorbeygehen gesagt, so viel ich aus der flüchtigen Einsicht seines Buchs bey einem dritten ersehe, in meinem eigentlichen Plan

überhaupt noch nicht vorgegriffen, welches ich jetzt nicht näher erklären kann.

e) Vielleicht könnte gegenwärtige Probe den Tadel zu verdienen scheinen, daß ich in den Panegyristen-Ton verfallen wäre. Wenn ich aber etwas Vorzügliches und dabei Wahres erhebe, glaube ich nicht zu fehlen, sondern nur Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Und das — mit Grund und Wahrheit — Herausstreichen ist meinem Zweck nicht zuwider, eines Theils weil ich freilich, offenherzig zu sagen, da wo ich mit Grunde kann, unserm Königlichen Churfürstlichen Hause wohl ein Compliment machen mögte, ohne Schmeichler seyn zu wollen, und zu jenem giebt sich in der Geschichte oft Gelegenheit, weil wir würklich viele große Fürsten aufzuweisen haben. Andern Theils glaube ich, daß es von großem Nutzen sey, so wohl wenn ein Prinz eine hohe Idee von seinen Vorfahren erhält, als auch, daß der Unterthan die nämliche Idee von seinem Regentenhause erhalte, um dadurch zur Liebe, Enthusiasmus und Anhänglichkeit an seinen Regenten desto mehr angereizet zu werden, welches ich hier nicht weiter auszuführen nöthig habe.

Uebrigens habe ich auch schon eine Probe gegeben, daß ich an unsern Fürsten nicht alles gut heiße oder lobe, sondern sie auch zu tadeln wagen werde, wie solches ein gerechter Geschichtschreiber thun muß, der allenfalls auch zu bessern wünscht.

f) Wegen der Ueberschrift der Abschnitte ꝛc. bemerke ich noch, daß solche ihren *eigenen* Gang gehen und hauptsächlich reel werden sollen. Die gemachten bleiben noch nicht, wie sie da sind. Ich habe darüber einen andern Entschluß gefaßt, der sich aber auch nach Vollendung des Ganzen wiederum ändern kann. Auch der Titel ist nicht der eigentliche, den rechten habe ich weggeschnitten, weil er schon etwas von dem besondere Plan verrieth.

Nun wünschte ich zu wissen, ob gegenwärtige Probe so beschaffen ist, daß ich, wenn ich so fortfahre, nicht ohne einigen Beifall bleiben werde? Ich will diese Probe nicht fehlerfrei ausgeben. Sie ist aber auch noch nicht ganz gefeilet; und eine totale letzte Revue wird vielleicht zu mancher Aenderung Anlaß geben.

Man schreibt aber mit mehrer Zuversicht, wenn man erst einmal das Urtheil eines Kenners gehört hat, ob man

nicht auf unrechtem Wege zu seinem Zweck ist; und dieß wäre die gegenwärtige Absicht.

Hannover, den 18. Julius 1786."

Der vorstehende Bericht ist von einem Schreiber nach der Urschrift abgeschrieben und sodann von Kestner mit einigen Zusätzen versehen. Für wen diese Darlegung bestimmt war, geht aus ihr selbst nicht hervor. Da jedoch unter den Handschriften ein Brief vorhanden ist, der, zwar ohne Aufschrift und ohne Angabe von Ort, Jahr und Tag der Abfassung von Höpfner verfaßt ist und sich auf Kestners beabsichtigte Geschichtsdarstellung bezieht, so ist hieraus zu entnehmen, daß Kestner sich an diesen gewandt hat. Der Verfasser, jedenfalls der bei der Geheimen Kanzlei in Hannover als Sekretär angestellte Chr. Carl Ludwig Höpfner [1]), schrieb ihm folgendes:

„Ew. Wohlgeboren sind gerade der Mann, der eine gründliche Hausgeschichte schreiben kann, die uns bis jetzt noch immer fehlt. Sie haben die Schätze des Archives unter den Händen, sind mit allen nöthigen historischen Kenntnissen ausgerüstet, Ihr Amt selbst bringt es mit sich, historische Recherchen anzustellen, und Sie besitzen dabey eine Beharrlichkeit, die Wahrheit zweifelhafter factorum auszuspähen und die Verwirrung in unserer Hausgeschichte aus einander zu setzen, welche keinem andern gegeben ist. Aber eben darum glaube ich, daß Sie dem Lande und der Gelehrsamkeit einen ungleich wichtigeren Dienst leisten und sich selbst ein größeres dauerhaftes Monument setzen werden, wenn Sie eine ganz simple geographisch statistische Geschichte unseres Landes schreiben, in welcher jedes factum aus authentischen Quellen geschöpft, und die Quellen jedesmal mit einer Ihnen eige en Genauigkeit angegeben und einer kritischen Prüfung begleitet sind, als wenn Sie sich zu dem Ton der Zeit herablassen und eine raisonnirende Volksgeschichte liefern wollten. Die gegenwärtige Mode des raisonnirens, philosophirens und politisirens in der Geschichte ist gewiß eine sehr vorübergehende Mode, die für den wahren Geschichtsforscher so wie für den wahren Philosophen und Politiker gar keinen Werth hat, und unter Menschen, die alles das nur halb oder gar nicht sind, blos Anlaß zu Verbreitung

---

1) Rotermund, Das gelehrte Hannover, Bd. II S. 380.

schiefer Ideen giebt. Dagegen eine Geschichte, die actenmäßig belegte facta gut und richtig zusammenstellt, und übrigens dem Leser überläßt, nach eigenem Belieben so gut zu reflectiren und zu räsonniren, als er kann und mag, höchstens hie und da einen kleinen Wink giebt, zu allen Zeiten einen entschiedenen Werth behalten wird. Verzeihen Sie mir, daß ich meine Gedanken so offenherzig sage, die ich übrigens für nichts besseres als die Gedanken eines Layenbruders ausgebe, der sich gar leicht irren kann. Ich empfehle mich

gehorsamst Höpfner."

Vielleicht hat Kestner sich durch diesen Brief bestimmen lassen, von der weiteren Ausführung seines Planes Abstand zu nehmen, wozu auch die sich häufenden Amtsgeschäfte beigetragen haben mögen. Jedenfalls ist seine Geschichte des braunschweig-lüneburgischen Hauses unvollendet geblieben.

Statt dessen hat er sich seitdem offenbar mehr mit einem Gegenstande beschäftigt, der in unmittelbarer Beziehung zu seiner archivalischen Thätigkeit stand. Wie bereits erwähnt, deutet eine Stelle der vorhin besprochenen Handschrift darauf hin, daß ein Abschnitt die Erwerbungen des fürstlichen Hauses behandeln sollte. Da eine erfolgreiche Thätigkeit im Königlichen Archive die genaue Kenntniß der Veränderungen zur Voraussetzung hat, die im Bestande der einzelnen Landestheile eingetreten sind, so lag eine eingehende Beschäftigung damit an sich schon für Kestner nahe.

Es ist darüber aber auch eine sehr bemerkenswerthe Arbeit vorhanden, eine handschriftlich ausgeführte Tabelle in Form einer Wandkarte, die 1890 mit dem übrigen Kestnerschen Nachlasse in das Stadtarchiv kam (jetzt das. Abt. Karten Nr. 205). Sie ist 1790 hergestellt, 67 : 102 cm groß und behandelt die räumliche Entwicklung der braunschweig-lüneburgischen Gebiete. Von einem Schreiber geschrieben, enthält sie keine unmittelbare Bezugnahme auf den Verfasser. Es wäre daher an sich möglich, daß sie die Arbeit eines anderen Beamten oder eines Benutzers des Königlichen Archivs darstellte und von diesem an Kestner gekommen wäre. Diese Annahme erscheint jedoch der ganzen Sachlage nach als nahezu ausgeschlossen, und wir können auf Grund der vorstehenden Darlegungen annehmen, daß Kestner der Verfasser ist.

Bei der Beurteilung der Arbeit ist zu berücksichtigen, daß für die nach 1235 liegende Geschichte des Herzogtums damals nur erst wenige Veröffentlichungen von Quellen oder wissenschaftliche Darstellungen vorlagen, unter denen Kochs Versuch einer Pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg (1764) an erster Stelle zu nennen ist. Der Verfasser mußte also den Stoff zu seiner Tabelle im wesentlichen den Beständen des Archivs selbst entnehmen. Immerhin ließ sich von vornherein vermuten, daß die Arbeit einzelne Ungenauigkeiten enthalten werde. Gleichwohl empfahl sich eine Veröffentlichung, zunächst wegen des Interesses, das wir an dem Verfasser nehmen, sodann auch wegen der eigenartigen Anordnung des Stoffes, wodurch der Leser einen Einblick in die Entwicklung der Landesgeschichte und einen Ueberblick über sie erhält.

Bei dem hier folgenden Abdruck konnte allerdings die Tabellenform sowie die Kennzeichnung der einzelnen Abschnitte durch verschiedenartige Farben nicht wiedergegeben werden[1]). Im übrigen ist der Wortlaut der Handschrift nicht verändert, abgesehen davon, daß offenbare Schreibfehler ohne weiteres verbessert worden sind.

Es ist hier noch die Frage zu berühren, ob etwa mit der Veröffentlichung der Tabelle zweckmäßig auf Grund der betr. Urkunden und Akten des Staatsarchivs eine Berichtigung der vorhandenen Ungenauigkeiten zu verbinden sei. Der Direktor des hiesigen Königlichen Staatsarchivs, Geh. Archivrat Dr. Krusch, hat diese Frage in dankenswerter Weise erwogen und sich dazu folgendermaßen geäußert:

„Eine Vergleichung der Kestnerschen Angaben mit den Urkunden zeigt gleich im Anfang bei der Begründung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg 1235 durch die Belehnung Ottos des Kindes eine so freie Behandlung der Ueberlieferung, daß eine Berichtigung vorhandener Ungenauigkeiten ungefähr einer völligen Neubearbeitung gleichkommen würde. Statt der im Lehnbrief angegebenen beiden Bestand-

[1]) Eine der Tabelle hinzugefügte Bemerkung lautet: „Note. Die Farben bezeichnen: Roth: Teilungen. Gelb: wieder Vereinigungen. Grün: Nachweisung des Anfalls von erledigten Landes-Portionen. Blau: Haupt-Absonderung des Inhalts. Schwarz in der Länge mit 2 Strichen: Absonderung der Linien des Hauses. Mit einem Striche: Absonderung der Zweige in den Linien. Schwarz in die Quere: Haupt-Absätze in den Teilungs-Perioden."

teile des Lehns, des Castrum Luneborg und der Civitas Brunswig, führt Kestner 7 Territorien auf, und zwar will er sich „der Kürze wegen“ mehreren Teils gleich der jetzigen Benennung nach Fürstentümern bedienen, obwohl, wie er verschämt hinzufügt, „solches an sich nicht diplomatisch genau sei“. Das unter 5) angeführte Castrum Calenberg cum territorio ist allerdings insofern 1235 diplomatisch nicht ganz genau, als es erst um 1292 erbaut wurde und außerdem mit 4) dem Lande zwischen Deister und Leine zusammentrifft; nicht mit ihm zusammen bildet es „nunc“ das besondere Fürstentum Calenberg, sondern die Bezeichnung Fürstentum Calenberg allein für das Land zwischen Deister und Leine ist ein bloßer Verwaltungsbegriff des 18. Jahrhunderts; unter Fürstentum Braunschweig Calenbergischen Teils versteht man seit dem 16. Jahrhundert die beiden Länder zwischen Deister und Leine und das unter 1) genannte Land Oberwald, und das Gegenstück dazu ist das Fürstentum Braunschweig Wolfenbüttelschen Teils. Kestner selbst war Hofrat und Vicearchivar beim Calenbergischen Archiv, das auch das Land Oberwald mit Göttingen einschloß, und hat weiter unten der umfassenderen Bedeutung durch die Erklärung Rechnung getragen, daß c. 1442 das Fürstentum Göttingen dem Fürstentum Calenberg inkorporiert sei; was er damit meint, bleibt nicht recht verständlich.

Auch noch die Errichtung des Castrum Calenberg bei der Landesteilung von 1267 steht mit den Urkunden im Widerspruch und stellt einen Widersinn dar, da es noch nicht erbaut war. Kestners Erklärung geht von der Verwaltungseinteilung seiner Zeit aus, und in Konsequenz dieses Prinzips schreibt er, daß zum Fürstentum Göttingen 1345 das jetzige Göttingische excl. Amt Westerhof gehörte; das Amt Westerhof ist erst 1649 an Calenberg gekommen.

Die Jahreszahlen haben sich bei der Nachprüfung nicht immer als zuverlässig erwiesen. 1445 soll die Grafschaft Wunstorf durch Kauf erworben sein: die im Calenbergischen Archiv befindliche Urkunde ist von 1446 datiert, und die falsche Jahreszahl ist um so unverzeihlicher, als schon Koch, Geschichte des Hauses Braunschweig und Lüneburg, Braunschweig 1764, S. 303, die richtige angibt. Die Eroberung der Hämelschenburg fällt nicht 1486, sondern 1487. Nicht 1496 hat Braunschweig-Wolfenbüttel die andere Hälfte des Rammelsbergs von Grubenhagen erworben, sondern nur

die Befugnis zur Einlösung derselben, während die Einlösung selbst erst 1527 erfolgt ist.

Kestner scheint also doch nicht von den Schätzen des Archivs den Gebrauch gemacht zu haben, den man von einem Archivar erwarten konnte, und das vortreffliche Buch von Koch hätte er eigentlich für eine solche Arbeit zur Hand nehmen sollen. Nachträglich die nötigen Verbesserungen und Umarbeitungen vorzunehmen, würde viel Zeit und Arbeit beanspruchen, die vermutlich niemand für diese Zusammenstellung wird aufwenden wollen; aber auch in dem vorliegenden Zustande kann sie für eine schnelle Orientierung von Nutzen sein, wenn man sich über den Grad ihrer Zuverlässigkeit keinen Täuschungen hingibt."

Versuch einer tabellarischen Uebersicht der Erbtheilungen in dem Herzogthum Braunschweig und Lüneburg und dazu von Zeit zu Zeit gemachten Erwerbungen.

1235. Herzogthum Braunschweig und Lüneburg.

Die dazu gehörigen Land-Distrikte waren:

1. Das Land Oberwald, nunc Fürstenthum Göttingen, so sich jedoch bis 1264 beträchtlich über die Werra in das jetzige Niederhessen erstreckte.

2. Das Land vor dem Harz, nunc Fürstenthum Grubenhagen, wohin auch der jetzige Wolfenbüttelsche Harz-Distrikt gerechnet werden muß, ob er gleich bey den Erbtheilungen nicht mit zu Grubenhagen gekommen.

3. Der Harz.

4. Das Land zwischen Deister und Leine.

5. Castrum Calenberg cum territorio; beyde letztere nunc das besondere Fürstenthum Calenberg.

6. Das Land zu Braunschweig, nunc der Wolffenbüttelsche und Scheningsche Distrikt des Fürstenthums Wolfenbüttel mit einiger Ausdehnung in das Lüneburgische, Hildesheimsche, Halberstädtsche und Magdeburgsche.

7. Das jetzige Lüneburgsche, so sich aber an der Nordseite nur bis an die Seve oder die damalige Grafschaft Stade erstreckte, auch ostwerts noch nicht die jetzigen Grenzen hatte. Man bedient sich hier folgend der Kürze wegen mehrentheils

gleich der jetzigen Benennung nach Fürstenthümern, da solches an sich nicht diplomatisch genau ist. Bis 1267 blieb dieser Länder Bestand ohngetheilt.

1267. Haupt-Fürstenthum Braunschweig.

Bestehend aus Göttingen, excl. des abgegangenen Distrikts über der Werre, Grubenhagen, dem jetzigen Wolfenbütt. Harz-Distrikt, dem Castrum Calenberg, dem Lande zu Braunschweig, dem Eichsfeld.

Die Stadt Braunschweig und dazu gehörige Stifter blieben von dieser Erbtheilung an bis 1671 in Gemeinschaft mit Lüneburg. In der Braunschweigischen Linie haben mehrere Untertheilungen statt gehabt.

1286. Fürstenthum Grubenhagen.

Dazu gehörte das jetzige Grubenhagensche, der einseitige Oberharz, 1/3 des Rammelsbergs, das Eichsfeld und die Aemter Lutter am Barnberg und Westerhofe. Nachher, und vermutlich zwischen 1292 und 1300, ist noch 1/6 des Rammelsbergs hinzugekommen. Bis 1596 besonderer Landestheil unter eigenem Regenten. Nach deren Aussterben an Wolfenbüttel-Calenberg.

1286. Fürstenthum Göttingen.

1286. Besonderes Fürstenthum Braunschweig. Bis 1292, da es als erledigt an Göttingen gefallen.

1292. Fürstenthum Göttingen und besonderes Fürstenthum Braunschweig.

1345. Fürstenthum Göttingen.

Dazu gehöreten das jetzige Göttingsche, excl. Amt Westerhofe; der jetzige Wolfenbüttl. Harzdistrikt, excl. Amt Lutter am Barnberg. Bis 1463 besonderer Landestheil unter eigenen Regenten, jedoch schon 1437 durch Administration, 1442 durch Abtretung des größten Theils, auch 1463 bey Erlöschung des Göttingschen Zweigs an Wolfenbüttel-Calenberg und 1495 in der Erbtheilung, auch 1512 durch Endvergleichung mit Lüneburg an Calenberg.

1345. Besonderes Fürstenthum Braunschweig. Bestehend aus: 1. dem Lande zu Braunschweig, 2. Castrum Calenberg cum territorio, 3. der Hälfte des Rammelsbergs, 4. dem Communion-Oberharz. Bis 1400 besonderer Landestheil und Regenten, jedoch von 1369 bis 1388 während des

Lüneb. Successions-Streits unter einiger Verbindung mit Lüneburg, auch seit 1388 mit einigem Zusatz vom Lüneburgschen.

1267. Fürstenthum Lüneburg.

Bestehend a) aus dem größten Theil des jetzigen Fürstenthums Lüneburg, gestalt nordostwerts der Distrikt zwischen der Seve und dem Alten Lande im Bremischen, oder die Aemter Harburg und Moisburg seit 1235 acquiriret war, hergegen ostwerts der beträchtliche Distrikt an der Jetze, Dannenberg, Lüchow, Wustrow u. a. m. wenigstens ratione dominii utilis noch fehlte, und südostwerts das Amt Fallersleben und Gericht Brohme zum Braunschw. Landestheil, das Amt Clötze aber gar noch nicht zum Herzogthum gehöreten; b) aus dem Lande zwischen Deister und Leine nebst Stadt Hannover; c) aus dem jetzigen Wolfenbütteler Amt Lichtenberg; d) in der gemeinschaftl. Berechtigung an der Stadt Braunschweig und den dazu gehörigen Stiftern.

Bis 1369 besonderer Landestheil und Regenten, da inmittelst beträchtliche Acquisitionen hinzugekommen sind. Von 1369 bis 1388 theils streitig, theils unter einer Art von gemeinschaftlicher Regierung zwischen den Herzogen des besonderen Fürstenthums Braunschweig und den Churfürsten auch Herzogen von Sachsen, Wittenbergscher Linie.

1388 Durch Sieg über die Herzoge von Sachsen bey Winsen a. d. Aller, und 1389 durch Friedens-Vergleich mit denselben mit dem besonderen Fürstenthum Braunschweig vereiniget.

Von 1388 bis 1400 unter Abgebung einiger Aemter an das Braunschweig. und nach Renunciation des regierenden Herzogs im besonderen Fürstenthum Braunschweig auf das übrige, von dessen beyden nachgebornen Brüdern als ein besonderer Landestheil gemeinschaftlich beherrscht.

1400. Das besondere Fürstenthum Braunschweig und Fürstenthum Lüneburg.

Durch ohnbeerbtes Absterben des braunschw. Regentens vereiniget, und bis 1409 unter vereinigter gemeinschaftlicher Regierung deßen beyder jüngern Brüder, der vorgedachten Regenten des Lüneburgschen.

1409. Das besondere Fürstenthum Braunschweig, Castrum Calenberg cum territorio, die Hälfte des Rammelsbergs, der Communion-Oberharz, das Land zwischen Deister und Leine, die Stadt Hannover, wovon jedoch die Hoheit über die Altstadt in Gemeinschaft mit Lüneburg blieb, ein Theil der Grafschaft Hallermund, die Grafschaft Wölpe, Amt Meinersen, die Grafschaft Everstein, in soweit letztere seit der 1408 geschehenen Brautschatz-Auslobung theils schon in Besitz, theils noch in Antwartschaft war.

1428. Nachdem bald nach der Erbtheilung de 1409 auch die Herrschaft Homburg zum Braunschweig. Landestheil erworben war, erfolgte zwar eine anderweite Vertheilung zwischen dem Braunschw. und dem Lüneburg., die Hauptdistrikte blieben jedoch bey jedem Theile, und die Abänderung betraf vorzüglich die Everstein-Homburgschen Pertinenzien, welche ohne Rücksicht auf deren Lage unter beyden Landestheilen vertheilet wurden, so daß der Lüneburg. dadurch beträchtliche, jedoch von seinem übrigen Bezirk ganz abgesonderte Besitzungen im jetzigen Calenbergschen erhielt. Aus den bey dem Fürstenthum Braunschweig verbliebenen und davon 1495 dem Fürstenthum Wolffenbüttel zugetheilten Everstein-Homburgschen Pertinenzien bestehet der jetzige Weser-Distrikt des letzteren Fürstenthums.

Die Stadt Lüneburg und die Elbzölle zu Hitzacker und Schnackenburg blieben gemeinschaftlich, vielleicht schon von 1409 her, so nicht mit Gewißheit anzugeben stehet.

1432 der jetzige Wolffenbüttelsche und Scheningsche District des Fürstenthums Wolffenbüttel, Amt Meinersen, die Hälfte des Rammelsberges, der Communion-Ober-Harz.

Durch diese Erbtheilung ist die Benennung: Fürstenthum Wolffenbüttel entstanden, womit also hier folgend das Braunschweigsche bezeichnet wird.

1432. Das Land zwischen Deister und Leine, Stadt Hannover, Castrum Calenberg, der braunschweig. Antheil an Hallermund, Grafschaft Wölpe, die Braunschw.-Everstein-Homburgsche Pertinenzien, der braunschw. Antheil an der Stadt Lüneburg und den Zöllen zu Hitzacker und Schnackenburg.

1445 wurde zu dieser Landes-Portion besonders die Grafschaft Wunstorf durch Kauf erworben.

1458 und 1459 kam das Hallermundsche Pertinenz Hallerspring (A. Springe) durch Eroberung und schiedsrichterlichen Ausspruch hinzu.

Die mit Lüneburg gemeinschaftliche Hoheit über die Altstadt Hannover und Stadt Lüneburg blieb auch zwischen diesen beyden unter sich abgesonderten Landes-Portionen gemeinschaftlich.

1437, 1442 und 1463 kamen resp. durch Administration, partielle Abtretung und Erlöschung des Göttingschen Zweiges das 1345 abgetheilte Fürstenthum Göttingen und der jetzige sog. Harzdistrict des Fürstenthums Wolfenbüttel hinzu und wurden zwischen beyden Landes-Portionen vertheilet.

1473. Wolfenbüttel nach seinen jetzigen 4 Districten, den Wolfenb., Scheningschen, Harz-District excl. Lutter am Barnberge, und Weser-District, so aus Everstein-Homburgschen Pertinenzien bestehet, Hälfte des Rammelsbergs, Communion-Ober-Harz, A. Meinersen, Castrum Calenberg, Land zwischen Deister und Leine, Stadt Hannover excl. der noch mit Lüneburg gemeinschaftlichen Hoheit über die Altstadt, der größte Theil der Grafschaft Hallermund, die Everstein-Homburgsche Pertinenzien außer dem Weserdistrict, Lüthorst, Polle, Ohsen, Grafschaft Wunstorf, Grafschaft Wölpe, Fürstenthum Göttingen excl. Westerhof, die mit Lüneburg gemeinschaftliche Hoheit über die Stadt Lüneburg, auch Einkünfte aus derselben und von den Zöllen zu Hitzacker und Schnackenburg, durch Absterben des Wolfenb. Regentens ohne männliche Nachkommenschaft, unter einem Regenten wieder vereiniget.

1483 geschah zwar eine Mutschierung über diese Länder, sie dauerte aber nur 2 Jahr.

1486 wurde von dem an Hildesheim versetzten Lüneburg-Eversteinschen Pertinenzien die Hemelschenburg erworben, indem solche dem Hildesheimschen Afterbesitzer, dem von Sunder, durch Eroberung abgenommen wurde.

Es geschahen auch sowohl in dieser als schon in der vorigen Theilungs-Periode mehrmalige Absonderungen zwischen den Regenten und deren Prinzen, solche waren aber

nicht von der Dauer und Folge, daß selbige alhie in detail anzuführen nötig ist.

1495 Fürstenthum Wolfenbüttel in obbemeldeter Consistenz, Hälfte des Rammelsbergs, wozu 1496 die andere Hälfte von Grubenhagen acquiriret wurde, der Communion-Ober-Harz in Gemeinschaft mit Calenberg.

Aus dem Weser-District kamen zwar die Stadt Holzminden und das Amt Ottenstein in der Erbtheilung mit zu dem andern Landestheil, beyde sind aber noch in dieser Periode wieder mit dem Weser-District vereiniget, und zwar Holzminden durch Tausch gegen Lüthorst, welches 1495 mit zu Wolfenbüttel gekommen war.

1495, auch nachmahle 1498 Fürstenthum Göttingen in obgedachter Consistenz, jedoch unter einigen temporellen Reservaten für den die Regierung niederlegenden Regenten, Communion-Ober-Harz in Gemeinschaft mit Wolfenbüttel, Castrum Calenberg, Land zwischen Deister und Leine, Stadt Hannover in voriger Verfassung, Grafschaft Hallermund in simili, die Everstein-Homburgschen Pertinenzien Lüthorst (so jedoch von Wolfenbüttel erst ertauscht ward), Polle, Ohsen, Holzminden, Ottenstein (beyde letztere kamen in dieser Periode wieder an Wolfenbüttel), Grafschaft Wunstorf, Grafschaft Wölpe, die mit der Lüneburgschen Linie gemeinschaftliche Hoheit über- und Einkünfte aus der Stadt Lüneburg.

Alle diese Districte, außer dem Fürstenthum Göttingen, dem Harz und der Stadt Lüneburg wurden nach dieser Erbtheilung unter der Benennung Fürstenthum Calenberg zusammengefaßt. Selbst das Fürstenthum Göttingen wurde demselben c. a. 1442 incorporiret, und macht seit 1584 nur ein Quartier des Fürstenthums Calenberg aus. In dieser tabellarischen Uebersicht ist jedoch zu mehrerer Deutlichkeit es noch besonders bemerkt.

In diese Periode fällt der 1512 erfolgte End-Vergleich mit der Lüneburg. Linie über das Fürstenthum Göttingen, gegen deßen gänzliche Ueberlassung von der Lüneburg. Linie an dieselbe die zum Theil schon seit 1491 und 1494 in Besitz habenden Parzellen von beyden obigen Landes-Portionen, nemlich Amt Campen, Amt Meinersern, die Freyen vor

dem Walde (Amtsvoigtey Ilten und die Dörfer Döhren, Wülfel, Laatzen), die Gemeinschaft an der Stadt Lüneburg und den Zöllen zu Hitzacker und Schnackenburg abgetreten, derselben aber daneben noch die Lehnsherrschaft über das Gericht Jühnde und andere im Göttingschen belegene ehemalige Eversteinsche Lehne vorbehalten wurden. Von Lüneburg. Seite wurde dagegen die bis daherige Gemeinschaft an der Altstadt Hannover rückabgetreten, und solche kam an das Fürstenthum Calenberg.

1521 ward von den Regenten beyder Landestheile gemeinschaftlich vermöge Kaiserl. Executions-Commission durch Eroberung und 1523 durch Vergleich mit dem Domcapitel und darauf 1530 hinzugekommene Kayserl. Belehnung das große Stift Hildesheim erworben, und mit selbigem der Besitz aller seit 1286 von Grubenhagen, Braunschweig und Lüneburg an das Stift Hildesheim verpfändeter und auf Wiederkauf veräußerter Pertinenzien wiedererlangt. Sowohl diese als die eigentlich Hildesheimschen Pertinenzien theilten die Regenten der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Calenberg unter sich, ohne an ersteren den Grubenhagenschen Zweig und die Lüneburg. Linie Theil nehmen zu lassen, obgleich letztere, ohngeachtet selbige schon 80 Jahre vorher die Einlösung ihrer Pfandgüter dem Regenten des Fürstenthums Calenberg als substituirte Pfand-Inhaber zugestanden hatte, bey obigen veränderten Umständen gegen sothane Zueignung einen Widerspruch erhob und mehrmahln erneuerte. Jeder Landestheil incorporirte sowohl die Hildesheimischen Stücke als die Pfandschaften seinem Lande gänzlich.

1582 erlangten die Regenten beyder Fürstenthümer gemeinschaftlich den Besitz der Obergrafschaft Hoya, als ein durch Absterben der Grafen von Hoya erledigtes Lehn.

1584. Wolfenbüttel, Calenberg, Göttingen, der Communion-Ober-Harz, der Unter-Harz, Ober-Grafschaft Hoya, das große Stift Hildesheim und die mit letzterm wieder erlangten Hildesheimschen Pfandschaften an Grubenhagenschen, Braunschweigschen und Lüneburgschen Parzellen wurden durch Erlöschung des Calenberg-Göttingschen Zweiges mit dem Fürstenthum Wolfenbüttel unter einem Regenten verbunden und davon 1630 das große Stift

Hildesheim nebst den Pfandschaften durch die gewaltthätige Besitznehmung des Bischofs wieder getrennt; deren Wieder-Eroberung, wobey auch das kleine Stift mit in Besitz genommen wurde, kommt bey Lüneburg vor.

Solchem Länder-Bestande kamen hinzu:

1593 die Herrschaften Lohra und Klettenberg als Halberstädtsches Sonder-Lehn, nach Aussterben der Grafen von Hohnstein.

Die Grafschaft Hohnstein, jedoch nicht titulo feudi aperti, sondern Cessionis einer von Schleinitzschen Schuldforderung an die ausgestorbenen Grafen.

1596 Fürstenthum Grubenhagen, nach Erlöschung des Grubenhagenschen Zweiges durch Besitz-Ergreifung, so aber nach mehreren fruchtlosen gütlichen Unterhandlungen auf reichsrichterliche Erkenntniß 1616 an die Lüneburg. Linie wieder abgetreten werden müssen.

1599 nach Aussterben der Grafen von Blankenburg-Reinstein: die Grafschaft Blankenburg als erledigtes Braunschweig.-Lüneb. Lehn; die Grafschaft Reinstein theils als erledigtes Br.-Lüneb. Lehn, theils als Halberstädtsches schon in Anwartschaft gehabtes Sonder-Lehn.

1409 Fürstenthum Lüneburg,

wobey jedoch gegen die Consistenz von 1267 bis 1369 abgingen a) das Land zwischen Deister und Leine, b) Stadt Hannover, c) Einige Parzellen der Grafschaft Hallermund, d) Grafschaft Wölpe, e) Amt Meinersen, f) Amt Lichtenberg.

Dagegen aber auch wieder hinzu die 1388 dem braunschweigischen Landestheil zugelegte Aemter Gifhorn und Fallersleben, auch das Gericht Brohme.

Vielleicht ist außer dem Lande zwischen Deister und Leine und der Stadt Hannover die Versetzung erst bey der anderweiten Auseinandersetzung zwischen den braunschw. und lüneb. Landestheilen im Jahr 1428 geschehen, denn über die Theilung de 1409 fehlet die Urkunde. Urkundlich gewiß ist, daß

1428 hinzugekommen sind von den seit 1409 acquirirten Everstein- und Homburgschen Pertinenzien die Hälfte an der Stadt Hameln, die Hälfte von Everstein, A. Aerzen, A. Grohnde, Gericht Hämelschenburg, A. Lauenstein incl.

Walhausen (Wallensen), Stadt Bodenwerder. Diese gesammte Erwerbungen wurden 1433 an Hildesheim nebst dem Hallermundschen Pertinenz Hallerburg verpfändet (oder wiederkäuflich veräußert) und sind nachmals nur auf die kurze Zeit vom Januarius bis October 1636 wieder mit dem Lüneburg. vereiniget gewesen. Als einen Theil des Pfandschillings erhielt Lüneburg von Hildesheim die Veste Dachtmissen im Amte Burgdorf, und solche Parcellen 1643 für beständig, jedoch als Hildesheimsches Lehn.

Bey der anderweiten Auseinandersetzung über die Br. und Lüneb. Landestheile im Jahr 1428 blieben gemeinschaftlich zwischen beyden die Hoheit an der Altstadt Hannover, die Stadt Lüneburg mit Hoheit und Einkünften, die Zölle zu Schnackenburg und Hitzacker, und wie 1267 die Stadt Braunschweig und dazu gehörige Stifter.

Im Fürstenthum Lüneburg entstanden successive 3 Apanagen: 1527 die erste für Herzog Otto, Herzogs Heinrich des Mittlern ältesten Sohn, mit dem Amte Harburg und einer Geld-Revenue auf Lebenszeit. 1560 ward solche für dessen Sohn Otto erblich, und auf das Amt Moisburg, so aber noch verlehnt war, ausgedehnt. Hat bis 1642 gedauret.

c. a. 1538 die andere für Herzog Franz, den jüngsten Sohn Herzogs Heinrich des Mittlern, mit Gifhorn, welche nur bis 1549 gedauret, da Herzog Franz ohne männliche Erben verstorben. Fallersleben, obgleich in den Autoren nicht angeführet, gehöret auch dazu.

1569 die dritte für Herzog Heinrich, Herzogs Ernst des Bekenners zweiten Sohn, mit Dannenberg, Scharnbeck, einigen Naturalien und jährl. 500 Rth. baaren Geldes. 1591 und 1592 ward selbige mit den Aemtern Hitzacker excl. Elbzolls, Lüchow und Warpcke, auch elective mit 40 000 Rth. baar Geld Capital, oder für selbige und obige 500 Rth. jährlich mit dem Hause Gimbse, incl. der Vergütung für Hoya, Diepholz und die Everstein-Homburgsche Pertinenzien, vermehret. Diesen kamen als Vergütung für 1/8 an dem Fürstenthum Grubenhagen 1618 20 000 Rth. Münze jährlich, und 1629 statt derselben 15000 Rth. Species jährlich hinzu, auf welche das Amt Wustrow für 3500 Rth. angegeben und die übrigen 11 500 Rth. baar bezahlet worden. In dieser Maaße hat diese Apanage bis resp. 1651, da die

11 500 Rth. baaren jährl. Geldes gegen sonstige Abfindung aufgegeben und 1671, da die Aemter wieder abgetreten sind, fortgedauret.

An theils incorporirtem, theils verbundenem Zuwachs erhielt das Fürstenthum Lüneburg in dieser Periode von 1428 bis 1634

a) für dessen Antheil an dem erledigten Fürstenthum Göttingen 1468 für 10jährige einstweilige Ueberlassung 14 500 fl., 1491 und durch Endvergleichung 1512 die Aemter Meinersen und Campen, die Freyen vor dem Walde (Amts-Voigtey Ilten und die Dörfer Döhren, Wülfel und Laatzen), den Braunschweigschen Antheil an der Hoheit und den Einkünften der Stadt Lüneburg, auch an den Zöllen zu Hitzacker und Schnackenburg, wogegen die Lüneb. Hoheits-Berechtigung an der Altstadt Hannover rückabgetreten wurde.

b) die Niedergrafschaft Hoya, als erledigtes Lehn.

c) die Grafschaft Diepholz, als erledigtes Lehn.

d) 1616 das Fürstenthum Grubenhagen auf reichsrichterliche Erkenntniß von Wolfenbüttel abgetreten. Der jüngste Prinz der regierenden Linie, Herzog Georg, erhielt davon das Amt Herzberg, und dazu anfänglich 5000 Rth., nachmahln 6000 Rth. jährlich als Apanage.

e) 1632, 1633 und 1634, durch Eroberung dieses Herzogs Georg, das große und kleine Stift Hildesheim, nebst den gesammten Br.-Lüneb. Pfandschaften. Herzog Georg und seine Descendenten behielten solches insgesammt privative mit Einwilligung des regierenden Lüneburgischen Herzogs, traten nur die mit darin begriffenen Everstein-Homburg. zum Lüneburg. gehörigen Stücke von Jan. bis Octob. 1636 an die regierende Linie ab, erhielten aber auch solche alsdann zurück.

1634 war das ganze Herzogthum mit allen Acquisitis, nach Erlöschung der mittlern Braunschweigischen Linie bey der mittlern Lüneburgischen Linie zwar wieder vereiniget, jedoch nicht unter einem Regenten, sondern in folgender Verhältniß:

a) Fürstenthum Lüneburg, mit Ausschluß der beyden Apanagen zu Harburg und Dannenberg, Fürstenthum Grubenhagen, der einseitige Ober-Harz, Nieder-Grafschaft Hoya und Grafschaft Diepholz bey der regierenden Linie,

welche davon dem jüngsten Prinzen Herzog Georg das Amt Herzberg und jährlich 6000 Rthlr. zur Apanage verliehen hatte, und in solcher Verfassung ohngeändert wegen dieser Länder verblieb.

b) die Apanagen zu Harburg und Dannenberg, welche gleichfalls ohnverändert blieben.

c) Grafschaft Hohnstein, auch Herrschaften Lohra und Klettenberg. Die Grafschaft wurde bald nachher an die Grafen von Stolberg und Schwarzburg vermöge vorheriger Anwartschaft verafterlehnet und abgetreten. Lohra und Klettenberg fielen an Halberstadt zurück.

d) das ganze Stift Hildesheim, und die ehemaligen Br.-Lüneb. an Hildesheim veräußerte Pfandschaften, in privativen Besitz des Herzogs Georg aus der regierenden Linie durch dessen Eroberung als Schwedischer General.

e) Fürstenthum Wolfenbüttel, Fürstenthum Calenberg-Göttingen, der Communion-Ober- und Unter-Harz, Ober-Grafschaft Hoya, Grafschaft Blankenburg, Grafschaft Reinstein, als eröffneter Lehns-Anfall für die regierende Linie und deren beyde apanagirte Zweige zu Harburg und Dannenberg secundum capita zu resp. $^3/_7$, $^2/_7$ und $^2/_7$; die Theilung aber geschah nur in 3 Länder Portionen ohne Zerstückelung der bis daherigen Landes-Districte, und das hinc inde sich findende excedens und deficit ward durch bestimmte Summen baaren Geldes, jährlich zahlbar, zu gleichen Theilen der Aufkünfte für jeden Theilnehmer ausgeglichen. Diese Theilung erfolgte 1635, und es erwuchs damittelst folgender Länder- und Revenuen-Bestand der 3 regierenden besonderen Linien.

1635. Grafschaft Blankenburg, Grafschaft Reinstein, Ober-Grafschaft Hoya, $^2/_7$ am Communion- Ober- und Unter-Harz und 7500 Rthlr. jährlich von Wolfenbüttel, und sonstiger verglichener Abfindung von Lüneburg wegen des Calenbergschen; nebst Harburgscher Apanage. Erlosch 1642, und es findet sich die Vertheilung dieser Verlassenschaft unter dem Jahre 1651 bey Wolfenbüttel, Lüneburg und Calenberg.

Nachrichtlich. Die Grafschaft Reinstein wurde bald nach dieser Erlöschung vom Stifte Halberstadt, und zwar unrechtmäßiger Weise ganz als eröffnetes Sonderlehn der mittleren Braunschw. Linie zurückgenommen und dem Graf von Tättenbach zu Lehn gegeben. Ueber die Braunschw.-Lüneb.

Lehnstücke kam die Belehnung des gesammten Hauses nachmaln hinzu, und bey Secularisirung des Stifts Halberstadt im Westphälischen Frieden wurden jenem seine Gerechtsame an dessen, jedoch ohnbestimmt gelassenen Reinsteinschen Lehnstücken gegen Halberstadt vorbehalten. Nach Abgang des Tättenbachschen Mannsstamms 1671 aber hat dem ohnerachtet das jetzige Königl. Haus Preußen, von wegen des Fürstenthums Halberstadt sich wiederum die ganze Grafschaft zugeeignet. Mehrmalige gütliche Unterhandlungen darüber sind fruchtlos gewesen, und die Sache ist noch in lite, ruhet aber seit langen Jahren.

1635. Fürstenthum Wolfenbüttel,

und 2/7 des Communion-Ober- und des Unter-Harzes, wovon jedoch 15 000 Rthlr. Adaequations-Gelder jährlich an Blankenburg und Lüneburg-Calenberg herausgegeben werden mußten. Nebst der Dannenbergschen Apanage seit 1636.

Von 1642 an wurden de facto 7500 Rthlr. von den jährlichen Adaequations-Geldern, so die Herzoge in Harburg erhalten hatten, von Wolfenbüttel zurückbehalten, und darüber erst 1651 der völlige Vergleich getroffen.

1649 kamen das Amt Lutter am Barnberge gegen einige Vergütung des excedentis und das Kloster Frankenberg in Goslar, nebst noch einigen einzelnen Parcellen, als Hildesheimsche Exemta hinzu.

1651 Fürstenthum Wolfenbüttel, 3/7 des Communion-Ober- und Unter-Harzes und Grafschaft Blankenburg, nach getroffenem Vergleich mit Lüneburg über die Verlassenschaft der Harburg-Blankenburgschen Linie, wodurch zugleich die gesammten 15 000 Rthlr. herauszugebender Adaequations-Gelder aufgehoben wurden, nebst der Dannenbergschen Apanage, wobei aber durch obigen Vergleich auch die jährl. 11 500 Rthlr., wegen Grubenhagen von Lüneburg bezahlt worden, wegfielen.

1671. Fürstenthum Wolfenbüttel

mit Zuwachs der Allein-Herrschaft über und Allein-Nutzung aus der Stadt Braunschweig, auch alleinigen Vergebung der Praebenden in den dazu gehörigen Stiftern, die Grafschaft Blankenburg, 3/7 des Communion-Ober- und Unter-Harzes, das Stift Walkenried, wogegen die noch übrige Dannenbergsche

Apanage, nämlich die Aemter Dannenberg incl. Haus Gümbse, Hitzacker, Scharnebeck, Lüchow incl. Warpke und Wustrow an Lüneburg-Celle wieder abgetreten, von letzterer Seite aber darauf anfänglich 35 000 Rthlr. Species, und nachher als Ausgleichung noch 21 211²/₃ Rthlr. herausgegeben worden.

Damittelst wurde die 400 jährige Gemeinschaft der beyden herzoglichen Hauptlinien an der Stadt Braunschweig und dazu gehörigen Stiftern aufgehoben.

Seit dieser Consolidirung des Fürstenthums Wolfenbüttel zu seinem jetzigen Bestande sind zwar keine Hauptveränderungen in den Bezirken vorgekommen, jedoch folgende Neben-Versetzungen, auch Zuwachs und Abgang noch zu bemerken.

1679 und 1681 kamen von den sogenannten Schwedischen Conqueten hinzu der Wolfenb. Theil des Amts Thedinghausen und beträchtl. partielle Einkünfte aus der Sülze zu Lüneburg und an gutsherrlichen Gefällen aus dem Lüneb, und Hoyaischen.

An dem Herzogthum Lauenburg hatte nach dessen Erwerbung die Wolfenb. Linie Antheil, anfänglich nur praetensive, seit 1703 und 1706 aber durch Vergleich zu ¹/₃. Selbige erhielt dafür 20 000 Rthlr. Capital und 13 000 Rthlr. jährlicher Intraden Werth an Land und Leuten. Auf letztere wurde das seit 1494 und 1512 Lüneb. Amt Campen zurückgegeben. Die zur Ergänzung der 13 000 Rthlr. erhaltene sonstige Parcellen sind aus Mangel der Nachrichten nicht weiter anzugeben, als daß sich von 1703 angemerkt findet, es wäre dem Wolfenb. Amte Thedinghausen etwas zugelegt. Ob das nachher zum Lüneb. hinzugekommene Land Hadeln mit in der Vergütung begriffen, weiß man nicht.

Die Grafschaft Blankenburg, welche 1707 zum Fürstenthum, jedoch bis noch ohne Sitz und Stimme auf dem Reichstage, erhoben worden, ist von 1690 bis 1714 als Apanage, von 1714 bis 1731 aber als besonderer Landestheil mit Hoheit, jedoch unter einiger Einschränkung der letzteren, von der regierenden Linie getrennt gewesen, 1791 aber durch Gelangung des Blankenb. Regentens zur Regierung im Fürstenthum Wolfenbüttel wieder damit verbunden worden.

An der von der Königl. Chur-Linie gemachten käufl. Erwerbung des Herzogthums Bremen und Fürstenthums

Verden hat die fürstl. Wolfenb. Linie 1739 durch Vergleich zwischen König Georg II. und Herzog Carl, so als ein verbindlicher Erb- und Haus-Vertrag und Regula futuri erkläret worden, die völlige Bestätigung der schon 1733 durch simultanea investitura erlangten Gesamt-Lehnschaft erhalten, jedoch wird die Kaiserl. Belehnung darüber jedes mahl nur von der Churlinie unter Producirung einer Vollmacht von der fürstl., mithin ohne Rücksicht auf das Seniorat genommen.

Die Wolfenb. an den Bergwerken und Städten des Communion-Ober-Harzes sind 1788 und 1789 an die Königl. Chur-Linie ohne Ersatz abgetreten, die Bergwerke des Unterharzes zwar in Communion zu den bisherigen 3/7 Wolfenb. Theils geblieben, die Communion Ober- und Unterharzlichen Forsten nebst den in deren Bezirk wohnenden Unterthanen, Sägemühlen und dem darin auszuübenden Bergwerks-Regal aber pro rata der bisherigen Theilnehmung daran, also für Wolfenb. zu 3/7 des ganzen, sowohl in Ansehung der künftigen privativen Hoheit als Alleinnutzung ohne gegenseitigen Ersatz auseinandergesetzt, und nach sothanen Forstdistricten zugleich die Hoheitsgrenzen bestimmt.

Die Jagdgerechtigkeit in dem ganzen Communion-Territorio, welche der Wolfenb. Linie bis dahin einseitig zugestanden, ist derselben auch in dem abgetheilten Territorio der Königl. Chur-Linie privative bis zu weiterer Uebereinkunft verblieben.

1635 Fürstenthum Lüneburg, excl. der beyden Apanagen zu Harburg und Dannenberg, Fürstenthum Grubenhagen excl. Amts Herzberg, der einseitige Oberharz, 3/7 des Communion-Ober- und des Unterharzes, Fürstenthum Calenberg-Göttingen, Nieder-Grafschaft Hoya, Grafschaft Diepholz bey der regierenden Linie und Herzog.

Das Amt Herzberg und 6000 Rthlr. jährlich als Apanage für Herzog Georg aus der regierenden Linie, welcher auch das ganze Stift Hildesheim und die Br.-Züneb. Hildesheimsche Pfandschaften in privativem Besitz hatte.

1636 Fürstenthum Lüneburg excl. Harburg- und Dannenbergsche Apanage, Fürstenthum Grubenhagen excl. A. Herzberg, der einseitige Oberharz, 3/7 des Communion-Ober- und des Unter-Harzes, 5000 Rthlr. jährlich Adae-

quations=Gelder von Wolfenbüttel, die Hildesheimsche Pfandschaften an Everstein=Homburgschen Pertinenzien, Nieder=Grafschaft Hoya, Grafschaft Diepholz und usufructuarie die Aemter Neustadt, Wölpe, Polle, Langenhagen, Rienover, Lüthorst.

Dieser Bestand dauerte jedoch nur von Jan. bis Oct. 1636, gestalt nach Absterben Herzogs August des Aeltern letztgedachte Aemter gegen eine jährl. Vergütung von 500 Rthlr., die 3/7 des Communion=Ober= und Unterharzes und die Everstein=Homburgschen Parcellen von den Hildesheimschen Pfandschaften an Calenberg abgetreten, von daher aber die 2500 Rthlr. Wolfenb. Adaequations=Gelder abgegeben wurden.

1641 nach dem Tode Herzogs Georg fielen dessen 6000 Rthlr. Apanage=Gelder wieder zurück, das Amt Herzberg aber behielt dessen Wittwe zu ihrem Witthum nebst dem Celleschen Amt Knesebeck, jedoch gegen Vergütung der Hälfte von Calenberg an Lüneburg mit 7000 Rthlrn.

1642. Nach Absterben der Blankenburg.=Harburg. Linie durch Besitznehmung und 1651 durch Vergleich mit der Wolfenb. Linie kamen hinzu die Harburgschen Apanage=Aemter Harburg und Moisburg, die halbe Obergrafschaft Hoya, 1/14 des Communion=Ober= und Unter=Harzes. Durch letzteren Vergleich wurden gegenseitig aufgehoben die jährl. 11 500 Rthlr. Lüneb. Vergütung an die Dannenbergsche Apanage für Grubenhagen und die jährl. 15 000 Rthlr. Wolfenb. Adaequations=Gelder für die Lüneb. und Harburg. Linien.

1643 erhielt Lüneburg durch Vergleich mit Hildesheim die Veste Dachtmissen, statt der bis daherigen Eigenschaft eines Pfandschillings, als Lehn, und die Entsagung auf die Pfandschaft an den 1433 in Pfand= oder wiederkäufl. Besitz erlangte Lüneb. Parcellen, ohne Erstattung des Pfandschillings. Letztere waren oblauts schon 1636 von Lüneb. an Calenberg abgetreten.

1648 höreten die jährl. 500 Rthlr. von Calenberg auf, und es trat gegentheils die eventuelle brüderliche Ausgleichung von 1646 dabey ein, wovon aber bey Aufstellung dieses Versuchs nicht mit Gewißheit anzugeben, in wie fern selbige zur Würklichkeit gekommen sey.

1659 fielen die Witthums=Aemter Herzberg und Knesebeck wieder resp. zum Fürstenthum Grubenhagen und Lüneburg.

Die Calenberg. Vergütung dafür, zu 7000 Rthlr. jährlich pro dimidio hörete aber auch auf.

1665. Fürstenthum Lüneburg, ganze Grafschaft Hoya, Grafschaft Diepholz, Stift Walkenried, Gut Schauen.

1671 fielen die Dannenbergschen Apanage-Aemter zurück gegen Abtretung der Lüneburg. Gerechtsame an der Stadt Braunschweig und dazu gehörigen Stiftern, auch des Stifts Walkenried, und Zuzahlung von 35 000 Rthlrn. Species und 21 211 ²/₃ Rthlrn. baaren Geldes.

Das Gut Schauen wurde um solche Zeit an den Graf von Waldeck verschenkt, und von selbigem nachmals an Otto Grote verkauft, welcher darauf die Immedietaet einer Reichsfrey-Herrschaft für solche erlangte.

1679 und 1681 kam zum Lüneb. Antheil der Schwedischen Conqueten als Zuwachs hinzu: Voigtey Dörverden, nunc Amt Westen, der jetzige Hoyaische Antheil des Amtes Thedinghausen, auch mehrere ehemals Brem- und Verdensche Zehnten, Lehne, Hölzungen und Geld-Intraden im Lüneb. Hoyaisch. und Diepholz. Jedoch wurde dagegen die Grafschaft Diepholz an Herzog Ernst August, welcher solche schon seit c. a. 1665 als Apanage besessen hatte, und seit 1679 hätte zurückgeben müssen, für seinen theils persönl., theils Calenberg. Antheil an der Voigtey Dörverden, A. Thedinghausen und Holzungen im Lüneburg., auch für das privative gekaufte Gerstenbergsche Gut Westen, imgleichen vermuthlich für den Grubenhagenschen Antheil an der Stadt Braunschweig erblich abgetreten.

1689 wurde das Herzogthum Lauenburg acquiriret; die Wolfenb. Theilnehmung daran und Vergütung dafür ist hieneben bemerkt.

Das dazu gehörige Land Hadeln blieb in Kayserl. und Schwedischer Sequestration.

1636 Fürstenthum Calenberg-Göttingen mit Ausschluß neben bemeldeter Aemter ratione ususfructus, 2500 Rthlr. jährliche Adaequations-Gelder von Wolfenb., das ganze Stift Hildesheim und die Hildesheimschen Pfandschaften außer den Everstein-Homburgschen Parcellen, auch als Lüneb. Apanage des A. Herzberg und jährlich 6000 Rthlr. Die im October desselben Jahres vorgenommenen Veränderungen sind nebenstehend bey Lüneburg angegeben.

1641 fielen durch den Tod Herzogs Georgs die 6000 Rthlr. Apanage an Läneb. zurück, und das Amt Herzberg an dessen Wittwe als Witthum. Wegen dieses Witthums, wozu auch das Läneb. Amt Knesebeck und 2500 Rthlr. baar Geld, in Summa zu 14 000 Rthlr. jährlich angeschlagen, gehöreten, mußte von 1648 bis 1659 Calenbergscher Seits das Amt Neustadt usufructuarie für 6000 Rthlr. an Läneb. überlassen und 1000 Rthlr. baar Geld zugegeben werden.

1643 wurde das Stift Hildesheim dem Bischof wieder abgetreten, jedoch als Exemta, so beym Calenberg. Landestheil verblieben sind, zurückbehalten: Amt Wittenburg, Kloster Wülfinghausen, Vorwerk Relliehausen, Schloß Erichsburg mit Haushaltspertinenzien, einige adeliche Gerichte und sämtliche Pfandschaften. Unter letzteren mußten aber die 3 Aemter Coldingen, Westerhofe und Lutter am Barenberg von Hildesheim zu Lehn genommen werden, und letzteres Amt wurde 1649 an Wolfenb. gegen Vergütung des excedentis abgetreten.

1647 durch Vergleich die schon vorhin in Besitz gehabte erledigte Schaumburgsche Lehne, so dem Calenberg. incorporiret.

1648 Stift Walkenried und Gut Schauen, so 1665 an Lüneburg abgetreten wurden.

Eodem anno wegen der brüderl. Ausgleichung de 1646 über Lüneburg und Calenberg, wie bey Läneb. nebenstehend bemerkt ist.

1651. Bey der Auseinandersetzung mit Wolfenb. über die Harburg. Nachlassenschaft die halbe Ober-Grafschaft Hoya und $^{1}/_{4}$ des Communion-Ober- und Unter-Harzes, woran Calenberg jedoch schon seit 1642 gemeinschaftlich mit Lüneburg Theil genommen hatte.

1665 Fürstenthum Calenberg-Göttingen, Fürstenthum Grubenhagen, der einseitige Oberharz, $^{4}/_{7}$ des Communion-Ober- und Unter-Harzes.

1671 kamen hinzu die Dörfer Döhren, Wülfel und Laatzen als Vergütung für gelieferte Hülfe zu Bezwingung der Stadt Braunschweig und vielleicht als Surrogatum für Land und Leute die Reliquien, so jedoch sehr zweifelhaft zu seyn scheinet.

Von 1679 bis 1698 war der Regent im Calenbergschen zugleich Bischof von Osnabrück.

1681 kamen hinzu: a) beträchtliche Geld-Intraden im Lüneburg., Hoyaischen und Diepholz als theils herzogl. persönlicher, theils Calenberg. Antheil an den Schwedischen Conqueten, b) die Grafschaft Diepholz. Letztere war indes nur Surrogatum für eine Austauschung mit Lüneburg über diese Conqueten, und Vergütung theils für das privative gekaufte Gut Westen, theils vermuthlich für den Grubenhagenschen Antheil an der Stadt Braunschweig.

1689. Ob Calenberg eine Vergütung wegen Lauenburg zu $^{1}/_{3}$ erhalten habe, darüber fehlen die Nachrichten. Vermuthet wird, daß solche nach der Lage der Umstände Calenberg. Seits urgiret sey.

1692 ward der Regent, Herzog Ernst August, Churfürst, und die Eigenschaft der Churlande auf die damaligen gesammten Calenb. und Lüneb. Länder, excl. Lauenburg, ausgedehnet.

1705. Fürstenthümer Lüneburg, Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, der einseitige Oberharz, $^{4}/_{7}$ des Communion-Ober- und Unter-Harzes, Herzogthum Lauenburg excl. Land Hadeln, Grafschaften Hoya und Diepholz bey der Chur-Linie.

1714 wurde der Regent, Churfürst Georg Ludwig, König von Groß-Britannien und Irland.

1715 das Herzogthum Bremen und Fürstenthum Verden von Dänemark für 877 000 Rthlr., wovon jedoch 277 000 Rthl. aus dem Lande rückständige Contribution überwiesen worden, gekauft und 1719 und 1720 mit Schweden mittelst Bezahlung einer Million Rthlr. sich darüber verglichen.

1719 die Mindenschen-Halberstädtschen und übrigen Churbrandenburgschen Lehne in den Br.-Lüneb. Landen vom Hause Preußen abgetreten erhalten.

1731 das Land Hadeln aus der Kayserl. Sequestration ausgeliefert bekommen.

1788 und 1789 die Wolfenb. $^{3}/_{7}$ an den Communion-Bergwerken und Städten des Oberharzes abgetreten erhalten und wegen der Communion-Harzforsten auch der Jagd wie bey Wolfenb. angegeben.

c. a. 1737 das seit 1678 verlehnte Post-Regale als Domaine eingezogen durch Erkaufung der Nießnutzung vom Erb-General-Postmeister.

Acquisita.

Da keine völlige historische urkundliche Gewißheit obhanden ist, in wie fern mehrere von hiernächst aufzuführenden Acquisitis, nach der großen unter Herzog Heinricus Leo mit den lehnpflichtigen Diensten, auch sonstigen Güter-Besitzern vorgegangenen Veränderung, nur blos als Domainen und erledigte Lehne, oder auch mit der wenigstens zweyfelhaft gewordenen Hoheit erworben worden; so sind solche alhie promiscue aufgeführet, und der titulus acquisitionis ist nur bey denjenigen bemerkt, wo ersteres aus Urkunden oder Thatsachen mit historischer Gewißheit zu erweisen ist.

Zum Herzogthum seit 1235 bis zur Theilung von 1267.

1235. Die Lehnsherrlichkeit über die Grafschaft Everstein, wenigstens deren Bestätigung.

1235, 1236 und 1242. Unterschiedene einzelne, im ganzen nicht unbeträchtliche Güter und Lehns-Vasallen der Grafen von Osterborch und Oldenhusen (jetziges Gräfl. Schulenburgsches Gut Aldenhausen im Magdeburg.), in der Mark Brandenburg, Grafschaft Stade und dem Lüneburgschen.

1236. Castrum Harburg durch Eroberung und nachherigen Friedensvergleich, als einen Teil der in Anspruch genommenen Grafschaft Stade. Die Acquisition erstreckte sich von der Seve bis an das Alte Land, begriff also die Aemter Harburg und Moisburg.

1239. Aus Mainzscher Belehnung alle von Heinricus Leo besessene Mainzsche Lehne.

c. a. 1241 die Grafschaft Lauenrode durch Kauf. In wie fern die Altstadt Hannover mit dazu gehöret hat, ist nach Grupe in A. H. noch ungewiß.

1246. Die Stadt Münden durch Vertrag mit derselben. Gehörte damals zu Thüringen.

1247. Die Lehnsherrlichkeit über das Homburgsche Castrum Lauenstein. Damittelst wurde die Lehnsherrlichkeit über die ganze Herrschaft Homburg ergänzet und erneuert, gestalt schon Henr. Leo solche über das Schloß Homburg von Hildesheim armata manu vindiciret.

1248. Die Mark Duderstadt auf dem Eichsfeld, als Lehn von Quedlinburg.

1254. Schloß Herlingsberg bey Goslar durch Eroberung.

1255. Castrum Wolfenbüttel durch Eroberung, als ein 1253 in Anwartschaft ertheiltes und 1254 zuerkanntes Reichs-Lehn.

1258. Castrum Asseburg durch Eroberung wegen nicht pflichtmäßigen Betragens der Besitzer. Insel Gieselwerder als Ranzion des Churfürsten von Mainz.

c. a. 1258. Schloß Stein, vermuthlich jetziges Kloster Marienstein, von den Edlen Herren von Pleße gezwungen abgetreten, und zugleich die Lehnspflicht von dem Schloß Pleße durch Revers des Besitzers anerkannt.

1260 oder 1265. Die halbe Stadt Hameln und die halbe Stadt Münder als Lehn vom Bischof zu Minden.

1265. Die Edle Voigtey über die Stadt Höxter als Lehn vom Abt zu Corvey. Ist 1670 und 1671 Corveyscher Seits bestritten, aber mit gewaffneter Hand und erfolgtem Vergleich damals bekräftiget.

Zum Haupt-Fürstenthum Braunschweig seit 1267 bis 1286.

1269, 1270, 1272, 1274. Castrum Nyenovere, Comecia ad medietatem nemoris, quod Solge dicitur, ipsum nemus Solge dimidium, conductus et theloneum quoddam, als Reichslehn käuflich von den Grafen von Nienover und Daßel. Das Territorium des castri und die Comecia muß das jetzige Amt Nienover, ehemaliges Amt Lauenberg (jetzige Voigtey des Amts Erichsburg), und Kloster Fredelsloh begriffen haben, unter Conductus et theloneum aber das Amt Lauenföhrde als Zollstätte und das sonstige Geleit auf der Weser zu verstehen seyn.

Ueber Castrum Nyenovere cum attinentibus kommt unterm Jahre 1503 noch eine vom Graf Otto von Waldeck cum specialiter accedente consensu Simonis Comitis de Dasle ausgestellte Verkaufs-Urkunde vor. Nemus Solge wird jedem als der Solling verständlich seyn.

1270. Castrum Grubenhagen (jetzo Amt Rotenkirchen) ex capite feloniae den von Gruben abgenommen und als Domaine eingezogen. Nach Rethmeyer jedoch damahls nur sehr partiell.

1272. Die Stadt Einbeck durch freywillige Entziehung von der Herrschaft der Grafen von Daßel wegen Bedrückung, und Unterwerfung unter die herzogl. Botmäßigkeit recupe-

riret. 1274 ist die Renunciation der Grafen von Daßel auf selbige hinzugekommen. Die Stadt hatte unstreitig dem Heinricus Leo gehöret, und war also nur durch die Folgen von deßen Aechtung der Herrschaft entzogen. Gedachte Renunciation erstreckt sich auch auf die Comecia Billingenstadt; worin solche bestanden habe, ist nicht anzugeben.

Incorporirte Acquisita.

Zum besonderen Fürstenthum Braunschweig, ex post Wolfenbüttel, seit 1286.

1327. Die Hälfte des Schlosses Wolfsburg vom Kloster Königslutter; das Geschlecht von Bartensleben findet sich jedoch schon 1318 als Besitzer der Wolfsburg.

1343. Schloß und Dorf Heßnum oder Heßenum (jetziges Amt Heßen), von den Grafen von Reinstein erkauft.

Amt Calvörde am Ende des 13. oder Anfang des 14. Seculi von Magdeburg; titulus ist nicht bekannt.

1408 wurde die Grafschaft Everstein als Brautschatz ausgelobet und c. a. 1412 der würkliche Besitz erlanget.

1409 die Herrschaft Homburg auf bevorstehende Erlöschung des Homburgschen Geschlechts gekauft und vermuthlich noch in demselben Jahre durch Ermordung des letzten Herrn von Homburg der Besitz erhalten.

1428 sind die zu beyden gehörige Parzellen zwischen Braunschweig und Lüneburg vertheilt.

1490. Stadt Helmstädt ratione dominii utilis als Lehn von der Abtei Werden.

1505 die Anwartschaft auf die Herrschaft Warberg als Reichs-Lehn, und c. a. 1660 den Besitz.

1521, 1523, 1526 das große Stift Hildesheim durch Eroberung aus Kayserl. Executions-Commission, Vergleich und Kayserl. Belehnung in Gemeinschaft mit Calenberg. Wurde 1630 vom Bischof wieder erobert und 1643 durch Vergleich abgetreten.

Als Exemta davon 1649 A. Lutter am Barnberg wie Hildesh. Lehn, Kloster Frankenberg in Goslar und einige adeliche Gerichte, auch sonstige einzelne Parzellen.

Zum Fürstenthum Göttingen.

1370 Harzburg erobert von Wernigerode, e. a. an die von Schwiecheldt verlehnet, und 1412 denselben durch Eroberung wegen Straßen-Räuberey abgenommen.

1380. A. Hardegsen, A. Harste, halb Moringen, als durch Brudermord verwürktes Rostorfsches Lehn zu Domainen eingezogen.

Gladebeck, so das Geschlecht von Gladebeck, ein Rostorfscher Zweig, besaß, welcher an obiger Verwürkung keinen Theil hatte; titulus et annus sind ungewiß.

A. Westerhofe, ein ehemaliges Grubenhagensches Pertinenz, ist erst nach 1649 dem Göttingschen zugelegt, und seit 1643 dem Stift Hildesheim lehnbar.

Das Dominium utile der Stolbergschen Lehngrafschaft Hohnstein ex capite regressus ob fideijussionem für eine Gräfl. Passivschuld eingezogen. Ist in gewisser Maaße nur ein verbundenes Pertinenz.

1692 sind die Mainzschen Praetensionen im Göttingschen und Grubenhagenschen und die Hzl. Ansprüche an einen Theil des Eichsfelds durch Vergleich gegenseitig aufgehoben.

Zum Lande zwischen Deister und Leine, ex post Calenberg, seit 1267.

1282 Castrum Hallermund und ein Theil der dazu gehörigen Güter durch Kauf; war größestentheils nur die Erwerbung der Lehnsherrlichkeit.

Vor 1326 Grafschaft Wölpe; incertum quo titulo. Man glaubt, durch Absterben der Grafen.

1343 Hachmühlen, ratione Grund und Bodens von Arnold von Warberg gekauft, und ratione dominii utilis 1434 von den Grafen von Spiegelberg erobert.

1366 ein anderweiter Theil der Grafschaft Hallermund durch Kauf und wieder ein Pfandlehn gegeben. Der gänzliche Besitz der Grafschaft und der seit dem letzteren Kauf damit verbundenen Herrschaft Adenoys (Adensen im A. Calenberg) ward erst 1411 vom Bischof zu Minden, welcher ein Graf von Hallermund und der letzte seines Geschlechts war, durch erkaufte Belehnung erlanget.

1411 Schloß Petershagen durch Kauf; ist jetzt bey Minden.

1445 Grafschaft Wunstorf (A. Blumenau usw.) durch Kauf von Hildesheim.

1495 die Aemter Polle, Ohsen, Ottenstein und Stadt Holzminden als Eversteinsche Homburgsche Pertinenzien von Wolfenbüttel in der Erbtheilung. Holzminden ist nachher

an Wolfenbüttel vertauschet gegen A. Lüthorst, und A. Ottenstein wahrscheinlich niemals realiter bey Calenberg gewesen, gewiß aber vor 1634 wieder zu Wolfenbüttel gekommen.

1521 ffg. Das große Stift Hildesheim bis 1630 wie bey Wolfenbüttel.

1634 bis 1643 das ganze Stift Hildesheim durch Wiedereroberung, und 1643 als Exemta: A. Wittenburg, Kloster Wülfinghausen, Schloß Erichsburg, Vorwerk Reljehausen, einige adel. Gerichte, Voigteyen und Dörfer, auch als Lehn von Hildesheim die Aemter Coldingen und Westerhofe (letzteres ist damals zum Göttingschen gelegt, da es in älteren Zeiten mit zu Grubenhagen gehöret).

1636 die Lüneburg. seit 1433 an Hildesheim veräußerte Everstein. Homburg. Parzellen: Ertzen, Grohnde, halb Hameln, Lauenstein, Bodenwerder und das Hallermundsche Pertinenz Hallerburg durch Abtretung von Lüneburg. Die zu ersteren gehörende Hamelenschenburg war schon 1486 durch Eroberung erworben.

1647 die erledigten Schaumburgsche Lehne: Lauenau, Bokeloh incl. Mesmerode, Lachem nebst Anwartschaft auf Vischbeck und Stadt Oldendorf.

Zum Fürstenthum Grubenhagen.

Castrum Everstein, theils Eroberung, theils durch Kauf; das Jahr ist ungewiß, jedoch vor 1285 urkundlich zu bestimmen. Ist zur Hälfte 1364, und das übrige, wo nicht ehender, doch 1596 wieder von Grubenhagen getrennt.

1571 Amt Radolfshausen als erledigtes Plessensches Lehn.

1593 Grafschaft Scharzfels und Lutterberg (jetziges Amt Scharzfels) und Bergstadt St. Andreasberg als erledigtes Hohnsteinsches Lehn. Die Stadt nebst den dasigen auch Lutterbergschen Bergwerks-Zubehörungen sind dem einseitigen Oberharz beygelegt.

c. a. 1653 Amt Elbingerode durch Einlösung von den Gläubigern eines Staatz von Münchhausen. Ist eigentlich ein Appertinenz der Grafschaft Hohnstein.

Zum Lüneburgschen seit 1267.

1303 Schloß und Stadt Dannenberg mit territorio an der Westseite der Elbe und an der Theene (vermuthlich

Jeße) für jährlich 40 M. reversibler Einkünfte vom Graf Nicolaus von Dannenberg.

1320 Haus und Stadt Lüchow mit zugehörigen Land und Leuten vom Graf von Kevernborghe, durch Kauf.

1337 Flecken Fallersleben, der Stuhl zu Grevenla und die Grafschaft über den Poppendiek (Papenteich des Amts Gifhorn mit Ausdehnung bis Knesebeck) von den Grafen von Woldenberg gekauft.

1347 Haus Bodendiek käuflich von dem Geschlecht solchen Namens. Vermuthlich nur die Lehnsbarkeit, denn es findet sich noch 1428 in dem Besitz des Geschlechts.

1350 das Weichbild Wittingen ratione dominii directi von der Mark Brandenburg. Titulus fehlt.

1376 Burg Pritzen (vermuthlich Preßecke im A. Dannenberg) durch Eroberung.

1390 Schnackenburg und Gartow durch Eroberung wegen Straßen-Räuberey.

c. a. Clöße eben deshalb von den v. Quißow erobert. Ist bis ins 16. seculum gemeinschaftlich mit Magdeburg geblieben.

c. a. 1414 A. Ahlden dem Geschlecht von Ahlden abgenommen, aber bald nachher an selbiges wieder verlehnet. Die Zeit der nachherigen Einziehung ist nicht bekannt. Das Geschlecht subsistirte noch lange nachher, da Ahlden schon Domaine war.

1422 Schloß Burgdorf (vermutlich auch die Stadt und einen Theil des jeßigen Amts) als Eroberung von Hildesheim.

1428 in der Erbtheilung mit Wolfenbüttel die ad a. 1636 bey Calenberg specificirte Everstein Homburgsche Pertinenzien, nebst Hallerburg und Hallerspring; Hallerspring kam bald her zu Calenberg, und das übrige wurde 1433 an Hildesheim pfands- oder wiederkaufsweise veräußert und 1636 gänzlich an Calenberg abgetreten.

1433 bey sothaner Verpfändung die Veste Dachtmissen (im A. Burgdorf) von Hildesheim als einen Theil des Pfandschillings. Ist 1643 als Hildesh. Lehn ganz überlassen. Aus selbiger und der Acquisition von 1422 besteht das jeßige A. Burgdorf. Haus Knesebeck, wovon jedoch titulus und tempus acquisitionis nicht genau anzugeben.

c. a. 1477 A. Meinersen als erledigtes Lehn. Es war aber dero Zeit noch bey Braunschweig und ist erst resp. 1491 und 1512 zum Lüneburg. gekommen.

1479 A. und Acht Soltau käufl. von Verden.

1528 und 1531 die Probstey-Güter der sämmtl. Klöster durch die Reformation als Domainen.

1592 Haus Gumbse durch Kauf von Fritz von dem Berge.

1615 und 1618 A. Wustrow, als eröffnetes Lehn, jedoch unter Abfindung der mit Lehnsherrl. Consens in Besitz seyenden Pfand-Inhaber.

A. Moisburg als erledigtes Lehn; quo anno incertum, jedoch vor 1618.

1623 A. Gartze, als eröffnetes Lehn des Geschlechts von dem Berge (de Monte).

1672 A. Wilhelmsburg (vorhin Stilhorn), ein ehemals Hollstein-Schaumburgsches Pertinenz, durch Kauf von dem Geschlecht von Grote. Die Kaufsumme dafür ist Lehn, und das Grotesche Geschlecht hat davon eine Stimme auf den Landtagen.

1686 ein Theil des Hamburgschen Amts Moorburg durch Eroberung.

Verbundene Acquisita,
so entweder ganz, oder wenigstens ihre besondere Landschaft-Verfassung behalten haben.

1309 bis 1323 und 1343 die Alte und Mittel-Mark Brandenburg durch Heyrath des Herzogs Otto Largus, auf Lebzeit der Brandenburgschen Witwe.

1327 bis 1347, 1367, 1369 und 1372 die Markgrafschaft Landsberg, Pfalz zu Sachsen, Lauchstedt, Sangershausen durch Heyrath des Herzogs Magnus I Pius.

1389 die Eventual-Succession in die Sachsen-Wittenbergsche Churlande durch Erbverbrüderung. Ist 1422 nicht geltend gemacht.

1515 die Anwartschaft auf die Herrschaft (jetzo Fürstenthum) Lippe als Reichslehn.

1523 die Lehnsherrlichkeit über das Stade- und Budjadinger Land, durch Eroberung von den bis dahin freyen Besitzern, und nachmalige Ueberlassung an die Grafen von Oldenburg.

1582 Grafschaft Hoya als erledigtes Lehn, wozu nachher noch acquiriret und incorporiret sind: 1667 A. Harpstedt als erledigtes Oldenburgsches Lehn; 1679 und 1681 A. Westen und der Hoyaische Antheil von Thedinghausen nebst

einzelnen Intraden, als Schwedische Conqueten von Bremen und Verden. Item das Wolffenb. A. Thedinghausen, so aber mit der Grafschaft nicht in Verbindung stehet.

1585 Grafschaft Diepholz, als erledigtes Lehn, nebst nachher incorporirten Brem- und Verdenschen zu den Schwedischen Conqueten gehörigen Intraden. 1785 ist das im Diepholzschen belegene Gut Dörpel vom Duc de Yorck für 22459 Rthlr. C.-M. verkauft.

1593 Grafschaften Lohra und Klettenberg als Halberstädtsches Sonderlehn für die mittlere Braunschweig. Linie nach Ausgang der Grafen von Hohnstein. Sind 1634 oder 1635 zurück gefallen.

1599 nach Absterben der Grafen von Blankenburg, Reinstein, a) Grafschaft, jetziges Fürstenthum Blankenburg, als erledigtes Lehn, b) Grafschaft Reinstein, theils als erledigtes, theils als Halberstädtsches Sonderlehn für die mittlere Braunschweig. Linie.

1643 die Friedrich Ulrichschen Allodialia im Hildesheimschen, als Exemta.

1648 im Westphälschen Frieden als Compensation: a) die Alternative auf Osnabrück für Herzogs Georg Nachkommen et illis deficientibus, quod Deus avertat, für Herzogs August zu Wolffenbüttel Descendenz; b) Stift Walkenried; c) Gut Schauen, so 1680 an den Grafen von Waldeck verschenkt; d) Kloster Groningen, so bald nachher an Halberstadt verkauft.

1689 Herzogthum Lauenburg durch Besitznehmung und nachherige Verträge mit Sachsen. Dazu sind seitdem acquiriret: a) 1738 und 1739 A. Steinhorst, ratione der Hoheit von Holstein, ratione dominii utilis durch Kauf von dem v. Wedderkop. Steinhorst ist von dem v. W. für 406723 Rth. gekauft und Dänemark mit 70000 Rth. abgefunden. b) 1783 das Rüdigersche Gut Preten käufl. für 33087 Rth.

1691 die eventuelle Succession in Ostfriesland durch Erbverbrüderung. Ist seit 1744 in lite mit Preußen.

1700 und 1720 A. Wildeshausen käufl. von Schweden qua Herzog von Bremen.

1705 Anwartschaft auf die Grafschaft Sayn Altenkirch., durch Vermählung König Georg II. mit einer Anspachschen Princeßin.

1715 und 1719 (1720) Herzogthum Bremen und Fürstenthum Verden, resp. von Dänemark käufl. für 600000 Rth., und von Schweden durch Vergleich mittelst 1 Million Rthlr. Seitdem sind dazu als Domainen erworben a) A. Northolz von dem Geschlecht der Voigte käufl.; b) A. Blumenthal und Gericht Neuenkirchen excl. Vegesack von der Stadt Bremen; titulus fehlt; c) A. Agathenburg käufl. von den Grafen von Königsmark; d) A. Kehdingen oder Wischhafen gegen übernommene Eindeichung eines großen Braakes.

1728 Salzwerk zu Rothenfeld im Osnabrückschen aus der Erbschaft Bischofs Ernst August II.

1731 Land Hadeln als ein Appertinenz des Lauenburgschen aus der Kayserl. Sequestration abgeliefert.

1747 von der mit der Stadt Lübeck in langwierigem Proceß gewesenen Stadt und Voigtey Möllen, als incorporierte Lauenburg. Pertinenzien: halb Siebenbäumen; halb Durensen, so dem A. Steinhorst beygelegt, Alt Mölln, Berkentin, Hornbeck, Coberg, Niendorf, Sierksfelde, Woltersdorf und halb Breitenfelde, so dem A. Ratzeburg beygelegt, nebst der Hoheit über die adel. Güter Rundshagen, Castorf, Bliestorf und Grinau.

1786 das Gut Balsterkamp im Osnabrück. vom Bischof Friedrich, Duc de Yorck, für 180000 Rth. L'dor gekauft.

Stet ita favente Numine ad diem usque supremum et floreat, publicam solito augendo more felicitatem.

Entworfen 1790.

Die Jahrhundertfeier der Königlichen Klosterkammer.[1])

Vor einigen Wochen ging durch die Tageszeitungen die Nachricht von dem 100 jährigen Bestehen der Königlichen Klosterkammer zu Hannover in ihrer heutigen Verfassung.

Außerhalb der Provinz Hannover gibt es nicht viele, welche die Bedeutung dieser Zeitungsnachricht zu würdigen vermögen. Aber für die Provinz Hannover ist die Klosterkammer seit langen Zeiten ein wirksamer Kulturträger gewesen, sie hat den Allgemeinen Klosterfonds, d. h. ein nicht unerhebliches aus früheren Klöstern herrührendes Vermögen zu verwalten und es für Zwecke der Landesuniversität, für Kirchen, Schulen und milde Zwecke aller Art zu verwenden; aber nur den Wissenden ist es vergönnt, der Frage des Hannoverschen Klosterfonds näher zu treten. Wenn auch im 21. Bande von Meyers großem Konversations-Lexikon 6. Auflage, unter „Klosterfonds" in einer kurz gefaßten Abhandlung das Wichtigste und für das Verständnis Notwendigste zusammengestellt ist, so ist doch einmal dieses Lexikon nicht in jedermanns Hand und auch weniger Augen fallen gerade auf diese Abhandlung. Die eingehenden Erörterungen in der sog. Falkschen Denkschrift vom 14. November 1877, betreffend die Entstehung, den rechtlichen Charakter und den Umfang der Verbindlichkeiten des Hannoverschen Klosterfonds—Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben in Kirchensachen für den Bezirk des Königlichen Provinzial-Konsistoriums in Hannover —, die im Jahre 1877 dem Abgeordneten-Hause vorgelegt wurden, sind noch weniger bekannt,

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von G. A. Thiemann „Historische Notizen über die Entstehung und Verwaltung des Klosterfonds im Königreiche Hannover", veröffentlicht von Dr. Ph. Meyer in den Hannov. Geschichtsblättern Jahrg. 1906 S. 49—60.



und der kurze Überblick im Preußischen Verwaltungsblatt vom Jahre 1907 (Nr. 29) wird, wenn auch z. Zt. gern gelesen, heute doch im wesentlichen in Vergessenheit geraten sein.

Mit Rücksicht auf die besondere Bedeutung der Wirksamkeit der Königlichen Klosterkammer halten wir es im allgemeinen Interesse für geboten, an dieser Stelle einige uns aus zuverlässiger Quelle zugeflossene Nachrichten über den Allgemeinen Klosterfonds und die ihn verwaltende Behörde darzubieten; wir hoffen damit Vielen Erwünschtes über die Bedeutung des Allgemeinen Klosterfonds für die heutige Zeit zu bringen.

Die landesherrliche Verwaltung reicht bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück, sie hat sich aus einer Kassenverwaltung zu einem Departement des Fürstlichen Rats, zur Geheimen Ratsstube und Zentralbehörde im Königreich Hannover ausgewachsen, wurde schon Ende des 18. Jahrhunderts als Kalenberger Klosterkammer bezeichnet und besteht seit dem 8. Mai 1818 als Königliche Klosterkammer. Die Anfänge der Entwicklung des landesherrlichen Regiments liegen noch völlig im Dunkeln, aber daß eine Behörde, welche die Bestimmung hat, das Vermögen der mittelalterlichen Klöster und Stifter der Provinz zusammenzuhalten und unter Berücksichtigung der ursprünglichen Zweckbestimmung im zeitgemäßen Sinne für das allgemeine Wohl nutzbar zu verwalten, für die Bevölkerung in Hannover und in Preußen eine wesentliche Bedeutung hat, bedarf keiner besonderen Beleuchtung. Es hat sich auch die Historische Kommission für die Provinz Hannover, das Großherzogtum Oldenburg, das Herzogtum Braunschweig, das Fürstentum Schaumburg-Lippe und die Freie Hansestadt Bremen in dankenswerter Weise der Geschichtsforschung über die Entwicklung der klösterlichen Verwaltung im Fürstentum Kalenberg und Königreich Hannover angenommen; ihre Absicht aber, zum 8. Mai d. Js., ihrem Säkulartage, eine Geschichte der Klosterkammer im Druck vorzulegen, ist leider unter der Schwere des Krieges und der Einziehung der dazu berufenen Kräfte zur Fahne einstweilen nicht durchführbar gewesen.

Wir werden z. Zt. hierauf erneut zurückkommen, aber schon heute können wir einige Zahlenangaben über die Wirksamkeit der Klosterkammer mitteilen; wir hoffen dadurch

einiges Licht über eine stille und fruchtbringende Arbeit zu verbreiten.

Freilich kann nicht genug vor dem Fehler gewarnt werden, den Klosterfonds als ein unerschöpfliches Vermögen anzusehen. Daß diese weit verbreitete Meinung falsch ist, ergibt sich schon daraus, daß der Haushaltsplan der Klosterkammer nur eine Einnahme von rund 3,25 Millionen Mark aufweist. Man übersieht nämlich dabei leicht, daß der größere Teil seines Vermögens nicht werbend und in seinem großen Besitz an Kirchen, Schulen, Klöstern usw. festgelegt ist. Aber auch mit der verhältnißmäßig geringen Summe von 3¼ Millionen schafft die Klosterkammer viel Gutes. Die eigene Verwaltung kostet zunächst nur etwa 9. v. H. der Einnahme — ein Satz, an dem sich manches große geschäftliche Erwerbsunternehmen ein Beispiel nehmen könnte! Der bei weitem überwiegende Teil ihrer Einnahmen wird sodann in Anspruch genommen durch die Erfüllung ihrer rechtlichen Verpflichtungen, die ihr auf Grund geschichtlicher Entwicklung und als Verwalterin eines auf Grundbesitz fußenden Vermögens obliegen. So bedarf die Verwaltung der Forsten zur Erzielung ihrer Einnahmen mehr als ½ Million Mk. an Ausgaben, die Unterhaltung der zahlreichen Gebäude und Bauwerke verschlingt etwa 300 000 Mk. Die Universität Göttingen erhält z. Zt. einen Zuschuß von über 550 000 Mk. und wird dadurch in den Stand gesetzt, zum Nutzen der Provinz Hannover manche Aufgabe zu fördern, die andere Universitäten, denen die Freigebigkeit der früheren Landesfürsten nicht in gleicher Weise zuteil geworden ist, sich versagen müssen. Für evangelische und katholische Kultuszwecke werden rund ½ Million ausgegeben. Dem öffentlichen Unterricht dienen Aufwendungen in Höhe von rund ¼ Million, während für milde Zwecke im weitesten Sinne des Wortes fast ½ Million verausgabt werden. Im letzteren Betrage sind zwei Ausgabebeträge enthalten, die einer besonderen Erwähnung verdienen, nämlich der von rund 100 000 Mk. für die Unterhaltung einer der segensreichsten Einrichtungen, die gerade wieder in der heutigen Zeit mit ihrer großen wirtschaftlichen Notlage eine erhöhte Bedeutung gewinnt, der Damenklöster in Barsinghausen, Wennigsen, Marienwerder, Mariensee, Wülfinghausen und der Stifter in Hildesheim, Wunstorf und Bersenbrück und der von 30 000 Mk. für die Lungenheilanstalt in Bad Rehburg, deren jetzt 18 jähriges Bestehen

sich als eine Wohltat für die minderbemittelten Kreise der Geistlichen, Lehrer und Beamten der Hannoverschen Lande erwiesen hat.

Es ist begreiflich, daß sich auf den Klosterfonds, teils wegen der nebelhaften Vorstellungen von seiner Größe, teils wegen des großes Reizes, den seine Verwaltung mit ihren vielseitigen Aufgaben bietet, von jeher viele begehrliche Blicke richteten, und es hat Zeiten gegeben, da sein Uebergang auf den Staat oder auf die Hannoversche Provinzialverwaltung bedenklich nahe gerückt schien. Glücklicherweise ist es aber bisher immer gelungen, die sich darnach ausstreckenden Hände zurückzuweisen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die geschichtliche Entwicklung, die im Gegensatz zu allen übrigen deutschen Staaten im damaligen Königreich Hannover die Behandlung des aus der Säkularisation herrührenden geistlichen Gutes genommen hat, eine mustergültige, ja geradezu vorbildliche gewesen ist. Während nämlich sonst in Deutschland diese Vermögensmassen mit dem Staatsgut vereinigt wurden und darin untergingen, hat die Weitsichtigkeit der hannoverschen Fürsten diese Vermögenswerte zu einer Sondermasse vereinigt, der Verwaltung einer eigenen Behörde, der Klosterkammer, unterstellt und dadurch in viel höherem Maße erreicht, daß dies Vermögen seiner eigentlichen Bestimmung dienstbar blieb.

Diese Behörde besteht nun als solche seit 100 Jahren und hat sich in dieser Zeit zu einer Verwaltungsbehörde nach Art der Königlichen Regierungen ausgewachsen. Ist diese Entwicklung eine willkürliche und zufällige, rein bürokratische gewesen oder beruht sie vielmehr auf innerer Notwendigkeit? — Es liegt nahe, diese Frage in einer Zeit, in der soviel von Vereinfachung der preußischen Verwaltung die Rede ist, zu prüfen, um Klarheit darüber zu schaffen, ob etwa auch diese Behörde entbehrlich ist und ihre Geschäfte an andere Stellen abgeben könnte. Da muß nun zunächst festgestellt werden, daß, so wenig auch manchmal besonders die geistlichen Kreise der Provinz Hannover mit der Verwendung der Mittel zufrieden gewesen sind, bei der sie infolge zu starker Einflüsse von oben her sich benachteiligt glaubten, sie gleichwohl das Verschwinden der Klosterkammer sicher mißbilligen würden. Denn besonders die althannöverschen Kreise der Provinz würden in einer Beseitigung dieses vermeintlichen Reservatrechtes eine starke

Beeinträchtigung ihrer berechtigten Interessen finden und damit wird man unbedingt rechnen müssen, wenn man vermeiden will, daß ein Sturm der Unzufriedenheit durch das Land geht. Nun zeichnet sich auch die Klosterkammer insofern vorteilhaft vor anderen Behörden dadurch aus, daß darin nicht das juristische Element überwiegt. Ihre Mitglieder sind Forstmänner, Bauräte und landwirtschaftlich vorgebildete Verwaltungsbeamte, die zudem zum Segen ihrer Geschäfte nicht dem häufigen Wechsel wie die Mitglieder anderer Provinzialbehörden, insbesondere der Regierungen unterworfen sind. Ueberlieferung bedeutet bei ihnen sehr viel — nicht in dem Sinne eines verknöcherten Festhaltens am Hergebrachten, sondern derart, daß die ganze Betätigung wurzelt in dem Verständnis für die geschichtliche Entwicklung der Gegenwartsforderungen. Darin liegt gerade die Besonderheit dieser Verwaltung, daß sie auf die historischen Grundlagen aller ihrer Aufgaben Rücksicht zu nehmen hat, und es liegt auf der Hand, daß nur ein in solchen Auffassungen groß gewordener und geschulter Beamtenkörper bei einer eigenartigen Verwaltung Ersprießliches zu leisten vermag. Denn man darf nicht übersehen, daß der Klosterfonds nicht ein einheitliches und gleichzeitig entstandenes Vermögen ist, sondern sich aus den verschiedenartigsten Bestandteilen, deren Ursprung zum größten Teile in die Zeit vor Beginn des 18. Jahrhundert zurückreicht, zusammensetzt.

Diese Eigenart der Klosterkammer hinsichtlich ihrer geschäftlichen Betätigung hat aber nicht nur in den mannigfachen rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zur Vergangenheit ihren Grund, sondern zeigt sich auch in förmlicher und sachlicher Hinsicht mit Bezug auf die Art ihrer Dienstobliegenheiten. Ihre Arbeit erstreckt sich nicht nur über die ganze Provinz Hannover, sondern über diese hinaus auf andere preußische Provinzen: Pommern, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Posen und Westpreußen, da dort im Laufe der letzten Jahrzehnte Güter zu günstigen Preisen angekauft sind, ja sogar auf mehrere außerpreußische Bundesstaaten, nämlich auf Anhalt und Schwarzburg-Sondershausen, wo sie auch größeren Grundbesitz zu verwalten hat. In Schwarzburg-Sondershausen liegen zwei dem Stifte Ilfeld gehörige Güter. Dies Stift, das zur Erhaltung der Klosterschule in Ilfeld bestimmt ist, sowie der Verdener Strukturfonds, der der Erhaltung des dortigen Domes und des Domgymnasii dient,

und der Benediktifonds in Lüneburg stehen gleichfalls unter der Verwaltung der Königlichen Klosterkammer. Es liegt auf der Hand, daß die sich aus dieser weitverzweigten Verwaltung ergebende vielseitige Kenntnis der verschiedenartigsten wirtschaftlichen Verhältnisse die Tätigkeit der Beamten außerordentlich befruchten muß. Hat die Klosterkammer doch im ganzen einen landwirtschaftlich genutzten Besitz von rund 24 000 ha und einen Forstbesitz von rund 28 000 ha zu verwalten! Natürlich sind es nicht allein größere Güter, aus denen dieser Besitz besteht, sondern auch Höfe, Mühlen und vor allem viele Tausende von Einzelgrundstücken, die bei ihrer günstigen Lage für den hannoverschen Mittelstand hohe Werte bedeuten. Daneben gehören zum Klosterfonds auch Bergwerke, Ziegeleien, Steinbrüche und andere gewerbliche Anlagen; interessant, aber wenig bekannt dürfte es auch sein, daß der Harzer Sauerbrunnen in Goslar ein Erzeugnis des klösterlichen Grundbesitzes ist, sowie daß das große Kalibergwerk in Vienenburg a./H. und zu einem Teile auch die Steinkohlengruben am Deister zu ihrem Geschäftsbereich gehören. Man sieht daraus, wie außerordentlich vielseitig diese Verwaltung ist, wie sie, die auch infolge der ihr zu Gebote stehenden größeren Mittel die Verhältnisse des Geldmarktes aufmerksam verfolgen muß und die dem Reich bei der Zeichnung der Kriegsanleihen wichtige Dienste geleistet hat, sämtliche Gebiete des wirtschaftlichen Lebens durchdringt und befruchtet. Das hat auch dazu geführt, die Geschäftskreise der einzelnen Mitglieder der Behörde nicht sachlich, sondern örtlich abzugrenzen, damit jeder Bearbeiter die ganzen wirtschaftlichen, geschichtlichen und rechtlichen Verhältnisse eines bestimmten Bezirkes genau übersehen kann. Ein Ausfluß dieser regen Arbeit auf allen Gebieten ist z.B., daß die Klosterkammer in einigen Richtungen, wie mit den Anlagen von Hochmoorkulturen auf nordhannoverschen Mooren und mit Aufforstungen in der Lüneburger Heide, vorbildlich gewirkt hat.

Man hat vor langen Jahren mit Rücksicht auf den räumlichen Umfang der klösterlichen Forstverwaltung versucht, diese durch die staatlichen Organe der örtlichen Belegenheit führen zu lassen. Der Versuch und die mit ihm gemachten Erfahrungen ermutigten aber nicht dazu, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. In der Tat stehen einem solchen Vorgehen auch sehr schwere Bedenken entgegen.

Was man zunächst erhofft hatte, eine Verbilligung der Verwaltung trat nicht ein; der geringfügigen Ersparnis an Reisekosten steht immer ein größerer Aufwand an Bürokosten gegenüber. Dazu kommt, daß die fremden Beamten naturgemäß kein so großes Interesse für die ihnen nebenamtlich übertragenen Geschäfte zeigen werden. Die Hauptsache aber ist — und das dürfte durchschlagend sein —, daß eine solche Zerreißung der einheitlichen Verwaltung notwendigerweise dazu führen muß, die Interessen der Berechtigten zu schädigen. Die Mittel des Klosterfonds müssen für ganz bestimmte, gesetzlich festgelegte Zwecke (Universität Göttingen, Kirchen, Schulen und milde Zwecke des ehemaligen Königreichs Hannover) verwendet werden. Ihre Verwendung erfolgt, wie die ganze Wirtschaftsführung überhaupt, auf Grund eines für mehrere Jahre aufgestellten und von den zuständigen Ministern genehmigten Haushaltsplanes, wie das bei einer jeden großen Vermögensverwaltung nötig ist. Es liegt auf der Hand, daß eine ordentliche Wirtschaft nur möglich ist, nennenswerte Ueberschüsse nur zu erzielen sind, wenn der ganze Betrieb von einer Stelle aus geleitet wird, wenn alle Fäden in einer Hand zusammenlaufen. Ist das schon bei einem geschäftlichen Unternehmen unbedingt notwendig, wie viel mehr noch bei der Verwaltung einer Vermögensmasse, die mit solchen Banden geschichtlicher und örtlicher Art mit der Provinz Hannover verknüpft ist!

Gerade die einheitliche Leitung der Klosterkammer und ihre Selbständigkeit haben der Erhaltung des Klosterfonds als einer besonderen, von den Staatsgeldern getrennten Vermögensmasse, gedient und sich voll bewährt, und diese Erfolge lassen die Klosterkammer mit Genugtuung auf das erste Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken.

Unsere besten Wünsche begleiten die Klosterkammer auf ihrer Kulturarbeit im nächsten Jahrhundert. S.

Die Propsteikirche zu Sankt Clemens.

Ein venezianischer Kirchenbau in Hannover.

Von Hans Haug.

Der kirchliche Barock Niedersachsens ist, mit Ausnahme des engbegrenzten, erschöpfend behandelten Hamburger Gebietes [1]), der Kunstforschung kaum erschlossen. Wohl sind einzelne Bauwerke, wie die Braunschweig-Wolfenbüttelschen Kirchenbauten Paul Frankes und Hermann Korbs in Inventaren gründlich besprochen [2]), die Barockkirchen des Bistums Hildesheim dagegen bisher nicht genügend gewürdigt, die entschieden bedeutenden Meister des Michaelisklosters und des Umbaus der Jakobi-Kirche nicht einmal in ihrem Wesen gekennzeichnet, geschweige denn identifiziert [3]).

Der protestantische Kirchenbau Niedersachsens hat eine einheitliche und doch mannigfaltige Entwicklungsgeschichte, die bei Paul Frankes noch ganz gotisch empfundener Marienkirche zu Wolfenbüttel glänzend beginnt, und mit Preys und Sonnins Michaeliskirche zu Hamburg einen gewaltigen Abschluß findet. Dazwischen liegen Bückeburg [4]) und Torniellis Stukkierung der Celler Stadtkirche [5]), die bedeutende Raumschöpfung der Neustädter Hofkirche zu Hannover [6]), Korbs Trinitatiskirche in Wolfenbüttel, die Kirchen der hanseatischen

---

[1]) Alfred Burgheim: Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Nordelbischen. Hamburg 1915. — Julius Faulwasser: Die St. Michaeliskirche in Hamburg. Hamburg 1901. — Walter H. Dammann: Die St. Michaeliskirche zu Hamburg und ihre Erbauer. Leipzig 1909.

[2]) P. J. Meier: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. III. 1. Wolfenbüttel 1904.

[3]) Der betr. Band der Kunstdenkmäler (Zeller: II. 4. Hildesheim) legt den Nachdruck auf die romanische Periode. Vgl. Habicht: G. F. Dinglinger. Hannov. Gesch.-Bl. 1916. p. 285.

[4]) M. Wackernagel: Die Baukunst des 17. und 18. Jhdts. in den Germanischen Ländern. Berlin-Neubabelsberg. o. J. S. 41.

[5]) Schuster, Kunst und Künstler in den Fürstentümern Calenberg und Lüneburg. Hannover u. Leipzig 1905.

[6]) V. C. Habicht, Hannover (Berühmte Kunststätten) Leipzig o. J. p. 67 f.

Gebiete und viele andere. In dieser Entwicklung, mehr noch aber in der des katholischen Kirchenbaues, spielen Italiener eine nicht zu unterschätzende Rolle. Tornielli in Celle, Sartorio und Giusti in Hannover, Rossi und Caminada in Hildesheim, Mitta in Grauhof bei Goslar[1]) sind Künstler, deren aufnehmendes und gebendes Verhältnis zum niedersächsischen Kirchenbau des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine eingehende Untersuchung verdiente.

Während der erste Kirchenbau Hannovers, bei dem ein Italiener (H. Sartorio) entscheidend mitsprach, die Neustädter protestantische Hofkirche zu Sankt Johann (1666—1670)[6]), italienische Dekorationsweise durchaus den deutschen Anforderungen anpaßt, so haben wir in der Clemenskirche (1710—18) einen in Norddeutschland wohl einzig dastehenden Bau rein italienischen Charakters zu erblicken. Die Kirche steht leider als ein unvollendeter Torso vor uns. Die sich auf drei Jahrzehnte hinstreckende, durch allerlei wenig erfreuliche Streitigkeiten gestörte Vor- und Baugeschichte ist schuld daran, daß ein nicht sehr erfreulicher Bau zustande gekommen ist. Das Baumodell aus dem Jahre 1713 aber ist da, um uns wenigstens die beabsichtigte Formgebung der Kirche zu übermitteln[2]).

I.

Die katholische Gemeinde zu Hannover war seit der Reformation Diasporagemeinde. Unter Herzog Johann Friedrich (1665—1679), der als einziger aus seiner Familie

---

[1]) Karl Borchers: Ein Stück ital. Barocks in Niedersachsen. Die Kirche des ehem. Augustiner-Chorherrenstifts Grauhof bei Goslar. Hannoverland, Jg. 7, 195—198.

[2]) Quellen und Literatur: Pfarrarchiv der St. Clemenskirche. — Registratur des Bischofs von Spiga (Staatsarchiv Hannover, Cal. Br. Arch. 23 c). — Woker: Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle, Paderborn 1889. — V. C. Habicht: Hannover (Stätten der Kultur) Leipzig o. J. — Weitere Literatur ist in den Fußnoten angegeben.

Für die wertvolle Unterstützung, die mir besonders von seiten des Herrn Stadtarchivars Dr. Jürgens und des Herrn Propstes Seeland zuteil wurde, bin ich diesen Herren aufrichtig verpflichtet. Ganz besonderen Dank schulde ich, für die weitgehende Anregung und Förderung meiner Arbeiten über niedersächsischen Barock, Herrn Privatdozenten Dr. V. C. Habicht, dem in obenerwähnten Arbeiten über Hannover und über G. F. Dinglinger die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über stadthannoverschen Barock zu verdanken sind. Endlich statte ich hiermit den Direktionen des Kgl. Staatsarchivs, der Städtischen Museen und des Städt. Hochbauamts in Hannover meinen Dank ab.

zum katholischen Glauben übergetreten war, hatten italienische Künstler unter Hieronymo Sartorios Leitung die Schloßkapelle (ehemalige Minoritenkirche, zum Leineschloß gehörig) zu einer katholischen Hofkirche umgebaut; nach Johann Friedrichs Tode (1679) wurde diese dem evangelischen Gottesdienst zurückgegeben; den Katholiken — es waren zum großen Teil ausländische Hofleute und Hofbediente — standen nur noch die sog. italienische, die französische und die deutsche Kapelle, Säle in Privathäusern der Neustadt, zur Verfügung. Die Entstehung eines gemeinsamen Gotteshauses verdankt die Gemeinde der unermüdlichen Tatkraft eines Mannes, dessen Bedeutung für Hannover über die religiöse Sphäre weit hinausgeht: Agostino Steffani[1]).

Der besonders als Komponist bekannte Abbate Steffani, geboren 1655 in Castelfranco in Venetien, war in München zum geistlichen Stande erzogen worden. Er bekleidete seit 1674 das Amt eines Direktors der kurfürstlich Bayerischen Kammermusik, als Herzog Ernst August (1679—1698), der bei Gelegenheit der Hochzeit Max Emmanuels von Bayern (1685) sein bedeutendes musikalisches Talent erkannt hatte, ihn 1688 als Hofkapellmeister nach Hannover berief[2]). Auf seine Berufung folgte bald der Bau des großen Schloßopernhauses[3]), das 1689 mit Stefanis Oper „Enrico Leone" eröffnet wurde. Seine geistliche Laufbahn verlief wie folgt: 1680 zum Priester geweiht, wurde er 1701 Titular-Bischof von Spiga in Westindien, 1709 Apostolischer Vikar für Norddeutschland[4]). Von Gottfried Wilhelm Leibniz im deutschen Staatsrecht unterwiesen, zeigte er sich in braunschweig-lüneburgischen und später in kurpfälzischen Diensten (1703—09) als einen bedeutenden Staatsmann. Sein Hauptverdienst um das hannoversche Fürstengeschlecht ist der

---

[1]) Fr. W. Woker: Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga. Köln 1885. — Rothert: Hannoversche Biographie. Hannover 1916. III. p. 164 ff.

[2]) Sein Nachfolger wurde 1710 der 24 jährige Joh. Friedrich Händel.

[3]) Ebel: Das Kgl. Schloßopernhaus in Hannover. Die Denkmalpflege 1914. Schuster: Kunst und Künstler in den Fürstentümern Calenberg und Lüneburg. Hannover und Leipzig 1905, p. 37. Dammitzsch: Der moderne Theaterbau (Dresdener Dissertation) Berlin 1906.

[4]) 1710 nennt er sich: Evesque de Spiga, Prélat domestique de Nostre Saint Père le Pape Clément, de ce nom l'XI e, Vicaire Apostolique du Septentrion, Prevost de Seltz, Abbé de Lepoing, et de St. Estienne de Carrare etc. (Pfarrarchiv zu St. Clemens H. 1.)

Anteil, der ihm an der Erlangung der Kurwürde für Ernst August gebührt, und der namentlich in der Uebernahme von Missionen nach Rom und den katholischen Höfen Deutschlands, München, Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Brüssel besteht. Als Dank dafür enthielt ein Separatartikel des Kurkontraktes von 1692 die Erfüllung eines seiner sehnlichsten Wünsche, das Versprechen Ernst Augusts Kaiser und Papst gegenüber, zum Bau einer katholischen Kirche in Hannover einen tauglichen Platz zur Verfügung zu stellen. Die Erfüllung dieses Versprechens wurde aber immer von der jahrelang hinausgeschobenen Einführung des neuen Kurfürsten in das Kurfürstenkolleg abhängig gemacht und mit dieser verzögert. Nachdem die Einführung 1708 endlich erfolgt war, ließ Steffani im Sommer 1709 durch den Baron de Nomis [1]) beim kurhannoverschen Ministerium auf die Erfüllung des Versprechens drängen. Die endlosen Verhandlungen, die bis dahin und besonders jetzt zwischen Hof, Stadt und Kirche stattfanden, hat Woker in seiner „Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle“ ausführlich erörtert. Da sie für den Kirchenbau selbst nur von nebensächlichem Interesse sind, erübrigt es sich, nochmals näher darauf einzugehen.

Nachdem mit aller erdenklichen Mühe durch Kollekten in ganz Deutschland das Geld zusammengebracht und trotz der feindseligen Haltung der protestantischen Stadt und der lauen des Hofes ein Bauplatz am Nordwestrande der Calenberger Neustadt, der sog. Windheimsche Hof, für 7400 Taler angekauft worden war [2]), ließ Steffani durch Architekten aus Düsseldorf, Hannover und Celle drei Baupläne anfertigen. Dem Lageplan, den er diesen Baumeistern schickte, fügte er Leitsätze hinzu, aus denen hervorgeht, daß die Grundform der Kirche von Anfang an so geplant war, wie wir sie heute, allerdings nur unvollendet, vor uns haben:

„Place pour y bastir l'Eglise qui doit faire front à la rue avec les deux maisons, dont la profondeur fera la Place avant l'Eglise, qui sera fermée du Costé de la rue avec un Balustre. L'on Compte que l'Eglise puisse avoir 70 pieds de

---

[1]) Benoît de Nomis, „Gentilhomme de la Chambre de S. A. E. de Bronsvic-Lunebourg“, in Hannover, öfters auch Marquis genannt. Von 1710 ab führt er die Baurechnungen der Clemenskirche. (Pfarrarchiv H. 1.)

[2]) 11. Jan. 1710. — Woker a. a. O. p. 148.

Lünebourg de largeur sur 125 ou 30 de longueur: On y voudroit un dome et trois Autels. Dans les flancs du Coeur où seroit le grand Autel on voudroit d'un Costé un clocher, qui ne doit pas estre fort eslevé à Cause que le dome doit faire la figure de la hauteur. Aux flancs du Coeur opposé au clocher on voudroit une Sacristie que l'on pourroit elever jusques à la hauteur du Clocher pour la Simetrie. Pour aller au Clocher il ne faut qu'une porte dans l'Eglise. Mais pour la Sacristie il en faut une dans l'Eglise, et une dehors pour y pouvoir aller sans passer par l'Eglise. Les places pour la Chaire et quattre Confessionaux. Il faudroit aussi trouver le moyen d'y mettre les Orgues, qui pourroient être au dessus de le Porte, et pour y aller on pourroit faire un degré en occupant un Coin de le face Interieure de l'Eglise; et pour Simetrie on pourroit faire au coin opposé une machine qui renfermera le font du Bapteme[1])."

Die Namen der Architekten, die an Hand dieser Leitsätze die drei Baupläne verfertigten, sind nicht überliefert. Doch es kommen in Düsseldorf, Hannover und Celle deren nur wenige in Betracht, so daß es leicht ist, Vermutungen auszusprechen. In Düsseldorf residierte der Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der bereits 1000 Taler zum Kirchenbau gespendet hatte. Der tonangebende Architekt an seinem Hofe war der Graf Mattheo Alberti[2]), ein in Paris geschulter Venetianer. Gerade seine Herkunft läßt darauf schließen, daß eher er als ein anderer für den Bischof Steffani im Auftrage des Kurfürsten gearbeitet hat. Der Celler Baumeister kann wohl nur Johann Casper Borchmann gewesen sein, der von 1695 bis zu seiner Pensionierung 1724 als Oberbaumeister der Herzöge von Lüneburg dort tätig war[3]). Der Dritte war zweifellos Louis Remy

[1]) Cal. Br. Arch. Des. 23 c (Reg. des Bischofs v. Spiga) Nr. 112.

[2]) Vgl. Th. Levin: Beiträge zur Gesch. der Kunstbewegungen in dem Hause Pfalz-Neuburg. (Beiträge zur Gesch. des Niederrheins, XX. Düsseldorf 1906) p. 123 ff., und K. Lohmeyer: Geplante Umbauten und Verlegungen des Heidelberger Schlosses in der Barockzeit. Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins. Bd. VI. — Der dort abgebildete Schloßentwurf für Düsseldorf (1709) sieht eine eingebaute Kreuzkuppelkirche vor, ein Umstand, der seiner Urheberschaft von Plänen für die Clemenskirche noch mehr Wahrscheinlichkeit gibt.

[3]) Schuster a. a. O. p. 54, 178 f., 180 ff., 198. — Haupt: Bau- und Kunstdenkmäler. Lüneburg. p. 147. — Borchmann war 1695 aus Berlin berufen, 1696/97 auf Reisen nach Dresden und 1699/1700 nach Paris geschickt worden. Werke: Schloß am Ochsenmarkte zu Lüneburg (begonnen

de la Fosse[1]), der damals mit der Erbauung des Landständehauses in Hannover beschäftigt war. Jedenfalls ist er in der Folgezeit, aus Mißmut, „daß er den Kirchenbau nicht in die Hände bekommen habe", an den Kabalen beteiligt, die andere Unzufriedene gegen die Kirche unternahmen[2]).

Steffani schickte die Pläne durch den Kaiserlichen Gesandten im niedersächsischen Kreise, den Grafen Damian Hugo von Schönborn, den späteren Kardinal, zur Allerhöchsten Begutachtung nach Wien; von wo sie nie zurückkamen[3]). Dort meinte man, daß für die in Aussicht genommene Bausumme von 30—40 000 Talern ein weit ansehnlicherer Bau hergestellt werden könne, als der Plan andeute[4]). Der Bischof äußerte dem gegenüber: „Wenn wir die Mittel nicht haben, eine prächtige Kirche zu bauen, so bauen wir eine solche, wie wir es können, und überlassen unseren Nachkommen, eine bessere zu bauen. Die Hauptsache ist, daß überhaupt hier eine Kirche gebaut und konsekriert wird, daß man die Glocken hört, wie sie den Reformierten in den Bart klingen, um ihnen, sowie auch

---

von J. Fr. de Münter († 1693), vollendet 1700); Kasernen zu Ratzeburg. 1701; Entwurf zum Umbau der Stadtkirche St. Petri zu Ratzeburg, 1714; Umbau der Kirche zu Barsinghausen, 1716—18.

[1]) Geb. um 1666, † 1726. Von 1706 bis 1714 Hofbaumeister in Hannover, dann bis zu seinem Tode landgräfl. hessischer Major-Ingenieur und Oberbaumeister in Darmstadt. Siehe besonders J. Schlippe: Louis-Remy de la Fosse und seine Bauten, im Quartalblatt des Hist. Vereins f. das Großherzogtum Hessen. N. F. 1915. V. Bd. p. 291 ff. — Die Tätigkeit de la Fosses als kur-hannoverscher Architekt wird vom Verfasser in anderem Zusammenhang eingehend untersucht werden.

[2]) Woker a. a. O. p. 157.

[3]) Nach freundlicher Mitteilung des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien befinden sich dort keine Entwürfe zur Clemenskirche. Die Reichskanzleiakten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts sind nur sehr lückenhaft vorhanden und enthalten nicht einmal eine Andeutung über die Vorlage des Entwurfs. — Ein Bericht im Pfarrarchiv erzählt die Umstände noch anders; es wären demnach i. g. 7 Entwürfe nach Wien gekommen: „Daß man den Bau nicht ehender habe ahnfangen können, weil im Nahmen Kaisers Josephi höchstseeligen Ahndenkens einige Riß, umb ein darauß zu erwehlen, im Jahre 1710 abgefordert worden . . . Man hat dann deren 4 nacher Wien geschickt und solche wieder zurückzuhaben sehr lang und häftig sich bemühet . . . Endlich haben sie sich in Wien verlohren befunden . . . Man hat 3 andere machen laßen, einen zu Zell und zwey zu Düsseldorf, mit welchen es ebenfalls wie mit vorhin überschickten ergangen." (Pfarrarchiv H. 3.)

[4]) Woker a. a. O. p. 151.

den Lutheranern alle Veranlassung zu nehmen, sich zu mokieren über uns[1]."

Ende des Jahres 1711 waren durch Schenkungen und Kollekten 40800 Taler zusammengekommen; der Bau konnte wenigstens begonnen werden, und zwar nach einem weiteren Entwurf, den der Architekt des Kurfürsten von Mainz angefertigt hatte[2]. Kurmainzer und zugleich Bambergischer Baudirektor war damals Maximilian von Welsch[3], der bedeutendste Meister des rheinisch-fränkischen Barocks vor dem Auftreten Balthasar Neumanns. Ob nun die Pläne von Welsch selbst oder von einer untergeordneten Kraft angefertigt waren, ist nicht zu entscheiden. Der Kurfürst von Mainz gab am 17. Juli 1712 einen Brief von Bamberg nach Hannover „seinem Baumeister"[4]) mit, woraus auf einen Aufenthalt desselben in Hannover zu schließen ist. Wenn auch gerade der Umstand, daß der Baumeister aus Bamberg nach Hannover kam, auf Welsch hinweist, so muß man, in Anbetracht der Niederlage, die er hier erlitt, eher an einen weniger bedeutenden Meister denken. Jedenfalls ist das Abhandenkommen der zahlreichen Entwürfe für die Clemenskirche im höchsten Grade bedauerlich, denn was wäre lehrreicher gewesen, die Lösung ein und derselben, genau formulierten Aufgabe von einem französisch geschulten Italiener (Alberti), einem Franzosen (de la Fosse), einem protestantischen Norddeutschen (Borchmann) und einem Franken aus der Schule Maximilians von Welsch mit dem von einem Venezianer ausgeführten Bau zu vergleichen, zu einer Zeit, da in Deutschland die italienischen Einflüsse von den französischen verdrängt zu werden im Begriffe waren[5]. Eine Skizze, die beim Legen der Grundmauern dienen sollte, scheint einen der kurmainzischen Entwürfe darzustellen[6].

---

[1]) Brief an den Kurfürsten von Mainz vom 4. Aug. 1711, zit. be Woker p. 155.

[2]) Woker, p. 154, 155. — Erzbischof und Kurfürst von Mainz war 1693—1729 Lothar Franz von Schönborn.

[3]) Ueber Welsch siehe besonders K. Lohmeyers vortreffliche Monographien über F. J. Stengel (Düsseldorf 1911) und J. Seiz (Heidelberg 1914).

[4]) Pfarrarchiv H. 1.

[5]) Einen derartigen Vergleich (Kirchenfassaden) gibt z. B. Lohmeyer: J. Seiz, S. 5ff.

[6]) Pfarrarchiv H. 3.

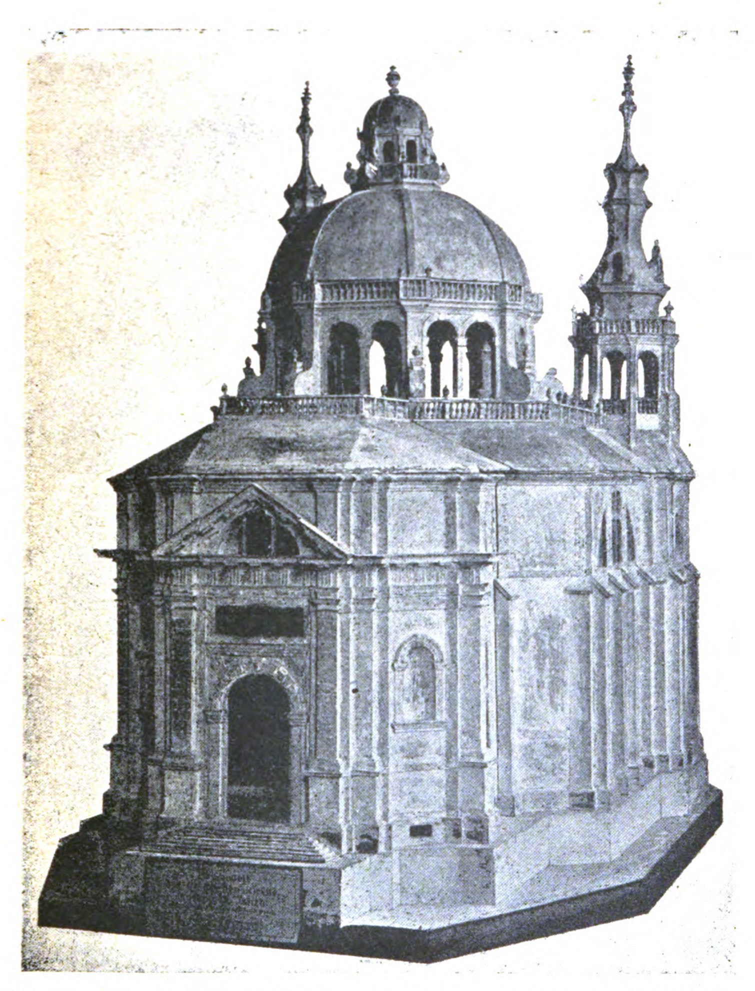


Abb. 1. **Baumodell der St. Clemenskirche.** Von Thomaso Giusti (1713).
Aus Habicht: Hannover, Leipzig 1914.

Der kurmainzische Baumeister erschien im Sommer 1712 in Hannover. Jetzt stellten sich erst recht Schwierigkeiten ein: nachdem man das Hauptgebäude des Windheimschen Hofes weggeräumt hatte [1]), fing man, im Sommer 1712, an, die Fundamente zu legen. „Wie man dann", heißt es in einem später aufgesetzten Bericht an den Kaiser [2]), „unterschiedliche wohlverständige Baumeister, und u. a. den kurmainzischen ersucht und aufgegeben, die Erde, worauf die Kirch hat gesetzt werden sollen, aufs genaueste zu examinieren, sie auch alle einhellig ausgesagt, man könnte keinen besseren, festeren und bequemeren Grund finden, hat man angefangen zu graben, und aus Veranlassung des Vicarii apostol. den ersten Stein gelegt. Da man aber weiter herunter gegraben, um das nötige Fundament zu legen, hat man mit großer Verwunderung gen. Baumeisters keine taugliche Erd gefunden, und aus dero sonderlich aus der kurmainzischen Deklaration und Einratung Pfähle zu schlagen sich ohnentbehrlich entschließen müssen ..." Schon die Fundamente verschlangen über 6000 Taler; die Baurechnungen [3]) weisen eine fast unglaublich große Menge von Baumstämmen nach, die zur Pilotierung notwendig waren.

Bauführer war seit 1711 der Maler und Architekt Thomaso Giusti. Er ist es, der die Fehler aufdeckte, die der kurmainzische Baumeister, der den Bau von Mainz aus wohl nur lässig verfolgte, begangen hatte [4]), und im Jahre 1713 den endgültigen Entwurf lieferte. Bevor wir aber in der Baugeschichte der Kirche fortfahren, gebietet sich ein kurzer Rückblick auf das Leben dieses italienischen Meisters, dem dritten der venezianischen Architekten, die am hannoverschen Hofe tätig gewesen waren.

Thomaso Giusti wurde um 1644 [5]), wahrscheinlich in Venedig, geboren. Aus einem seiner Briefe an den Bischof von Spiga ist zu ersehen, daß sein Vater in dieser Stadt auch bereits als Architekt tätig gewesen war und den Bau der Theresien- und der Karmeliterkirche „dei Scalzi" ge-

---

[1]) Es wurde rechts des Hofes wieder aufgebaut; vergl. die Leitsätze zum Bau von 1710 Seite 407.

[2]) Zit. bei Woker p. 154.

[3]) Pfarrarchiv Nr. 5.

[4]) Im Sommer 1712 scheint er in Hannover gewesen zu sein, als Ueberbringer eines Briefes des Ch. v. Mz. vom 17. Juli 1712. Pfarrarchiv H. 1.

[5]) Totenregister der St. Clemenskirche.

leitet hatte. Er selbst rühmt sich, die Kirchen von San Rocho und San Philippo Neri in Parma gebaut zu haben[1]. Mehr ist über seine italienische Tätigkeit nicht bekannt. Im Jahre 1689 begegnen wir ihm zum ersten Male in Hannover; zu einer Reise von Venedig hierher erhielt er dort einen Vorschuß von 120 Talern für „Kunstfarben" und Zehrungskosten vom Agenten Mendelin ausgezahlt, worüber am 9. Februar 1689 registriert ist[2]. Von 1693 ab ist er dann mit 360 Talern Jahresgehalt als Hofmaler in Hannover angestellt. Auf seine Tätigkeit als solcher kann hier nicht näher eingegangen werden. Eine Aufzählung der von ihm bekannten Arbeiten möge genügen:

1689 ff. Dekorationen und Maschinerien für das Schloßopernhaus (1851 abgebrochen.).

1694 Himmelsgloben für G. W. Leibniz (verschollen).

1696—98 Fresken im Orangeriegebäude zu Herrenhausen.

1700 Dekorationen und Maschinerien für die in Berlin aufgeführte Oper „la Festa del Hymeneo".

1700 Illustrationen zur Grabrede der Gräfin Clara Elisabeth von Platen († 1700), gestochen von Joh. Chr. Böcklin.

Nach 1707 innere Ausmalung des Schlosses zur Göhrde im Lüneburgischen.

Von August 1711 ab ist Giusti mit der Bauleitung der Clemenskirche betraut. Auch noch nach deren Fertigstellung finden wir ihn als Vertrauensmann des Bischofs von Spiga in Hannover. So stellt er z. B. 1719 ein Verzeichnis der katholischen Gemeinde auf[3].

Giusti starb fünfundachtzigjährig am 24. September 1729, ohne Erben zu hinterlassen, in Hannover. Die Eintragung in dem Totenbuch, die wir im folgenden unverkürzt wiedergeben, besagt, daß er aus dem Erlös seines Nachlasses in der Krypta der Kirche beigesetzt wurde.

---

[1] Staatsarchiv Hannover Cal. Br. Arch. 23c Nr. 127 p. 124: ... „nella chiesa di Sta Theresia poi nella chiesa de R^di^ Carmelitoni Scalzi, in Venezia chiese fabrichette soto la direzione di mio Padre ... et poi nella chiesa di S. Rocho in Parma e nella chiesa di S. Filippo Neri .. (unleserlich) fabrichata soto la mia direzione"..

[2] Fischer a. a. O. p. 10. — Schuster a. a. O. p. 39.

[3] Cal. Br. Arch. 23c Nr. 127 p. 92. „Les Noms des Personnes de la communanté catholique d'Hannovre, l'an 1719 le 1. de Mars.

Die 28 Sept. 1729.

Obiit in Domino Thomas Giusti Italus 24to die septembris aetatis circiter 85 annorum omnibus moribundi sacramentis a me praemunitus, sepultusque in crypta nostrae Ecclesiae ad S. Clementem, pro qua sepultura Cancellaria Electoralis hujus quae testamento piè defuncti vel deficiente vel non reperto haerede Ejus bonorum, quae forte post se reliquit, administrationem in se suscepit, praeter propter centum imperiales exsolvit; cum piè defunctus tamquam Nostrae Ecclesiae Architectus ob curas et labores eidem Ecclesiae impensos optimè de eadem meritus esset. Requiescat in pace.

Thomas Fellings
Missionarius Aplicus.

Als die Grundmauern teilweise gelegt waren, stellte es sich, wie schon erwähnt, heraus, daß die kurmainzischen Pläne unausführbar waren. Der Mainzer Architekt sandte einen zweiten Plan ein, und Giusti arbeitete selbst einen aus, der vor diesem den Vorzug hatte, die bestehenden Fundamente zu berücksichtigen. Er berichtet darüber dem Bischof am 21. Februar 1713[1]) und bittet ihn, dem Kurfürsten von Mainz den Sachverhalt darzulegen und ihm zu zeigen „quanto il suo Architette siera inganato". Er selbst müsse noch zahlreiche Zeichnungen machen[2]) und eine Relation aufstellen, „una relacione à parte per parte mostrando li erori cosi delli primi disegni come degli ultimi et il modo con che moi pensiamo acordare l'uno con l'altro senza perdere il lavoro digia fato." Steffani schrieb nach Mainz, offenbar unter Benutzung von Giustis Angaben:

„.. Der Architekt hat die Fundamente verkehrt gelegt; dann wollte er den Fehler wieder gut machen, um die geschehene Arbeit nicht zu verlieren. Er sandte einen zweiten Plan ein, dachte aber nicht, daß ein Drittel der Fundamente nach dem ersten gelegt waren. Er hat die Mauern der Kirche außerhalb der Fundamente gelegt und alle

---

[1]) Cal. Br. Arch. Des. 23c Nr. 127 p. 168.

[2]) Im Inventar der Kirchenakten von 1727 (Pfarrarchiv) sind diese Zeichnungen aufgeführt: Disegni originali in Piana e per parte delle fondamente, Muraglie, volti, come ancora il calcula tonante la pretensione del Muratore. Merkwürdigerweise hat sich in dem sonst ziemlich vollständig erhaltenen Pfarrarchiv keine einzige davon wiedergefunden.

Bögen verkehrt. Um ihm seine Reputation zu wahren, und Ihnen Kummer zu ersparen, habe ich geschwiegen und den Aerger ganz allein verschlungen. Dann habe ich auf die genannte Weise wieder gut zu machen versucht, was verdorben war, und hoffe mit 60000 Flor. das Werk zu vollenden, was auch der Architekt meinte. Einen anderen Architekten finden, ist ganz unmöglich; in der Nachbarschaft sind solche kaum zu finden, aus der Ferne einen kommen zu lassen, das war zu teuer und unnütz. Denn wir haben einen Architekten in Hannover, der diese Kunst vorzüglich versteht. In der Invention schätzt ihn der Kurfürst nicht[1]) aber in der Ausführung ist er so tüchtig, daß er sich seiner bei allen Bauten mit Ausschluß der anderen bedient[2]). Ich habe mehrere Maschinerien in Bewegung gesetzt und Intriguen gesponnen, daß derselbe — er ist katholisch, ein Italiener und mein Freund — einen Befehl vom Kurfürsten erhielt, uns beizustehen, obwohl die Finanzkammer dagegen war. ....“[3])

Thomaso Giusti scheint den kurfürstlichen Befehl erhalten zu haben, denn von da ab wird der Bau nach seinen Plänen und unter seiner Leitung weitergeführt. Es war Zeit, denn die gemachten Fehler wurden von unzufriedenen Leuten in Wien, Mainz und Hannover in gehässiger Weise angebracht. Giusti verfertigte zunächst ein hölzernes Baumodell, das heute im Vaterländischen Museum der Stadt Hannover aufbewahrt wird[4]). Es wurde ihm laut Rechnungsbuch der Kirche im September 1713 72,10 Taler bezahlt[5]). Das Verschollensein der ersten Bauentwürfe erlaubt keine Erörterung, was an diesem Modell von anderen übernommen und was Giusti eigen ist. Sicher ist nur, daß die Fundamente, wenn auch „verkehrt gelegt“, zum Teil bestanden, und daß die Kreuzkuppelform mit zwei die Apsis flankierenden Türmen von Anfang an geplant war. Die genauere Besprechung von Modell und Kirche wird im nächsten Kapitel erfolgen.

---

[1]) Die Kunst am Hofe Georg Ludwigs war nach 1700 zu Frankreich umgeschwenkt. Seit 1706 war Remy de la Fosse Hofarchitekt.

[2]) Die Kammerrechnungen erwähnen allerdings Giusti nirgends als Bauführer. Vgl. Schuster a. a. O.

[3]) Woker a. a. O. p. 155 f.

[4]) Habicht a. a. O. p. 86.

[5]) Pfarrarchiv Nr. 5, Nr. 467 B. „Payé à Thomaso Giusti p. le modelle de l’Eglise 72,10 Thlr.“

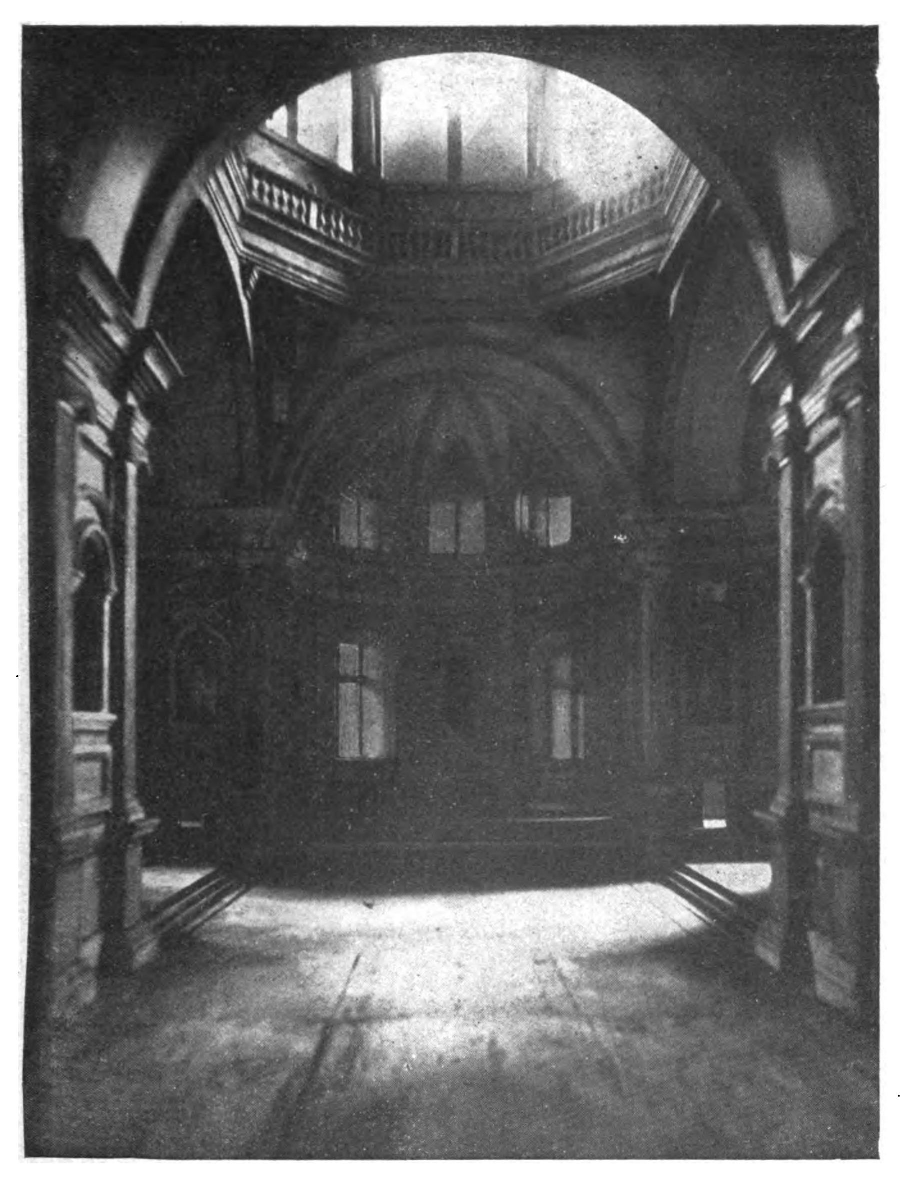


Abb. 2. Inneres des Modells der St. Clemenskirche. Phot. R. Preil.

Durch die im Pfarrarchiv aufbewahrten Baurechnungen sind wir genau über die Künstler und Handwerker unterrichtet, die am Bau der Kirche mitgearbeitet haben [1]). Auch unter diesen sind mehrere Italiener genannt. Die Maurerarbeiten leitete anfangs der in kurfürstlichen Diensten stehende Maurermeister Sebastiano Crotogino, der Sohn des ebenfalls in der katholischen Kirche verpfarrten Giusepho Crotogino († 1716), der laut Grabschrift auf dem katholischen Kirchhofe der Stadt ein „celeberrimus murariorum director et magister" war [2]). Von 1712 ab tritt zwar Christian Koppel († vor 1718) an seine Stelle, doch scheint er auch noch weiter am Bau beteiligt zu sein, da er 1720 beim Abschluß der Rechnungen mit unterschreibt. „Tailleurs de pierre" waren: Jean Jordens (1711), Thomas Kleisner [3]), Folesen (1713), Brandes (1714). Die Holzarbeiten führten der Tischlermeister Wolfreiner und der Zimmermeister Lenberg aus. Zwei Bildhauer sind genannt: Gorini und Madonetto, auf deren Arbeiten wir später zurückkommen werden, da noch andere Bildhauer bei der inneren Ausstattung der Kirche in Frage kommen: der ältere und der jüngere Ziesenis, letzterer vielleicht der bedeutendste Bildhauer, den Niedersachsen im 18. Jahrhundert aufzuweisen hat.

Der Bau schritt auch nach 1713, als die technischen Fragen durch Giusti gelöst waren, nur langsam fort. Geldnöte traten öfters ein und wurden durch die Sammeltätigkeit des kurpfälzischen Hofkaplans Feckler nur mühsam behoben. Die abgeschlossenen Verträge über Lieferungen von Baumaterial wurden nicht gehalten, weil die Zahlungen nicht geleistet werden konnten. Im Jahre 1715 war kein Ziegel im Hannoverschen zu haben, weil alle vorhandenen für Regierungsbauten mit Beschlag belegt waren [4]). Erst 1717 war die Kirche unter Dach gebracht. Der Mangel an Geld gestattete leider nicht den Ausbau der Kuppel und der Türme. Die Vierung wurde noch zum Oktogon überführt und flach eingedeckt, das ganze mit einem flachen

1) Ebenda.
2) Ueber die beiden Crotogino siehe Schuster a. a. O. p. 199.
3) Kleisner lieferte auch Torpfeiler, Vasen- und Figurenpostamente für das Schloß Herrenhausen. Siehe Schuster a. a. O. p. 202.
4) Woker a. a. O. p. 156.

Walmdach überdacht, das der Kirche einen ziemlich unförmigen Abschluß bildet.

Im Herbst 1718 war die Kirche soweit fertig, daß der Bischof von Spiga sie einweihen konnte. Sie bekam bei der Konsekration, deren Praeliminarien noch mit mancher Unannehmlichkeit verbunden waren, und die am 4. November stattfand, den Titel des heiligen Clemens von Rom [1]), offenbar deshalb, weil Papst Clemens XI. [2]) sich ihrer in hohem Maße angenommen hatte. Die vom Marquis de Romis geführten Baurechnungen beliefen sich auf 40 336 Taler einschließlich des Bauplatzes und der darauf befindlichen Häuser; der Bau allein hatte 31 500 Taler gekostet [3]).

II.

Giustis Modell und die ausgeführte Kirche stimmen in ihren unteren Partien, bis zum Dachgesims, ziemlich genau überein. Ueber dem Gesims steigt beim Modell ein kurzes flaches Pultdach ringsum bis zum Ansatz der mächtigen Kuppel und der Türme an; bei der Kirche bildet den oberen Abschluß ein einfaches Walmdach. Dieses vorausbemerkt, können wir eine Beschreibung des Baues geben, wie er ausgeführt sich unseren Augen dargeboten hätte.

Der Grundriß zeigt einen quadratischen Mittelraum, an den sich nach Norden und Süden das kurze, rechtwinklige Querschiff, nach Westen der Chor [4]) mit Fünfzwölftelabschluß, nach Osten der von fünf Achteckseiten umschlossene Eingangsraum anschließen. Die durch die Kreuzarme gebildeten Winkel sind nach außen an der Ost- (= Schauseite) eingeschrägt, im Westen, beiderseits der Apsis, durch die beiden Türme ausgefüllt. Die Kirche ist mit ihrer gewölbten, fast den ganzen Raum unter der Kirche einnehmenden Krypta, auf Pfahlrost gegründet. Die Dreieckform, die der Grundriß durch die Anordnung der Türme erhält, macht sich im Aufbau nicht bemerkbar.

Auffallend ist die Gliederung der verputzten Seitenmauern, der Türme und der Apsis. Zunächst sind die

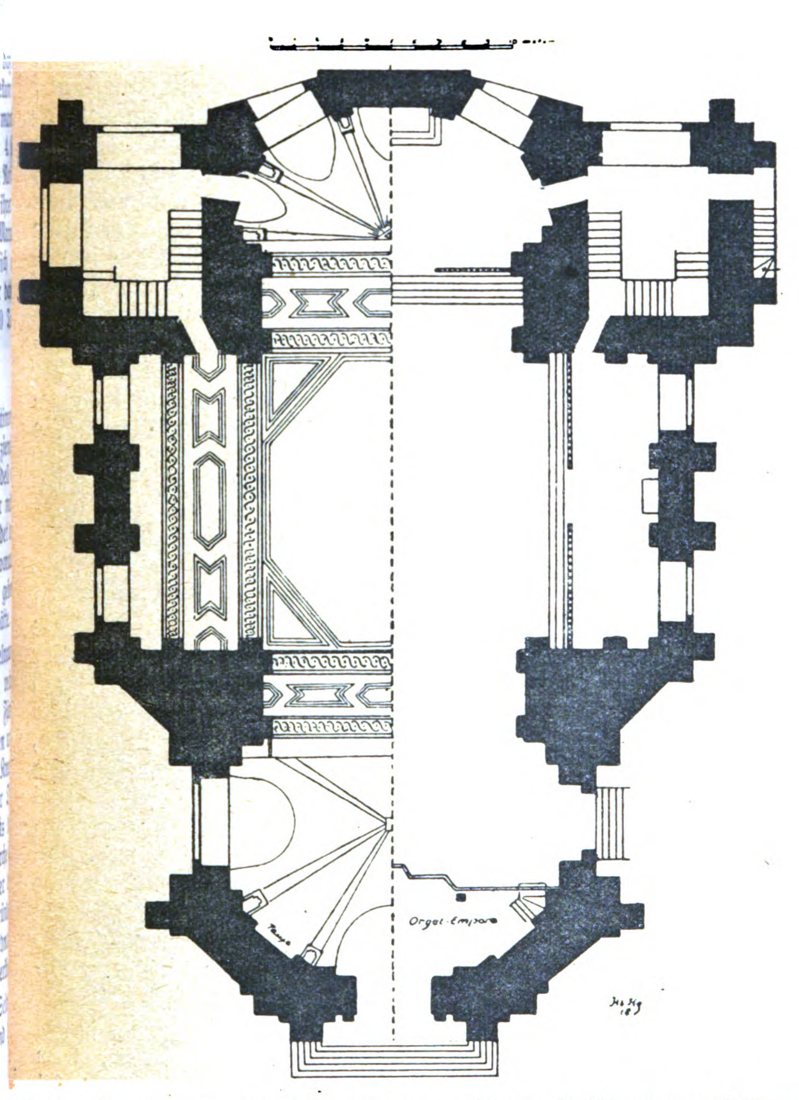
---

[1]) Märtyrer, † 95 n. Chr.

[2]) 1700—1721. Woker a. a. O. p. 159, sagt irrtümlich Clemens XIII.

[3]) Pfarrarchiv Nr. 5.

[4]) Die Kirche ist, wohl mit Rücksicht auf ihre ehemalige Lage am Stadtwall, merkwürdigerweise nach Westen orientiert.



lbb. 3. **Grundriß der St. Clemenskirche,** gezeichnet mit Hilfe einer vorhandenen Aufnahme unter Berücksichtigung des alten Zustandes.

durchaus gotischen Strebepfeiler hervorzuheben, die das Gebäude ringsum, mit Ausnahme der Schauseite, stützen. Sie sind das einzige der italienischen Baukunst vollkommen fremde Element an der Kirche, mithin wahrscheinlich auf die Grundmauergestaltung vor Giustis Eingreifen zurückzuführen. Diese Strebepfeiler, sowie alle Ecken und Kanten sind durch leicht hervortretende Werksteinquader betont, die abwechselnd kurz und sehr lang zusammen mit den zahlreichen Gurten und Fenstereinfassungen eine ähnliche Wirkung hervorrufen, wie an italienischen Kirchen der Frührenaissance der zweifarbige Marmor[1]). Die zweistöckig übereinanderstehenden Rundbogenfenster haben schmucklose Gewände. Der wagerechte Arm der steinernen Fensterkreuze und die Sohlbank verlängern sich als Gurte über die ganzen Mauerflächen; ein weiterer Gurt, dem inneren Kämpfergesims entsprechend, trennt die Stockwerke. Die oberen Fenster an den Stirnseiten des Querschiffs sind zu je dreien zu einer Lünette zusammengefaßt. Den oberen Abschluß bildet das profilierte Dachgesims, das in etwas reicherer Form auch über der Fassade weitergeführt ist.

Die Fassade, ganz in Werkstein ausgeführt, dient ausschließlich zur Monumentalisierung des Hauptportals. In Aufbau und Formensprache durchaus klassizistisch, trägt sie doch, durch starke Vor- und Uebereinanderkröpfung der Pilaster und des Gebälks, überhaupt durch ihr Streben nach Körperlichkeit, ein ausgesprochen barockes Gepräge. Um das rundbogig abgeschlossene Tor mit gequadertem Gewände, zu dem sechs Stufen führen, baut sich eine riesige, ebenfalls gequaderte dorische Ordnung auf, von beiderseits zwei Pilastern mit Basis, deren innerer der Fassade vorgekröpft ist. Das Gebälk mit kräftig vorspringendem Gesims zeigt als Metopenschmuck auf die Spitze gestellte quadratische Rahmen; den Triglyphen ist eine Regula und eine Mutula beigegeben, welch letzere in ihrer Schwere fast einem Zahnstab gleicht. Auf dem Gebälk, das sich über den inneren Pi-

[1]) Aehnliche Quaderung findet sich bei einem gleichaltrigen niedersächsischen Kirchenbau, der Garnisonkirche zum heil. Geist in Hameln, einem Saalbau, der ebenfalls Strebepfeiler zeigt. An der Ostseite, unter dem Dachgesims, eine Inschrift, aus welcher der Baumeister und die Entstehungszeit zu ersehen sind: SOLI DEO GLORIA · GEORG HENR. RODEMEYER CAPIT: INGENIEUR DE S. A. ELECT. D. BR. & LÜN. INVENT & DIRECT. Ao MDCCXIII.



Abb. 4. Ostfassade der St. Clemenskirche. Phot. R. Preil.

lastern vorkröpft, ruht ein ebenfalls mit Mutula versehenes Fronton, ein viergeteiltes Lünettenfenster umschließend. Drei Postamente, zwei auf den Gebälkverkröpfungen und eines auf der Giebelspitze, scheinen zur Aufnahme von plastischem Schmuck bestimmt gewesen zu sein. Den über der Tür unter dem Gebälk freibleibenden Raum nimmt ein Rahmen ein, der auf schwarzer Marmortafel die Bauinschrift trägt[1]).

Beiderseits dieses Fassadenmittelteils springt die Flucht stumpfwinklig zurück. Die schmalen Seitenteile sind ähnlich gegliedert wie das Mittelstück. Den seitlichen und oberen Abschluß bilden Pilaster und Gebälk. Dem Portal entsprechen Nischen, in denen pathetisch gebärdet und drapiert die Apostelfürsten Petrus und Paulus stehen. Darüber und darunter sechseckige Rahmen, deren Ecken durch aufgelegte Quadrate betont sind. Über dem Gebälk, im Mittelteil vom Fronton überschnitten, erhebt sich ein Attikageschoß, gegliedert durch Gurte, Quaderlisenen und Rahmen; den Abschluß bildet das Dachgesims.

Das Dach selbst steigt ringsum pultförmig an, bis zu einer Balustrade, die den Ansatz der Kuppel maskiert. Der achteckige Tambour, dessen oberen Abschluß wiederum eine Balustrade bildet, ist in sechzehn Rundbogenfenster aufgelöst. Gegen die Ecken streben Voluten, auf deren höchster Wölbung ein kleines Postament mit Knauf steht. Die ebenfalls achteckige Kuppel mit acht Rippen steigt in normaler Wölbung zur Laterne empor, die im kleinen das Motiv von Tambour und Kuppel wiederholt. Die an und für sich schon reiche Silhouette ist durch kleine auf Balustraden, Gesimsverkröpfungen und Volutenbäuchen aufgesetzte Knäufe weiter belebt. Ebenso bei den Türmen. Die Vorstellung des Konvexen, die bei der Kuppel erweckt wurde, wird hier nun ins Konkave übertragen. Zunächst leitet das Dach zum Achteck über; das erste Turmobergeschoß, wie der Kuppeltambour von zwei Balustraden begrenzt, wiederholt dessen Anordnung in schlankerer Form. Darüber erhebt sich das durch und durch barocke, fast orientalische Gebilde des oktogonalen Helms, aus mehreren längeren und kürzeren, konkav eingezogenen

---

[1]) APOC · 21. C.V.3./ECCE TABERNACULUM DEI CUM HOMINIBUS/ET HABITABIT CUM EIS/ET IPSI POPULUS EIUS ERUNT/ET IPSE DEUS CUM EIS ERIT EORUM DEUS./A.DNI MDCCXVIII.

Gliedern bestehend, sich nach oben verjüngend und in gleicher Höhe mit der Kuppel in einem Knaufe endigend. In der Ausführung bestehen nur die ersten achteckigen Obergeschosse in vereinfachter Form, mit acht Rundbogenfenstern zwischen Eckquaderpilastern, von flachen Zeltdächern bekrönt[1]).

Das Innere der Kirche leidet, besonders in Bezug auf die Beleuchtung, unter der Nichtausführung der Kuppel. Die ganze Lichtzufuhr erfolgt jetzt seitlich durch die Lünetten und Fenster der Kreuzarme und des Chors. Da diese Oeffnungen dem Entwurf gemäß nur nebensächliche Beleuchtungsfunktionen zu übernehmen hatten, und das Licht durch die sechzehn gepaarten Rundbogenfenster des Kuppeltambours hereinströmend gedacht war, so bleibt der Raum in Halbdunkel versenkt. Trotzdem fehlt es ihm nicht, dank der wohlabgewogenen Proportionen, an der monumentalen Raumeinheit gleichzeitiger italienischer und französischer Kirchenbauten. Die vertikale Gliederung bilden geriefte jonische Pilaster, über denen sich das Gebälk mit weitausladendem Gesims vorkröpft. Zwischen den Pilastern sind Nischen eingelassen, über und unter welchen die leerbleibende Wandfläche durch rechteckige Rahmen belebt ist. Der untere dieser Rahmen umschließt (wie an der Fassade) ein auf der Spitze stehendes Quadrat mit eingezeichnetem griechischen Kreuz. Unter den Akten befindet sich ein Entwurf dieser Anordnung, in dessen Begleitschreiben Giusti sich auf seine Kirchenbauten in Parma, wo er dasselbe Motiv bereits angewandt hätte, beruft[2]). Die Wände und deren Gliederung sind in der Farbe verschiedenartigen Marmors gestrichen. Ueber dem hölzernen Gebälk erheben sich die Gewölbe, deren Rippen die Pilaster nach oben fortsetzen. Die Vierung umschließen vier kurze Tonnen, deren stukkierte Fries- und Rahmendekoration Abb. 3 zeigt. Vier Zwickel mit profilierten Rahmenauflagen führen zum Achteck über, auf dem der Kuppeltambour stehen sollte[3]). Die Ueberwölbung der polygonalen Ost- und West-

[1]) In der Folgezeit ist mehrmals der Ausbau von Kuppel und Türmen in Erwägung gezogen worden. So 1856 (Protokoll der Kirchenkommissionssitzung vom 17. Juli, Pfarrarchiv) und 1896—97 (Hannov. Tageblatt 1897, Nr. 287 und Akten im Pfarrarchiv.) Es mußte jedoch aus Geldmangel stets wieder darauf verzichtet werden, zumal auch die Grundmauern sich als nicht mehr tragfähig erwiesen.

[2]) Staatsarchiv Hannover, Cal.-Br. Arch. 23c Nr. 127, p. 124, 126.

[3]) Im Modell sind an Stelle der Zwickel über Eck gestellte Konsolen vorgesehen (vgl. Abb. 3).



Abb. 5. **Inneres der St. Clemenskirche zu Hannover.** Phot. F. Astholz jun. Hannover.

teile der Kirche ist durch Rippen gegliedert, die die Form von keilförmig nach der Mitte zugespitzten Pilastern annehmen, und zwischen welchen die Schächte der oberen Fenster in die Wölbung einschneiden; im Chor laufen die Rippen in einem strahlenden Gottesauge zusammen.

Da die Kuppel nicht ausgeführt wurde, erhielt das Oktogon eine flache Decke, auf der sich ursprünglich ein Deckengemälde befand, das nach mündlicher Ueberlieferung das Jüngste Gericht darstellte [1]. Es ist anzunehmen, daß nach Wegfall des Kuppelprojekts der Versuch gemacht wurde, die Architektur nach oben durch gemalte Scheinarchitektur oder durch einen bewegten Wolkenhimmel fortzusetzen. Der Name des Künstlers ist nicht überliefert, und auch aus den bis 1719 geführten Baurechnungen ist die Herstellung der Decke nicht zu ersehen. Der bereits über siebzig Jahre alte Giusti kommt als Maler vielleicht noch in Frage. Es wurden ihm nach Ausweis der Rechnungen zwar öfters kleine Summen für die Lieferung von Farben bezahlt [2], aber der Umstand, daß die ihm für seine ganze Arbeit als Bauleiter erteilte Vergütung nicht mitverrechnet und nur die Bezahlung des Modells eingetragen ist, verbietet weitere Rückschlüsse.

Der Fußboden des Chors ist um sechs, der der Kreuzarme ursprünglich um drei Stufen erhöht, und durch Balustraden abgeschlossen.

Bevor wir zu einer Besprechung der plastischen, malerischen und kunstgewerblichen Innenausstattung der Kirche übergehen, muß einiges über die Künstler, die daran beteiligt sind, gesagt werden. Die Baurechnungen erwähnen als einzige „sculpteurs" die beiden Venezianer Madonetto und Gorini. Auf Grund der an sie bezahlten Summen von 278,24 bezw. 420 Talern hat Habicht [3] die Vermutung ausgesprochen, daß ein Teil der Plastiken von diesen Künstlern herrühren; er faßte dabei zunächst den figürlichen

---

[1] Im Jahre 1856 war die Leinwand so schadhaft, daß sie entfernt werden mußte. (Protokoll der Kirchenkommissionssitzung vom 17. Juli 1856, Pfarrarchiv.)

[2]

6. Jan. 1712.	Payé a Thomaso Giusti pour des couleurs et autres suivant son compte	7	20	4	Thlr.
27. Mai 1712.	Payé a Thomaso Giusti p. couleurs	6	25	—	"
Janv. 1718.	Payé pour des couleurs	1	16	—	"
Avril 1718.	" " " "	33	27	—	"
Déc. 1718.	Payé au Sr. Thomaso	8	35	6	"

[3] Hannover p. 87.

Schmuck der Kirche ins Auge. Vergegenwärtigt man sich nun die anderweitige Tätigkeit der beiden Italiener, so erscheint der eine als Holzbildschnitzer, der andere als Stukkateur, und ihr Anteil an der Ausstattung der Kirche scheint eher kunstgewerblicher Art zu sein. Pietro Madonetto[1]) wurde im Jahre 1703 als Gondolier mit 108 Taler Jahresgehalt bei Hofe angestellt, baute eine — vermutlich mit Schnitzereien dekorierte — Gondel für 150 Taler, und schnitzte auch sonst z. B. mehrarmige Kronleuchter für den Hof. Carlo Francesco Gorini wird in den Hofbauakten stets Stukkateur genannt. Von 1722 ab ist er Hofstukkateur[2]); sein Sohn und Nachfolger „Augustinus Gorini, stucatarius Regius", starb am 23. Mai 1765[3]). Die bis 1719 geführten Baurechnungen erwähnen mit keinem Worte den figürlichen Schmuck, der die Kirche belebt. Nach der Finanzlage zu urteilen, beschränkte man sich in den ersten Jahren auf das Allernotwendigste; dazu gehörten Deckenstukkierung, Altäre, Kanzel, Orgel. Unter diesen Umständen darf man zunächst wohl annehmen, daß die an Gorini bezahlten 420 Taler den Preis für die Stukkierung der Decke ausmachten, und daß Madonetto, entsprechend seinen Fähigkeiten, den kunstgewerblichen Schmuck an einem Teil des Mobiliars lieferte. Die sämtlich aus Holz geschnitzten großen und kleinen Figuren in den Nischen und auf den Altären tragen überdies zum Teil die Merkmale der Kunst Johann Friedrich Ziesenis, dessen vermutlich aus den Niederlanden eingewanderte Familie damals in der Gemeinde zu finden ist. In der 1719 von Thomaso Giusti aufgestellten namentlichen Liste[4]) finden wir:

Mr. Ziesenies, sculpteur, un enfant.

Mr. Ziesenies le jeune, sculpteur, deux enfants.

Johann Friedrich Ziesenis, dem unter den deutschen Bildhauern des 18. Jahrhunderts ein ehrenvoller Platz gebührt, ist eines der erwähnten Kinder. Er starb fast 73jährig am 16. September 1787, war mithin 1719 fünf Jahre alt. Die beiden genannten Ziesenis waren vermutlich Brüder; der eine, Ludwig, starb 79jährig am 4. Juli 1765[5]).

---

1) Schuster a. a. O. p. 121, 212.
2) ebenda p. 212.
3) Totenbuch der St. Clemenskirche.
4) Cal.-Br. Arch. 23c Nr. 127 p. 93.
5) Totenbuch der Clemenskirche.

Die Blütezeit im Schaffen Johann Friedrich Ziesenis' fällt in die Mitte des Jahrhunderts[1]. Der knieende Petrus, der als Hochrelief in überaus eleganter Rokoko-Kartusche einem Beichtstuhle als Bekrönung dient, stammt zweifellos aus dieser Zeit. Die überlebensgroßen asketischen Figuren der zwölf Apostel, deren zehn in den Nischen des Inneren, zwei in den Nischen der Fassade stehen, sind von einer fast gotischen Ausdruckskraft. Formal halten sie aber einen Vergleich mit den ihnen verwandten Figuren des 1759 von Ziesenis dekorierten Kanzelaltars der Johanniskirche nicht aus. Vier von den (im 19. Jahrhundert erneuerten) Seitenaltären herrührende knieende Engel, ebenfalls zweifellos von Ziesenis, werden heute in der Sakristei aufbewahrt. Ebenso scheinen die beiden kleinen vergoldeten Reliefs am Hochaltar, die Auferstehung des Lazarus und die Grablegung Christi, von ihm herzurühren.

Von anderer Hand, teilweise vielleicht von einem der beiden älteren Ziesenis, scheinen die auf und neben dem Hochaltar stehenden Figuren. Es sind zunächst zwei lebensgroße, derbe Apostelfiguren: Petrus und Andreas, die auf Postamenten vor den Pilastern beiderseits des Altars stehen. Auf diesem selbst kleine Statuen der hll. Clemens und Johann von Nepomuk, endlich drei vergoldete Engelsfiguren. Es erübrigt sich, uns diesbezüglich auf genauere Untersuchungen einzulassen, da in absehbarer Zeit eine Monographie über J. F. Ziesenis zu erwarten ist[2].

Der Hochaltar ist eine Mensa mit Tabernakelaufsatz, dessen Dekoration von Säulchen, Palmettenfriesen und geometrischer Aufteilung fast wie Empirestil anmutet. Giusti dachte sich ihn anfangs freistehend unter einem Baldachin: „per l'Altare Magiore secondo il mio disegnio è un Altare Isolato à la Romana che consistera in un maestoso Tabernacolo per il S$^{\underline{to}}$ sacramente . . .“[3] Doch als der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, den Steffani für den Kirchen-

---

[1] Schuster a. a. O. p. 143, 148, 212. — Habicht: Hannover, p. 96. — Carl Schuchhardt: Die Hannoverschen Bildhauer der Renaissance, Hannover 1909 p. 164 f.

[2] Vgl. Habicht a. a. O. Anm. 105. — Erwähnt sei noch eine Kreuzigungsgruppe des 17. Jahrhdts. an der nördlichen Außenseite, die angeblich vor einigen Jahrzehnten aus einer anderen Kirche Hannovers hierher gebracht wurde.

[3] Staatsarchiv Hannover. Cal.-Br. Arch. Des. 23 c Nr. 127, p. 167 14).

bau soweit interessiert hatte, daß er 1000 Taler gestiftet, seinen Architekten (Alberti) und seinen Hofkaplan[1]) als Kollekteur zur Verfügung gestellt hatte, auch noch die Stiftung der drei Altarbilder zusagte, entschloß er sich für einen Wandaltar[2]). Die Dimensionen des Altarblattes setzte er auf 12 Fuß Breite und 24 Fuß Höhe fest, „per dar campo magiore alla Beneficienza dell Sermo Eletore et à la Virtu delli suoi Pitori da me ben conosiuti"[2]). Aber als man im Jahre 1716, da die Kirche unter Dach gekommen war, an die Ausführung denken konnte, war Johann Wilhelm, der Stifter, tot. Steffani entschloß sich, das Bild wenigstens für den Hauptaltar von Pellegrini, dem kurpfälzischen Hofmaler, anfertigen zu lassen, in der Hoffnung, für die beiden anderen Bilder Stifter zu finden[3]). Giusti läßt darauf dem Maler mitteilen, „che tutto il quadro restera scoperto senza sera impedito da cossa alcuna"[4]). Und am 10. September des folgenden Jahres berichtet er an den Bischof von Spiga über das Eintreffen des Gemäldes: „il Sign. Pelegrini non a deluso la mia espetacione, l'opera è una maraviglia à da me non puo esser lodata à constanza per cio sospiro quel momento in cui sara posta nell' suo luocho"[5]).

Der heute vollständig vergessene Antonio Pellegrini erfreute sich unter seinen Zeitgenossen eines großen Ansehens. Geboren zu Padua 1674, Schüler von Genga und Paolo Pagano, gelangte er am Anfange des 18. Jahrhunderts zu europäischer Berühmtheit; er hat für Padua und Venedig, Wien, Paris, London, Dresden[6]) und Würzburg[7]) gearbeitet. Von seiner Tätigkeit am pfälzischen Hofe, seit 1712, kennt Nagler nur die Ausmalung eines Zimmers in dem damals von Mattheo Alberti erbauten Schlosse Bensberg[8]). Pellegrini ist zwar ein Virtuose, oder, wie Nagler sich ausdrückt, „er war überhaupt ein Schnellmaler, der in kurzer Frist Tausende von Thalern in seine Tasche zauberte";

---

1) ebenda, p. 163 (15. Aug. 1714).
2) ebenda.
3) Woker a. a. O. p. 163.
4) Staatsarchiv Hannover, ebenda Nr. 127, p. 156 (6. April 1716).
5) Brief Giustis an den Bischof von Spiga, 10. Sept. 1717, ebenda. (Enthält auch die Mitteilung, daß der vom Bischof geschickte Goldrahmen glücklich angekommen sei).
6) Nagler Künstlerlexikon.
7) Mader: Kunstdenkmäler der Stadt Würzburg, S. 442, 452.
8) Bei Nagler irrtüml. Bensheim; vgl. Levin a. a. O. p. 124.

sein hannoversches Altarbild aber, für das ihm im August 1717 nur 140 Taler bezahlt wurden[1]), zeugt von entschiedenem Können und nicht geringer Ausdruckskraft[2]). Bei den ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen der Kirche ist eine ihm gerecht werdende Betrachtung fast unmöglich. Dargestellt ist eine Auferstehung Christi, die in ihrer außergewöhnlichen Auffassung fast wie eine Himmelfahrt anmutet. Am Rande des Grabes, eines einfachen Loches in der Erde, wälzen sich die Leiber der umgestürzten Wachen; dazwischen steht eine schwachschimmernde Laterne. Die Hauptlichtquelle, unsichtbar aber geschickt angedeutet, ist links oben am Himmel. Ihr zu schwingt sich zwischen Wolken, etwas oberhalb der Bildmitte, von einem Leichentuch umflattert, Christus, in überaus eleganter, pathetischer Gebärde zum Himmel. Engel mit schönen, weichen Schwanenflügeln kauern am Grabe, halten Leichentücher, begleiten den Aufstieg des Auferstandenen. Rechts oben erscheinen Putten, die ihm die Bahn nach der Lichtquelle links freigeben[3]).

Ebenfalls von Pellegrini[4]), doch weniger bedeutend, ist das Altarblatt im nördlichen Querschiff[5]); dargestellt ist die heilige Caecilia, der ein Engel die Notenblätter hält, von denen sie verzückt wegschaut. Im Hintergrunde ist eine Säulenarchitektur angedeutet, durch welche zwei Männer in den Raum hereinschauen; oben Wolken mit Putten. Bei der Wahl des Themas mag Steffanis Eigenschaft als Musiker mitgesprochen haben.

Das Altarbild des linken Seitenaltars, eine Verkündigung an Maria, ist links unten „ANT . PESNE PINXIT 1725“ bezeichnet. Wie bei Pellegrinis Gegenstück lassen die Akten darüber im Unklaren, wie das Bild nach Hannover gekommen ist. Antoine Pesne (1683—1757) war 1710 von Friedrich I. als Hofmaler nach Berlin berufen worden.[6])

Maria, in karmesinrotem Gewand und blauer Draperie, kniet im Profil von links auf einem Betstuhl, das rechte

---

[1]) Pfarrarchiv Nr. 5, Nr. 1448 B. „Payé pour le grand Table au de l'Eglise 140 Thlr.“

[2]) Außer diesem sind mir aus eigener Anschauung nur die 4 Würzburger Supraporten bekannt.

[3]) Leinwand; hochrechteckig. Hoch 520 cm, breit 285 cm.

[4]) Links unten sign. „Pellegrini f.“ — Die Seitenaltäre selbst stammen aus dem 19. Jahrhundert.

[5]) Hochrechteckig mit rundbogigem Abschluß, hoch 350, breit 175 cm.

[6]) In der Pesne-Literatur bisher unbekannt. — Maße wie oben.

untere Bildviertel ausfüllend. Ihr zu, im oberen linken Viertel, fliegt ein blonder Engel mit süßem Rokokogesicht herab, in weißem Hemde mit roter und blauer Draperie; in der linken, leicht an die Brust gelegten Hand trägt er die Lilie; die in eleganter Kurve erhobene Rechte weist mit dem Zeigefinger nach oben. Das Licht, nicht ganz konsequent behandelt, entströmt einem in der oberen Rundung des Bildes befindlichen Wolkenklaff, aus dem auch die Taube hervorfliegt. Der Wolkenrand rechts oben ist mit beflügelten Puttenköpfen besetzt.

Das kunstgewerblich wertvollste Stück der Innenausstattung ist die Kanzel, in einer Ecke der Vierung angebracht und vom Südostturm aus durch einen Mauerdurchbruch erreichbar. Im Grundriß sechseckig, zeigt sie sich in ihrer Dekoration aus vergoldetem Laub- und Bandelwerk vom französischen Ornamentstich, vielleicht auf dem Wege über Augsburg, abhängig, und wäre demnach eher einem deutschen Handwerker als einem Italiener (Madonetto) zuzuschreiben. Der Grundton ist auch hier gemalter Marmor. Die Ecken sind durch Pilaster betont, gegen welche reichbewegte Voluten anstreben. Die dazwischen liegenden rechteckigen Felder sind durch Bänder in je eine Raute und vier Zwickel mit Laubwerk aufgeteilt. Den oberen und unteren Abschluß bilden reichverkröpfte Gesimse mit Profilen, Laub- und Eierstab, unten in Hängezapfen ausklingend. Denselben Formenreichtum zeigt der Baldachin, mit geschnitzten und vergoldeten Lambrequins und freischwebendem Volutenaufsatz, der eine mit Sternen besäte Kugel und ein Strahlenkreuz trägt.

Den Haupteingang überdeckt die auf vier Pfeilern und drei Korbbogen ruhende hölzerne Orgelempore. Die mit durchbrochenem, teilweise vergoldetem Bandwerk verzierte Brüstung springt in der Mitte vor und weitet sich zu einer Sängertribüne aus. Darüber steht der schöne Orgelprospekt, dessen vergoldeter Barockschmuck dieselben Elemente aufweist wie der Rahmen der Altarbilder: Muschel- und Blattwerk, Fruchtkränze. Für die Orgel wurden im Oktober 1718 dem Orgelbauer Water 610 Taler bezahlt[1]).

[1]) Pfarrarchiv Nr. 5. — Eine Aufnahme des Orgelprospekts konnte leider nicht hergestellt werden, da die Pfeifen während des Krieges entfernt worden sind.

Ganz venezianisch mutet das links vom Haupteingang unter der Empore aufgestellte Gehäuse der Taufe an. Um die Taufe, ein einfaches Zinnbecken, baut sich ein zweistöckiges, polygonales Tabernakel auf, das, von einem Zeltdach bekrönt, mit einer und zwei halben Sechseckseiten aus seinem architektonischen Hintergrund hervortritt. Letzterer baut sich nach dem Muster venezianischer Altäre aus einer Pilasterordnung mit je zwei rücklagernden Nebenpilastern auf, deren Gebälk von einem Halbkreisbogen mit vergoldetem Gesims überspannt wird. Wie an der Kanzel ist hier das Holz durch einen rosa Marmoranstrich, unter Vergoldung des spärlichen Zierwerks, belebt.

Eine Zuschreibung all dieser dekorativen Holzarbeiten — Hochaltar, Altarrahmen, Kanzel, Orgelprospekt, Taufe — läßt sich schwer durchführen. Bestimmt ist Madonetto an verschiedenen Stücken maßgebend beteiligt. Einen Anhaltspunkt für seine Art gibt nur die karg geschmückte Taufe; seine Arbeiten für den Hof sind untergegangen oder unzugänglich, und die genannten Mobilien der Clemenskirche zu verschiedenartig, um Rückschlüsse zu erlauben.

III.

Agostino Steffani, Bischof von Spiga, der (wahrscheinlich schon mit Hilfe Thomaso Giustis) die Leitsätze zum Kirchenbau aufgestellt hatte, auf den infolgedessen der Grundgedanke der Kirche zurückgeht, war Venetianer; unter den Baumeistern, die die ersten Pläne aufstellten, befand sich vermutlich der aus Venedig stammende Graf Mattheo Alberti; endlich war Thomaso Giusti, der Verfertiger des Modells und Leiter des Baues, durch seinen Vater, sowie durch seine eigene frühere Tätigkeit, aufs engste mit der kirchlichen Baukunst Venetiens verknüpft. Unter den Künstlern und Handwerkern, die an Ausbau und Ausstattung der Kirche beteiligt sind, finden sich drei weitere Oberitaliener: der Maurermeister Crotogino, der Stukkateur Gorini und der Bildschnitzer Madonetto. Unter diesen Umständen nimmt es nicht Wunder, wenn der Bau ein durchaus oberitalienisches Gepräge trägt. Eine kunsthistorische Einreihung kann daher auch weniger in die Entwicklung des niedersächsischen, als in die des venezianischen Kirchenbaues erfolgen.

Habicht[1]) hat mit Recht auf die Abhängigkeit der Clemenskirche vom Pantheon hingewiesen. Diese Abhängigkeit ist zwar keine unmittelbare, denn während das Pantheon das Schulbeispiel des reinen Zentralbaues, kreisförmig bereits in den Fundamenten, ist, so zeigt der Grundriß der Clemenskirche ein vollkommenes griechisches Kreuz mit kurzen Armen, an das sich nach Osten und Westen ein polygonaler Abschluß angliedert. Ein Zusammenhang ist trotzdem vorhanden: ihn bildet der große Vicentiner Andrea Palladio.

Palladio[2]) (geb. 1518 zu Vicenza, gestorben 1580), steht mit seinen venezianischen Kirchenbauten von allen seinen Zeitgenossen der Antike, besonders deren Zentralbau, am nächsten. Genannt seien: San Giorgio maggiore (begonnen 1560), il Redentore (1577—92), das Tempietto in Maser und die Chiesa della Zitella. Diese Kirchen sind es, die auf die Weiterentwicklung des Kirchenbaues in Venedig von nachhaltigem Einfluß sein sollten. Die klare Anordnung von Grundriß, innerem Raumbild und Silhouette blieben für die Folgezeit vorbildlich, wenn auch die für Venedig charakteristische orientalisierende Dekorationslust, zumal im Innern, weiterhin ihr Recht behielt.

Grundriß und Raumbild der Clemenskirche haben mit Palladio nur die Klarheit und Einheitlichkeit gemein. Palladio bevorzugt in seinen Zentralbauten einen kreisrunden Kern, dem er prismatische Blöcke vorlagert. So besonders beim Tempietto in Maser und bei der Villa Rotunda. Bei ersterem[3]) tritt nun eine Verwandtschaft mit der Chorgestaltung von St. Clemens deutlich zu Tage: Die Apsis baucht sich zwischen zwei quadratischen Türmen leicht aus. Die Anlage der Türme selbst an der Rückfront der Kirche ist ebenfalls für den venezianischen Kirchenbau seit Palladio kennzeichnend, noch mehr aber die Zusammenstellung von Kuppel und Türmen zu einer Gruppe. Im Redentore, in Maser und an der Zitelle kommt sie vor. Von Einzelformen seien vorerst nur die Lünettenfenster genannt, die sich bei

---

[1]) Hannover, p. 86.

[2]) Otto Stein: Die Architekturtheoretiker der italienischen Renaissance (Karlsruher Dissertation) Karlsruhe 1914 p. 116 ff. — C. Gurlitt: Andrea Palladio, Berlin 1915. — Fr. Burger: Die Villen des Andrea Palladio, Leipzig o. J. — Ottavio Bertotti Scamozzi: Le Fabbriche e i disegni di Andrea Palladio. Vicenza 1796. Tom. IV.

[3]) Grundriß bei Gurlitt a. a. O.

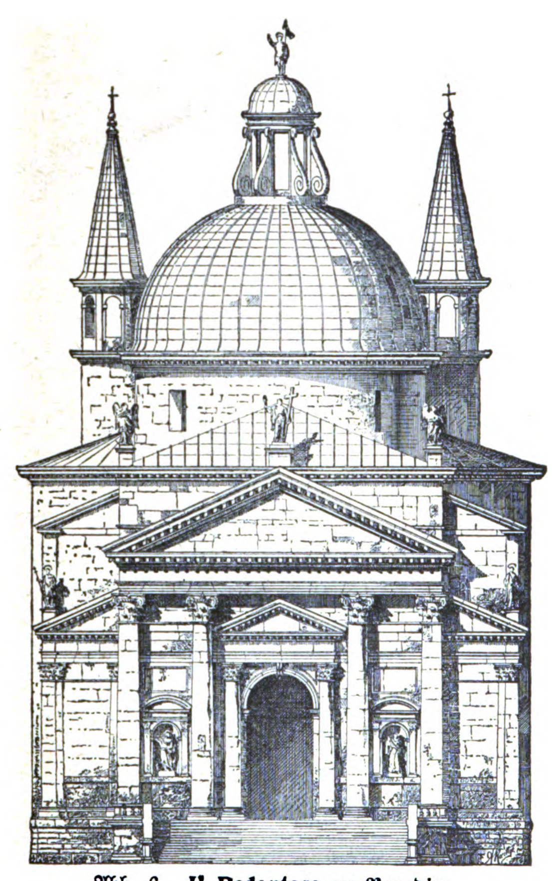


Abb. 6. **Il Redentore zu Venedig.**
Aus Pauli: Venedig, Leipzig 1900.

Palladio und seinen Nachfolgern als eine Hauptausdrucksform antiker Kunst großer Beliebtheit erfreuen.

Außer dem unmittelbaren Einfluß Palladios auf Giusti ist, besonders in der Durchführung der Einzelheiten, die Einwirkung des Mannes zu verspüren, der im venezianischen Kirchenbau des 17. Jahrhunderts die führende Rolle spielte: Baldassare Longhenas[1]). Geboren in Venedig um 1604, gestorben daselbst 1682, trennt ihn ein ganzes Jahrhundert von Palladio. Sein erstes Hauptwerk, das er 1631, noch als ganz junger Mann, begann und 1656 vollendete, ist Sta Maria della Salute, die glänzendste Barockkirche Venedigs. Hier zeigt er sich noch ganz auf den von Palladio gebahnten Wegen, sowohl in der Geschlossenheit des Grundrisses, wie im Aufbau des Raumes und der äußeren Silhouette. Von seinen späteren Bauten, wo die Vorliebe des Venezianers für prunkvollen Schmuck die Oberhand über das rein architektonische Gefühl gewinnt, sei nur noch Sta. Maria dei Scalzi (begonnen 1646) genannt. Hier besteht ein urkundlich bezeugter Zusammenhang zwischen Longhena und Giusti. Der oben zitierte Brief des letzteren nennt seinen Vater als Bauführer beim Bau der „Chiesa dei Rdi Carmelitoni Scalzi“, also zweifellos von Sta. Maria dei Scalzi. Formal besteht hier, soweit nach dem uns zur Verfügung stehenden Material zu urteilen ist, kein Zusammenhang; die Bedeutung der Kirche liegt auch weniger auf architektonischem Gebiete, als in der unerhörten Prachtentfaltung bei der Dekoration ihres Innern. Um so mehr läßt sich der Eindruck, den der erstgenannte Bau, Sta. Maria della Salute, auf den jungen Giusti gemacht hat, feststellen.

So besonders in der Gruppierung von Kuppel und Türmen (die schon bei Palladio hervorgehoben wurde), dann in der polygonalen Gestaltung der Fassade, die auf das Achteck des Kuppeltambours vorbereiten soll, endlich in der reichlichen Verwendung von Lünetten. Ganz auffallend ist die Aehnlichkeit der beiden Kuppeln. Hier wie dort sechzehn gepaarte Rundbogenfenster, dazwischen die anstrebenden Voluten mit den für das Palladio zum Trotze kleinem Zierrat huldigenden Venedig charakteristischen Aufsätzen: bei Santa Maria della Salute sind es Postamente mit Figuren,

---

[1]) Gurlitt, Gesch. des Barockstils ... I. 305 ff.

in Hannover Postamente mit vasenartigen Knäufen. Darüber beiderorts Balustraden, dann die Kuppel, die allerdings in Venedig kreisförmigen, in Hannover, wohl der technischen Vereinfachung wegen, achteckigen Grundriß zeigt. Die über einer zweiten Balustrade ansteigende Laterne, den Aufbau der Kuppel genau wiederholend, ist bei Giusti etwas plumper ausgefallen als bei Longhena.

Eine Untersuchung über die Filiation von Sankt Clemens konnte in einer Zeit, wo ein großer Teil des italienischen Materials unzugänglich ist, nur unvollständig bleiben. So ließ sich leider nicht feststellen, welcher Art die von Giusti als eigene Werke erwähnten Kirchen sind oder waren[1]. Es ließen sich sonst wohl auch Zusammenhänge mit der ganz Oberitalien umspannenden Schule Pellegrino Tibaldis (geb. zu Bologna 1527, gest. daselbst 1598) verfolgen, der wie Palladio auf Vignola und die Antike zurückgeht[2].

Venedig hatte vor Giusti schon zweimal die Baukunst der welfischen Lande beeinflußt: durch Lorenzo Bedogni und durch Hieronymo Sartorio[3]. Bedogni hat in Hannover nichts hinterlassen, in Celle gebührt ihm aber ein entscheidender Anteil an der Gestaltung des Schloßneubaues. Sartorios Anklänge an Palladio, besonders im Herrenhäuser Schloß, darzulegen, ist hier nicht der Ort. Giusti selbst läßt bereits in seiner früheren hannoverschen Tätigkeit palladianische Einflüsse durchblicken: die zweifellos von ihm herrührende Bühneneinrichtung des Hofopernhauses mit ihrer strahlenförmigen Anordnung erweist sich als unmittelbar von Palladios Theatro Olympico in Vicenza abhängig[4].

Stellt man nun die Frage, ob seitens des rein italienischen Kirchenbaues von St. Clemens eine Beeinflussung des niedersächsischen Kirchenbaues stattgefunden hat, so muß sie, soweit beim heutigen Stand der Forschung ein Urteil möglich ist, verneint werden. Die Kirche stand als Gottes-

---

[1]) Von S. Rocco in Padua, deren bisher anscheinend unbekannter Erbauer durch Giustis Angabe identifiziert wird, sagt Gurlitt (a. a. O. I. p. 155): „Unter dem Einfluß von Palladios Schule entstanden."

[2]) Ebenda I. p. 132 ff.

[3]) Schuster a. a. O. — Näheres in der später erscheinenden Arbeit des Verfassers über „Die Stadthannoversche Barockbaukunst".

[4]) Vgl. Hammitzsch: Der moderne Theaterbau. Dresdener Diss. 1906, p. 133.



Abb. 7. Sta. Maria della Salute in Venedig.
Aus Pauli: Venedig. Leipzig 1900.

haus einer kleinen Diasporagemeinde nicht an einer Stelle, von der aus sie weithin sichtbar als Vorbild hätte dienen können. Auch trat die Clemenskirche erst zu einer Zeit auf, als die niedersächsische Kirchenbaukunst des Barocks in voller Entfaltung bereits ihrer Blüte entgegenging. Trotzdem ist sie in mehr als einer Hinsicht von nicht geringem Interesse. Zunächst ist sie wohl in ganz Norddeutschland der einzige so rein ausgeprägte italienische Kirchenbau. Dann zeigt sie einen am Anfange des 18. Jahrhunderts an und für sich schon auffallenden, konservativ-frühbarocken Geist; endlich ist sie eine der seltenen Kirchen venezianischer Schule in Deutschland, im Gegensatz zu den zahlreichen anderen, deren Geburtsstätte das übrige Oberitalien war.

Iffland und Weimar.

Von Professor Dr. Werner Deetjen.

Das Thema „Iffland und Weimar“ wurde zuerst von einem Anonymus in den „Grenzboten“ 1857[1]), sodann von Pasqué im ersten Bande seines Buches „Goethes Theaterleitung in Weimar“[2]) behandelt. Die dort mitgeteilten Dokumente lassen sich durch mehrere der Ifflandforschung bislang verborgen gebliebene[3]) vermehren.

Nach seinem ersten bedeutungsvollen Gastspiel in Weimar, das vom 28. März bis zum 25. April 1796 stattfand, reiste Iffland nach Leipzig. Von dort aus teilte er dem Hofkammerrat Franz Kirms mit, er habe in seinem Weimarer Logis 48 Laubtaler versehentlich liegen gelassen. Es wurden Nachforschungen angestellt, aber das Geld fand sich nicht. Endlich erkannte Iffland, daß er sich geirrt und die Freunde umsonst bemüht habe.

Als er vernahm, daß ein Unschuldiger in den Verdacht geraten war, das Geld — es handelte sich offenbar um einen Teil des für das Weimarer Gastspiel empfangenen Honorars — veruntreut zu haben, schrieb er aufrichtig bekümmert an Böttiger einen Brief, der seinem Charakter ein gutes Zeugnis ausstellt[4]).

Mannheim, den 8. Juni 1796.

Traulichen Handschlag meinem lieben Böttiger!

Le caractère d'un homme, innocemment inculpé, m'ettoit de tout temps un sanctuäire. C'est pourquoi je me hate (avant de touchér bien de choses interessantes de Vottre

---

[1]) I. S. 183—192.

[2]) Leipzig. 1863. S. 253—275.

[3]) Mit einer Ausnahme wurden sie von Z. Funck, der sich aber um die Aufhellung des Zusammenhangs nicht bemüht und die Briefe teilweise falsch angeordnet hat, in dem selten gewordenen Hamburger „Telegraphen“ 1840 mitgeteilt.

[4]) Ich gebe das Schreiben nach Funck „wortgetreu mit allen seinen Fehlern“ wieder. (Der Telegraph Nr. 146).

chérissime lettre) a répondre sur la passage francaise de Vottre lettre. Comment ést il possible qu'aprés que moi je m'interdise non seulement chaque idée, súr la somme qui me manque, mais qu'aprés je n'en ai méme aucüne, on se permette de flétrir le seul bien d'ún honnette garçon, sa fidelité? Cet homme, que je connois aprés six années, qui tout partout ou il était dans services, avoit la derniére confiance, qui a sauvé més affaires dans deux siéges devant mes yeux, aux dépens de sa vie, qui — s'il a un défaut réel, a celui, d'avoir une ambition démésurée, dont je connoi au reste la fidelité, comme dés principes stablés d'une religion antique, est taxé tout d'un coup, comme voleur? Je ne scaurai Vous dire, combien, quoique a son inscu, cela me tourmente. C'ést donc de mon devoir indispensable, de Vous dire, ce que peütétre Vous Vous souviendréz, qu'en partant de ma chambre il me disoit — —

Lui. Mais avéz Vous vottre argent?

Moi. Oui.

L. Le tout?

M. (pressant de partir). Oui donc, oui.

L. Ce que Vous avié dispersé Vos rouleaux ce midi.

M. Alléz, Alléz, je l'ai.

Sur quoi nous déscendimes, et venant a Auerstadt, il aprocha de la voitúre, disant „a moin que Vottre argent, soit en ordre" je repondoit avec aigreur, et oui donc. Arrivé a Leipzig tandisque Vous etié a l'auberge, il me repetta — conté donc Vottre argent, que je soit tranquile, il me le metta a la table, l'argent manqua. Il me faisait de jústes reproches. L'argent ne se trouve pas, moi je súspecte personne. Je le pérd, j'accúse ma negligence, et le hazard, que l'argent me fút aporté au diné entre milles affaires. C'ést mon defaut, et on le fait tombér sur un honnett homme, dont je connoit également la probité, comme je peut calculér sa depense, aprés l'argent, q'il prennoit d'ici èn route.

Dittés cela, je Vous prie, en devoir de l'honnettité que je réspecte en Vous, comme je la réclame, a tout ceux qui, comme Vous venéz dé me dire „ne sauroit se defendre de la mauvaise opinion." Alléz chér ami, leur traduire ou lire ma lettre.

Non, jamais on ne peut rendre en fait de súspect, ce que l'on a pris, et je sirois un lache, si je ne Vous prioit pas de tout més forces de vouloir faire de cette affaire, tout a fait, mais tout a fait la Vottre!

Recevant l'argent, je mis toutes les Rouleaux dans le sac, púis je prennoi úne, pour en faire la petite depense, encore úne, puis, croyant que c'étoit de trop, je mettoi un rouleaux dans la fenétre de la chambre — de la — a ce que je me suis souvenü aprés, je l'ai repris, et mis — dans ún endroit que je ne nomme pas, puisceque mois, je hais lés supcons, et que je n'en voudrai pas excitér aucun. Enfin cét argent, ce rouleaux, a pü dévenir a üne place (et y devenir sans faute de quelq'ún que pürement et simplement par ma précipitation) ou cétoit sous lés yeux d'une céntaine des personnes. J'atteste devant Dieu et ma consciance, que j'amais mon idée rouloit súr quelq'ún, quel nom q'il aye, ni moin, sur l'honnette Blos[1]), et la bonne servante. Voila tout ce que j'ai a dire, et tout ce que je demande vis a vis dés miens. — Jamais chéz moi, il sera plús question de l'argent. Mais si quelqün a sévi contre de pauvre garçon, dont l'ame vaut mieux que son état, je Vous prie de lüi dire, que j'ai bien dés foiblesses de patience pour des petits defauts, mais que je ne suis pas béte et que je connoi assé mon monde, pour séparér ún fripon, d'ún honnett homme.

Und nun, mein Herzensfreund, gehe ich mit Freude und Wonne zu dem anderen Theile Ihres lieben, lieben Briefes! Er führt mich in den Cirkel des geliebten Weimars unter die guten Menschen. Er zeigt mir in einem Zauberspiegel die Darstellungen, zu denen ich vom eruditen Publikum Kraft und Spannung empfangen habe. Ich lese und lese wieder einige Bemerkungen und es ist in Ihren Händen, um ohne Kupfer Michaeli d. J. zu erscheinen. Sonst ist der Augenblick vorbei. — Eine Aprohe ist mir mit Politik abgeschlagen, die politischen Begebenheiten scheinen mir besser hier wegzuhelfen. — Noch einmal ziehe ich eben in meinen schönen Garten[2]). Auf wie lange? — Totus tuus!

Iffland.

Der letzte Abschnitt des Briefes bezieht sich zunächst auf Böttigers Buch „Entwicklung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater

[1]) Der Name lautet offenbar Blaß. Anläßlich seines zweiten Weimarer Gastspiels schreibt Iffland an Kirms „Ich bitte den ehrlichen Blaß zur Aufwartung zu haben." (Grenzboten a. a. O. S. 191.)

[2]) Am Neckar auf dem sogen. Jungbusch gelegen (vgl. Walter, Mannheimer Geschichtsblätter XI, S. 250 ff.)

im Aprilmonate 1796. Leipzig bei Göschen 1796". Wir erfahren hier, daß Böttiger sein Manuskript vor dem Druck an Iffland zur Einsichtnahme sandte. Da der Künstler also Gelegenheit hatte, Berichtigungen vorzunehmen, bleibt es schwer begreiflich, wie er später erklären konnte [1]), daß ihm bei seinen Darstellungen nichts mehr geschadet habe, als die Böttigersche Entwicklung seines Spiels, weil viele Bemerkungen nicht mit der Wahrheit übereinstimmten und gewaltsam hineingezwängt seien. Auch scheint ihm — nach dem obigen Briefe zu urteilen — durchaus an dem schleunigen Erscheinen des Buches gelegen zu haben, das ihm zu einem guten Fortkommen verhelfen sollte, konnte doch bei aller Anhänglichkeit, die er der Mannheimer Bühne bewahrte, dort nicht länger seines Bleibens sein, da man ihm infolge der kriegerischen Wirren keine Sicherheit für das Fortbestehen des Theaters zu geben vermochte. Weil er seit dem 19. Mai vermählt war und ihm nun auch die Sorge für seine junge Frau oblag, verließ er am 11. Juli Mannheim, um der bevorstehenden erneuten Beschießung der Stadt zu entgehen. Er erhielt für zwei Monate Gehalt und mußte versprechen, nach Beendigung der Gefahr zurückzukehren. Nun hatte man in Weimar während seines dortigen Gastspiels Verhandlungen mit ihm eingeleitet, um ihn, falls er sich in Mannheim lösen könne, ganz für das Weimarer Hoftheater zu gewinnen [2]). Iffland ging über Gotha in seine Vaterstadt Hannover und berührte absichtlich Weimar nicht, um sich „nicht selbst zu einem Schritte gegen Mannheim zu verleiten [3]). Er begnügte sich vielmehr damit, den Weimarer Freunden von Gotha aus seine Grüße zu senden [4]). Dem Singspieldichter Gotter gegenüber scheint er aber, von diesem darin bestärkt, bekannt zu haben, daß er sich durchaus noch mit der Hoffnung trage, dereinst in Weimar wirken und auch das ihm eng befreundete Becksche Ehepaar [5]) nach dort ziehen zu können.

Der folgende Brief behandelt seine damalige Lage:

---

[1]) H. Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Leipzig 1856, S. 92.

[2]) Pasqué, a. a. O. I. S. 258 ff.

[3]) Iffland, Ueber meine theatralische Laufbahn (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Bd. 24) S. 124.

[4]) Pasqué, a. a. O. S. 263.

[5]) Heinrich Beck und seine zweite Gattin Josepha, geb. Scheeffer. (Vgl. Grenzboten a. a. O. S. 186 f.).

[Gotter an Böttiger.][1])

Gotha, den 25. Jul. 1796.

Dieser, durch die Furcht eines neuen Bombardements abermahls vertriebene Iffland, um dessen Schicksal Sie, mein verehrungswürdiger Freund, so viel Besorgniß äußern, war vorige Woche zwey volle Tage bey mir, und setzte sodann seine Reise nach Hannover fort, wo er sich vor der Hand der schriftstellerischen Muse zu widmen denkt. Ganz so genießbar, als in Weimar war er freilich nicht, und das läßt sich bei der unglücklichen Veranlassung seiner Reise, und nach allem, was zwischen ihm und dem Baron Dalberg dieserhalb vorgefallen seyn mag, wohl begreifen. Doch gab es Augenblicke, wo seine eigenthümliche Laune über diese fremdartige Stimmung die Oberhand behielt.

Als Ehemann ist er äußerst zufrieden, und hat Ursache es zu seyn. Seine Frau [2]) ist in der That eine ungemein angenehme und achtungswürdige Person. Den Mangel an Schönheit verzeiht man ihr nicht allein in der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft; man hört sogar auf, ihn zu vermißen.

Sein Freund Beck [3]) ist noch bey uns und will hier Schröders Antwort abwarten. Sie thun durch ihre Vermuthungen beyden Unrecht; dem Einen, daß Sie ihn eines Grolls auf Weimar beschuldigen; dem Andern, daß Sie sein hin und her Schwanken für eine entschieden abschlägige Erklärung aufnehmen. Beck denkt zu billig, als daß er sich durch die Bedenklichkeiten gekränkt finden sollte, die den Bemühungen seines Freundes um ein gemeinschaftliches Engagement entgegen stehen; und Iffland hält, ungeachtet dieses Hindernisses, die Unterhandlung mit Ihrem Hofe für nichts weniger als abgebrochen. Ich ersuche daher recht sehr, Ihres Orts ja nicht alle Hoffnung aufzugeben, sondern ihm vielmehr in Ihrem nächsten Briefe

---

[1]) Zuerst abgedruckt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Wochenausgabe Nr. 24 v. 14. Juni 1867.

[2]) Luise Margarete, Tochter des fürstlich Leiningenschen Hofrats Greuhm.

[3]) Beck war bald nach Ifflands Aufbruch von Mannheim ebenfalls nach Gotha geflüchtet und hatte Iffland dort die Auflösung des Mannheimer Theaters für ein Jahr mitgeteilt (vgl. Walter, Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim I. S. 387). Von Gotha ging er nach Hamburg zu Fr. Ludw. Schröder.

die Sache nochmals an das Herz zu legen. Die jetzige Krisis von allgemeiner Unzufriedenheit und Verwirrung trägt vielleicht das ihrige dazu bey, ihn Ihren Wünschen, mit denen sich die meinigen auf das vollkommenste vereinigen, geneigter zu machen. Bei Zurücksendung eines Mscpts., das er mir anvertraut hat, werde ich ebenfalls nicht ermangeln, in Ihr Lied, so gut ich kann, einzustimmen.

Ich habe die Ehre, mit der wärmsten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn Ihr gehorsamster

Gotter.

Auch das folgende Schreiben bekundet Ifflands lebhaftes Interesse an der Weimarer Bühne, der er die Mannheimer Freunde zu gewinnen sucht, während er bezeichnender Weise von sich selbst mit keinem Worte spricht.

[Iffland an Kirms[1].]

Hannover, den 19. August 1796.

Gestern hat Herr Koch[2]) — wie ich glaube — mit dem Hofmarschallamte hier, als Direktor des Großmannschen[3]) Theaters contrahirt und zwar auf ein Jahr. Er wird wahrscheinlich seine alten Bekannten sammeln und unter diesen gewiß die dortigen[4]) Beck's zuerst. Diese müssen nicht dort weg. Ich melde Ihnen das sub rosa, damit Sie Maaßregeln nehmen. Sollten Beck's aber je davon sprechen, so sagen Sie nur: Ich weiß, daß Herr Koch nur auf ein Jahr contrahirt hat. Welche Existenz ist das? Unser beider Freund, Böttiger, wird Ihnen meinen Brief mitgetheilt haben; soll ich aus seinem Stillschweigen Mißbilligung des Ganzen schließen?

Noch eine Frage, wenn ich nicht ermüde: Sollten Sie abgeneigt seyn, für Beck's — die Mannheimer — ein Temporairengagement ohne Pension zu schließen und allenfalls ihr eine Survivance auf den Platz einer alten dortigen Hof-

---

1) Der Telegraph Nr. 147.

2) Siegfr. Gotth. Koch, gen. Eckardt, wurde 1793 Boeks Nachfolger in Mannheim und floh ebenfalls im Juli 1796.

3) G. F. W. Großmann war am 20. Mai 1796 gestorben.

4) Der in Weimar angestellte Bruder Heinrichs Johann Beck und seine Gattin Henriette, geb. Zietheim.

sängerin zu geben? Ueberlegen Sie das, geliebter Freund, mit dem Wohlwollen, was Sie mir widmen, und das ich verehre, wie ich Sie liebe. J.

Bis Ende August blieb Iffland in Hannover. Während dieser Zeit scheint er nach Weimar unverblümt seine Situation dargelegt zu haben. Er wandte sich offenbar an Böttiger, und dieser antwortete, nachdem ihm Goethe am 12. August die nötigen Direktiven gegeben hatte [1]). Die Schwierigkeiten, mit denen Iffland wegen seiner alten Verbindungen zu kämpfen hatte, erkannte Goethe wohl an; er hielt es darum für unbillig, gerade jetzt auf eine Entscheidung zu dringen, und erklärte, die Angelegenheit noch eine Zeitlang ruhen lassen zu wollen, freilich wünschte er, daß Ifflands Entschluß sich nicht „allzu lang verzögern möchte".

Von Hannover ging der Künstler, einer Aufforderung, Schröders folgend, zu Gastspielen nach Hamburg, wo er sich bis zum 9. Oktober aufhielt. Im September bereits hatte er vom König von Preußen die Aufforderung erhalten, in Berlin und Potsdam ebenfalls Gastrollen zu geben; zugleich wird man damals bereits — wie schon in früheren Jahren — die Absicht ausgesprochen haben, ihn dort fest anzustellen, ja ihm die Leitung der Königlichen Bühne anzuvertrauen. Davon scheint Iffland Böttiger Mitteilung gemacht zu haben, in der Hoffnung, durch diesen Mittelsmann Klarheit über die Aussichten zu gewinnen, die ihm Weimar böte. Böttiger gab das Schreiben an Kirms weiter, und dieser teilte es Goethe mit. Goethe erwog nun, ob man Iffland nicht auch in Weimar die Direktion des Theaters anbieten könne. Er schrieb an Kirms am 6. September [2]): „Ich mag, da doch eigentlich, wenn ich früh oder spät weggehe, die ganze Sache auf Ihnen ruht, nichts rathen und vorschlagen, als was Ihrem Wunsche gemäß ist. Was wäre denn aber zu riskiren, wenn man Iffland statt eines Engagements, wie wir gethan [3]), Direktion und Contract, wie ihn Bellomo gehabt hat, offerirten, und ihm außer der Bedingung, daß er unsere dreijährigen Contracte einhalten müßte, Erlaubniß gäben, zu engagiren, wen er wollte? Soweit wäre die Sache

[1]) Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Bd. 11 S. 156 f.
[2]) Weimarer Ausgabe, a. a. O. S. 184 ff.
[3]) Vgl. Pasqué I, S. 258 ff.

abgethan, und er möchte sehen, wie er zurecht käme; er müßte sich anstrengen, dem Publikum gefällig zu sein und es würde ihm gelingen. Das war mein erster Vorschlag und ist immer noch mein Wunsch.

Aus Kirms' Schreiben an Iffland (vom 18. September) ist nur der, wie der Herausgeber mit Recht sagt, etwas empfindliche Satz bekannt: „Unser Herzog war so ehrlich und genehmigte Ihre Bedingungen ohne Einschränkung mit äußerster Güte; seien Sie daher so ehrlich und halten ihn nicht länger in Ungewißheit, wenn Sie wirklich — das Berliner Engagement dem hiesigen vorziehen —"[1]. Goethe dagegen schrieb mit verständnisvollem Wohlwollen: „Seien Sie versichert, daß der Wunsch, Sie glücklich zu wissen, bei uns ebenso lebhaft ist, als der Wunsch Sie zu besitzen, und daß, Ihre Wahl falle aus, wie sie wolle, Sie sich hier eine fortdauernde allgemeine Achtung und die Freundschaft derer, die Sie näher kennen lernten, erhalten werden"[2]).

In Hamburg soll auch Schröder sich mit dem Gedanken getragen haben, Iffland für die dortige Bühne zu gewinnen, aber die beiden großen Künstler konnten nicht in ein rechtes Verhältnis zueinander gelangen, woran eine gewisse Eifersucht Schröders die Hauptschuld trug. Darauf beziehen sich einige Bemerkungen Ifflands in seinem nächsten Brief an Böttiger, den er von der preußischen Hauptstadt aus schrieb, nachdem er drei Tage vorher dem König vorgestellt worden war:

[Iffland an Böttiger[3]).]

Berlin, den 15. October 1796.

Wie bin ich, mein geliebter Freund, zwischen Herz und Lebensweisheit, sanften Wünschen und der Wahrheit der Bedürfnisse umhergeworfen! Herzenszug nach Weimar — Bitten Verlassener, der Freundschaft nach Mannheim! — Reichthum in Berlin! Und hinter allen, die ernste dräuende Zeit, die auf meiner Lebensmitte mir erscheint, von der erstiegenen Höhe mir abwärts deutet, mich nach Gemächlichkeit vor dem Grabe streben, und mit kalter Weisheit prüfen

---

[1]) Grenzboten a. a. O. S. 188.

[2]) Weimarer Ausgabe, a. a. O. S. 210.

[3]) Der Telegraph Nr. 147. Um dieselbe Zeit etwa schrieb Iffland an Kirms (Pasqué I, S. 264 ff.). Trotz aller schönen Worte für Weimar ging daraus hervor, daß er sich voraussichtlich für Berlin entscheiden würde.

und wählen heißt! Und ich bin weder kalt noch weise. Ich bin nur rege und gut — unbesonnen aus Gutheit. Nein, nie war ich mehr geängstet, wo ein Anderer sich blähen und sich's wohlseyn lassen würde. — Den 27. spiele ich auf des Königs Befehl zuerst in Potsdam, dann erst hier. Man ist voll Wärme für mich!

Hamburg? — Freund! Was ich darüber dachte, denke ich noch und verstärkt. Schröder erstirbt am Uebermaße seiner ganzen Kraft, die die Hamburger, ohne etwas zu vermissen, vor sich sehen. — Mündlich davon mehr. Er ist einer der unglücklichsten Menschen, die ich kenne, denn das stille Glück befriedigt ihn so wenig, als sein Reichthum.

Ich war todtkrank in Hamburg, die Krankheit brütete in mir, vorher und nachher ließ sie mich sehr schwach. Ich konnte Ihnen, theilnehmender, gütiger Freund, nichts schicken, ich war abgespannt und hinfällig. Erst mit der Scheidung vom Nebel und mancher Dicke, kehrt meine Gesundheit und eine gewisse Jugend meiner Seele zurück!

Sie werden aus den kleinen Aenderungen ersehen haben, daß ich ungern des Effekts willen, Rücksprache unter uns blicken lassen wollte![1]). — Nach der Darstellung des „Hausvaters"[2]) sagte Schröder des andern Tages: „Nun, — Sie haben ja gefallen!" Qu'en dites Vous? In acht Tagen mehr von Ihrem treuen Freunde

Iffland.

Inzwischen hatte Iffland mehrfach an Dalberg geschrieben und ihm von den glänzenden Anerbietungen des preußischen Hofes Mitteilung gemacht. Er wollte nicht ohne weiteres mit Mannheim brechen und verlangte mit Recht nur bestimmte Zusicherungen für die Zukunft; da Dalberg aber entweder gar nicht oder ausweichend antwortete, nahm Iffland am 14. November ein Engagement in Berlin an. Von Weimar war nicht mehr die Rede. Ueber seine dortigen Aussichten hatte er sich übrigens in seinen Briefen an den Mannheimer Intendanten nicht geäußert, auch erwähnt er sie in der Schrift „Meine theatralische Laufbahn" (Berlin 1798) mit keinem Worte. Es war ihm offenbar nicht ganz ernst damit gewesen. Am 21. November bekannte er Kirms,

---

[1]) Bezieht sich auf Böttigers Schrift über Ifflands Gastspiel.

[2]) „Der teutsche Hausvater" von Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen. 1780.

daß er die Leitung des Berliner Nationaltheaters angenommen habe [1]. Allerdings setzte er hinzu: „Ich werde hier nicht ausdauern! — In drei Jahren kann ich ebenfalls hier zurückgehen. Ich will sparen — dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen!“ Am 11. Dezember schrieb er in dieser Angelegenheit noch einmal an Kirms einen vertraulichen [2]) und einen ostensibeln [3]) offenbar für Goethe und den Herzog berechneten Brief. Auch hier spricht er noch einmal die Hoffnung aus, in einigen Jahren eine Anstellung in Weimar annehmen zu können; sie hat sich nicht erfüllt, Iffland blieb der preußischen Residenz bis zu seinem Tode erhalten, gab aber noch zweimal, 1798 und 1810, Gastspiele [4]) in Weimar. Auch stand er mit den geistigen Führern Weimars bis zu seinem Tode in Briefwechsel.

[Iffland an Böttiger [5]).]

Bad Freienwalde (bei Berlin) den 31. August 1797.

Dank für Ihr Andenken. Gefällt Ihnen der Titel: „Die Erinnerungen“ [6]) für das neue Stück? Wo nicht, schenken Sie mir einen andern. —

Wer um alles in der Welt ist der Rezensent meiner drei Stücke im Monat Juni 1797 der A. L. Z. [7]). Ist es Schiller? Soll ich durch den Weg der Redaktion ihm einen Privatbrief senden? Soll ich gar nichts thun?

Wollen Sie es übernehmen, unserm Kirms zu sagen, daß ich, da die bedungenen acht Dukaten Honorar mir hier in Courant gezahlt sind, wobei ich verliere, ich künftig fünf Stück Pistolen verlange? Wollen Sie mich entschuldigen, daß ich, da ich Kirms viel schreiben möchte, heute, da ich das nicht kann, nicht schreibe? — Wollen Sie, wenn Sie etwas

---

[1]) Vgl. Pasqué I, S. 267 f.

[2]) Ebenda S. 268.

[3]) Mitgeteilt nach der Handschrift von Hans Devrient (Archiv für Theatergeschichte, II, S. 237 ff.) D. kannte den Erstdruck im „Telegraphen“ nicht, auch entging ihm der Zweitdruck in den „Grenzboten“ (s. oben S. 188 f.), er vermutete aber mit Recht Kirms als Adressaten.

[4]) Vgl. Pasqué I, S. 270 ff. und Grenzboten a. a. O. S. 189 f.

[5]) Der „Telegraph“ a. a. O. Nr. 165.

[6]) „Die Erinnerung“, Schauspiel in 5 Akten. Erstaufführung am 25. September 1797, im Druck erschienen 1799.

[7]) Nr. 188 der Allgem. Literatur-Zeitung v. 14. Juni. Darin werden besprochen: „Das Vermächtniß“, „Advocaten“, „Dienstpflicht“. Die Rezension stammt nicht von Schiller.

über Berlin schreiben, der beiden Flecks ehrenvoll erwähnen? — unserer — gewiß seltenen — Eintracht? So viel Fragen, so viel Bitten von Ihrem Iffland.

Die Bemerkung Ifflands über Friedrich Ferdinand Fleck, einen der begabtesten Künstler des Berliner Nationaltheaters, und dessen Gattin Luise, geb. Mühl, ist, wie schon Funck hervorhob, von besonderer Bedeutung, da sie das Gerücht widerlegt, Iffland und Fleck hätten in steter Zwietracht gelebt und Iffland besonders wäre stets bemüht gewesen, Flecks Verdienste zu verkleinern [1]). Gegen Funck soll sich Iffland übrigens mehr als einmal mündlich in liebenswürdigster Weise über Fleck, in höchster Anerkennung seiner Verdienste ausgesprochen haben.

Bereits im Sommer 1798 hatte Iffland dem König die Notwendigkeit eines Theaterneubaus dargelegt, indem er zugleich einen Bauplan des Geheimen Oberbaurats Langhans einreichte. Zu Beginn des Jahres 1800 wurde der Bau begonnen. Wir erfahren aus dem folgenden Brief, daß das Gemälde des Vorhangs im neuen Schauspielhause nach einer Idee Wielands ausgeführt wurde. Ermutigt durch das Entgegenkommen des greisen Oberon-Dichters erbat man auch ein Vorspiel von ihm, das dieser aber nicht geliefert zu haben scheint.

[Iffland an Wieland in Osmannstädt [2]).]

Berlin, den 29. Mai 1800.

Die überaus warme, zarte, kräftige, wahre und schöne Idee, welche Sie uns für das Gemälde des Vorhangs gesendet haben, ist so jugendlich empfunden und so deutlich gegeben, daß sie mich innig entzückt hat.

Meine Erbschaft der russischen Krankheit hielt mich ab, Ihnen das früher zu sagen, und die warmen Danksagungen Ihres treuen Verehrers, des Herrn Grafen von der Schulenburg-Kehnert [3]), Ihnen vorzulegen.

Ich empfing vorgestern den Auftrag von ihm, das Projekt dem Herrn Geheimrath Langhans zu übergeben,

[1]) Vgl. u. a. Genée, Hundert Jahre des Königl. Schauspiels in Berlin. 1786—1886. Berlin 1886, S. 79 f.

[2]) Der Telegraph a. a. O. Nr. 166.

[3]) Der Minister Graf v. d. Schulenburg-Kehnert führte die Oberaufsicht über den Bau des neuen Theaters.

damit Herr Maler Kimpfel[1]) die Skizze entwerfe, welche sogleich Ihnen zugesendet werden wird.

Man muß so groß seyn wie Sie, um diese heilige Bescheidenheit zu besitzen, die ebenso an Ihre Werke, wie an Sie selbst, hinzieht. Der über alles Gute wacht, erhalte Sie in Kraft mit Freuden! Iffland.

[Iffland an Böttiger[2]).]

Berlin, den 28. Juni 1800.

Sie haben, mein geliebter Freund, über meinen Antrag an unsern Wieland, wegen eines Vorspiels, nicht geantwortet. Es wird also wohl nicht sein Wille seyn. Wenn nur die Idee Ihnen nicht Mißfallen erregt hat, so gut sie gemeint war!

Die Zeichnung des Vorhangs wird bald eintreffen. Wir sind nur in Sorgen, daß die eigne, weit, vielleicht zu weit gehende Bescheidenheit des Königs machen könnte, daß er den Jupiter weg haben wollen könnte.

Wenn Sie meiner noch gedenken, so sagen Sie mir ein Wort. Wissen Sie etwas Gewisses von Kotzebue's Ergehen? Wenn man es zuverläßig wüßte, wie es steht, glaube ich, daß man hier nicht abgeneigt wäre, sich für ihn zu verwenden. Thun Sie also bald etwas zu einer Nachricht an mich, wenn Sie eine zuverlässige haben. Ihr

Iffland.

August von Kotzebue war am 10. April 1800 mit seiner Frau und drei seiner Kinder von Weimar aufgebrochen, um seine Gattin zu ihren Verwandten und Freunden nach Rußland zu bringen und seine übrigen in Petersburg zurückgelassenen Kinder wiederzusehen. Er hatte die Reise angetreten, obwohl er von verschiedenen Seiten gewarnt worden war und wissen mußte, daß Kaiser Paul aus Mißtrauen gegen alles aus dem Auslande Kommende eine allgemeine Grenzsperre befohlen hatte. Nach Ueberschreitung der preußisch-russischen Grenze war Kotzebue dann verhaftet, von den Seinigen getrennt und nach Sibirien transportiert worden. Die Nachricht davon hatte bei seinen Freunden in Weimar wahres Entsetzen erregt. Durch Böttiger erfuhr

[1]) Joh. Christ. Kimpfel (1750—1805).
[2]) Der Telegraph a. a. O. Nr. 166.

auch Iffland davon und suchte nun mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln für die Befreiung des ihm persönlich bekannten Schriftstellers zu wirken.

[Iffland an Böttiger[1]).]

Berlin, den 28. .... [2]) 1800.

Gestern kömt Ihr Brief und heute schreibe ich d. Hrn. Minister von Schulenburg mit aller Wärme, deren ich fähig bin, bitte ihn Kotzebues Retter zu werden. — Er ist (der Minister) ein entschloßener kräftiger, feuriger, edler Mann — und ich hoffe alles von ihm! Eilen Sie, mir alles, was Sie von dem Wie und Warum wissen, zu melden, damit ich alles dem Minister berichte! Was ein so armes Individuum, als ich bin, vermag, will ich treulich verwenden! Nur bald Nachricht! In Eile Ihr Iffland.

Im Jahre 1801 suchte man vergeblich, Iffland für ein neues Gastspiel in Weimar zu gewinnen. Als die Verhandlungen noch schwebten, schrieb der Vielbegehrte an Kirms:

[Iffland an Kirms [3]).]

Berlin, im Februar 1801.

Ueber meine Reise bin ich in vollem Treiben und in sehr großer Verlegenheit. Länger standen die Wiener mit mir in Unterhandlung, nun mahnen sie mich an mein Versprechen, wollen mich vom 15. April bis Ende Mai [4]). Ich strebe, 14 Tage abzuhandeln. Der Herzog von Weimar sagt mir, ich solle Ende Mai's kommen. Vor allem negotiire ich meinen Urlaub durch Beyme [5]). Da werde ich nun erst das Resultat abwarten, dann kommt die Wiener Antwort. Wahrlich, ich habe alles gethan, Wien zu unterdrücken, wohin mein Herz nicht wünscht. Meine Vernunft scheint als in ein neues Land, unter neue Charaktere, Erfahrungen mich gegen mein Herz hinzutreiben. Ich hoffe, es wird nichts daraus. Auf allen Fall denke ich Wien, Weimar und Leipzig zu vereinen. Bremen, München und Frankfurt habe ich schon

[1]) Zuerst gedruckt in der Augsburger Allgem. Zeitung, Wochenausgabe Nr. 24 v. 14. 6. 1867.
[2]) „Jan.“, wie es dort heißt, muß auf einem Lesefehler beruhen.
[3]) Der Telegraph a. a. O. Nr. 166.
[4]) Das Wiener Gastspiel fand im Juni 1801 statt.
[5]) Karl Friedrich Graf von Beyme, Kabinettsrat des Königs.

aus meinem Plan gestrichen. Mein Brief an Beyme ist schon vier Tage gegeben und noch habe ich kein Zeichen des Lebens von ihm.

Die Wiener haben für 15 Rollen und sechs Wochen 1500 Thaler, die Leipziger für 14 Rollen und vier Wochen 200 Friedrichsd'or und freie Wohnung, Prag zwei Einnahmen für vierzehn Tage geboten. Wien suche ich auf vier Wochen, zwölf Rollen und 1800 Thaler zu schrauben; Prag opfere ich etwa auf. Zwölf Wochen Urlaub strebe ich zu haben. Mir ist's recht, wenn entweder der feige König Wien verbietet oder Wien selbst mich zurückschreckt. Ganz kann ich es nicht wegwerfen, da mein Etablissement im Thiergarten[1]) zwar schön ist, aber Geld kostet. Wie lange würde mich Weimar haben wollen? Das Honorar? — ach, lieber Kirms, sagen Sie mir, so oder so ist es uns passend. Ein Viertel Freude, ein Viertel Gewinn, zwei Viertel Herz, so ist meine Rechnung für Weimar und da ist ja unter uns das Abkommen nicht so schwer.

Ich setze meine Lage mit einer fast ekelhaften Deutlichkeit Ihnen auseinander, damit ich nicht das Ansehen einer Kokette habe, die alle Theile conserviren und keinen verlieren möchte, wo möglich aber den Wohlfeilen zu betrügen sucht. Weimar ist in jedem Sinne der Punkt meines Herzens. Zu diesen Worten bedarf es bei Ihnen weder Commentar noch Betheuerungen. Iffland.

Der folgende Brief ist von seinem ersten Herausgeber denen des Jahres 1796 beigesellt worden. Das ist zweifellos ein Irrtum. Einen Anhaltspunkt zur Bestimmung des Datums haben wir in den Worten, die sich auf die bevorstehende Vermählung des 1783 geborenen Erbprinzen Karl Friedrich beziehen. 1796 wäre der Erbprinz erst 13 Jahre gewesen; da die Weimarer Prinzen nicht vor Erlangung der Großjährigkeit, d. h. vor der Vollendung des achtzehnten Lebensjahres, zu heiraten pflegten, ist an das Jahr 1796 als Entstehungszeit des Briefes nicht zu denken, eher an das Jahr 1799. Als die russische Großfürstin Maria Paulowna dreizehn Jahre zählte, d. h. 1799, soll Herzog Karl August zum ersten Mal für seinen Sohn um ihre Hand angehalten haben[2]).

[1]) Iffland hatte eine schöne Besitzung im Berliner Tiergarten erworben.
[2]) Natalie v. Milde, Maria Paulowna. Hamburg 1904 S. 5.

Davon wußte aber Kirms schwerlich etwas. Dagegen wurden wirkliche Verhandlungen wegen der fürstlichen Verbindung erst im Jahre 1801 [1]) in Petersburg durch den Geheimrat Wilhelm von Wolzogen geführt, und diese waren in Weimar schwerlich Geheimnis geblieben. So können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der erneute und zwar abermals vergebliche Versuch, Iffland als Bühnenleiter nach Weimar zu ziehen, 1801 oder 1802 stattfand, zwei bis drei Jahre vor Karl Friedrichs Vermählung mit Maria Paulowna.

[Kirms an Böttiger [2]).]

[Ohne Datum.]

Ich dächte, Sie antworteten dem Iffland Folgendes: Daß die Uebertragung des Direktoriums an ihn mir herzlich lieb seyn würde, sey außer Zweifel. Goethe würde am Ende es auch gerne sehen, wenn ihm diese Geschäfte abgenommen würden. Die Herzoginnen und selbst der Herzog würden dafür seyn. Freilich könnte ihm der Herzog nicht soviel bezahlen, als der König. Jetzt, glaubten Sie, und ich wäre auch der Meinung, würde bei den enormen Ausgaben auf den Schloßbau [3]) wohl keine Besoldung auf ihn ausgeworfen werden können, wohl aber ohngefähr in 1½ bis 2 Jahren, wo der Prinz heirathet, dieser dem Theater etwas zuschießen, und wo das Theater beständig anwesend seyn könnte.

Ich hätte Lust, dem Iffland heute zu schreiben, wenn Sie ein Briefchen beilegen wollten. Der Ihrige

F. Kirms.

Die Verhandlungen haben sich auch damals zerschlagen. Wie 1796 Karl August volles Verständnis für Ifflands Handlungsweise bewies, so grollte ihm der Weimarer Hof auch jetzt nicht. Gelegentlich eines Zeugnisses für den nach

---

[6]) Nicht 1802, wie Preller angibt. (Ein ürstliches Leben. Weimar 1859 S. 2 f.). Vgl. Lina Morgenstern, Die Frauen des 19. Jahrhunderts, Berlin 1888, S. 38 f. (auf archivalischen Studien beruhend).

[7]) Der Telegraph Nr. 147.

[8]) Der Neubau des 1774 abgebrannten Weimarer Schlosses fällt in die Jahre 1789—1803.

Berlin gehenden Schauspieler Friedrich Cordemann, der bei der Uraufführung von Schillers „Braut von Messina" am 19. März 1803 den Don Manuel gespielt hatte, schrieb die Herzogin Anna Amalia an Iffland und versicherte ihn ihres Wohlwollens und ihrer Achtung für sein „seltenes Talent" und seine Verdienste „um die deutsche Schaubühne" [9]).

---

[9]) Der Entwurf zu dem Brief befindet sich im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar (A. XVIII, 63). Er ist undatiert, aber nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Archivdirektors Dr. Tille nicht vor dem 6. Februar 1804 anzusetzen.

Eine Ausstellung von Miniaturbildnissen.

Aeltere Besucher des Kestner-Museums werden sich noch einer Anzahl von Miniaturbildern erinnern, welche dort etwa i. J. 1894 ausgestellt waren. Der Künstler, dem sie ihre Entstehung verdankten, war der Stadthannoveraner Carl Louis Georg Bostelmann, geb. 1825, gest. 1912, einer der letzten Vertreter dieser reizvollen Kunst. Fand auch die feine Ausführung der kleinen Gemälde damals allgemeinen Beifall, so mußte man sich doch sagen, daß unsere Zeit dieser Kunstübung nicht mehr günstig ist. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß z. Z. in den Räumen der Kestner-Gesellschaft, Königstr. 8, eine Ausstellung stattfindet, deren Umfang und Inhalt derart ist, daß wir dadurch einen Einblick in das Wesen und die Entwicklung der Miniatur-Malerei erhalten. Herr Museumsdirektor Dr. Brinckmann hat sich das Verdienst erworben, hier auf Grund mühevoller Arbeit eine außerordentlich reiche Sammlung von Bildnissen, ausschließlich aus niedersächsischem Privatbesitz stammend, wenigstens für einige Wochen vereinigt und durch eine eingehende Beschreibung dafür gesorgt zu haben, daß die Ergebnisse der Ausstellung auch der Nachwelt erhalten bleiben.

Schon ein flüchtiger Rundgang durch die Zimmer des Erd- und ersten Obergeschosses, die sämtlich den Zwecken der Ausstellung dienen, gibt einen Begriff von dem, was hier geleistet ist. Zu dem Gesamteindrucke, den der Besucher erhält, trägt auch die Ausstattung der Räume bei, die durchaus der Zeit entspricht, welcher die Mehrzahl der ausgestellten Gegenstände angehört. Sofern es sich mit den Grundsätzen künstlerischer Anordnung vereinbaren ließ, sind die aus einem Besitz stammenden Miniaturen sowie die sich auf eine bestimmte Familie beziehenden Bildnisse räumlich vereinigt worden. Wir sehen auf diese Weise Träger von Namen, die in unserer Heimat einen guten Klang haben, zusammen mit ihren Angehörigen im Bilde vor uns. So bezeichnet die Ausstellung nicht nur auf kunstgeschichtlichem Gebiete einen Erfolg, sondern stellt

zugleich auch eine Betätigung des Familiensinnes dar und wird hoffentlich auch in dieser Beziehung vorbildlich wirken.

Infolge der leider nur kurzen Dauer der Ausstellung, vom 18. September bis 13. Oktober, werden die Bilder schon bald wieder in den Besitz ihrer Eigentümer zurückgelangt sein. Da mag schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß der von Dr. Brinckmann verfaßte Katalog die Reichhaltigkeit der Ausstellung vor Augen führt und demnächst eine wertvolle Erinnerung an sie für uns bilden wird. Aus den Mitteln der Kestner-Gesellschaft hergestellt und von dieser für 10 Mk. netto zu beziehen, enthält er 208 Seiten Text sowie 36 Tafeln, auf denen 84 der ausgestellten Bildnisse abgebildet sind. Das Wesen der Miniaturmalerei bringt es mit sich, daß diese ausgewählten Bilder, mit 3 Ausnahmen, sämtlich in natürlicher Größe wiedergegeben werden konnten.

Den Inhalt des Katalogs bildet, nach einer Einleitung, zunächst ein Verzeichnis der Aussteller, von denen der Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg, Herzog von Cumberland, der Großherzog von Oldenburg, der Fürst zur Lippe, der Fürst zu Schaumburg-Lippe und Fürst Münster-Derneburg an erster Stelle zu nennen sind. Sodann folgen, alphabetisch angeordnet, noch weitere 142 Namen von Ausstellern. Daran schließt sich das Verzeichnis der ausgestellten Miniaturen, und zwar zunächst Bildnisse des 16. und 17. Jahrhunderts (Nr. 1—63), darauf solche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Nr. 64—196), alsdann aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Nr. 197—463 und 935), dann des 19. Jahrhunderts (Nr. 464—934). Es folgen noch Silberstift-Miniaturen (Nr. 936—960), Kleinbildnisse in Oel, Aquarell und Pastell sowie Zeichnungen (Nr. 961—1036), Porzellantassen und Emaildosen (Nr. 1037 bis 1055), Silhouetten (Nr. 1056—1176). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der Künstler. J.

Aus der Sammlung der Landes-Verordnungen im Stadtarchive.

Calender.

1. „Georgii I., Königs von Großbrit. Verordnung, daß die Oster-Fest-Rechnung nach dem Calculo astronomico gemachet werden solle. Herrenhausen, den 20. Sept. 1723."

2. „Herzog Georg Wilhelms Verordnung, daß der verbesserte Julianische Calender solle eingeführet werden, und die Zeit- und Fest-Rechnungen mit dem Lauf der Sonnen und Monden zu vereinbaren." Celle, den 18. Dec. 1699.

Curen.

„Policey-Ordnung, in specie innerliche Curen und grassirende Krankheiten betr. 1. Der Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Geh. Cantzley Verordnung, daß die Apotheker, Chirurgi, Bader, Balbirer und Wehemütter sich der innerlichen Curen nicht unternehmen sollen. Hannover, den 20. May 1710.

2. Churf. Georg Ludewig zu Br. und Lüneb. Privilegium Doct. Joh. Andr. Eysenbarth ertheilet. Hannover, den 24. Sept. 1710 (s. Hannov. Geschichtsbl. Jahrg. 1906, S. 32).

3. Georg, Königs von Großbrit. und Churfürst zu Br. und Lüneb. Verordnung wegen der sich äußernden ansteckenden Krankheiten. Hannover, den 6. Martii 1723.

4. Derer Medicorum an Königl. Geh. Räthe abgestattetes Consilium Medicum über die grassirende Krankheit. Hannover, den 12. Sept. 1727.

5. Ausschreiben, daß die Barbirer sich der innerlichen Curen enthalten sollen. Celle, den 6. December 1688.

6. Herzog Georg Wilhelms Verordnung, daß die Quacksalber und umherziehende Medici sich bey der Obrigkeit des Orts erst zu legitimiren und sodann dieselbe erst sollen examiniret werden." Celle, den 18. März 1698.

Druckerei. Kurfürstl. Verfügung v. 6. Mai 1705.

Duell-Mandat. 1—4. 1691—1726.

Ecclesiastica. 1. Sabbaths-Feyer. 2. Catechismus-Lehre. 3. Eheverlöbnisse. 4. Kirchen-Stühle. 5. Beichtkinder. 6. Verbesserung des Schulwesens. 7. Kirchenweihungen. 8. Pietisterey. 9. Catholisch Religions-Exercitium. 10. Abergläubische Todten-Besehung. Nr. 1—53. 1546—1725.

Eisen-Kram. 1—7. 1621—1709.
Feuer-Ordnung. 1—15. 1678—1720.
Land-Fiscal. 1720 und 1724.
Fischfang. 1637 und 1725.
Flachs-Rottung. 1—5. 1592—1719.
Fleischer-Amt. 1696.
Fündlinge. 1711.
Gänsezucht. 1714.
Garn-Handel. 1—4. 1681—1722.
Garten-Dieberey. 1696. 1712. 1715. 1719.
Gartenleute. 1720—1721.
Gartenfrüchte. 1704. 1707. 1726.
Gassenreinigung. 1—27. 1694—1729.

„Demnach man wahrgenommen, daß die hiesige Einwohnere öfters den aus ihren Höfen auf die Gassen tragenden Mist daselbst etliche Tage, ehe er weggefahren wird, liegen lassen, solches aber nicht allein wegen des häßlichen Gestanks, sondern auch wegen Beeng- und Verunsauberung der Gassen nicht zu dulden, als soll hinführo bey 2 Rthlr. und, nach Befinden, höherer Geldstrafe kein Mist vor dem Tage, da derselbe weggefahren wird, auf die Gassen getragen werden. Wornach sich Männiglich zu achten. Signatum Hannover, den 1. Decemb. 1694."

„Nach demmahlen Uns angezeiget worden, der Augenschein es auch ergiebet, daß verschiedene in hiesiger Altstädt wohnhafte, sowohl Bürger als andere, des Magistrats Jurisdiction nicht unterworfene Personen allerhand Kummer und Unrath aus ihren Häusern auf die Straßen schütten und in gewisse Haufen bringen lassen, solches aber nicht allein ein gar übles Ansehen giebt, sondern auch denen der Straßen Reinigung halber ergangenen Verordnungen allerdings entgegen ist, so wird Namens Sr. Königl. Majestät Unsers allergnädigsten Herrn ein jeder hiemit gewarnet und

befehliget, sich dessen nicht allein selbst zu enthalten, sondern auch solche Anstalt unter seinem Gesinde zu machen, daß solches unterlassen, und überall kein Kummer und Unrath aus seinem Hause und Hofe auf die Straße geschüttet, viel weniger in Haufen und Hucken gebracht, sondern in denen Häusern und Höfen gelassen oder auf eines jeden Unkosten weggeschaffet, der Auskehricht von der Deel und Cammern aber in einem Gefäß so lang verwahrlich behalten werden, bis die Kothfuhren kommen, welche denselben mitzunehmen schuldig sind. Sollte jemand, er sey, wer er wollte, dawider handeln, oder daß solches von seinem Gesinde geschehen, gestatten, soll derselbe nach Anweisung der Ordnung nicht allein in 2 Rthlr. Strafe verfallen seyn, sondern es hat Bürgermeister und Rath, wie auch der Policey-Commissar Westphal Befehl, demselben den Unrath, Kummer und Auskehricht durch die Raths-, Gerichts- und auch Policeydiener, ohne Ansehn der Person und Unterscheid, unter was vor Jurisdiction dieselbe gesessen, ohne alle Weitläuftigkeit in ihr Haus werfen zu lassen, und neben obbedeuter Strafe noch 6 Gr. für solche Execution von dem Hauswirthe prompte zu exequiren. Wornach sich ein jeder zu achten und für Ungelegenheit zu hüten. Hannover, d. 4. Martii 1719.

Königl. Großbrit. zur Churfürstl. Braunschw. Küneb. Regierung verordnete Geheimbte Räthe."

Gast- oder Logier-Zettul. 1—6. 1694—1706.

„Herzog Ernst Augusts Verordnung, daß die Gastgebere, Wirthe und welche Frembde aufnehmen, die Personen und deren Namen alle Abend nach geschlossenen Thoren specificiren sollen. 29. Juli 1694."

Goldschmiede. 1709 und 1710.

Bd. III.

Heerstraße. Nr. 1—9. 1690—1721.
Verkaufung Heu und Strohes. 1699 und 1714.
Hokenamt. 1—6. 1686—1725.
Holzung. 1—22. 1665—1718.
Hunde. 1—5. 1645—1727.
Hurerei. 1593.
Jagd. Wilddieberey. 1—18. 1598—1724.
Jahr- und Vieh-Märkte. 1—38. 1585—1710.
Manufacturen, Fabriquen, item Import. 1—16. 1708—1725.

Juden-Handlung. 1—9. 1615—1723.
Jurisdictions-Sachen. 1—28. 1616—1726.
Landtags-Abschiede. 1598—1696.
Kleiderſellerinnen. 1710.
Korn. 1—12. 1638—1699.
Korn-Taxe. 1—3. 1643 und 1645.
Korn-Zuschlag. 1—24. 1597—1715.
Kram-Waaren. 1—10. 1628—1727.
Kramer und Hauſirer. 1701—1718.

Bd. IV.

Leinſtrom. 1—14. 1716—1726.

Leuchten-Pfähle. Da die Landes-Regierung „mit größeſtem Mißfallen vernommen, was geſtalt die auf denen Gaſſen dieſer Reſidenz-Stadt ſtehende Leuchten von muthwilligen böſen Leuten theils zerbrochen, theils die Lampen daraus geſtohlen, theils auch die Pfähle, worauf ſolche Leuchten geſetzet, zerhauen und verdorben worden", ſo wurde durch fürſtliche Verfügung vom 9. April 1696 angedroht, daß „ſelbiger andern zum Schrecken und Exempel ohn einiges Nachſehen mit Ruthen ausgeſtrichen und Unſerer und Unſers Hauſes Lande auf ewig verwieſen werden ſolle".

Knechte-Lohn. 1654 und 1700.

Maaße und Gewichte, in specie Haſpel-Ordnung. 1—6. 1681—1723.

Verordnungen von Maaße und Gewicht. 1—19. 1692—1724.

Maſtung. 1689 und 1694.

Kupfer- und Meßings-Händeler, item Kupferſchmiede, Beckenſchläger ꝛc. betr. 1686.

Meyer-Hof-Güter. 1—20. 1604—1723.

Lehn, Mindiſch Churbrandenburgiſch. 1—10. 1588—1719.

Mühle. Mühlen-Metze. 1—4. 1696—1725.

Münz-Ordnung. 1—65. 1554—1726.

Stadt-Musicanten. 1—6. 1715—1722.

Bd. V.

Militaria. 1—68. 1604—1726.

" in specie Bellum tricennale. 1—21. 1587—1633.

Nachrichter. 1—7. 1687—1716.
Pasquille. 1—5. 1603—1724.

„Wir Bürgermeister und Rath der Churfürstl. Residence Hannover fügen hiemit jedermänniglich zu wissen, daß obwohl in denen gemeinen Rechten und des heil. Röm. Reichs Peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung Pasquille und Schmäh-Briefe zu verfertigen und auszubreiten bey Leib- und Lebens-Strafe, auch Verlust der Ehren verboten, sich dennoch dem zuwider vor kurzer Zeit Gottes- und Ehrvergessene boshaftige Leute dergleichen Schand-Schriften, in welchen das sämbtliche Raths-Collegium in genere, auch ein jedweder in speciè grober Verbrechen beschuldiget, auch andere in öffentlichen Ehren-Aembtern sitzende Leute unverantwortlich angezapfet worden, zu fertigen und publicè auszustreuen, und dadurch ehrlicher rechtschaffener Leute wohlbekannten guten Leumund und ehrlichen Namen ganz unverantwortlicher Weise zu verunglimpfen unterstanden. Wann wir aber tragenden obrigkeitlichen Ambts halber solchem boshaftigen Unternehmen nicht nachsehen können, sondern zu Erkundigung der leichtfertigen Pasquillanten sowohl deren Helfershelfern und Propalanten allen Fleiß anzuwenden, auch wider dieselbe denen Rechten nach zu verfahren und sie zur verdienten Strafe zu ziehen, oder, da sie über alles Vermuthen nicht sollten zu erforschen seyn, die Schmäh-Chartequen durch den Nachrichter in loco famoso öffentlich verbrennen, und deren Autores andern zum Abscheu vor ehrenlos declariren zu lassen, der Nothwendigkeit zu seyn erachtet: Als werden alle und jede unsere Bürger und Einwohner, oder wer sonsten glaubliche Anzeige von dem Pasquillanten, dessen Helfern und denenjenigen, so die Schmäh-Briefe propaliret und in der Stadt kundbar gemachet, geben könnte, hiermit ernstlich, auch bey denen Eyden und Pflichten, damit ie der Stadt und dem Magistrat zugethan, dieselbe bey uns anzuzeigen und namhaft zu machen vermahnet. Allermaßen wir zu dernselben mehrern Erkundigung uns hiermit demjenigen, der den Pasquillanten anzeigen wird, nicht allein zwanzig Reichsthaler zum praemio alsofort richtig bezahlen zu lassen erbieten, sondern auch des Anzeigers Namen verschwiegen, ihn auch wider jedermänniglich Schutz zu halten versprechen.

Zu Urkund dessen haben wir solches unter dem gemeinen Stadt-Secret hiermit zu eines jedwedern Wissenschaft offent-

lich anschlagen lassen. Signatum Hannover den 22. Febr. Anno 1702."

Pest=Contagion. 1—88. 1609—1719.

„Von Gottes Gnaden Wir Ernst Augustus, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. Hiemit wird jedermänniglich kund und zu wissen gethan, daß wegen der Pestgefahr alle diejenigen, so in diese Lande von oben oder aus Westfalen her kommen, zu Osterode, Schartzfelde, Catlenburg, Lauterberg, Northeim, Göttingen, Münden, Hameln, Colefeld und Lockum, wie sie einen oder andern von diesen Orten ihrer Reise nach am bequemsten finden, sich angeben, und allhier so wenig als sonsten an andern hieoben nicht benannten Orten zu passieren sich erkühnen sollen, bey Confiscation und respectivè Verbrennung ihrer Güter, auch Leib= und Lebensstrafe. Wornach sich ein jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Hannover den 8. Novembris 1680. Ernst Augustus."

Bd. VI.

Pferde. 1—5. 1684—1708.

Pulver. Verordnung wegen des Salpeter-Siedens und Pulvermachens. Wolfenbüttel, 10. Okt. 1615.

Rechnungen. Verordnung vom 15. April 1705.

Ritter=Pferde. 1619 und 1675.

Salzhandel. 1702 und 1723.

Schatz=Constitutiones. Calenbergscher Landrenterey. Scheffelschatz. 1—6. 1696—1725.

Service. Einquartierung. 1—11. 1682—1724.

" Durchmarsch. 1697 und 1707.

Schiffahrt. Harburgische Schiffordnung von 1707.

Schornsteinfeger. 1—8. 1694—1726.

Seiler. 1591 und 1618.

Schuster=Amt. 1—8. 1698—1724.

Schützen=Ordnung. 1—13. 1575—1718. (Vgl. Hannov. Geschichtsblätter Jahrg. 1903 S. 302—320.)

Städte. 1—5. 1702—1726.

Studia. Selectus ingeniorum. 1—5. 1705—1724.

„Georg, von Gottes Gnaden König von Groß=Britannien, Frankreich und Irlond, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heil. Röm. Reichs Erz=Schatzmeister und Chur=Fürst.

Nachdem Wir aus verschiedenen wichtigen Ursachen nöthig befunden, in Unsern gesamten teutschen Landen die Verfügung zu machen, daß alle diejenige, so Stipendia ordinaria oder extraordinaria aus Unsern Aerariis oder andern Privat-Vermächtnissen genießen, so viele Jahre, als die Stipendia gereichet werden, alle übrige aber, so Theologiam studiren und Kirchen- oder Schul-Bedienungen in oberwähnten Unsern Landen erhalten wollen, wenigstens zwey Jahre auf Unserer Julius-Universität zu Helmstädt studiren sollen, als haben wir solches hiedurch zu Jedermanns Notiz bringen und Unseren sämtlichen Raths-Collegiis, insonderheit aber Unsern Consistoriis zu Hannover, Bremen und Ratzeburg, nebst denen Patronis Ecclesiarum et Scholarum hiemit allergnädigst anbefehlen wollen, darüber zu halten und bey sich eräugenden Vacanzen diese Unsere Verordnung dergestalt vor Augen zu haben, daß keiner praesentiret, der nicht mittelst eines Testimonii vom zeitigen Vice-Rectore ermeldter Unserer Julius-Universität beybringet und darthut, daß er dieser Unserer Verordnung behörig gelebet habe. Kensington den 9./20. Octobr. 1724.

Georg Rex.

Hattorf."

Stellung der Uhren. 1692 und 1697.

Tauben halten; wider Schießen. 1699 und 1719.

Vieh-Seuche. 1—18. 1618—1717.

Vormundschaft. 1692.

Vorkauf. 1—34. 1649—1727.

Wegebesserung. 1—6. 1698—1719.

Weinhandel. 1—7. 1714—1723.

Wiesen- und Felder-Zuschlag. 1—4. 1700—1720.

Wollenhandel und Besichtigung. 1—12. 1698 bis 1721.

Zehnt-Ordnung. 1—4. 1703 und 1709.

(Zigeuner) Landstreicher. 1—16. 1603—1720.

Zinn-Ordnung. 1—3. 1709—1714.

Zoll. 1—4. 1648—1725.

